Einführung
in die
deutsche Literatur,
vermittelt durch
Erläuterungen von Musterstücken
aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller.

Für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

August Lüben, Seminardirector in Bremen, und **Carl Nacke,** weil. Lehrer der 1. Bürgerschule in Merseburg.

Dritte, verbesserte Auflage.

Zugleich als
Commentar zu dem Lesebuche für Bürgerschulen
von denselben Herausgebern und zu der
Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke
von A. Lüben.

Erster Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1865.

Vorrede zur ersten Auflage.

Kein Unterrichtsgegenstand hat den Lehrern in der neuern Zeit so viel Noth gemacht, als die deutsche Sprache. Die Schuld hiervon liegt ohne Zweifel theils in der nicht zu verkennenden Schwierigkeit des Gegenstandes selbst, theils in der Ungewißheit über den Werth des dem Unterrichte zu Grunde liegenden Materials, so wie der dafür angewandten Methode. Von den achtungswerthesten Seiten her sind während eines Zeitraums von ungefähr 25 Jahren die verschiedensten Ansichten hierüber ausgesprochen und vertheidigt worden. In Betreff des Materials hegte man zu Anfange jener Zeit keinen Zweifel: es war für alle Schulen die Grammatik. Aber die Methode, nach welcher diese gelehrt wurde, erregte hier und da Bedenken. Angeregt durch die Pestalozzische Schule, verließ man zunächst die der lateinischen Grammatik entlehnte wissenschaftliche Anordnung des Stoffes und brachte eine mehr elementare in Vorschlag, führte auch passende Uebungen ein. Kurze Zeit darnach lenkten Beckers gründliche Forschungen den Blick auf das Material. Eine elementare Bearbeitung seiner trefflichen Grammatik wurde mit Jubel begrüßt und fast allgemein dem Unterricht zu Grunde gelegt. Ein Fortschritt war hierdurch allerdings begründet; aber der verhältnißmäßig geringe Erfolg des ganzen Unterrichts für Sprachbildung ließ doch bald genug erkennen, daß wenigstens für die Volksschule das Rechte noch nicht gefunden sei. Man suchte das Heil wieder in der Methode und empfahl namentlich der Volksschule, den Gang der Grammatik, wie die „Sprachdenklehren" ihn vorgeschrieben, ganz aufzugeben und das Nöthigste daraus gelegentlich an das Lesebuch zu knüpfen. Für die Schwächern unter den Lehrern entstand aus der Anpreisung dieses Verfahrens völlige Rathlosigkeit; in dem dunkeln Gefühl, nicht das Rechte zu thun, legten sie den Führer auf die Seite, der sie bisher geleitet hatte, und irrten nun planlos umher. Auch die Tüchtigern fühlten sich mit der Zeit auf diesem Wege nicht behaglich und sannen auf Besseres, das jetzt in Wahrheit nahe lag.

Die Aufforderung, den Sprachunterricht an das Lesebuch zu knüpfen, hatte nämlich unvermerkt den Blick auf den Inhalt der Lesestücke gerichtet und erkennen lassen, daß es die Sprachbildung weit mehr fördere, diesen den Schülern anzueignen, als Grammatik zu treiben. Ein Theil der Lehrer ging so weit, das alte Material, die Grammatik, ganz aus der Schule zu verbannen und alle Zeit ausschließlich dem neu erworbenen, dem Besprechen guter Lesestücke, zu widmen. Von den umsichtigern Pädagogen wird dies Verfahren mit Recht als ein extremes bezeichnet; sie fordern, dem neuen wie dem alten Material sein Recht werden zu lassen, betrachten jedoch Ersteres als die Hauptsache.

Diese Ansicht theilen auch die Herausgeber dieser Schrift: sie verlangen gründliche Besprechung und Aneignung des Inhalts mustergültiger Darstellungen und Verständniß der Form derselben. Was für Letzteres, also für die Grammatik erforderlich ist, knüpfen sie theils an das Lesebuch, theils an besonders dafür gewählte, inhaltreiche Sätze. Der Gang, den sie dabei befolgen, ist unabhängig von dem, welcher die Aneignung des Inhalts von Musterstücken zum Zweck hat; indeß berühren sich doch beide Wege vielfach, so daß die Uebungen des einen Gegenstandes fördernd auf die des andern einwirken.

Von der Belehrung über Grammatik haben wir in dieser Schrift ganz abgesehen. Wir bieten in derselben den Lehrern eine Anleitung zum Verständniß des Besten unserer klassischen Nationalliteratur dar, des Materials also, das sich erfahrungsmäßig als das geeignetste für die Sprachbildung, wie überhaupt für allseitige Geistesentwickelung der Jugend erwiesen hat. Niedergelegt ist dasselbe in unserm „Lesebuch für Bürgerschulen"*). In den meisten Abschnitten dieser Anleitung haben wir uns jedoch nicht auf diese Auswahl beschränkt, sondern noch manches werthvolle Stück hinzugefügt. Es geschah dies hauptsächlich mit Rücksicht auf die Lehrer. Den meisten von ihnen fehlt in Folge ihres Bildungsganges eine genaue Kenntniß unserer Literatur. Wenige von ihnen dürften aber noch verkennen, daß Literaturkenntniß für sie nothwendig, unerläßlich geworden ist. Abgesehen davon, daß sie durch

---

*) Leipzig, bei Brandstetter. 2. Auflage. 1. Theil 4 Ngr. 2. Theil 6 Ngr, 3 Theil 8 Ngr, 4. Theil 9 Ngr., 5. Theil 9 Ngr., 6. Theil 12½ Ngr.

Nichts ihre Gesammtbildung in dem Maße fördern können, als durch sorgfältiges Studium der klassischen Literatur, wird es ihnen auch unmöglich sein, einen wahrhaft fruchtbaren Sprachunterricht zu ertheilen. Selbst das gegenwärtige gesellige Leben fordert Literaturkenntniß vom Lehrer.

Für das Selbststudium wird der Lehrer die Folge unseres Buches innehalten können. Gestatten es Zeit und Hülfsmittel, so wird es natürlich von bedeutendem Nutzen für ihn sein, wenn er sich noch umfänglicher mit den einzelnen Schriftstellern bekannt macht, also beispielsweise das Nibelungenlied, die Gudrun, den Parcival, Lessing's, Herder's, Göthe's, Schiller's u. a. Schriften ganz liest. Die erforderlichen Nachweise dazu geben die Biographien und die ihnen angehängten Abschnitte über die Literatur.

Für die Schule wird sich der Lehrer auf das Material beschränken, welches unser Lesebuch darbietet. Ebenso wird es zweckmäßig, ja nothwendig sein, für den Schulunterricht den Gang einzuschlagen, den das Lesebuch vom dritten Theile an vorschreibt. Es entstehen dadurch vier vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende Unterrichtsstufen. Unsere Bearbeitung der einzelnen Stücke ist hiernach eingerichtet, wie ein Blick auf dieselbe lehrt.

Der Gang, den wir bei unseren Erläuterungen innegehalten haben, ergiebt sich aus dem Gegenstande selbst und ist durch die Ueberschriften überall bezeichnet worden. Ein gutes „Vorlesen" des ganzen Stückes durch den Lehrer muß überall das Erste sein, was die Auffassung und Hauptwirkung desselben anbahnt. Daran knüpft sich ein „Abfragen des Inhalts", wobei vorausgesetzt wird, daß die Schüler das Musterstück in Händen haben. In vielen Fällen werden sich damit die von uns gegebenen „Erläuterungen" verbinden lassen, während hier und da diese dem Abfragen werden vorangehen müssen. Ist der Schüler durch diese Uebungen tiefer eingedrungen in den Inhalt des Stückes, so überzeugt man sich durch nichts besser von dem richtigen Verständniß und der vollständigen Auffassung des Ganzen, als wenn man ihn zu einer „Angabe des Inhalts" veranlaßt, ganz abgesehen davon, daß diese Uebung vorzüglich geeignet ist, Sprachgewandtheit zu fördern, also auch mit Rücksicht auf Stilistik von Bedeutung ist. Darauf wird die Aufmerksamkeit des Schülers in

allen Fällen, wo ein Musterstück handelnde Personen vorführt, auf diese gelenkt und darnach getrachtet, daß er sich aus den dargebotenen Materialien ein Charakterbild zusammen zu stellen und sprachrichtig wieder zu geben im Stande ist, mündlich und schriftlich. Bei der „Inhaltsangabe" eines Stückes wird dem Schüler schon klar, daß ein guter Schriftsteller bei jeder seiner Arbeiten einen ganz bestimmten Zweck vor Augen hat und daß Vieles in seiner Darstellung nur dazu dient, diesen Zweck ins rechte Licht zu stellen. Damit er nun überall Mittel und Zweck unterscheiden und aus beiden den rechten Nutzen ziehen lerne, so veranlassen wir ihn zum Aufsuchen der „Grundgedanken" jedes Musterstückes. Diese Uebung ist natürlich nicht leicht, aber, wie leicht begreiflich, unerläßlich, wenn der Schüler dahin kommen soll, sich vollkommen Rechenschaft von einem Sprachstücke zu geben. Aber nicht bloß der Inhalt, sondern auch die „Form der Darstellung" verdient Beachtung, theils damit der Schüler sich überhaupt nach dieser Richtung hin orientiren lerne, theils auch, damit er später eigene Productionen mit Bewußtsein liefere und nicht gegen allgemein Feststehendes verstoße. Darum lenken wir, nach Auffassung des Inhalts, auch hierauf sein Augenmerk. Nach allen diesen Vorbereitungen wird der Schüler endlich im Stande sein, das Stück selbst in richtiger Betonung zu lesen und für den Fall, daß es sich zum Auswendiglernen eignet, frei vortragen zu können, womit die Durcharbeitung desselben als abgeschlossen betrachtet werden kann.

Um dem Schüler das Erlernte zum unverlierbaren Eigenthum zu machen und um zugleich eine zum spätern Selbststudium auffordernde Bekanntschaft mit den besten Dichtern und Denkern der Nation an und für sich möglich zu machen, ist es nöthig, daß jeder folgende Kursus das Material des vorhergehenden wieder in Betracht zieht und zum Schluß zu einem übersichtlichen Ganzen zusammenstellt, aus dem sich endlich auf der letzten Unterrichtsstufe die „Literaturbilder" ergeben, welche wir in unserer Schrift aufgestellt haben. Das hierbei in dem Schüler entstehende Verlangen, die Lebensumstände, den Charakter und die eigenthümliche Anschauungs- und Denkweise des Schriftstellers genauer kennen zu lernen, wird zum Schluß durch eine kurze Biographie befrie-

digt, in der namentlich solche Momente nicht fehlen dürfen, welche geeignet sind, anregend einzuwirken und zu größerer Anstrengung in der Vervollkommnung der Sprache anzuspornen.

In höheren Schulanstalten wird man nach solchen Vorbereitungen mit Nutzen zu einem noch zusammenhängenderen literaturhistorischen Unterricht übergehen; Schulen, welche ihre Schüler mit dem 14. oder 15. Lebensjahre entlassen, müssen hierauf verzichten.

A. L.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Dies Werk erschien in der ersten Auflage unter dem Titel „Sprachmusterstücke. Für den Selbst- und Schulunterricht erläutert und zu Literaturbildern zusammengestellt.“ Dieser Titel traf für die damalige Bestimmung des Werkes einigermaßen zu, erschien aber für die Erweiterung, welche demselben jetzt zu Theil geworden ist, nicht mehr ganz passend, und ist daher mit dem gewählten vertauscht worden.

Der Plan, welcher dem ersten Werke zu Grunde lag, ist dabei nicht in wesentlichen Theilen verändert worden, wie der abermalige Abdruck der ersten Vorrede darthun soll; aber derselbe hat eine weitere Ausführung und bessere Abrundung im Einzelnen erfahren. So ist z. B. nicht, wie früher, mit dem zweiten Zeitraume der deutschen Literatur (Nibelungenlied, Gudrun ꝛc.) begonnen, sondern auf den ersten zurückgegangen worden, und zwar aus dem Grunde, damit der Lernende eine Vorstellung von den betreffenden Leistungen der ältesten Vorfahren unseres Volkes bekomme. Ferner ist das Material nicht nur, wie früher, in einzelnen „Literaturbildern“ dargeboten, sondern auch nach den allgemein angenommenen Zeiträumen gegliedert worden. Aus jedem Zeitraume sind charakteristische Proben bearbeitet worden, die ein sich daran rei-

hender „Rückblick“ zu einem Ganzen zusammenfaßt. Es erwächst hieraus dem Anfänger der Vortheil, daß er sich leichter in dem großen Gebiete der Literatur orientirt. Die Zahl der zur Behandlung gekommenen charakteristischen Musterstücke ist in der neuen Auflage etwas größer, als in der ersten, damit Diejenigen, welche tiefer in den Gegenstand einzudringen wünschen, das nöthige Material finden.*) Die Ausführung im Einzelnen ist in den meisten Fällen eine ganz neue. Ich habe seit dem ersten Erscheinen des Buches manche Fortschritte in dem Gegenstande gemacht, kann auch jetzt über bedeutendere literarische Hülfsmittel verfügen und glaubte daher gegenwärtig Besseres liefern zu können, als damals. Die ursprünglich von meinem verewigten Freunde Nacke herrührenden Arbeiten habe ich ganz wie meine eigenen behandelt, d. h. verbessert, wo es thunlich war, oder auch ganz beseitigt und durch neue ersetzt. Darum muß ich freilich nun auch die Verantwortlichkeit für das ganze Werk auf mich nehmen. Die Angaben über die Literatur sind in allen Abschnitten so weit vervollständigt worden, als ein erfolgreiches Selbststudium nöthig macht. Bei meiner Bearbeitung habe ich diese Schriften selbst benutzt oder doch Einsicht davon genommen, mich überhaupt bestrebt, auf die Quellen zurück zu gehen. In der ersten Bearbeitung des Werkes sind an passenden Stellen die verschiedenen Dichtungsarten und poetischen Formen erläutert worden; in der vorliegenden ist davon abgesehen und nur gesagt worden, was jedes Gedicht in diesen Beziehungen darbietet. Es ist das aus dem Grunde geschehen, weil wir jetzt eine Reihe von guten Schriften hierüber besitzen, aus denen sich Jeder Raths erholen kann.**) Für den Schulunterricht muß natürlich auch ferner der

---

*) Die in dem Werke besprochenen Stücke erscheinen in Kürze in demselben Verlage unter dem Titel: „Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke zur Einführung in die deutsche Literatur. Aus den Quellen entnommen.“ Diese Schrift dürfte sich gleichzeitig als „Lesebuch für höhere Schulanstalten“, die Seminare mit eingeschlossen, empfehlen. Bemerkt sei noch, daß die große Mehrzahl der in der „Einführung“ bearbeiteten Musterstücke auch in dem von mir und Nacke herausgegebenen „Lesebuch für Bürgerschulen,“ 6 Theile (Leipzig, Brandstetter) enthalten ist.

**) Für die meisten Gebraucher dieser Schrift reicht das kleine Werk von Kleinpaul aus: Poetik. Die Lehre von den Formen und Gat-

Grundsatz festgehalten werden, daß alle Erklärungen dieser Art da gemacht werden, wo sich geeignete Gelegenheit dazu darbietet.

Daß ich außer den Quellenschriften auch noch andere Bücher bei meiner Arbeit benutzt habe, versteht sich von selbst; aber ich hoffe, daß eine Prüfung darthun wird, daß ich nur die besten derselben zur Hand nahm, wie die Schriften von Cholevius, Danzel, Düntzer, Gervinus, Geltzer, Gödeke, Götzinger, Gottschall, Guhrauer, Hillebrand, Koberstein, Kurz, Löbell, Mörikofer, Paldamus, Rosenkranz, Schäfer, Scherr, Stahr, Uhland, Vetterlein, Vilmar u. A. Ich hielt es für meine Pflicht, Alles über einen Schriftsteller nachzulesen und nach Umständen zu benutzen, was über ihn von Kennern geschrieben worden ist, und habe dieser Pflichterfüllung viele Opfer an Zeit und Geld gebracht.

Schließlich übergebe ich diese Arbeit den Freunden unserer trefflichen Literatur, insbesondere auch den Lehrern mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sie etwas zum Verständniß derselben beitragen und Liebe für diesen bildungsreichen Gegenstand erzeugen möge.

Bremen, den 4. Oktober 1861.

A. L.

Vorrede zur dritten Auflage.

Die zweite Auflage hat sich einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt; sie war fast vergriffen, als der letzte Band die Presse verließ. Dieser Umstand hat mich bestimmt, mich bei der dritten Auflage auf kleine Zusätze und Verbesserungen zu beschränken und die neueste Literatur nachzutragen, so weit sie verdiente, in Betracht gezogen zu werden.

---

tungen der deutschen Dichtkunst. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet. Vierte Auflage. Barmen, 1861. 24 Sgr.

Die in der Vorrede zur zweiten Auflage genannte „Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke“ ist zu Anfange dieses Jahres erschienen und bereits in einem zweiten Abdruck ausgegeben worden. Das Werk enthält alle in dieser „Einführung“ erklärten Stücke und empfiehlt sich daher den Besitzern derselben zum bequemen Gebrauch, will außerdem aber höheren Schulanstalten, die Seminare mit eingeschlossen, dienen.

Die deutsche Literatur hat in den letzteren Jahren viel Freunde gefunden, namentlich auch unter den Volksschullehrern; mehrfach sind dieselben zu Vereinen zusammengetreten, die sich das Studium derselben zur Aufgabe gemacht und bereits manchen lesenswerthen Vortrag veröffentlicht haben. Auch die Seminare nehmen jetzt in erfreulicher Weise mehr Rücksicht auf unsere klassische Literatur. In einem Vortrage auf der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Cöthen habe ich 1861 versucht, darzulegen, welche Bedeutung die Literaturkunde für die Seminare hat; zur Vermeidung von Wiederholungen erlaube ich mir Diejenigen darauf zu verweisen, welche ein Interesse dafür haben.*)

Es sollte mich freuen, wenn auch diese Schrift dazu beitrüge, ernstes Studium der deutschen Literatur zu fördern.

Bremen, den 1. Oktober 1864.

A. L.

---

*) Pädagogische Vorträge, gehalten auf der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Cöthen und Gera. Inhalt: 1) Ueber die Grundsätze, von denen man bei Entwerfung eines Lehrplans ausgehen muß. 2) Die Literaturgeschichte in Schullehrerseminarien. Leipzig, Brandstetter. 1862.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. (X—1150.)

Zweiter Zeitraum.

Von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. (1150—1350.)

Seite

Dritter Zeitraum.

Vierter Zeitraum.

Fünfter Zeitraum.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. (X—1150.)

I. Die Urzeit.
(Von X bis 375.)

Das deutsche Volk ist in vorgeschichtlichen Zeiten aus seinen Ursitzen im Innern Hochasiens nach Westen gewandert und hat sich vom schwarzen Meere und der Ostsee bis zu den Alpen und Ardennen hin nach seinen durch Sitte und Lebensweise verschiedenen Stämmen ausgebreitet. Was wir über die Urgeschichte desselben wissen, verdanken wir besonders dem Römer Tacitus. Nach seinem Urtheile sind wir zu der Annahme berechtigt, daß unsere Vorfahren schon einen recht erfreulichen Grad von Bildung erlangt hatten, mit einer wilden Horde also nicht zu vergleichen waren. Sie verstanden bereits die Kunst zu schreiben, wenigstens war diese Kunst den Priestern bekannt. Ihre Schrift führt den Namen Runen (die rûna), was so viel als Geheimniß bedeutet, und wohl darauf hinweist, daß sie nur den Priestern bekannt war oder auch, daß sie in ältester Zeit vorzugsweise geheimnißvoll zu Looswerfen und Weissagungen benutzt wurde. Wahrscheinlich waren die Runen anfangs nicht einzelne Buchstaben, sondern Bezeichnungen für Begriffe, also eine Bilderschrift, wie die chinesische; erst später entwickelte sich daraus das Alphabet.

Dichtungen aus den ältesten Zeiten des deutschen Volkes fehlen uns gänzlich. Tacitus sagt jedoch in seinem berühmten Buche „Von der Lage, den Sitten und Völkerschaften Germaniens" (verfaßt von 98—104 n. Chr.): „Sie preisen in alten Liedern, welche bei ihnen die Stelle von Denkmälern und Geschichtsbüchern vertreten, den erdgeborenen Gott Tuisco (Tuisto) und seinen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Stifter." Auch das Andenken an den Römerbesieger Arminius feierten sie in Gesängen. Eben so spricht er von Schlachtliedern. Nachts vor dem

Kampfe erscholl in ihren Lagern Lärm und Gesang; unter Gesang erfolgte der Angriff. Schlachtlieder, durch die sie den Muth anzufachen suchten, wurden in der Weise vorgetragen, daß man das wilde Getön an dem vor den Mund gehaltenen Schild verstärkte und sich brechen ließ; diese Art des Vortrags nannte man Bardītus, vom altnordischen bardi, Schild*). Auch bei ihren Gelagen waren wildfröhliche Gesänge üblich.

Aehnliche Gesänge hatten die andern deutschen Stämme. Von den Gothen z. B. wird berichtet, daß sie Theodorichs Leiche mit ehrendem Liede aus der Schlacht trugen und über dem todten Attila (453) Gesänge erschallen ließen.

II. Ulfilas.

Das Vaterunser.

W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch. 2. Aufl. Basel, 1847. 8.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein;
Vater unser du in (den) Himmel, geweihet werde Name dein;
qvimai thiudinassus theins; vairthai vilja theins,
(es) komme (die) Herrschaft dein; (es) werde (der) Wille dein,
sve in himina, jah ana airthai; hlaif unsarana thana
sowie in (dem) Himmel, auch auf Erden; Brot unseres dies
sinteinan gif uns himma daga, jah aflet uns thatei skulans
fortwährende gieb uns diesen Tag, und erlasse uns das schuldige
sijaima svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim; jah
wir seien so wie auch wir erlassen diesen Schuldigen unseren; und
ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma
nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab diesem
ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah
Uebel; denn dein ist (das) Herrscherhaus und (die) Macht und
vulthus in aivins. Amen.
(der) Glanz in Ewigkeit. Amen.

Die Sprache, in der wir das vorstehende Vaterunser hier gegeben haben, ist die gothische, wie sie im vierten Jahrhundert von dem Gothenvolke an der untern Donau gesprochen wurde. Der aufmerksame Leser erkennt darin sofort die Mutter unserer jetzigen hochdeutschen Sprache; manche Wörter sind ja den unseren völlig gleich, andere ihnen sehr ähnlich. Eine sorgfältige, von Seiten Jacob Grimm's und anderer Sprachforscher angestellte Vergleichung hat erkennen lassen, daß sich die gothische Sprache

---

*) Die Schreibart baritus ist von dem altfriesischen barja, schreien, abgeleitet.

vor der unsrigen durch Reinheit und Wohllaut der Vokale, Reichthum und Fülle der Formen, Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, Genauigkeit des Ausdrucks, Strenge des Satzbaues, im Allgemeinen durch Würde und Ernst auszeichnet, ihr jedoch in der Beweglichkeit und Geläufigkeit des Satzbaues nachsteht.

Es ist diese Probe entlehnt aus der Uebersetzung der Bibel durch Ulfilas (Ulfila), die von den nach und nach weiter vorrückenden Westgothen in hohen Ehren gehalten und noch im neunten Jahrhundert von ihnen verstanden wurde. Seitdem verscholl sie gänzlich, und nur die Nachrichten griechischer Kirchenschriftsteller bezeugten, daß einst ein Ulfilas gelebt und die Bibel übersetzt habe. Sechshundert Jahre später, am Ende des 16. Jahrhunderts, verbreitete sich durch einen im Dienste des hessischen Landgrafen Wilhelm IV. stehenden Geometer, Arnold Mercator aus Belgien, die dunkle Kunde von einem in der Abtei Werden vorhandenen Pergamentbuche, in welchem eine uralte deutsche Uebersetzung der vier Evangelien enthalten sei. Später gelangte diese vielbewunderte Handschrift nach Prag, und nach der Eroberung dieser Stadt durch den Grafen Königsmark im Jahre 1648 nach Upsala, wo sie unter dem Namen „der silberne Codex“*) (das Pergament ist mit Purpur gefärbt, die Buchstaben sind in Silber eingezeichnet, und das ganze Buch ist später in massives Silber eingebunden worden) noch jetzt als einer der ältesten und kostbarsten Schätze unserer Literatur aufbewahrt wird. Im Jahre 1818 wurden unter den literarischen Seltenheiten des lombardischen Klosters Bobbio auch die Briefe des Apostel Paulus in der Uebersetzung des Ulfilas entdeckt. Die Bibliothek in Wolfenbüttel besitzt einen Theil des Römerbriefes. Von der Uebersetzung des alten Testaments sind nur wenige Zeilen erhalten worden. Die Sage berichtet, daß Ulfilas die gange Bibel übersetzt, die Bücher der Könige aber ausgelassen habe, damit seine Gothen durch das Lesen der in denselben enthaltenen Kriegsthaten nicht in ihre alte Kriegslust verfielen.

Ulfilas war im Jahre 318 n. Chr. als Grieche in Kleinasien geboren. Schon im 30. Jahre, also 348, wurde er Bischof, mußte aber im Jahre 355, vom heidnischen Könige seines Volkes genöthigt, Dacien**), wo damals die Gothen wohnten, verlassen, was ihn bewog, sich mit einer großen Anzahl Gothen, die sich mit ihm zum Christenthum bekannten, am Fuße des Hämus niederzulassen. Im Jahre 388 nahm er an der großen Synode zu Constantinopel Antheil, kämpfte für die arianische Lehre, erkrankte dort und starb noch in demselben Jahre, nachdem

*) Buch, Gesetzbuch.
**) Vom Theis bis zum schwarzen Meere.

er vorher sein Glaubensbekenntniß, im Sinne des Arius, niedergeschrieben hatte. Er war während seines ganzen langen Lebens thätig für die Verbreitung und festere Begründung des Christenthums, predigte ohne Unterlaß griechisch, lateinisch und gothisch und schrieb auch mehrere Abhandlungen in diesen drei Sprachen. Die Ueberlieferung nennt Ulfilas sogar als Erfinder der gothischen Schrift. Wahrscheinlicher ist, daß er die Buchstaben nur aus dem griechischen und lateinischen Alphabet entlehnte. Vergl. Wilh. Grimm, Ueber deutsche Runen. Göttingen, 1821. S. 38.

Literatur.

Gaugengigl, Ulfilas. Urschrift, Sprachlehre, Wörterbuch. Passau, 1848. 1⅓ Thlr.

Maßmann, Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache. Mit gegenüberstehendem griechischen und lateinischen Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung. Stuttgart, 1857. 4⅚ Thlr.

Stamm, Ulfila oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Grammatik und Wörterbuch. Paderborn, 1848. 1⅔ Thlr.

Hahn, Auswahl aus Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Mit Wörterbuch u. s. w. Heidelberg, 1849. ¾ Thlr.

Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover, 1840. 1 Thlr.

Bessel, Ueber das Leben des Ulfilas und die Bekehrung der Gothen zum Christenthum. Göttingen, 1860.

III. Schwur Karls des Kahlen.

W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch. 2. Aufl. Basel, 1847. I. S. 76.

In godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdherô
In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes und unser beider
gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got
Wohlfahrt, von diesem Tage vorwärts, so weit als mir Gott
gewizci indi mahd furgibit, sô haldih tesan mînan bruodher
Weisheit und Macht giebt, so helfe ich diesem meinem Bruder,
sôsô man mit rehtû sînan bruodher scal, in thiû thaz er mig so
so wie man mit Recht seinem Bruder soll, in dem daß er mir so
sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu thê
gleich thue, und mit Luther in keinem Ding nicht gehe ich ein mit
mînan willon, imo ce scadhen werdhên.
meinem Willen, ihm zu Schaden werden.

Diesen Schwur leistete Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche (Söhne Ludwigs des Frommen) 842 den zu Straßburg versammelten Völkern.

Auch in dieser Probe tönt unsere hochdeutsche Sprache uns entgegen. Das Hochdeutsche erscheint in drei Hauptformen, welche man mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erscheinung Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch nennt. Die Sprache des vorstehenden Schwures ist die althochdeutsche.

Durch den Circumflex (^) werden die langen Vokale von den kurzen unterschieden. Die Doppellaute ei und ou werden zwar möglichst verschmolzen, aber doch nicht wie ein Laut ausgesprochen. Wer hierüber weitere Belehrung sucht, dem ist zu empfehlen: Lachmann, Ueber altdeutsche Betonung und Verskunst. I. Abtheilung. Berlin, 1832.

IV. Das Hildebrandslied.

a. Anfang des Liedes.

Urtext*).	Wörtliche Ueberſetzung.
Ik gihôrta dhat seggen,	Ich gehörte das sagen,
dhat sih urhêttun	daß sich erhießen (herausforderten)
ænôn muottin	zu einem Zweikampfe
Hiltibraht enti Hadhubrant	Hiltibracht und Hadhubrand
untar herjun tuêm.	unter Heeren zweien.
Sunufatarungôs	Sohn und Vater zusammen
irô saro rihtun,	ihre Panzer richteten, [kleider].
garutun sê irô gûdhamun,	gerbten (bereiteten) sie ihre Schlacht-
gurtun sih irô suert ana,	gürteten sich ihre Schwerter an, [kleider),
helidôs, ubar hringâ,	(die) Helden, über (die) Ringe (der Kampf-
dô siê tô derô hiltju ritun.	da sie zu dem Kampfe ritten.
Hiltibraht gimahalta:	Hiltibracht sprach:
her uuas (was) hêrôro man,	er war der hehrere Mann,
ferahes frôtôro;	(des) Geistes (der) klügere;
her frâgên gistuont	er zu fragen gestand (begann)
fôhêm uuortum (wortum),	mit wenigen Worten,
huer sîn fâter uuâri (wâri)	wer sein Vater wäre,
fireô in folche.	(der) Männer im Volke.

b. Ueberſetzung des ganzen Liedes. Nach Simrock.

Ich hörte sagen, sich heischten zum Kampf
Hildebrand und Hadubrand unter Heeren zwein,
Des Sohnes und des Vaters. Sie sah'n nach der Rüstung,
Die Schlachtgewänder schnallten sie, gürteten die Schwerter an,

---

*) W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch. 2. Aufl. Basel, 1847. I. S. 68.

Die Recken, über die Ringe (des Panzers), und ritten zum Kampf.
Hildebrand erhob das Wort; er war der hehrere Mann,
Erfahrener und weiser; zu fragen begann er,
Mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
Der Helden im Volke „oder welcher Herkunft du seist.
Sagst du mir nur einen, die andern weiß ich mir:
Kind, im Königreiche kund ist mir da Männiglich."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Das sagten vor Alters mir unsere Leute,
Alte und weise, die eher dahin sind,
Daß Hildebrand hieße mein Vater; ich heiße Hadubrand.
Früh zog er gen Osten, floh vor Otackars (Odoakers) Zorn
Hin mit Dietrichen und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande der Hülfe ledig sitzen
Das Weib in der Wohnung und unerwachsenen Sohn,
Erblos das Volk, da er ostwärts hinritt.
Aber darben mußte Dietrich seitdem
Meines Vaters, der freundlose Mann.
Dem Otacker war er eifrigst erzürnt;
Aber dem Dietrich der theuerste Degen,
Immer an des Volkes Spitze: fechten war ihm stets zu lieb.
Kund war er allen kühnen Mannen.
Ich glaube nicht, daß er noch lebt — — —."
„Weiß es Allvater oben im Himmel,
Daß du nie hinfort mehr fährst zum Kampfe
Mit so gesipptem Mann — — — —."
Da wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisermünzen, wie der König sie ihm gab,
Der Herrscher der Heunen: „daß ich mit Huld dirs gebe."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Mit Geeren (Speren) soll man Gabe empfahen,
Schärfe wider Schärfe. Du scheinst dir, alter Heune,
Doch allzu lose, lockest mich
Mit deinen Worten, willst mich mit deinem Spere werfen.
Bist so zum Alter kommen, daß du immer trogst.
Mir aber sagten Seefahrende
Westlich über den Wendelsee, hinwegnahm ihn der Krieg.
Todt ist Hildebrand, Heribrands Erzeugter."
Hildebrand erhob das Wort, Heribrands Erzeugter:
„Wohl hör ich das und seh an deinem Harnische,
Du habest daheim noch einen guten Herrn,
Mußtest nicht entrinnen noch aus diesem Reiche.
Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Daß man stets mich scharte zu der Schießenden Volk:

Vor **k**einer der Städte doch **k**am ich zu sterben;
Nun soll mich mit dem **Sch**werte das eig'ne Kind er**sch**lagen,
Mit der **W**affe treffen, oder ich sein Tödter **w**erden.
Doch magst du nun **l**eichtlich, wenn dir **l**angt die Kraft,
Von so ehr**w**ürdgem Mann die Rüstung zu ge**w**innen
Den **R**aub erbeuten, hast du irgend **R**echt dazu.
Denn der sei doch der Aergste (Feigste) der Ostleute (Ostgothen),
Der dir den Kampf nun **w**eigre, nun dich so **w**ohl des lüstet.
In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung,
Wer von uns **h**eute die **H**arnische räumen müsse,
Oder dieser **B**rünnen (Panzer) **b**eider walten"
Da ließen sie zum **E**rsten die **E**schen schmettern
In **sch**arfen **Sch**auern, daß es in den **Sch**ilden stand;
Dann **st**apften zusammen die **St**einrandklaren,
Hieben **h**armlich die **h**ellen Schilde,
Bis ihnen die **L**inden nicht mehr **l**angten,
Zermalmt mit den Waffen — — —.

Das Hildebrandlied ist in altniederdeutscher (niedersächsischer) Sprache geschrieben, jedoch mit vielen hochdeutschen Formen untermischt und vielleicht ursprünglich hochdeutsch gedichtet, später aber niederdeutsch aufgeschrieben. Das Original befindet sich in der Landesbibliothek in Kassel und nimmt die erste und letzte leer gelassene Seite eines geistlichen Buches ein, das nicht entfernt bestimmt war, diese profane, halbheidnische Erzählung aufzunehmen. Aufzeichner desselben sind zwei Mönche des Klosters Fulda, denen aus ihrem früheren Welt- und vermuthlich Kriegerleben dies Lied im Gedächtniß geblieben war. Die Handschrift stammt aus dem achten Jahrhundert; das Lied ist aber ohne Zweifel viel älter und vielleicht Bruchstücke einer Sammlung altdeutscher Volkslieder, die Karl der Große anfertigen ließ, leider aber verloren gegangen ist. Wir haben demnach in dem Hildebrandliede eine der ältesten Dichtungen.

Die Begebenheit, welche dies Lied erzählt, setzt alle Ereignisse des Nibelungenliedes voraus. Dietrich ist nämlich mit Hildebrand dreißig Jahre fern von seiner Heimath gewesen, beim König der Hunnen. Nachdem der Kampf, in welchem sämmtliche Burgunder gefallen sind, beendigt und die einheimischen Feinde, als deren Haupt Odoaker erscheint, besiegt waren, ist er in sein Land zurückgekehrt. Mit ihm kehrt auch der alte Hildebrand (ein Sohn Heribrands) in die Heimath zurück, der einst bei seinem Auszuge ein junges Weib und einen unerwachsenen Sohn zurückgelassen hatte. Dies ist Hadubrand, der mit seiner Gefolgsmannschaft dem mit seinen Mannen (Kriegern) herankommenden Vater, den er nicht kennt, feindlich entgegentritt. Hildebrand erkennt den Sohn wohl

uud sucht ihn vom Kampfe abzuhalten; aber der Sohn bleibt dabei, daß der Vater todt sei. Es kommt nun zum ernsten Zweikampf, in dem der Vater Sieger bleibt. Damit bricht das Lied leider ab; auch innerhalb des Erhaltenen fehlt an mehreren Stellen der Zusammenhang.

Der Urtext unseres Gedichts ist ohne Reim, weil dieser den Deutschen damals noch fehlte und nachweislich erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts auftrat. Dagegen merkt man aber unschwer, daß in unmittelbar aufeinander folgenden Zeilen mehrfach Wörter mit gleichen Anfangs-Consonanten vorkommen (sie sind oben durch fettere Schrift ausgezeichnet). Bei angemessenem Lesen entsteht hierdurch ein Gleichklang, Anreim oder Alliteration genannt, durch den man offenbar dasselbe erreichen wollte, was wir jetzt durch den Reim erzielen, nämlich: in angenehmer Weise den inneren Zusammenhang sprachlich verknüpfter Vorstellungen eindringlich machen, oder den Eindruck der Hauptvorstellungen durch Einwirkung auf das Ohr verstärken. Letzteres tritt am deutlichsten bei der Alliteration hervor, da durchschnittlich die Wörter der Zeilen mit gleichem Laute beginnen, welche die stärkste Betonung haben.

Der Vers des deutschen Volksgesanges beruhte überhaupt in jener Zeit auf dem Accent, war also rhythmisch. Die Langzeile hatte acht Hebungen (betonte Silben) mit mehr oder weniger Senkungen (nicht betonte Silben) und zerfiel durch einen Abschnitt (Cäsur) in zwei Hälften. Man construirte den Vers durch die bedeutsamsten Wörter desselben, Liedstäbe genannt, und sahe darauf, daß dieselben mit gleichen Anfangsbuchstaben begannen.

Wahrscheinlich wurden die durch den Anlaut hervorgehobenen Wörter in alten Zeiten beim Vortrage des Liedes musikalisch unterstützt, und die Zuhörer stimmten, wenn nicht in den ganzen Gesang, wenigstens in diese Wörter mit ein, und begleiteten sie nach Umständen durch Anschlagen der Schwerter an die Schilde, vielleicht auch durch das dumpfe Hineinrufen in die gewölbten Schilde, dessen Tacitus Erwähnung thut. Der Eindruck, den diese im Volke lebende Versart unter solchen Umständen hervorbrachte, ist gewiß ein großartiger gewesen.

Zur Bildung der Alliteration haben in den ältesten Zeiten auch wohl die Rechtsformeln, Gebete, Zaubersprüche und dergl. beigetragen; wenigstens finden sich in den altdeutschen Rechtsbüchern noch viele alliterirende Formen, von denen manche noch jetzt im Gebrauch sind, wie: **G**eld und **G**ut, **H**aus und **H**of, **L**eib und **L**eben, **Sch**utz und **Sch**irm, **W**ittwen und **W**aisen. Auch die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens hat noch alliterirende Formen in Menge aufzuweisen, wie folgende Proben beweisen: **K**ind und **K**egel, **K**üch' und **K**eller, **L**and und **L**eute,

Lust und **L**iebe, **M**ann und **M**aus, **R**oß und **R**eiter, **R**uh und **R**ast, **s**ammt und **s**onders, **St**umpf und **St**iel, **W**ind und **W**etter, **w**etten und **w**agen, **z**ittern und **z**agen.

Auch neuere Dichter wenden hier und da die Alliteration an, namentlich wenn es sich darum handelt, Naturschilderungen möglichst viel Leben und Wirklichkeit zu verleihen. Gedichte mit vielen Alliterationen, wie z. B. Rückert's „**R**oland der **R**ies' am **R**athhaus zu Bremen" behagen jedoch unserem Ohr nicht mehr. Diese Ansicht sprach schon Herder aus. Im I. Bande seiner Werke (zur Religion und Theologie) heißt es Seite 19: „Alle nordischen Sprachen ahmen den Schall der Natur nach; aber rauh, gleichsam nur von außen; sie knarren, rauschen, zischen, krachen wie die Gegenstände selbst; weise Dichter benützen dies mit großer Sparsamkeit, schlechte übertreiben's."

Literatur.

Wilbrandt, Hildibraht und Hadhubraht. Das Bruchstück eines altdeutschen Sagenliedes aus handschriftlicher Verderbniß in die Urform wieder hergestellt und erläutert. Rostock, 1846.

V. Der Heliand.

Die Hochzeit zu Kana.

(Uebersetzt von Kannegießer.)

Da fuhr drei Nächte nachher
Dieses Volkes Stammherr

Nach Galiläaland,
Wohin zu der Gauleute einem

Das Kind Gottes geladen war, [den,
Dort sollte eine Braut ausgegeben wer-

Eine maidliche Magd.
Maria war dort

Mit dem eigenen Sohne.
Das selige Weib,

Des Mächtigen Mutter.
Der Mannen Gebieter

Ging dorthin mit seinen Jüngern,
Gottes eigenes Kind,

In das hohe Haus,
Wo der Heerbann trank,

Die Juden, im Gastsaal.
Es war den Gauleuten

Dort auch bekannt,
Daß er Gotteskraft hatte,

Hülfe vom Himmel,
Heiligen Geist,

Des Waltenden Weisheit.
Die Wehrmänner freuten sich,

Waren voll Lust,
Die Leute bei einander,

Muntere Mahlgenossen.
Mundschenken gingen

Und schenkten aus Schalen,
Trugen schieren Wein

Mit Humpen und Henkglas.
Traumherrlich war

Der Herr'n Festfreude.
Die Volkskinder bei ihm

Auf den Bänken begannen
Aufs Beste die Gastmahlslust,

Waren in Wonnen.
An Wein da gebrach es

Den Mahlgenossen, an Most.
Nicht das Mindeste war

Noch irgend im Hause,
Damit es den Heergenossen

Die Schenken brächten.
Die Geschirre waren

Leer und ledig.
Nicht lange da währt' es,

Daß traun es wahrnahm
Der Weiber schönste,

Die Mutter des Christ.
Und zu ihrem Kinde ging sie,

Mit ihrem Sohne zu sprechen,
Und sagt' anhebend,

Daß die Wehrmänner da
Nicht Wein mehr hätten

Für die Gäste beim Gastmahl,
Und begehrte von ihm,

Daß der heilige Christ
Hülfe gewähre

Den Wehrmannen zu Willen.
Antwortete stracks

Gottes mächtiges Kind,
Der Mutter erwidernd:

Was geht mich und dich an, sprach er,
Dieser Männer Getränk,

Dieser Wehrleute Wein?
Wozu sprichst du, o Weib, so viel davon,

Mahnst mich vor dieser Menge?
Noch ist nicht meine

Zeit gekommen.
Da erkannte sie wohl

In ihrem Herzen,
Die heilige Frau,

Daß den Worten zufolge
Des Waltenden Sprößling,

Der Heiland bester,
Helfen würde.

Hieß da den Wärtern,
Der Weiber schönste,

Den Schenken und Schalken,
Die der Geschäfte dort walteten,

Daß in Worten und Werken
Sie genau wahrnähmen,

Was der heilige Christ
Ihnen heißen würde,

Zu leisten den Leuten.
Leer standen da

Der Steinkrüge sechs.
Da in Stille gebot er,

Der mächtige Gottessohn.
Was da der Mannen viele

Gewiß nicht wahrnahmen,
Als die Worte er sprach.

Er hieß da die Schenken
Mit schierem Wasser

Die Gefäße füllen.
Mit den Fingern sodann

Selbst segnete er sie,
Mit seinen Händen

Schuf er zu Wein es,
Hieß in einen Schoppen es thun

Und mit Schalen es schöpfen.
Und zu den Schenken da sprach er,

Hieß, daß sie's den Gästen,
Die beim Gastmahl waren,

Den Heeresfürsten,
Zu Handen gäben

Vollgefüllt
Für des Volks Vornehmste

Dort nach dem Wirthe.
Wie der da des Weins trank,

Unterließ er nicht zu sagen
Vor der Leute Menge

Zu dem Bräutigam,
Sagte, daß den besten Most immer

Aller Edeln jedweder
Zu Anfang pflege

Den Gästen zu geben.
Der Gaumänner Herz

Wird erweckt von dem Wein,
Daß sie wonnig erfreute

Traumes Trunkenheit.
Auftrage nachher man

Das leichte Getränk,
Das ist hier zu Lande Sitte.

Da hast du nun wunderlich
Dein Wirthsgelage

Zugemessen der Menge.
Den Mannen lässest du

An deines Weines
Den werthlosesten

Von den Truchsessen
Auftragen zuerst

Und den Gauleuten geben.
Nun die Gäste gesättigt,

Die Herren von Range
Berauscht schon sind,

Und fröhlich das Volk,
Vortragen lässest du nun hier

Der Getränke trefflichstes,
Das ich traf in meinem Leben

Irgendwo hier.
Das mußtest heute zuerst du

Geben und gönnen.
Aller Gäste jedweder

Nahm dann es mit Dank. —
Da ward der Degen mancher

Gewahr nach den Worten,
Seit des Weins sie tranken,

Daß der heilige Geist
In dem Hause hierinnen

Ein Zeichen gezeigt.
Seit der Zeit verehrten

Sie mehr ihn als Meister,
Daß er Gottesmacht habe,

Gewalt in dieser Welt.
Weit kund da ward es

In Galiläaland
Den Judenleuten,

Wie er selbst da verwandelt,
Der Sohn des Höchsten,

Das Wasser in Wein.
Das war der Wunder erstes,

Das er dort in Galiläa
Den Judenleuten

Als Zeichen zeigte.
Seit der Zeit nicht mag man

Aussprechen wahrlich,
Was später dem Volk er

Wunderlos erwies,
Der waltende Christ,

In Gottes Namen
Den Judenleuten,

Alle Tage lang,
Und belehrte sie

Für das Himmelreich,
Und den Höllenzwinger

Wehrte ab er mit den Worten,
Hieß ihnen, des wahren Gottes

Ew'ges Leben zu suchen,
Wo das Licht der Seele ist,

Des Herrn Traumwonne
Und Tagesschimmer,

Gottes Ebenbild,
Und der Geister mancher

Nach Wunsche wohnt,
Der hier es wohl bedenkt,

Daß er hier halte
Des Himmelskönigs Gebot.

Die Dichtung, aus welcher der vorstehende Abschnitt entlehnt ist, stammt aus dem 9. Jahrhundert und ist in altniederdeutscher Sprache und alliterirenden Versen geschrieben, wie das Hildebrandslied. Nach einer Sage soll dieselbe im Auftrage Ludwigs des Frommen von einem sächsischen Bauer gedichtet worden sein.

Das Gedicht stellt das Leben und die Thaten Jesu nach den vier Evangelien dar und wird deshalb gewöhnlich auch als „altsächsische Evangelienharmonie“ bezeichnet. Der jetzt noch gebräuchlichere Name „Heliand“, die altsächsische Form für

unser neuhochdeutsches Heliand, rührt von dem neueren Herausgeber desselben, Professor Schmeller, her. Man rechnet das Gedicht zu den religiösen Epen.

Der Heliand gehört zu den vorzüglichsten Dichtungen, welche wir aus dem 9. Jahrhundert besitzen*). Der Schöpfer desselben war wirklich poetisch begabt. Seine Sprache ist reich und kühn, ohne die volksmäßige Einfachheit und Haltung zu stören. Der Dichter hält sich im Ganzen streng an die Erzählung der Evangelisten, führt jedoch die einzelnen Begebenheiten, wie unsere Probe zeigt, mit vielem Glück weiter aus und zeigt darin eben seine Schöpferkraft als Dichter; die Dichtung gestaltet sich hierdurch zum Epos. Ueberzeugt, daß das Göttliche nicht an die Form gebunden ist, läßt er dieselbe überall fallen, wo es ihm gut dünkt, und schafft lebensfrische Personen, Originale, und zwar in deutscher Haltung und von deutschem Charakter, Christus ausgenommen, der sich durch innere Größe über alle Erdgeborenen erhebt. Hierdurch bekommt die Dichtung einen ganz eigenthümlichen Reiz, wird volksthümlich und dem Leser nahe gerückt; Christus erscheint ihm in Deutschland, mitten unter den Sachsen, als König derselben. Als einen weiteren Beweis hierfür führen wir noch den Eingang zur Bergpredigt an, die unter den Händen des Dichters die Gestalt einer Berathung der deutschen Könige mit ihren Fürsten und Herzögen im Angesicht des Heeres und Volkes annimmt. Er erzählt etwa so: „Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Mannen, die er, der Gottessohn, sich selbst erkor, weiter hinab lagern die Schaaren der Völker. Es warten die Getreuen auf das Wort ihres Königs; sinnend verharren sie in ehrerbietigem erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Landesherr sitzt gegenüber den Männern, Gottes eigenes Kind, um das Lob Gottes zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreichs. Er saß da und schwieg und war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüthe; da that er den Mund auf, der allwaltende Fürst, gegen die, die er zur Sprache (Volksversammlung) erkoren, und lehrte, welche unter allen Völkern der Welt Gott die werthesten seien: selig seien die, die in dieser Welt arm seien durch Demuth, denn Gott werde ihnen in der Himmelsau, auf der grünen Gottes-Wange, das unvergängliche Leben geben."

*) Klopstock sagt in einem Briefe an Gleim (sämmtliche Werke, B. X. 436) über den Heliand: „Er ist edel und so poetisch, als es die Einfalt des Originals zuläßt. . . . . Es ist vornämlich viel alte Kernsprache darin und unter andern manches vielbedeutende poetische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben; außerdem viel lyrisches Silbenmaß."

Kannegießer hat in seiner Uebertragung die alliterirende Form beibehalten, wie leicht zu erkennen.

Literatur.

Schmeller, Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie. München, Stuttgart und Tübingen, 1830. 2 Thlr.

Kannegießer, Der Heliand. Altsächsische Evangelien-Harmonie, übersetzt. Berlin, 1847.

Grein, Der Heliand. Stabreimend übersetzt. Rinteln, 1854. 1 Thlr.

Köne, Heliand oder das Lied vom Leben Jesu, sonst auch die altsächsische Evangelien-Harmonie. In der Urschrift mit nebenstehender Uebersetzung, nebst Anmerkungen und einem Wortverzeichnisse. Münster, Theising, 1855. 3 Thlr.

Rapp, Heliand. Uebertragen. Stuttgart, 1856. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Simrock, Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen. Elberfeld, Fridrichs, 1856. 27 Sgr.

VI. Otfried.

1. Lob der Franken.

a. Urtext.	b. Wörtliche Uebersetzung.
Sie sint sáma kuani, sélb so thie Romani; ni thárf man thaz ouh rédinon, thaz Kríachi in thes giwidaron.	Sie sind eben so kühn, gerade wie die Römer; nicht darf (ein) Mann das auch sagen, daß die Griechen ihnen dies absprechen (sie darin übertreffen).
Sie eígun si núzzi so sámalicho wízzi, in félde ioh in wálde so sint sie sáma balde.	Sie haben es (sich) zum Nutzen gleicher Weise Klugheit, im Felde und im Walde da sind sie eben so kühn.
Richiduam ginúagi, joh sint ouh fílu kuani, zi wáfane snelle; so sint thie thégana alle.	(An) Macht genug (reich), sind (sie) auch sehr kühn, zu Waffen bereit — so sind die Degen alle.
Sie búent mit gizíugon, joh warun io thés giwón, in guátemo lánte; bi thiu sint sie únscante.	Sie bauen mit Gezeug (Werkzeugen), auch waren (sie) ja des gewohnt, in (einem) guten Lande; dabei sind sie schandlos (ruhmvoll).
Iz ist fílu feizit, hárto ist iz giwéizit mit mánagfalten éhtin; nist iz bi unsen fréhtin.	Es ist sehr fett (fruchtbar), sehr ist es erzeigt (versehen) mit mannigfaltigen Arten (Gaben) — nicht ist es mit unserm Verdienst.

Zi núzze grébit man ouh thár
ér inti kúphar,
joh bi thía meina
ísine steina.

Ouh thára zua fúagi
sílabar ginúagi;
joh lésent thar in lánte
góld in iro sante.

Sie sint fástmuate
zi mánagemo guate,
zi manageru núzzi;
thaz dúent in iro wizzi.

Sie sint fílu redje,
sih fianton zirrettine;
ni gidúrrun sies bigínnan;
sie éigun se ubarwúnnan.

Líut sih in nintfúarit,
thaz iro lánt ruarit,
ni sie bíro gúati
in thíonon io zi noti.

Joh ménnisgon álle,
ther sé iz ni untarfálle,
ih weiz iz, Gót worahta,
al éigun se iro forahta.

Nist líut thaz es bíginne,
thaz widar ín ringe;
in éigun sie iz firméinit,
mit wáfanon gizéinit.

Sie lértun sie iz svérton,
náles mit then wórton,
mit spéron filu wáffo;
bi thiu fórahten sie se nóh so.

Ni si thíot, thaz thez gidráhte,
in thiu iz mit ín fehte,
tho Médi iz sin, joh Pérsi,
núbin es thiwirs si?

Lás ih iu in alawár
in einen búachon, ih weiz wár,
sie in síbbu joh in áhtu
sin Alexándres slahtu,

Ther wórolti so githréwita,
mit svértu sia al gistréwita.
úntar sinen hánton
mit fílu herten bánton.

Joh fánd in theru rédinu,
thaz fon Macedónju
ther líut in gibúrti
giscéidiner wúrti.

Zu Nutzen gräbt man auch da,
Erz und Kupfer
auch nach der Meinung (wie ich glaube)
Eissteine (Krystalle).

Auch dazu zur Fügung (Bereitung)
Silber genug;
ja sie lesen da im Lande
Gold in ihrem Sande.

Sie sind festmüthig
zu manchem Guten,
zu manchem Nutzen —
das thut ihnen ihre Weisheit.

Sie sind sehr rasch,
sich (den) Feinden zu entreißen; [fen)
nicht wagen sie es zu beginnen(anzugrei-
(so) haben sie dieselben überwunden.

(Kein) Volk sich ihnen entzieht,
das ihr Land berührt,
nicht bei ihrer Tapferkeit
ihnen zu dienen ja nothgedrungen.

Auch alle Menschen,
wer sich ihm nicht unterwirft,
ich weiß es, Gott bewirkte,
alle haben sie ihrer (vor ihnen) Furcht.

Nicht ist (ein) Volk, das es beginne
das wider dasselbe ringe [(angreife),
ihm haben sie es verleidet,
mit Waffen vorgezeichnet.

Sie lehrten sie es mit Schwertern,
nicht aber mit den Worten,
mit Speeren, vielen Waffen;
vor diesen fürchten sie sich noch so.

Nicht sei (ein) Volk, das darnach
darin, (daß) es mit ihm fechte, [trachte,
wenn auch Meder es seien, oder Perser,
ob nicht ihnen es desto schlimmer sei?

Las ich ja in aller Wahrheit
in einem Buche, ich weiß, wo,
sie (seien) in Sippschaft u. in Verwandt-
gewesen Alexanders Geschlecht, [schaft

Der (der) Welt also gedrohte,
mit Schwertern sie ganz hinstreuete
unter seine Hände [(niederwarf)
mit sehr starken Banden.

Auch fand (ich) in dieser Rede (Er-
daß von Macedonien [zählung),
dieses Volk im Ursprung
abgesondert wurde.

Nist untar in thaz thúlte,
thaz kúning iro wálte,
in wórolti nihéine,
ni si thie sie zugun héime,

Nicht ist unter ihnen geduldet,
daß (ein) König ihrer walte
in der Welt keiner, [daheime,
wenn sie dieselben sich nicht erzogen

Odo in érdringe
ánder es biginne
in thihéinigemo thiote,
thaz ubar si gibíate.

Oder im Erdkreis
(ein) Anderer es beginne,
in irgend einem Volke,
daß (er) über sie gebiete.

Thes éigun sie io núzzi
in snélli joh in wizzi;
nintrátent sie nihéinan
unz sínan eigun héilan.

Davon haben sie auch Vortheil
in Mannhaftigkeit und in Weisheit;
nicht erschrecken sie vor irgend Einem,
so lang sie ihn (ihren König) haben gesund.

Er ist gizál ubar ál
io so édil thegan scál
wíser inti kúani;
thero éigun se ío ginúagi.

Er ist kühn vor Allen,
wie so edler Degen soll,
weise und kühn;
deren haben sie wohl genug.

Wéltit er githiuto
mánagero líuto
joh zíuhit er se réine,
selb so síne heime.

Waltet er freundlich
(über) manches Volk,
auch erziehet (regiert) er sie gut,
gerade wie seine daheime.

Ni sínt thie imo ouh derjen,
in thiu nan Fránkon werjen,
thie snélli sine irbiten,
thaz síe nan umbiriten.

Nicht sind, die ihm auch schaden,
so lange als ihn Franken wehren (ver-
die kühn seiner warten, [theidigen),
daß sie ihn umreiten (reitend umgeben).

Wanta állaz thaz sies thénkent,
siez al mit Góte wirkent,
ni dúent sies wiht in noti
ána sin girati.

Denn Alles, was sie denken,
sie es Alles mit Gott wirken (thun),
noch thun sie Etwas in (der) Noth
ohne seinen Rath.

Sie sint Gótes worto
flízig filu hárto,
tház sie thaz gilérnen,
thaz in thia búah zellen;

Sie sind Gottes Wortes
beflissen sehr viel,
daß sie das gelernen,
was ihnen die Bücher (Bibel) erzählen;

Tház sie thes beginnen,
iz úzana gisíngen,
joh sie iz ouh irfúllen
mit míchilemo willen.

Daß sie das beginnen,
es auswendig singen,
und sie es auch erfüllen
mit kräftigem Willen.

Gidán ist es nu rédina,
thaz sie sint gúote thegana,
och Góte thiononte álle,
joh wisdames folle.

Gethan ist nun (die) Rede,
daß sie sind gute Degen,
auch Gott dienen alle,
auch weisheitsvoll.

c. Uebersetzung von Georg Rapp.

Was viele Leute sehr mit Fleiß, in ihres Eifers heißem Schweiß,
Zusammen sich an Büchern schreiben, um hoch sich ihren Ruhm zu treiben!
Auch strengen sie sich waidlich an, und brechen ihrer Kühnheit Bahn —
Wie weise sie in Worten seien, verkünden ihre Reimereien.

In ihrem Buch, in Müh' und Drang, in fein gedrehter Reden Zwang
Hat sich ihr dunkler Sinn gefunden, der ist zusammen dort gebunden.
Sie auch dabei sich merken ließen, daß Keinen darf ihr Werk verdrießen.
Wohl mag sich der zusammennehmen, der's lesen will und ohne Grämen.

Und manches Volk ist hier zu zählen, und mancher Name mitzuwählen.
Der Griech' und Römer ist gerüstet, und macht es, wie es ihn gelüstet.
Gar manchen Mann der Eifer trieb, daß er in seiner Zunge schrieb,
Und eilig an die Arbeit geht, bis sie empor in Ehren steht.

Und soll der Deutsche ganz allein nur unter ihnen säumig sein?
Nie seine Sprache dazu bringen, in ihr sich Gottes Lob zu singen?
So eile denn, o Seele traut, erklingen laß den lieben Laut.
Die Gottesweisen laß sich heben, daß sie in hellen Tönen schweben.

Und reiße mit dem klaren Sinn die Herzen dir gebunden hin,
Laß schreiten dann gelenk und süße all deiner Liederverse Füße.
Auf deiner Regel klaren Wogen komm Gottes Predigt angezogen,
In hellem Freudenton erwache nun deines Volkes edle Sprache.

Auf, eile deines Gottes Willen durch all dein Leben zu erfüllen.
Der Frankensang tön' in die Welt, auf, werde Gottes Liederheld!
Aus deiner Verse reinem Wallen laß deines Herrn Gebote schallen,
Sing dich in deinen Tagen aus, und ruh am großen Sabbath aus.

Sechs Zeiten hat der Arbeit Last, der siebenten gebührt die Rast,
Was uns der Christ im Wort vertraut, was uns erzählen die ihm traut,
Das tön' in meinen Saiten voll, wie ich zu Recht es singen soll.
Sie haben gerne auch gesungen mit ihren edlen Liederzungen.

Sie zierten es mit treuer That, und thaten es nach Gottes Rath,
Was süße allen Herzen frommt, in Weisheit die vom Himmel kommt.
Vor ihrer hellen Friedensspur ist alles Andre Thorheit nur.
Was soll der Franke in dem Einen nur ungelenk und roh erscheinen?

Er soll den hohen Ton anstimmen in seiner Sprache Liederstimmen.
Er ist ja hoch und kühn gemuth, wie einst das stolze Römerblut.
Braucht den Hellenen nicht zu weichen und kann an seine Schöne reichen.
Was je die Weisheit kann und weiß, stellt sich ihm treu auf sein Geheiß.

Kühn stellet sich der deutsche Held dem Wild im Forst, dem Feind im Feld.
Schnell ist das Schwert dem Starken los. Reich ist sein Schatz, der Muth ihm groß.
Sie bauen sich mit ihrem Zug im guten Lande an genug,
Ihr wonnigliches, reiches Gut reift allumher in Gottes Hut.

Frei sind sie von der Schande Gift, auf weit bekannter, fetter Trift,
Sie graben Erz und Kupfer auch, und nützen es zu jedem Brauch.
Den lichtdurchglänzten Kieselstein erheben sie sich aus dem Main,
Ihr Silber beut die Felsenwand, sie lesen Gold aus Stromessand.

So stehen sie in festem Muth für Alles, was sie dünket gut,
Und schnell ihr freier Geist besitzt, was ihnen immer frommt und nützt.
Nicht fehlte je der Held im Rath, vom Feind zu retten, wenn er naht,
Noch hat sich keiner eingefunden, den sie nicht hätten überwunden.

Noch wenig schleppte Feindes Hand vom Gute weg aus ihrem Land.
Und Keiner ward des Siegers Knecht, sie wahren sich das freie Recht.
Wir können unsre Männer stellen, die werden sie nicht niederfällen,
Uns hat der starke Gott beschert, daß vor uns her der Schrecken fährt.

Wer wider uns den Kampf begann, den sahen rasch wir Mann an Mann;
Verbreiten Furcht mit Schwert und Speer, denn nicht sind Worte unsre Wehr.
Nie hat ein Volk es abgewandt, das wider uns in Waffen stand,
Der Perser nicht und nicht der Meder. Mit theurem Preise büßt es Jeder.

Aus einem Buche nahm ichs wahr, ich kann es nennen euch fürwahr *).
In ihrer sieben, ja in achten von Alexanders großen Schlachten,
Da haben sie die Welt bedräut, mit ihrem Schwert sie hingestreut,
Und schlugen sie mit hartem Band ihm unter seine starke Hand.

Und in dem alten Buch ich fand, daß von dem Mazedonerland
Des Lebens erster Ursprung kam dem edlen Volk vom Frankenstamm.
Nicht boten sie sich dazu dar, daß über sie ein König war,
In aller Welt war ihrer Keiner und heimgeführt hat sie nicht Einer.

Nicht daß ein Volk auf dieser Erde je über sie zum Herren werde.
Ihr eigen Land bewahrten sie in Muth und Weisheit spät und früh.
Nicht legten sie an wen die Hand bis er sein Heil in Knechtschaft fand,
Er soll ein edler Degen währen, soll kühn und weise stehn in Ehren.

Der unfreien, der eignen Leute hat ja genug das Volk schon heute,
Und wem sie müssen eigen sein, der wartet ihrer mild und rein,

*) War allgemein geglaubte Volkssage der Franken, von den Chronisten als Geschichte berichtet.

Und hat sie in sein Herz geschlossen, gleich seinen lieben Stammgenossen.
Doch wenn sie feindlich sich ihm stellen, weiß sie der Franke schnell
zu fällen.

Denn Alles, was er denkt und meint, das hat er nur mit
Gott vereint,
Auch thut er nichts in aller Noth, wozu sein Gott den Rath nicht bot.
Sie haben Fleiß zu Gottes Wort, sie achten es als ihren Hort.
Und lieben lernend zu erfragen, was ihnen ihre Bücher sagen.

Es soll in ihre Seele dringen, sie sollen froh hinaus es singen
Und ihres Gottes Wort erfüllen mit ihrem starken Manneswillen.
So seien sie denn hochgeehrt, die Degen, ihres Gottes werth,
Und seine Diener allesammt an seiner Weisheit Licht entflammt.

Nun aber schreib ich unser Heil, das Evangelium sei mein Theil,
Es werde ringsumher gesungen in meines Frankenlandes Zungen.
In diesen Zungen nie erklang dem Herrn und Christ sein Lobgesang,
Und nun sei er von ihrem Wort gepriesen fröhlich fort und fort.

Er hebe sie zu sich herein, und lade sie zum Glauben ein,
Denn wallt er mit in ihren Landen, so ist hier Alles neuerstanden.
Doch mit der fremden Völkerzungen ist Keinem er ins Herz gedrungen.
Nun hören Alle hocherfreut, was ihres Gottes Huld gebeut.

Auf, singen wir den deutschen Sang, wer will, den freue un-
ser Klang,
Und wer von Minnelust bewegt sein deutsches Volk im Herzen trägt.
Herr Christ, dir sei emporgesungen in unsrer Heimath trauten Zungen,
Und unsre Sprache sei erhoben, dich ohne Wandel hoch zu loben.

2. Der Knabe im Tempel.

Zweimal sechs Jahre war er alt, da kam die hohe Festzeit bald,
Die alles Volk in Ehrfurcht preist, und seine lieben Ostern heißt.
Hinauf zum Haus der Weihen fahren die Eltern, wie gewöhnt sie
waren,
Der Satzung ihres Gottes treu, und war ihr liebes Kind dabei.

Da sie im Heiligthum gefleht, der Feier Zeit zu Ende geht,
So brechen auf sie ohne Weilen, der Heimath wieder zuzueilen.
Das Kind zurückgeblieben war, und wurden sie deß nicht gewahr,
Dem anvertrauten, einzigen Sohn entzogen sie die Sorge schon.

Denn Joseph meinte sicherlich, die Mutter habe ihn bei sich.
Sie aber hielt sich an den Wahn, mit ihm geh er die Wanderbahn. —
Nicht mußt du daran auf dich halten, die Frauen abgesondert wallten,
Die Männer aber erst erschienen im zweiten Pilgerzug nach ihnen.

Die Kinder nur man gehen ließ, bei wem es ihnen dünkte süß.
So liefen sie umher im Stillen, wohin sie zog ihr Eigenwillen. —
Da hatten Beide sich betrogen, und schwere Angst sich zugezogen.
Sie kamen heim, sie sahn umher, und mißten ihren Knaben sehr,

Sie suchten ihn bei den Bekannten, und unter allen Anverwandten,
Und spähten ihn doch nirgends aus, bracht ihn auch Niemand in ihr Haus.
Und große Angst die Mutter trieb, wie ist ihr Kind so gut, so lieb.
Sie schlug die Hände jammerschwer, er ist ihr Sohn, ihr einziger.

Nicht ließ die Angst sie länger weilen, zurück sie ohne Säumen eilen,
Die Mutternoth, der Mutterschmerz erfaßte ihnen tief ihr Herz.
Als sie zu jener Burg gefahren, aus der sie jüngst gekommen waren,
Da fanden sie am Tag, dem dritten, den Knaben bei den Priestern mitten.

Er horchte ihrem Glaubenswort im Heiligthume Gottes dort.
So saß er da in ihrem Kreise, und fragte sie nach Kinderweise.
Sie wundern sehr sich seiner Fragen und horchen hoch beim Antwortsagen.
Des Landes Weise viel gelehrt, sie hatten Gleiches nie gehört.

Da sah sie dann den lieben Mann, zu leben ihr das Herz begann,
Mit neuem Trost, in neuem Muth sprach sie zu ihrem Kinde gut:
„Wie war mir, daß ich nicht gewußt, daß ich verlieren dich gemußt,
Und aller Muth mir löschte aus, und warest doch in Gottes Haus.

O du mein Kind, und du mein Heil, ach deiner Mutter einzig Theil,
Wie mir das Herz gebrochen ist, das nichts besorgt, dich jäh vermißt.
O, wie ich herflog, bang um dich, bist ja der Einzige für mich!
O, wie uns Sorge hat umwunden all um dein Leben und Gesunden!

Was sag ich mehr? bist wieder mein, o du! du einzige Seele mein!“ —
Was war denn hier, so sprach sein Mund, mich lang zu suchen für ein Grund?
Mir ziemt, daß ich die Seelen werbe allhier in meines Vaters Erbe.
Sie kommen heim, ergründen nicht, was damit wohl sein Mund ausspricht.

Er wurde ihnen unterthänig, und blieb doch aller Welten König,
Hat seine Macht dahingegeben, um nur für ihren Dienst zu leben;

Wollt uns mit seinem Beispiel lehren, den Vater und die Mutter
ehren,
Er that, was ziemte Gottes Sohn, zum Nutzen Allen uns und Lohn.

Die vorstehenden Stücke gehören einer größeren Dichtung an, die unter dem Namen „Krist“ oder „Evangelienharmonie“ bekannt ist und zu den religiösen Epen gehört. Dichter derselben ist der Benedictinermönch Otfried, von Geburt wahrscheinlich ein Franke (Schwabe). Er erhielt seine Bildung vermuthlich im Kloster zu Fulda unter dem berühmten Abt Rhabanus Maurus, späterem Erzbischof zu Mainz, kam dann nach St. Gallen und zuletzt nach dem Benedictinerkloster Weißenburg im Elsaß. Hier vollendete er das genannte Gedicht im Jahre 868, widmete es in einer deutschen Zueignungsschrift König Ludwig dem Deutschen und übersandte es auch mit einer lateinischen Vorrede dem Erzbischof Liutbert von Mainz. Aus letzterer erfahren wir, daß Otfried sein Gedicht in der Absicht verfaßte, damit den Dichtungen des Volkes entgegen zu treten, die ihm wegen ihres heidnischen oder weltlichen Inhalts ein Gräuel waren. Diese offen ausgesprochene Absicht nimmt uns nicht sehr für den Dichter ein. Denn einmal muß der Anlaß zum Dichten allezeit aus innerem Drange kommen, darf also nicht in äußeren Zwecken seinen Grund haben; ein andermal aber ist es verwerflich und sehr zu bedauern, daß Otfried, wie überhaupt die Geistlichen jener Zeit, darauf ausging, das deutsche Element, die ursprüngliche deutsche Poesie zu vernichten, statt sie durch das Christenthum zu veredeln, wie der Dichter des Heliand, der schlichte sächsische Bauer, es thut. Sicher sind in Folge dieses ganz verwerflichen Strebens viele ächt deutsche Poesien wirklich vertilgt worden, vielleicht alle diejenigen, welche Karl der Große in hochherzigem Sinne zu einem nationalen Denkmal vereinigen ließ. Schon sein Sohn Ludwig der Fromme trat der nationalen Entwickelung mit Entschiedenheit entgegen. Durch den Einfluß frömmelnder Priester war es so weit mit ihm gekommen, daß ihm die in seiner Jugend gelernten deutschen Lieder völlig zuwider waren; er mochte sie weder lesen noch hören, noch viel weniger selber vortragen.

Wäre also Otfried auch poetisch begabter gewesen, als es der Fall war, der von ihm verfolgte Zweck hätte es schon nicht dahin kommen lassen, etwas wirklich Bedeutendes zu leisten. Wirklich steht seine Evangelienharmonie der altsächsischen auch sehr nach. Ungeachtet er sich dafür die epischen Dichter der Römer zum Muster nahm, so ist seine Ausführung doch schwach und frostig, ohne episches Leben, an vielen Stellen rein lehrhaft. Statt den Text

poetisch auszuführen, wie es im Heliand geschehen, giebt er ihn nackt wieder, schaltet aber bis zum Ueberdruß sittliche, mystische und geistliche Betrachtungen ein und legt auf diese größeren Werth als auf die biblischen Erzählungen. Es ist sonach die Subjectivität des Dichters, welche in den Vordergrund tritt, während jener sächsische Bauer spricht, wie wenn das ganze Sachsenvolk seinen Mund aufthäte. Auch die Sprache ist nicht so kühn und schwungvoll, oft sogar matt und schwerfällig, hier und da auch nicht rein deutsch.

So sehr aber diese Mängel das Gedicht beeinträchtigen, so muß doch auch anerkannt werden, daß es ihm nicht an einzelnen Partien fehlt, die recht ansprechend, in sehr herzlichem Tone dargestellt sind, was seinen Grund aber in der guten Art des Erzählens hat, weit weniger im Gesange selbst.

Entschieden werthvoll ist das Gedicht als althochdeutsches Sprachdenkmal, daher für den Sprachforscher unschätzbar und von diesem Gesichtspunkte aus auch allezeit gewürdigt worden.

Für unseren Standpunkt ist das Gedicht aber noch in anderer Beziehung wichtig und interessant; es ist nämlich das älteste Gedicht, in dem statt der Alliteration der Reim auftritt. Um dies erkennen zu lassen, haben wir in Nr. 1 den Urtext mitgetheilt und demselben eine das Verständniß erleichternde wortgetreue Uebertragung beigegeben. Es ist möglich, aus Otfrieds Dichtung die Grundregeln der ganzen deutschen Verslehre zu entwickeln. Davon sehen wir jedoch hier ab und bemerken nur noch, daß die Strophen des Gedichts regelmäßig gebaut sind und aus zwei Langzeilen bestehen, von denen jede acht Hebungen hat und in zwei Hälften zerfällt, die beide mit männlichem Reim abschließen. Nr. 1 ist der leichteren Uebersichtlichkeit halber in Halbzeilen gedruckt.

Das ganze Werk zerfällt in folgende fünf Theile: 1) Christi Geburt und Jugendleben in 28 Cap. 2) Sein Auftreten und seine Lehre in 24 Cap. 3) Seine Wunder in 26 Cap. 4) Sein Leiden und Tod in 37 Cap. 5) Seine Auferstehung und Himmelfahrt in 25 Cap.

Literatur.

Handschriften des Gedichts finden sich zu Wien, München und Heidelberg.

Graff, Krist. Das älteste von Otfried im 9. Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht, nach den gleichzeitigen zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften herausgegeben. Königsberg, 1831. 4⅔ Thlr.

Kelle, Otfrieds von Weißenburg Evangelienbuch. Text, Einleitung, Grammatik, Metrik, Glossar. (In 2 Bänden.) 1. Bd.: Text und Einleitung. Mit Schriftproben. Regensburg, 1856. 4⅔ Thlr.
Rapp, Otfrieds von Weißenburg Evangelienbuch. Aus dem Althochdeutschen übersetzt. Stuttgart, 1858. ¾ Thlr.
Lachmann, Ueber Otfried in der Encyclopädie von Ersch und Gruber. 1836. III. 2. 278.

Rückblick auf den ersten Zeitraum.

Aus dem Zeitraum vom ersten, in dunkler Ferne liegenden Auftreten deutscher Völker bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts besitzen wir zwar mehr Dichtungen, als vorstehend aufgeführt worden sind, im Ganzen aber doch nur eine geringe Zahl. Der Grund hiervon ist nicht in dem Mangel an Sinn für Poesie zu suchen, da diese ja bekanntlich in der Natur aller Völker wurzelt, sondern in dem Umstande, daß die Sagen und Lieder im Ganzen nicht häufig niedergeschrieben, sondern vorherrschend mündlich fortgepflanzt wurden. Einzelne Volksstämme gingen auch geradezu unter und mit ihnen natürlich auch ihr Gesang; andere verschmolzen mit Nachbarstämmen, wodurch die ursprüngliche Poesie wenigstens durch Vermischung beeinträchtigt wurde und sich erst mehr oder weniger neu bilden mußte. So gehört die Siegfriedsage, mit der wir es im nächsten Abschnitt zu thun haben werden, offenbar einer sehr alten Zeit an, erscheint aber nach der Völkerwanderung als fränkisch und verschmilzt darauf mit der burgundischen Sage von König Gunther, der 436 durch den Hunnenkönig Attila seinen Untergang fand.

Karl der Große (regierte von 768—814), der die deutschen Stämme und Staaten, welche aus den Stürmen der Völkerwanderung hervorgegangen waren, alle vereinigte, suchte die Bildung seiner Völker ernstlich zu befördern und ließ zu diesem Zwecke Alles sammeln, was an guter Poesie und Prosa vorhanden war, regte auch gewiß selbst Manchen zum Dichten an; aber die Personen, deren er sich hierzu bediente, waren Geistliche und noch dazu fremdländische, die von den Sitten und Gebräuchen, dem Dichten und Trachten des Volkes wenig Kenntniß hatten, daher auch weder schätzten noch zu pflegen verstanden. Die große Mehrzahl dieser Männer fand sogar die heidnischen und weltlichen Vorstellungen der deutschen Sagen und Lieder so unvereinbar mit den Lehren des Christenthums, daß sie sich's zum Gesetz machte, sie überall zu verdrängen, so weit als möglich zu vernichten.

So wurde Karls schönes Werk bald wieder zerstört, und gerade durch diejenigen, durch die es gepflegt werden sollte. Nach seinem Tode stand die Poesie fast ganz unter dem Einfluß der Geistlichen und bewegte sich daher auch vorzugsweise auf kirchlichem Gebiet, wie außer den angeführten Evangelienharmonien noch verschiedene andere Bearbeitungen biblischer Stoffe beweisen.

Wie jetzt, so bildeten auch damals die Sänger (Dichter) keinen besonderen Stand, wie z. B. die Barden bei den keltischen Völkern, oder die Skalden bei den Skandinaviern; es sang, wer der Kunst des Dichtens und Singens mächtig war. Was ein poetischer Kopf hervorgebracht hatte, trug er bei mannigfachen Gelegenheiten vor, und das Volk eignete es sich an und wird es sich gern angeeignet haben, da es die Stoffe, welche von den Sängern behandelt wurden, schon besaß.

Da die Dichter jener Zeit es liebten, die Thaten der Helden, auch der sagenhaften, zu besingen, so bewegte sich die Dichtkunst vorzugsweise auf dem Gebiete des Epischen und Lyrischen.

In den Versen herrschte der Accent vor. Sie bestanden aus Langzeilen von acht Hebungen; jede Langzeile zerfiel durch einen in die Mitte fallenden Abschnitt in zwei Hälften von je vier Hebungen, welche durch die Alliteration (Stabreim) zu einem Ganzen verbunden wurden. Zu Ende des 9. Jahrhunderts verdrängte der Reim die Alliteration.

Die Sprache zerfiel schon in den ältesten Zeiten in eine große Anzahl Mundarten, die sich jedoch auf fünf Hauptgruppen zurückführen lassen, nämlich auf 1) Gothisch, 2) Hoch- oder Oberdeutsch (das Alemannische oder Schwäbische, das Baierisch-Oesterreichische und das Fränkische umfassend), 3) Niederdeutsch oder Sächsisch (das Niederländische, Friesische und Sächsische begreifend), 4) Angelsächsisch und 5) Nordisch. Die beiden letzteren Mundarten kommen hier nicht in Betracht, da sie Völkern angehören, welche eine der deutschen zwar verwandte, doch aber verschiedene Nationalität zeigen; eben so tritt das Gothische zurück, da es sich bald verliert. — Das Hochdeutsche erscheint in drei Formen, welche man mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erscheinung Althochdeutsch (von den ältesten Zeiten, namentlich von Karl dem Großen, bis zu den Kreuzzügen), Mittelhochdeutsch (von den Kreuzzügen bis zur Reformation, also etwa bis 1525) und Neuhochdeutsch nennt. Das Althochdeutsche zerfiel in mehrere Mundarten, unter denen die fränkische, alemannisch-schwäbische und baierische die wichtigsten waren. Ganz rein ausgeprägt ist übrigens keine, was aus den vielfachen Beziehungen zu erklären ist, in welchen die oberdeutschen Stämme zu einander standen.

Gepflegt wurde die Sprache vorzugsweise in den Klöstern und Klosterschulen, und einer rühmlichen Erwähnung verdienen hier besonders die in Fulda und St. Gallen, denen auch Otfried seine sprachliche Bildung verdankte. Da aber in den Klöstern vorherrschend die lateinische Sprache gebraucht wurde, so mußte die deutsche sich vielfach in Worten und Wendungen jener anschmiegen und erlitt dadurch manche Verkümmerung. Hieraus ist es auch erklärlich, daß viele ursprünglich deutsche Dichtungen jener Zeit nur in Uebersetzungen auf uns gekommen sind.

Zweiter Zeitraum.

Von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. (1150—1350.)

VII. Das Nibelungenlied.

I. Sechszehntes Abenteuer.

Wie Siegfried erschlagen ward.

(Lüben und Nacke, Lesebuch für Bürgerschulen, VI. Thl. — Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Simrock. S. 149 u. f.)

1. Erläuterungen.

Mit dem Namen „Nibelungenlied" bezeichnet man ein großes Gedicht, welches im Mittelalter, um 1210, von einem unbekannten Dichter aus verschiedenen älteren Dichtungen zu einem Ganzen zusammengestellt worden ist. Es ist in mittelhochdeutscher Sprache abgefaßt. Wie groß der Unterschied zwischen dieser und der jetzigen neuhochdeutschen Sprache ist, läßt sich aus der im Lesebuche (4. Auflage) enthaltenen Probe erkennen. Das Mittelhochdeutsch wird jetzt eigentlich nur von gelehrten Sprachforschern ordentlich verstanden; allen Uebrigen ist es fast so unverständlich, wie die Sprache eines fernen Volkes. Um daher den Verehrern alter Dichtungen das Nibelungenlied zugänglich zu machen, hat man es förmlich in das Neuhochdeutsche übersetzen müssen. Wir benutzen für unsern Zweck eine Uebersetzung von Simrock, die sich der Ausdrucksweise und dem Geiste des Originals möglichst genau anschließt.

Das ganze Gedicht zerfällt in 39 Abschnitte, welche mit dem Namen „Abenteuer" bezeichnet sind, ein Ausdruck, der so viel bedeutet als: wunderbares Erlebniß; ritterliches Wagniß; Erzählung eines wunderbaren Erlebnisses oder einer Folge solcher Erlebnisse.

Zum Verständniß des 16. Abenteuers sei noch Folgendes bemerkt.

König Dankrat zu Worms im Burgunderlande hinterließ nach seinem Tode außer seiner Frau, Ute, drei Söhne und eine Tochter: Gunther, Gernot, Geiselher (Giselher) und Kriemhild. Siegfried, Sohn des Königs Siegmund in Xanten (Santen) am Niederrhein, schon in früher Jugend berühmt durch große Heldenthaten, hörte von Kriemhild's Schönheit und reiste nach Worms, um sie als Gemahlin zu erlangen. Sein Wunsch wurde erfüllt, nachdem er Gunther behülflich gewesen war, die Königin Brunhild in Isenland zur Gemahlin zu erlangen. Nachdem Siegfried zehn Jahre lang glücklich in Xanten gelebt hatte, erhielt er auf Brunhild's Betrieb eine Einladung von Gunther, nach Worms zum Besuch zu kommen. Er folgte dieser Einladung und nahm auch seine Gemahlin mit. Bei einem festlichen Kampfspiel entspann sich zwischen den beiden zuschauenden Königinnen Zwist über die Hoheit und Trefflichkeit ihrer Männer, der endlich in bittern Haß überging. Brunhild beschloß, sich durch Siegfried's Tod zu rächen. Es gelang ihr, für diesen scheußlichen Plan Hagen von Tronje, ein am Hofe Gunthers lebender Dienstmann, zu gewinnen. Hagen verbreitete zu diesem Zwecke ein falsches Kriegsgerücht, und Siegfried erbot sich, Gunther in dem bevorstehenden Kriege beizustehen. Vor dem Abzug zum Kriege nahm der falsche Hagen Abschied von Kriemhild, und als diese ihn bittet, den theuren Gatten zu schützen, verräth sie ihm, daß er nur an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Sie bittet Hagen, nur diese Stelle im Kampfe zu schützen, und verspricht, sie ihm durch ein kleines Kreuz von Seide im Gewande kenntlich zu machen. Nun hält Hagen zur Ausführung seines Planes einen Krieg nicht für nöthig, sondern veranstaltet dafür eine Jagd, auf der er Siegfried unter Gunther's Zustimmung ermordet, nachdem er ihn listig von der Gesellschaft entfernt hat.

1. Strophe. Gunther ist König der Burgunden und wohnt in Worms, Hagen von Tronje sein Dienstmann. „Recke", alterthümlicher Name für Fürst, Held, Mächtiger, Riese. Es ist dasselbe Wort, welches als Endung vieler Mannsnamen dient, als Fried-rich, Hein-rich.

„wohlgethan", so viel als kühn, muthvoll. Die Stellung des adjectivischen Attributs hinter dem Hauptworte ist im Mittelhochdeutschen sehr gewöhnlich. Siehe Strophe 2, 13, 25, 29, 31, 35, 42.

„mit Untreuen", mit Treulosigkeit.

Unter Birschen verstand man im Mittelalter jede Jagd mit Geschossen (Speer und Bogen), im Gegensatz zur Beize (von bei-

zen = beißen machen), d. h. einer Jagd mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, daher Falken-Beize.

„Tann", Wald; hier der Odenwald zwischen Main, Rhein und Neckar.

2. Str. „mit stolzem Sinn", in ausgezeichneter, herrlicher Weise (im Orig. in herrlichem site). Vergl. Str. 13, 40, 48.

„Kalter Brunnen", Quell. S. Str. 55.

„Leib" = Leben.

3. Str. Der kühne „Degen", alterthümlich für Ritter, Held, Krieger.

„aufgesäumet", aufgepackt, den Saumthieren (Pferden, Eseln, Maulthieren — s. Str. 12. —) aufgeladen. (S. Str. 57.) Saum bedeutet ursprünglich etwas Zusammengenähtes oder -gebundenes und wird noch jetzt im Oberdeutschen für Last, Gepäck gebraucht, besonders sofern es zum Fortschaffen einem Lastthier aufgeladen wird. In bestimmterer Bedeutung bezeichnet man auch damit eine größere Gewichts- oder Maß-Einheit, z. B. in Baiern: ein Saum Eisen = 250 Pfund, in der Schweiz: ein Saum Wein = 4 Eimer, im Oberharz: ein Kohlenmaß, dergleichen ein Pferd 2 tragen kann.

„Birschgewand", Jagdzeug, Jagdkleid.

„Geselle" heißt im weitern Sinne Jeder, der mit einem Andern zusammen, in Verbindung, in gleicher Lage oder gleichem Stande lebt (Schlaf-, Spiel-, Diebsgesell u. s. w.), hier Jagdgefährte.

4. Str. „Seine liebe Traute", seine geliebte Frau.

„Und mich auch deine Augen." Sinn: Gott gebe, daß du mich wieder siehst.

5. Str. Märe = Erzählung, Kunde, Bericht. (S. Str. 41.) „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich? du bringst mir traurige Mär." (L. Brachmann.) Jetzt gewöhnlich in der Verkleinerungsform Märchen, eine erdichtete, fabelhafte Erzählung, besonders als Erzeugniß des Volksglaubens oder auch der sich frei ergehenden Einbildungskraft des Dichters.

„sie durfte es ihm nicht sagen;" denn hätte sie dies gethan, so wäre ihr Zweck, dem Gemahl in Hagen einen Beschützer zur Seite zu geben, vereitelt worden, da Held Siegfried im Bewußtsein seiner Kraft sich jeden derartigen Schutz, als unmännlich, verbeten haben würde. Ueberdies konnte es ihm auch nicht lieb sein, das Geheimniß von der einzig verwundbaren Stelle an seinem Körper noch mit einem Dritten getheilt zu wissen.

„daß sie das Leben gewann." Kriemhild wünscht lieber nicht geboren zu sein, als ein so großes Unglück (den Abschied auf Nimmerwiedersehen) zu erleben.

6. Str. „Heide", waldlose wildgrünende Ebene.

„das thut mir sicherlich Noth", dazu habe ich große Ursache.

8. Str. „Sold", Lohn für geleistete Dienste.

9. Str. „zu Thal", hinab. Vergl. Str. 72.

10. Str. Leib hat im Mittelhochdeutschen die doppelte Bedeutung von Leben und Körper; hier muß die letztere angenommen werden.

„Urlaub" heißt jetzt die von einem Vorgesetzten ertheilte Erlaubniß, wegzugehen und seine pflichtmäßigen Verrichtungen eine Zeitlang auszusetzen; im Mittelalter entsprach die Bedeutung des Wortes der unserem heutigen „Abschied."

11. Str. „pflag", für pflog, von pflegen.

12. Str. „überrhein" (Adverb. d. Ortes) für „über den Rhein."

„Wein" ist hier wohl nur sprüchwörtlich neben „Brot" gestellt, wie Fleisch und Fisch, da er ja absichtlich zurückgelassen worden war.

„Fahrt", Reise. Fahren bedeutet im weiteren Sinne s. v. a. sich wohin begeben, ziehen, reisen, wandern. Die Sennen fahren zur Alp, die Bergleute in den Schacht, weshalb die Leitern, auf denen dies geschieht, auch Fahrten genannt werden; fahre wohl, d. i. reise glücklich; Christus ist gen Himmel gefahren; in die Grube fahren = uneigentlich für sterben. Vergl. Str. 16.

13. Str. „herbergen", ein Lager, eine Hütte aufschlagen; jetzt heißt eine Herberge im weitern Sinne jedes Haus, in welchem man Wohnung und Nachtlager findet, im engeren Sinne das Versammlungshaus einer Handwerkerzunft. Vergl. Str. 28.

Das „Wechseln" des Wildes (mittelh. abeloufe) = Aus- und Eingehen desselben (Wandel) an einem Orte.

14. Str. „Die Wart", Aufsicht, Wache, Hut, deshalb ein zur Beobachtung der umliegenden Gegend bestimmter Thurm = Warte, der Wächter auf solchem = Thurmwart (deshalb auch Thor-, Burg-, Kampfwart).

15. Str. „Waldreise", Jagdgesellschaft.

16. Str. „dem sagen wir den Dank", mittelalterlich für: den erkennen wir für den Sieger. Bei den Ritterspielen wurde der, stets von den Frauen dargebrachte Siegerlohn oder Kampfpreis der Dank genannt. S. Str. 21.

17. Str. „Der Hunde hab' ich Rath", für: der Hunde kann ich entrathen (vom mittelh. rath = Hülfe) d. h. entbehren, ich bedarf ihrer Hülfe nicht.

„Bracke", mittelh. für Leit-, Spürhund. S. Str. 18.

„der so genossen hat", so durch den Genuß von Eingeweide und Blut erlegter Jagdthiere abgerichtet ist, daß er die Spur des Wildes leicht erkennt.

20. Str. „Halbschwein", mittelh. halpswuolf, bei Scherr: „ein vielstarkes Schmalthier."

„einen ungefügen Leuen", mittelh. lewen, Löwen, „ungefüg", übermäßig groß, stark. Der Löwe wird hier wohl nur in dem Sinne genannt, wie anderwärts der Drache. Im „großen Rosengarten" beginnt Siegfrieds Beschreibung mit den Worten:

Der pflag so großer Stärke, daß er die Leuen fing,
Und sie mit den Schwänzen über die Mauern hing.

22. Str. „Elk", Elch, Elenn, Elennthier, noch jetzt in den russischen Ostseeprovinzen und Polen heimisch.

„Schelk", Hirschbock; vielleicht der Riesenhirsch, Megacerus eurycerus *Aldrovandi*, von dem sich in Deutschland, namentlich aber in Irland, in Torfmooren Ueberreste finden.

„Büffel", im Urtext wisent, bezeichnet wahrscheinlich den jetzigen Auerochs, Bos Bison Linné (Bos Ursus auct.); „Auer", im Urtext ur, dagegen den jetzigen Hausochsen, Bos Taurus L., der nach G. Cuvier noch im 16. Jahrhundert in Polen neben dem Wisent wild vorkam.

„Mähre", mittelh. Ausdruck für edles Pferd, Roß, Turnierpferd; jetzt bezeichnet man damit ein elendes, schlechtes Pferd im Allgemeinen. Davon sind als sinnverwandt zu unterscheiden: Gaul und Klepper. Mit dem Erstern bezeichnet man ein schlechtes Zugpferd, mit dem Letztern ein schlechtes Reitpferd.

„Hinden", Einzahl Hinde = Hirschkuh.

25. Str. „Laßt uns des Wilds ein Theil gedeihn", für: Laßt für uns einen Theil des Wildes am Leben bleiben (mittelh. genesen).

26. Str. „Lärmen und Getos", für Lärm und Getöse. Beide bezeichnen ein durch Bewegung erzeugtes Durcheinanderschallen; Lärm ein lautes Durcheinanderschallen; Getöse entsteht aus verschiedenen sich vereinigenden Arten des Schalles, wobei man mit dem Gehör die wirkenden Ursachen nicht wohl erkennen kann.

27. Str. Der grimme Tod, der wüthende Tod, der kein Erbarmen kennt. In Str. 68 läuft Hagen grimmig d. h. mit ungeheurer Kraftanstrengung.

28. Str. „Ingesinde" oder Gesinde (Str. 47), Dienstmannen, Dienerschaft, Reisegefolge.

29. Str. „wohlgeboren", von guter d. i. edler Geburt, als Adelstitel.

„Imbiß", hier Mittagessen; jetzt so viel als kleine Mahlzeit.

30. Str. „erwiedr' ich's, das behagt", die Genossen werden sich freuen, wenn sie mein Horn hören, das sie zum Essen einladet.

31. Str. „eben", sorgfältig, bequem.

33. Str. „hindann", von dannen, weg.

34. Str. „ohne Hut", ohne Schutz.

„allzuhand", alsbald, sogleich.

36. Str. „Waffe", hier im engern Sinne Schwert. Es hieß Balmung = Fels (Str. 40), nach der alten Sitte, vorzüglichen Schwertern einen besondern Namen zu geben. So hieß Irings Schwert Waske, = Kiesel, Olivers Schwert in „Kaiser Karl's Meerfahrt" (von Uhland) die Altekläre = Hellleuchtende.

Das „rothe" Gold, im Mittelalter gewöhnliche Bezeichnung für Gold.

37. Str. „Zeug" Pfellet, mittelh. phellin, kostbares Baumwollenzeug.

„Zobel" für Zobelfell, ein kostbares Pelzwerk.

„Borte", seidenes, mit Gold gesticktes Band.

„Köcher", Behältniß zur Aufbewahrung der Pfeile, gewöhnlich an einem Bande auf dem Rücken getragen.

38. Str. Der Köcher war von einem „Vließ", Pardelfell überzogen, „des Ruches wegen", Wohlgeruches. Die Sage legte dem Panther Wohlgeruch bei, der das Wild anlocke.

39. Str. „Luchs", mittelh. ludmes, ein unbekanntes Thier; „Gewand", Unterkleid; „bunt überstreuet", mit kleinen Zierrathen besetzt.

41. Str. „bescheiden", mittheilen, belehren.

42. Str. „weidlich", stattlich.

„Bann", im Urtext ban = Dienstmann, also hier: Gunthers Dienstmannen. (S. Str. 45.) Sie hielten Siegfried, aus schuldiger Ehrerbietung gegen den Herren, das Roß beim Aufsteigen.

44. Str. Lebhafte Schilderung des Wirrwarrs, den der Bär in der Küche verursacht. Die am Feuer sitzenden Küchenknechte entfliehen.

49. Str. „Schenk", der Diener eines vornehmen Herrn, dem das Geschäft obliegt, bei Tafel dem Herrn einzuschenken.

„Baar", mittelh. behuot, behütet, also frei von Schande.

51. Str. „mit falschem Muth", falschen Sinnes.

52. Str. Von Tronje Hagen, für: Hagen von Tronje. Tronia (Kirchberg) war eine Besitzung im elsäßischen Nordgau.

Der „Spechtshart", jetzt Spessart, ist das hufeisenförmig vom Main umflossene Gebirge im Norden des Odenwaldes.

53. Str. „Säumer“, Führer eines Saumthieres. (S. die Bemerkungen zur 3. Str.)

„Meth“, ein uraltes, aus Honig und einer andern Flüssigkeit, als Wasser, Wein, Bier 2c., mittelst der Gährung bereitetes Getränk.

„Lautertrank“, über Gewürz und Kräutern abgeklärter Rothwein.

54. Str. Tücke spinnen. Das Verbum wird hier im uneigentlichen Sinne gebraucht und heißt dann so viel, als Etwas (hier Tücke) in ununterbrochener Folge gleichmäßig fortführen.

„entgelten“, als Schuld und Nachtheil tragen; der = Gunther.

55. Str. „manchem Degen“, Siegfried und die Burgunden, die später den Lohn für ihre Treulosigkeit erhielten.

56. Str. „Arglist“, was den Schaden eines Andern zur Absicht hat (einen argen = großen Schaden).

57. Str. „verhauen“, mittelalterl. Ausdruck für zerhauen, niederhauen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der letzten 4 Strophen (54—57), daß die letzte Zeile jeder derselben aus der einfachen Erzählung heraustritt, um immer und immer wieder an die Treulosigkeit Hagens zu erinnern und so den Eindruck derselben auf den Hörer lebendig zu erhalten.

59. Str. „welchen man gewinnen sieht“, welcher zuerst an dem Brunnen ankommt.

63. Str. „Brunnen Flusse“, Abfluß des Quells.

„Gast“ wird im Mittelhochdeutschen oft für Krieger überhaupt gebraucht

64. Str. Leicht hätte Siegfried, mit Nichtbeachtung der alten ehrerbietigen Sitte, getrunken haben können, ehe Gunther und Hagen herankamen; dann hätte er mit den Waffen in der Hand dagestanden, und das Entsetzliche wäre nicht geschehen. Die Tugend des Helden bringt ihm den Tod. Darum aber preist auch das Lied, je näher es der blutigen Katastrophe kommt, den tugendhaften Helden mehr und mehr.

66. Str. „Da entgalt er seiner Tugend“, da mußte er für seine Tugend leiden.

„Zeichen“, nämlich das von Kriemhild eingenähete Kreuz.

68. Str. „Als — besann“, als er zum Bewußtsein der Gefahr kam, in welche ihn die große Wunde brachte.

70. Str. „Schildesrand“, für Schild. Diesen hatte er dicht neben sich an den Brunnen gelegt, so daß ihn Hagen nicht unbemerkt hätte nehmen können.

75. Str. „Zagen“, Feiglinge. Der Zaghafte ist aus Furcht unentschlossen, der Feige scheut jede Gefahr, selbst bei zu erwartender Schande.

2. Inhaltsangabe.

Zunächst kann der Inhalt der einzelnen Strophen, dann der des ganzen Abenteuers angegeben werden, etwa in dem Umfange, wie es weiter unten in II. 1. (Abenteuer 16) geschehen. Hierbei sind die drei Hauptabschnitte zu beachten, in die das Gedicht zerfällt. 1. Der Abschied, Str. 1—10; 2. die Jagd, Str. 11—47; 3. der Verrath, Str. 48—75.

3. Bemerkungen über die handelnden Personen.

Der handelnden Hauptpersonen in dem Abenteuer sind vier: Siegfried, Kriemhild, Hagen und Gunther. Unsere Theilnahme nimmt vor Allen Siegfried in Anspruch, der „kühne und wohlgethane Degen“, der „mannhafte Held“, „der stolze Ritter“, „der Starke“, „Schnelle“, „der herrliche Gast“, „dem man den Preis in allen Dingen vor Manchem gab“, „dessen Tugenden gut und groß waren“, der aber eben dieser Tugenden halber den Tod erleidet, wie er selbst sagt (Str. 75): „Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran.“ Siegfried ist der Typus des alten ritterlichen deutschen Helden, dessen fast wunderbare Mannhaftigkeit durch die mildere Tugend zärtlicher Gattenliebe viel von ihrer ursprünglichen Rauhheit verliert.

Kriemhild verdient die Liebe des starken, tugendhaften Helden. Hier sehen wir in ihr nur das Bild der besorgten, innig liebenden Gattin; nichts verräth uns in ihrem Benehmen jenen furchtbaren Haß, mit dem sie den Tod ihres Mannes an den Mördern blutig rächt.

Hagen, „der grimme, furchtbare Degen“, eine wahrhaft dämonische Gestalt, erfüllt uns mit Schauder und Entsetzen. Mord und Verrath unter der Maske der Freundschaft verbergend, hält er den arglosen Siegfried wie mit höllischen Netzen umfangen, heftet er sich an seine Fersen wie das böse Verhängniß. Nur durch den Gedanken, daß er als „Mann“ der Königin Brunhild deren vermeintlichen Schimpf zu rächen verpflichtet war, verliert seine Missethat, „wie kein Held jemals eine größere begehen wird“, an Grausamkeit.

König Gunther spielt eine ziemlich klägliche Rolle. Hagens Haß gegen Siegfried theilend, besitzt er doch nicht Muth genug, selbst Hand an den Helden zu legen; vielleicht sträubt sich auch sein besseres Selbst gegen den Mord. Aber in seiner Schwäche überläßt er sich willenlos dem grimmen Dienstmann, der ihm

als Deckmantel seines eigenen sündlichen Hasses dienen muß, wie er denn schon bei dem Imbiß Hagen als den schuldigen Theil hinstellt: „Die Schuld liegt an Hagen, der will uns verdursten sehen.“

4. Vortrag des Gedichtes.

Dem Charakter des ganzen Stückes gemäß, erfordert der Vortrag Ernst und Ruhe; nur da, wo die heitere Beschreibung der Jagd, die Schilderung Siegfrieds und des Wettlaufs eintreten, wird der Rhythmus bewegter werden, die Betonung sich steigern und in der Schilderung des blutigen Mordes ihren höchsten Ausdruck erreichen müssen.

Die 3 ersten Strophen erfordern den ruhigen, erzählenden Ton, doch muß der letzte Vers der 3. Str., als den nun folgenden Dialog einleitend, besonders accentuirt werden. Die Worte Siegfrieds in der 4. Str. sind der Erguß eines liebevollen, aber männlichen Herzens und bedürfen deshalb wohl eines leicht beweglichen, aber doch männlich-ernsten Tones, wohingegen die Worte Kriemhilds in Str. 6 und 7 den Ausdruck liebevollster Besorgniß verlangen, deren Steigerung in Str. 9 durch eine Hebung der Stimme angedeutet werden muß. Str. 8 unterbricht Kriemhilds Klage im Tone leichter Sorglosigkeit und festen Selbstbewußtseins.

Str. 10—13 erfordern wieder den erzählenden Ton, doch muß nach Str. 10 durch eine kurze Pause der Uebergang zu dem 2. Abschnitt des Stückes bemerklich gemacht werden. Frisch und lebendig müssen Siegfrieds und Hagens Worte in Str. 14—17 die ruhige Erzählung unterbrechen, doch muß in Hagens Antwort, namentlich im 3. V. der 16. Str., der rauhe, fast tückische Ernst eines Verrath brütenden Herzens durchleuchten. Bei der nun folgenden Schilderung der Jagd, die an sich eine lebendigere Ausdrucksweise verlangt, müssen vor Allem diejenigen Stellen hervorgehoben werden, die den Helden des Gedichts in seinem mannhaften Muthe, seiner Kraft und Gewandtheit darstellen (Str. 19, 20, 35, 36, 40, 42). Das Lied will durch diese Verherrlichung des Helden, die sich, je näher der blutigen Katastrophe, mehr und mehr steigert, die Schändlichkeit des Mordes und die Treulosigkeit der Thäter in ein noch grelleres Licht setzen. Die Worte der Jäger in Str. 25 sind im Ausdrucke gutmüthigen Scherzes, die in Str. 30 im Tone ungezwungener Ehrerbietung zu lesen. In Str. 32 ist der kurze Befehlston vorherrschend; der 4. V., der so bestimmt das Bewußtsein der Kraft ausspricht, muß stark hervortreten. Die Beschreibung der Herrlichkeit Siegfrieds (Str. 36—41) erfordert den ruhigen Ton spezieller Erläuterung mit leichter Hervorhebung der einzelnen Waffen- und Kleidungsstücke, die treff-

liche Schilderung der „Kurzweil" mit dem Bären (Str. 44—47), den Ton der Eile und Bestürzung, der erst im 4. V. der 47. Str. in den gewöhnlichen Erzählton übergeht.

In Str. 48 u. 49 wird der Erzählton nur im 4. V. der 48. Str. durch lebhaften Ausruf und im 3. u. 4. V. der 49. Str. durch den Ton innigen Bedauerns unterbrochen. Siegfrieds Worte in der 50. u. 51. Str. verlangen den Ausdruck leicht zürnenden Unmuths, der sich, nach den in entschuldigendem Tone zu lesenden Rechtfertigungen Gunthers und Hagens, in Str. 53 noch steigert. Die Wechselrede der Ritter unterbricht Str. 54 in einer Parenthese, die durch einen leiseren Ton, in dem sich aber die innigste Theilnahme an dem Geschicke des Helden ausspricht, zu markiren ist. Von den nun folgenden 8 Str. ist jeder 4. V. hervorzuheben, da er auf die nahende Katastrophe hinweist. Die Arglosigkeit Siegfrieds, gegenüber der tückischen Heuchelei und Rauhheit Hagens, muß durch entsprechende Betonung ihrer Reden in Str. 58—61 stark hervorgehoben werden. Die Schilderung des Wettlaufs sowie des nun folgenden Mordes erfordert wieder den erzählenden Ton, der jedoch von der 68. Str. an einen bewegteren Rhythmus annehmen, in der 73. u. 74. Str. zu ernster Ruhe übergehen und in Siegfrieds Worten in Str. 75 mit vorwurfsvoller Klage schließen muß.

5. Form der Darstellung.

Im Nibelungenliede besteht jede Strophe aus vier Versen mit ungetrennten (gepaarten), meistens männlichen (stumpfen) Reimen. Jeder Vers zerfällt regelmäßig in zwei Hälften (Halbverse), und zwar so, daß die Cäsur*) (sie ist im Lesebuche durch einen größeren Zwischenraum angedeutet) sich immer zwischen der dritten und vierten Hebung befindet. Der Schluß der ersten Vershälfte ist in der Regel weiblich (Hagen, – ⏑), weshalb man die Cäsur als weiblich bezeichnet. In manchen Versen reimen sich die Verse an der Cäsur, wie z. B. in der folgenden ersten Strophe des ersten Abenteuers (in der Simrock'schen Uebersetzung):

Viel Wunderdinge melden die Mähren alter Zeit,
Von preiswerthen Helden, von großer Kühnheit;
Von der Freude Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

*) Statt Cäsur würde hier richtiger Incision gebraucht. Die Cäsur zerschneidet nämlich Wörter, ist ein syntaktischer Einschnitt eines Verses, die Incision dagegen einen Vers, gewöhnlich durch Halbirung, in kleinere rhythmische Partien, ist also ein rhythmischer Einschnitt. Auch der Alexandriner ist ein Vers mit Incision.

Auf diese Weise entsteht eine achtzeilige Strophe.

Jede Vershälfte enthält drei Hebungen, die zweite Hälfte des vierten (letzten) Verses in der Regel vier. Es haben sonach die drei ersten Verse der Nibelungenstrophe sechs Hebungen, während in der vierten sieben vorkommen. Die Zahl der Senkungen ist beliebig, doch wechseln sie am häufigsten mit den Hebungen, so daß vorzugsweise Jamben (⏑ –) und Trochäen (– ⏑) entstehen*). Ist der Halbvers jambisch, so kann er mit einem Spondeus (– –) anfangen, wie es gleich im ersten Halbverse des Nibelungenliedes (im Urtexte) geschieht:

```
     1       2       3
–    –  ⏑   – ⏑     – ⏑
Uns ist in alten maeren.
```

Die erste Silbe ist dadurch lang, kann aber vermöge der Natur des Verses doch nicht betont werden. Ueberhaupt kommt es im Nibelungenverse öfters vor, daß zwei Hebungen neben einander stehen, im Original indeß viel seltener, als in der Simrock'schen Uebersetzung. Der zweite Vers der oben angeführten ersten Strophe enthält in den Wörtern „preiswerthen" und „Kühnheit" zwei derartige Beispiele. Unserm modernen Ohr ist eine solche Aufeinanderfolge von zwei Hebungen unangenehm; neuere Dichter vermeiden daher solche Härten, wenn sie sich der Nibelungenstrophe bedienen. Uhland hat den neueren Nibelungenvers angewandt in: des Sängers Fluch und Graf Eberhard der Rauschebart. Vergl. Lesebuch VI. Theil.

II. Das ganze Gedicht.

1) Inhalt des ganzen Gedichts mit Bezeichnung der Abenteuer.

I. Der Mord.

1. Im Lande der Burgunden, zu Worms, am Rheine, wuchs Kriemhild, die edle Tochter König Dankrats, zur herrlichen Jungfrau heran; ihrer pflegten nach des Vaters Tode ihre

*) Dr. Breier in Oldenburg sagt treffend: „Der Nibelungenvers hält im Allgemeinen den jambischen Takt inne, geht aber ohne Zwang in den trochäischen Rhythmus über; der leichte flüchtige Tanz der Daktylen ist ihm so wenig fremd als stürmische Anapästen und schwerschreitende Spondeen; ja, getragen von dem Grundgesetze der zweimal drei Hebungen und durch den Reim geschlossen, überwindet er Antispasten (viersilbiger Versfuß, ⏑ – – ⏑) und alle denkbaren Formen antiker Metrik, ohne das Gleichmaß zu verlieren, hinwallend durch des Meeres Wogen, die im gleichmäßigen Auf- und Absteigen die buntesten Gestalten gleitender, schäumender, überstürzender Wasser darbieten."

drei Brüder, die Könige Gunther, Gernot und Giselher, welche stark und hohen Muthes waren und die tüchtigsten Recken in ihrem Dienste hatten. Einst träumte Kriemhild, wie zwei mächtige Adler einen Falken erwürgten, den sie manchen Tag erzogen und gepflegt habe. „Der Falke, den du ziehest," erklärte ihr Frau Ute, ihre Mutter, „das ist ein edler Mann; ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan!" Kriemhild aber wollte von Recken immer nichts wissen. „Es haben manche Frauen schon oft genug erfahren," sagte sie, „wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann. Wie ich bin, will ich bleiben." Doch ward sie später die Frau eines Ritters; es war derselbe Falke, den sie im Traume gesehen hatte.

2. Zu derselben Zeit lebte in den Niederlanden zu Xanten ein herrlicher Jüngling, Siegfried mit Namen, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde, welcher durch seine Schönheit und seinen Heldenmuth die Bewunderung der Männer und Frauen erregte.

3. Dieser hörte von der schönen Königstochter Kriemhild und entschloß sich, nach Worms zu ziehen und um sie zu werben. Ungern entließen ihn die besorgten Eltern; es ahnte ihnen nichts Gutes. Siegfried aber kannte keine Furcht; es reizte ihn vielmehr, mit den mächtigen Helden an Gunthers Hofe zusammenzutreffen. Von zwölf Rittern begleitet, zog er zur Königsburg. Niemand kannte den herrlichen Jüngling; selbst der vielgereiste Hagen hatte ihn nie gesehen, hielt ihn jedoch sofort für Siegfried, als er ihn erblickte. „Dieser ist es", erzählte er, „der die Nibelungen besiegt, diesen ihren unermeßlichen Schatz abgewonnen, dem starken Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen hat; es ist derselbe, der einst einen gräßlichen Lindwurm erschlug, in dessen Blut er sich badete, wodurch seine Haut hörnern wurde, daß ihn nun keine Waffe mehr verwunden kann. Deswegen rathe ich", schloß Hagen, „daß man ihn freundlich aufnehmen solle, um seinen Zorn nicht zu reizen." Das geschah. Siegfried wurde herrlich empfangen; es wurden ihm zu Ehren mancherlei Kampfspiele gehalten, denen Kriemhild heimlich aus dem Fenster zusah, den edlen Jüngling bewundernd, der Alle an Schönheit und Heldenmuth überstrahlte. Aber ein ganzes Jahr blieb Siegfried in Worms, ohne die Jungfrau, die sein ganzes Herz erfüllte, ein einziges Mal sehen zu können.

4. Da geschah es, daß Lüdeger (Liudeger, Ludeger, Liutger), der Sachsen König, und Lüdegast (Liudegast, Ludegast, Liutgast), König der Dänen, dem Burgundenkönig Gunther Krieg ansagen ließen; binnen zwölf Wochen wolle man in sein Land einfallen. Darüber erschrak Gunther sehr und ward so traurig, daß Siegfried es ihm ansah und nach der Ursache fragte. Nach

einigem Zögern theilte ihm Gunther dieselbe mit, und Siegfried versprach ihm seine Hülfe gegen den übermüthigen Feind. Die Burgunden rüsteten sofort. Nachdem ein stattliches Heer zusammengebracht worden, stellte sich Siegfried an die Spitze desselben, brach mit ihm in das Sachsenland ein, besiegte nach furchtbarem Kampfe, in welchem er vor Allen an Muth und Tapferkeit glänzte, die beiden Könige und führte sie mit fünfhundert stattlichen Mannen gefangen nach Worms. Groß war die Freude, als die Siegesnachricht noch vor der Heimkehr der Helden durch vorausgesandte Boten im Burgundenlande bekannt wurde; und als Kriemhild vernahm, wie Siegfried unter allen Helden die kühnsten Thaten vollführt habe, „da erblühte ihre lichte Farbe, ihr schönes Antlitz ward rosenroth", und sie gab dem Boten ein Feierkleid und zehn Mark Gold.

5. Um seine Mannen zu belohnen, ließ Gunther eine große Siegesfeier anstellen, zu welcher sich von nah und fern die tapfersten Helden einfanden, so daß an einem Morgen um Pfingsten fünftausend und mehr beisammen waren. Um das Fest zu verherrlichen, ließ Gunther Kriemhild dazu einladen. Von ihrer Mutter geführt und von hundert Recken und hundert Frauen umgeben, erschien sie zum ersten Male öffentlich.

Da kam die Minnigliche; so tritt das Morgenroth
Hervor aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn.
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete mancher Edelstein,
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Was Jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er auf dieser Erde noch nichts so Schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Deß Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut:
Das mochte wohl erheben so manchem Helden den Muth.

Als Siegfried sie erblickte, ward ihm lieb und leid, und

Er sprach in seinem Sinne: „Wie dacht' ich je daran,
Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich sanfter todt."
Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder roth.

Nun aber ließ ihn Gunther auffordern, sich der Jungfrau vorzustellen; sie bewillkommnete ihn freundlich; er neigte sich vor

der Holden: „da zwang sie zu einander der sehnenden Minne Noth", und „mit liebem Blick der Augen sahn einander an der Held und auch das Mägdelein; das ward verstohlen gethan." Doch ward ihr verstattet, den Jüngling zu küssen. Aber erst nach der Messe wagten sie freundliche Worte zu wechseln; die Jungfrau dankte dem Jüngling für die Dienste, die er ihren Brüdern geleistet. „Euch zu Liebe", erwiederte er, „will ich ihnen gerne immer dienen." Das Fest währte zwölf Tage. Nach Beendung desselben beurlaubten sich die Gäste, und auch die gefangenen Könige wurden auf Siegfrieds Rath ohne Lösegeld gegen das Versprechen entlassen, daß sie Friede halten wollten. Auch dieser wollte sich beurlauben, denn er bezweifelte zu erwerben, worauf sein Sinn gerichtet war; doch hielten ihn des jungen Giselher Bitten und die Liebe zur schönen Kriemhild in Worms zurück.

6. In dieser Zeit erscholl der Ruf von einer Königin jenseit der See, die an Schönheit und Kraft ihres Gleichen nicht hatte. Wer um sie warb, mußte ihr im Speerwerfen, im Steinschleudern und Springen den Sieg abgewinnen; gelang das nicht, so verlor er das Haupt, ein Schicksal, das schon mancher Held gehabt. Dennoch beschloß Gunther, um Brunhild zu werben. Siegfried widerräth das Abenteuer und entgegnet Gunther, als dieser mit seiner Kraft prahlt: „Wären auch Eurer Viere, Ihr könntet doch vor ihrem Zorne nicht besteh'n." Als Gunther sich aber nicht von seinem Vorhaben abbringen läßt, so verheißt ihm Siegfried seine Hülfe, wenn er ihm seine Schwester Kriemhild zum Lohne verspreche. Freudig sagt ihm Gunther das zu. Prächtig ausgerüstet fahren sie nun in einem Schiffe, von Hagen und Dankwart begleitet, von dannen, und nach zwölftägiger Fahrt kommen sie an vor dem Isenstein, wo Brunhild herrscht.

7. Die Helden stiegen ans Land und ritten zu der stattlichen Burg, deren weite Paläste von grünem Marmorstein erbaut sind. Als die Königin von ihrem Ingesinde erfuhr, daß Einer von den Recken Siegfried sei, hieß sie ihn willkommen und frug ihn nach dem Zwecke seiner Reise. Er erwiederte, daß der mächtige König Gunther, dessen Dienstmann er sei, gekommen wäre, sich um ihre Liebe zu bewerben. Da machte sie ihn mit den Bedingungen bekannt, und als Gunther sich zum Wettkampfe bereit erklärte, wurden sogleich die Vorbereitungen zu demselben getroffen. Der Schild, den man der Königin brachte, war so groß und schwer, daß ihn kaum vier Männer tragen konnten, und Hagen ausrief, als er ihn erblickte: „Wie nun, König Gunther, müssen wir also Leib und Leben verlieren? die Ihr zu minnen begehrt, die ist ja des Teufels Weib!" Einen Speer brachte man ihr, an den waren viertehalb Stab Eisen verschmiedet; er war so schwer und ungefüge, daß ihrer drei ihn kaum tragen konnten. Endlich ward

noch ein Marmelstein in den Ring gebracht, so groß und schwer, daß zwölf Mannen an ihm zu tragen hatten. Darob kam Gunther nicht wenig in Sorge. Siegfried war unterdeß nach dem Schiffe gegangen, um seine Tarnkappe (ein unsichtbar machender, wunderbare Kraft verleihender Mantel) zu holen. Unsichtbar kam er zurück, als eben das Kampfspiel begann; er stellte sich neben Gunther und hielt ihm seinen Schild vor. Brunhild warf den Speer mit solcher Gewalt, daß er durch Siegfrieds Schild drang und beide Männer strauchelten. Schnell ergriff Siegfried den Speer und warf ihn, die Schneide hinter sich gekehrt, um nicht zu verwunden, so kräftig zurück, daß Brunhild hinstürzte; sie sprang jedoch wieder auf und rief: „Gunther, edler Ritter, des Schusses habe Dank!" Nun nahm sie den gewaltigen Stein, warf ihn zwölf Klafter weit und sprang ihm in einem Sprunge nach. Aber Siegfried schleuderte ihn noch viel weiter und sprang ihm nach, indem er zugleich Gunther mit sich trug. Da erklärte sich Brunhild für überwunden und ließ ihre Mannen dem König Gunther als ihrem künftigen Herrn huldigen. Siegfried trug seine Tarnkappe wieder in das Schiff und stellte sich, da er zurückkehrte, als ob er von dem Kampfspiele und dessen Erfolg Nichts wisse. Da Brunhild aber erklärte, nicht eher an den Rhein ziehen zu wollen, als bis sie ihre Verwandten und Dienstmannen um sich versammelt, und diese, ihrem Aufgebote folgend, in zahlreichen Schaaren herbeizogen, befürchtete Hagen Gefahr, und Siegfried bot sich an, in wenigen Tagen tausend der allerbesten Degen zur Hülfe zu bringen.

8. Er bestieg das Schiff und fuhr nach dem Nibelungenlande, das er sich früher dienstbar gemacht hatte. Ohne sich zu erkennen zu geben, griff er die Wächter des Schatzes, einen starken Riesen und den Zwerg Alberich, an und entdeckte sich ihnen erst, als er sie nach heftigem Kampfe bezwungen hatte. Sogleich ließ er dann tausend der tapfersten Nibelungen aufbieten, mit welchen er am andern Morgen nach Brunhildens Land fuhr. Diese erklärte sich endlich bereit zur Reise, übergab das Land ihrem Oheim und fuhr mit den Burgunden nach der neuen Heimath.

9. Nachdem sie neun Tage gefahren, ward Siegfried vorausgeschickt, die Ankunft der Königin zu melden. Freudig empfing ihn die schöne Kriemhilde, welche mit ihrer Mutter glänzende Vorbereitungen traf, den König und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

10. Bald darauf kamen die Schiffe an; prächtig geschmückt gingen Alle den Ankommenden entgegen; Ute und Kriemhilde grüßten und küßten Brunhilde mit liebevoller Freundlichkeit. Es wurden Zelte aufgeschlagen und bis zum Abende die glänzendsten

Kampfspiele gehalten; dann zog man in die Stadt, wo ein reiches Festmahl bereitet war. Ehe sich der König zu Tische setzte, mahnte ihn Siegfried an sein Versprechen, ihm Kriemhilde zum Weibe zu geben, und da diese gern einwilligte, wurden beide sogleich in Gegenwart vieler Ritter und Fürsten verlobt. Beim Mahle saßen die Brautpaare gegenüber. Als Brunhilde Kriemhilde an Siegfrieds Seite erblickte, begann sie bitter zu weinen. Erschrocken frug Gunther nach der Ursache ihrer Thränen. „Um Kriemhild, Deine Schwester, weine ich“, erwiederte Brunhild, „daß Du sie einem Deiner Mannen gegeben und dadurch erniedrigt hast.“ Gunther suchte sie zu beruhigen, versprach ihr zu gelegener Zeit Aufschluß zu geben, und versicherte, daß Siegfried ein mächtiger König sei, der Burgen und weite Lande besitze, wie er. Die Königin wollte sich jedoch damit nicht trösten und beschwichtigen lassen.

11. Als die Festlichkeiten beendigt waren, zog Siegfried mit seiner Gemahlin heim. Seine Eltern waren hocherfreut, als ihnen seine Rückkunft gemeldet ward. Der Vater trat ihm die Herrschaft ab, und er regierte nun in hohen Ehren über Niederland und das Land der Nibelungen. Nach zehn Jahren gebar ihm Kriemhild einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunther genannt wurde, so wie ein Sohn Gunthers den Namen Siegfried erhielt.

12. Während dieser ganzen Zeit waren Siegfried und Kriemhilde nicht nach Worms gekommen. Brunhilde, welche den König der Niederlande immer noch für einen Dienstmann ihres Gemahls hielt, fühlte ihren Stolz beleidigt, daß Siegfried nicht wie die andern Dienstmannen an den Hof kam, seine Unterwürfigkeit zu beweisen. Sie suchte daher König Gunther zu bewegen, daß er seine Schwester und ihren Gemahl zu den Festlichkeiten nach Worms einlud, welche zur Zeit der (winterlichen und sommerlichen) Sonnenwende gehalten wurden. Siegfried, den die Boten Gunthers auf der Nibelungenburg in der Mark zu Norwegen fanden, nahm die Einladung an und ließ durch von ihm reich beschenkte Boten seine Ankunft verkündigen.

13. Bald folgten ihnen Siegfried und Kriemhild mit stattlichem Gefolge; auch der greise Siegmund begleitet sie (die Königin Siegelinde war schon frühe gestorben), dagegen blieb Siegfrieds kleiner Sohn daheim. Glücklich kamen sie in Worms an, wo sie herrlich und freundlich empfangen und die prächtigsten Feste zu ihren Ehren gegeben wurden.

14. Eines Tages saßen die beiden Königinnen beisammen und sahen den Kampfspielen zu. Da begann Kriemhild ihren Gemahl vor allen Helden zu preisen; ihm, sagte sie, sollten alle diese Lande unterthan sein. „Siehst Du, wie er allen den Recken

herrlich vorgeht, wie der lichte Mond den Sternen? Wohl hab' ich Grund zu großer Freude." Aber Brunhild erzürnte darob; so trefflich Siegfried auch sei, erwiederte sie, müsse er an Würde doch ihrem Gemahle weichen, dessen Dienstmann er sei, was er bei der Brautwerbung selbst bekannt habe. Da rief Kriemhild entrüstet aus, sie wolle es ihr noch an demselben Tage beweisen, daß sie nicht die Frau eines Dienstmannes, daß sie eine Königin sei gleich ihr; sie wolle ihr voran in die Kirche gehen. Zornig trennten sich die Frauen. Nachdem sie sich auf das Kostbarste geschmückt, eilten sie zur Vesperzeit zum Münster, beide von zahlreichem Gefolge begleitet. Brunhild forderte vor der Kirchthür von Kriemhild, still zu stehen und als Frau eines Dienstmannes nach ihr die Kirche zu betreten. Kriemhild äußerte sich darauf so beleidigend, daß Brunhild ihr Rache schwur. Gunther und Siegfried waren ungehalten über den Vorfall und Letzterer sagte: „So soll man ziehen die Frauen, daß sie üppige Reden unterwegen lassen. Verbiet' Du es Deinem Weibe, wie ich es dem meinigen verbieten will. Wahrlich, ich schäme mich solchen Unfugs." Aber Brunhilde konnte die ihr erwiesene Schmach nicht vergessen; sie verfiel in so große Trauer darüber, daß sie die Theilnahme von Gunthers Mannen erregte, und der grimme Hagen ihr versprach, sie an Siegfried zu rächen; auch gelang es ihm endlich, Gunther, der zuerst widerstrebte, für die Rache zu gewinnen.

15. Nach Hagens Rath kamen nun falsche Boten, als ob sie von Lüdeger und Lüdegast gesendet wären, Krieg anzusagen. Sogleich erbot sich der arglose Siegfried, dem König Gunther mit seinen Nibelungen im Kampfe beizustehen. Falschen Herzens ging Hagen zu Kriemhilden, sich bei ihr zu beurlauben, und diese bat ihn, den theuern Gatten zu schützen und ihm nicht entgelten zu lassen, was sie Brunhilden gethan, da Siegfried sie deshalb hart gestraft habe. Und die Angst um den geliebten Gatten verleitete sie, dem heuchlerischen Feinde zu entdecken, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Voll liebender Sorgfalt bat sie nun Hagen, er möge diese Stelle im Kampfe schützen, und versprach ihm, damit er sie leicht erkennen möge, sie an Siegfrieds Gewande durch ein kleines Kreuz von feiner Seide zu bezeichnen. Nun hoffte Hagen, seinen Zweck leichter erreichen zu können; er schickte zwei andere falsche Boten, welche berichten sollten, daß Lüdeger Friede halten wollte. Gunther aber ließ auf Hagens Rath eine große Jagd ansagen, zu welcher alle Krieger eingeladen wurden.

16. Als die Jagd angetreten werden sollte, beurlaubte sich

Siegfried bei seiner Gemahlin. Bange Ahnungen erfüllten das liebende Weib, denn ihr hatte geträumt, daß zwei wilde Schweine Siegfrieden auf der Heide gejagt hätten, wovon die Blumen roth geworden seien, und wiederum, daß zwei Berge auf ihn niedergestürzt seien, so daß sie ihn nicht mehr erblickt habe. Sie fürchtete Verrath und bat Siegfrieden, er möchte nicht mit den Andern auf die Jagd ziehen. Doch er suchte sie durch die Vorstellung zu beruhigen, daß an Gunthers Hofe sich Niemand finde, der ihn hasse, Alle ihm vielmehr hold seien, wie er es auch verdiene. Mit minniglichem Kuß schied er von der Geliebten und zog mit Gunther und dessen Mannen in den Wald, doch ohne Gernot und Giselher. Auf Hagens Vorschlag trennten sich die Helden, damit man erkennen möge, wer der beste Jäger sei. Siegfried erlegte so viel wilde Thiere, daß die Jäger, die mit ihm gezogen waren, befürchteten, er möchte alles Wild vertilgen. Endlich hörten sie Hörnerschall: der König hatte das Zeichen zur Sammlung gegeben. Während sie zum bezeichneten Platze zogen, fing Siegfried noch einen Bären, band ihn an den Sattel, brachte ihn zur Feuerstätte und ließ ihn dann zur allgemeinen Belustigung laufen. Auf der Flucht gerieth der Bär in die Küche und richtete hier die größte Verwirrung an. Jäger und Hunde verfolgten den Fliehenden, aber nur Siegfried holte ihn ein und erschlug ihn. Hierauf setzten sich die Helden zum gemeinschaftlichen Mahle; dabei fehlte es aber an Wein; Hagen hatte ihn absichtlich an einen andern Ort bringen lassen. Nachdem Siegfried über diese Vernachlässigung seinen Unwillen ausgesprochen, ertheilt Hagen den Rath, einen Brunnen aufzusuchen, den er in der Nähe wisse. Man bricht sogleich auf; Hagen schlägt vor, im Wettlaufe das Ziel zu erreichen, und obgleich Siegfried Schild und Speer mit sich trägt, während die Andern sich ihrer Kleider entledigt haben, kommt er doch zuerst an das Ziel. Wie sehr er aber dürstete, trank er doch nicht eher, als bis Gunther getrunken hatte. Während dies geschah, entfernte Hagen die Waffen, welche Siegfried abgelegt hatte, ergriff dann dessen eigenen Speer und durchbohrte ihn mit demselben an der Stelle, welche Kriemhild mit dem Kreuze bezeichnet hatte. Da sprang Siegfried auf, suchte nach seinen Waffen, und ergriff, da er sie nicht fand, den Schild und stürzte sich auf Hagen. Obgleich todtwund, schlug er doch so mächtig auf den Mörder, daß aus dem Schilde die Edelsteine sprangen, mit denen er geziert war, und Hagen zu Boden stürzte. Der Wald erschallte von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt brach Siegfried zusammen; seine Farbe war erblichen, das Blut strömte aus seiner Wunde. Die Ritter alle liefen hin, wo er erschlagen lag, und beklagten seinen Tod; selbst Gunther schien Reue zu

empfinden. Nur Hagen zeigt grimmige Freude über die Unthat und sucht Gunther zu überzeugen, daß Siegfrieds Tod für ihn von großem Nutzen sei. Sterbend bat Siegfried Gunther, seiner Gemahlin mit Treue beizustehen. Als die Herren sahen, daß er todt sei, legten sie ihn auf einen Schild, um ihn nach Worms zu bringen. Dann gingen sie zu Rathe, wie sie das Verbrechen verheimlichen wollten; ihrer Viele wollten, man solle aussagen, Siegfried sei von unbekannten Räubern erschlagen worden; nur Hagen verharrte in seinem kecken Trotze, und übernahm es, den Todten selbst nach Worms zu bringen, unbekümmert, ob Kriemhild es erfahre und darob weine.

17. Hagen ließ den erschlagenen Siegfried vor Kriemhildens Gemach legen, daß sie ihn finde, wenn sie am Morgen in die Kirche gehe. Als am folgenden Tag ein Kämmerer kam, sie zur Messe zu geleiten, erblickt er den Todten, ohne ihn jedoch zu erkennen. Er meldete es der Königin; da ergriff sie sogleich bange Ahnung, sie gedachte der Rede Hagens und fiel jammernd auf den Boden nieder. „Vielleicht ist es ein fremder Mann," tröstete das Gesinde; aber sie rief: „Nein, es ist Siegfried, mein viel lieber Mann; es hat's gerathen Brunhild, und Hagen hat's gethan!" Da ließ sie sich hinführen, wo der Held lag. Sie erhob sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, und so roth er auch vom Blute war, sie erkannte den Theuren gleich. Sogleich schickte sie nun zu König Siegmund und zu Siegfrieds Mannen; die Nibelungen waffneten sich, als sie die Kunde vernahmen, und wollten den Tod des Helden rächen; allein Kriemhilde rieth davon ab, weil sie doch zu schwach seien. Am folgenden Tage wurde Siegfrieds Leichnam in das Münster getragen; alles Volk drängte sich jammernd hinzu, den Helden zu schauen, und selbst Gunther und Hagen gingen hin; als aber Hagen kam, da begannen die Wunden des Todten zu bluten, woraus man (nach einem alten Volksglauben) erkannte, daß er der Mörder gewesen sei; doch leugnete Gunther, behauptend, es hätten es Räuber gethan. Drei Tage blieb die Leiche ausgestellt; am vierten wurde sie begraben. Doch ehe der Sarg versenkt wurde, verlangte Kriemhilde, den geliebten Todten noch einmal zu sehen; man brach den schön geschmiedeten Sarg wieder auf. „Da hub sie sein schönes Haupt mit ihrer viel weißen Hand und küßte ihn, den Todten, den edlen Ritter gut; ihre viel lichten Augen von Leiden da weinten Blut. Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehn; da trug man sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn; da fand man sinnlos das herrliche Weib: Von Leide wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib."

18. Siegmund kehrte in seine Heimath zurück; Kriemhild sollte ihn begleiten, doch ließ sie sich durch die Bitten ihrer Mut-

ter und ihrer Brüder Gernot und Giselher, welche keinen Antheil am Morde gehabt hatten, bereden, bei ihnen zu bleiben, was Siegmund und seine Ritter mit Kummer erfüllte. Weinend nahm sie vom greisen König Abschied, ihr Söhnlein seiner Liebe anempfehlend. Gernot und Giselher gaben dem Abziehenden das Geleite.

19. Kriemhild lebte nun in stiller Zurückgezogenheit in einem Schlosse neben dem Münster, in dem Siegfried begraben lag. Markgraf Eckewart und seine Mannen blieben zu ihrem Dienste im Lande zurück. Trauervoll ging sie jeden Tag in die Kirche, Gott für Siegfrieds Seelenheil zu bitten. So saß sie wohl viertehalb Jahr lang, ohne mit Gunther ein Wort zu wechseln, ohne Hagen je zu sehen. Um den reichen Nibelungenschatz, die Morgengabe Kriemhilds, ins Land zu bringen, rieth Hagen, eine Versöhnung zwischen Gunther und seiner Schwester zu versuchen. Sie gelang durch Gernots und Giselhers Vermittelung. Darauf ließ Kriemhild sich auch bewegen, daß der Hort der Nibelungen nach Worms gebracht wurde. Gernot und Giselher wurden mit achttausend Rittern in das Land der Nibelungen gesendet, ihn zu holen. Der Zwerg Alberich, dem die Hut des Schatzes anvertraut war, lieferte ihn aus. Er bestand aus einer so ungeheuern Menge von Edelgesteinen und Gold, daß man hätte die Welt damit erkaufen können, ohne ihn zu mindern; zwölf Frachtwagen fuhren vier Tage und vier Nächte daran, um ihn zu den Rheinschiffen zu bringen. „Aber wäre sein noch tausendmal so viel gewesen, und sollte Siegfried gesund sein und genesen, gerne wär' bei ihm Kriemhild geblieben hemdebloß; nie war zu einem Helden eines Weibes Treue so groß." Kriemhild theilte in großer Freigebigkeit Armen und Reichen von ihren Schätzen mit. Das zog viele fremde Ritter ins Land, und Hagen fing an zu fürchten, es möge ihm und den Seinigen der Schatz zum Verderben gereichen. Als aber Gunther sich nicht entschließen wollte, ihn seiner Schwester zu rauben, bemächtigte sich Hagen desselben und ließ ihn in Abwesenheit der drei Könige in den Rhein versenken. Diese zürnten, als sie es vernahmen, aber Hagen verbarg sich, bis sich ihr Zorn gelegt hatte. Doch wußten sie, wo der Schatz lag, und sie hatten mit Hagen geschworen, es Niemandem zu entdecken, wo er versenkt war, so lange Einer von ihnen lebe. So war Kriemhilde mit neuem Leide belastet; auch ruhte ihre Klage nimmer, so lange sie lebte.

II. Die Rache.

20. Um diese Zeit hatte der Hunnen-König Etzel (Attila?) seine treffliche Gemahlin, Frau Helke (Helche) durch den Tod verloren. Er wünschte sich wieder zu verheirathen; seine Freunde

lenkten seinen Blick auf Siegfrieds Wittwe. Markgraf Rüdiger von Bechlaren (jetzt Pöchlarn an der Donau), der Land und Volk der Burgunden und auch Kriemhild kannte, ward mit stattlichem Gefolge an den Rhein gesendet, um bei König Gunther um dessen Schwester zu werben. Dieser nahm Etzels Boten freudig und ehrenvoll auf, erwog ihren Antrag mit seinen Freunden und versprach seine Beihülfe, als man ihn für vortheilhaft erkannt. Nur Hagen widerrieth, da er Unheil voraussah. Die Könige wiesen ihn jedoch zurück, da sie sehr wünschten, daß es ihrer Schwester nach so langem Leide wieder wohl gehen möge. Kriemhild wollte jedoch den Anträgen kein Gehör schenken; der Schmerz um Siegfried erfüllte sie noch immer ganz. „Wenn Jemand mein Herzeleid kennte", sagte sie zu Rüdiger, „der bäte mich nicht, zu lieben noch irgend einen Mann; verlor ich doch den besten, den je eine Frau gewann." Rüdiger erwiederte, daß Etzels Liebe ihr Leid gewiß in Freude verwandeln werde. Doch erst als er ihr in heimlicher Unterredung eidlich versprach, sie an Allen zu rächen, die ihr Leid zugefügt, ließ ihre Trauer nach, und sie gelobte sich zu Etzels Weibe; auch zog sie bald mit Rüdiger von dannen, begleitet von hundert Frauen und ihrem Marschall, dem Markgrafen Eckewart und seinen Mannen.

21. Auf dem ganzen Zuge ward Kriemhild mit Freuden empfangen, so in Passau von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin (Pilgrim), und in Bechlaren, wo Rüdigers Weib Gotelinde mit ihrer Tochter wohnte.

22. In Tulna im Osterland kam ihr König Etzel mit zahlreichem Gefolge entgegen; er war von den mächtigsten Fürsten umgeben, unter denen Hawart und Iring von Dänenland, Irnfried von Thüringen, Etzels Bruder Blödelin und Dietrich von Bern (Verona oder Bonn?) hervorragten. Am folgenden Tage zog man nach Wien, wo die Hochzeit siebzehn Tage lang unter glänzenden Festspielen gefeiert wurde. Kriemhild wurde jedoch nicht froh; sie gedachte unter Thränen des Glückes, das sie mit Siegfried am Rhein genossen hatte, verbarg jedoch ihre Trauer. Am achtzehnten Morgen setzten sie ihre Reise fort, bis sie nach Etzelnburg (Ofen) gelangten, wo sie mit hohen Ehren empfangen wurden.

23. Im siebenten Jahre erfreute Kriemhild ihren Gemahl durch ein Söhnlein, der in der Taufe den Namen Ortlieb erhielt. Darüber erfreute sich ganz Hunnenland, da Kriemhild große Liebe genoß. Dennoch wurde sie nicht froh. Früh und spät quälte sie's, daß man sie wider ihren Willen dahin gebracht, einen heidnischen Mann zu heirathen. Auch die Rache, die sie an Hagen zu nehmen gedachte, ließ ihr keine Ruhe. Da bat sie einst ihren Gemahl, er möge ihre Verwandten aus dem Burgundenlande einladen, damit sie sähen, wie wohl es ihr erginge, und damit im

Volke nicht die Meinung entstehe, sie sei eine Verbannte, eine Heimathlose. Gern gewährte Etzel die Bitte. Die beiden Spielleute Schwemmelin und Wärbelin mußten ohne Säumen mit 24 Rittern die Reise nach Worms antreten, um König Gunther und seine Mannen auf die Zeit der Sommersonnenwende nach Etzelnburg einzuladen. Kriemhild aber gab den Boten noch insgeheim den besonderen Auftrag, nicht abzulassen, bis auch Hagen, falls sich der der Reise entziehen wollte, ihre Brüder begleite.

24. Die Boten wurden von König Gunther freundlich aufgenommen; als er ihre Botschaft vernommen hatte, berieth er sich mit seinen Freunden, ob er die Einladung annehmen sollte. Alle riethen dazu, nur Hagen nicht, der die Einladung für eine Falle hielt. Als ihm aber der junge Giselher sagte, er solle daheim bleiben, da erzürnte Hagen, daß man glauben könnte, er fürchte sich vor irgend Jemand, und nun rieth er selbst zur Fahrt. Doch wußte er es dahin zu bringen, daß Etzels Boten erst sieben Tage vor der Wegfahrt der Burgunden entlassen wurden, damit Kriemhild die Zeit zur Zurüstung fehle.

25. Auf Hagens Rath rüstete sich König Gunther wie zu einem Kriegszuge. Tausend und sechzig der erlesensten Ritter und neuntausend Knechte mußten ihn begleiten. Ute, der geträumt hatte, daß alles Gevögel des Landes todt sei, suchte Gunther von seinem Entschluß abzubringen, ebenso der getreue Küchenmeister Rumolt; allein vergeblich. Unter bangen Ahnungen nahmen die Frauen Abschied von den Abziehenden, denen sich noch tausend Nibelungen anschlossen. Unter Hagens Anführung zogen sie den Rhein und Main aufwärts durch Ostfranken, dann ritten sie südlich zur Donau. Diese war ausgetreten und keine Fähre zu sehen. Als Hagen nach einer Fuhrt suchte, erblickte er in der Nähe des Stroms badende Meerweiber. Er schlich sich hinzu und nahm ihnen ihre Kleider. „Wenn Ihr uns die Kleider wiedergebt", sprach das eine Meerweib, „so wollen wir Euch sagen, was Euch bei den Hunnen widerfährt." Gern willigte Hagen ein, und das Meerweib sagte: „Ich gebe Euch meine Treue zum Pfande, daß Ihr im fremden Lande zu hohen Ehren gelangen werdet." Erfreut gab Hagen die Kleider zurück. Da warnte ihn aber das zweite Meerweib und sprach: „Meine Muhme hat um der Kleider willen gelogen; Ihr werdet Alle in Etzels Land das Leben verlieren; nur des Königs Kapellan wird die Heimath wiedersehen." „Das ließen sich meine Herren schwerlich sagen", erwiederte der Held grimmigen Muthes, „daß wir Alle im Hunnenlande das Leben verlieren sollten; nun zeige uns über das Wasser, Du allerweisestes Weib!" Da bezeichnete ihm das Meerweib den Ort, wo der Fährmann am jenseitigen Ufer zu finden sei. Wenn er ihn rufe, solle er sich für Amelrich, Elses Dienstmann, der vor seinen

vielen Feinden aus dem Lande floh, ausgeben. Hagen folgte dem Rathe. Als aber der Fährmann sich getäuscht sah, wollte er Hagen nicht aufnehmen, ja, als dieser seine Bitte wiederholte, schlug er ihn mit dem Ruder so mächtig auf das Haupt, daß dieser auf das Knie niederfiel. Grimmigen Muthes sprang Hagen wieder auf und schlug dem Fährmann mit Einem Streiche den Kopf vom Rumpf. Dann fuhr er zum König und zum Heer zurück und ruderte Alle mit starker Hand an das andere Ufer. Um aber die Weissagung des Meerweibes zu vereiteln, stürzte er den Kapellan in die Fluth; doch das war vergeblich, Gott half dem Unglücklichen, daß er wohlgeborgen an das andere Ufer kam, von wo er wieder an den Rhein zog. Hagen erkannte nun, daß das Meerweib die Wahrheit verkündigt habe.

26. Vorsichtig zog man nun unter des kühnen Volker Leitung weiter. Aber schon in der Nacht wurden sie angegriffen. Hagen, der mit seinem Bruder Dankwart die Nachhut führte, wurde von Gelfrat vom Pferde gestochen und wäre in große Noth gerathen, wenn Dankwart nicht herbeigesprungen wäre und den Markgrafen von Baiern erschlagen hätte. Nun flohen die Feinde; die Burgunden aber setzten ihren Weg fort und gelangten über Passau in Rüdigers Land, wo sie freundlich aufgenommen wurden.

27. Markgraf Rüdiger veranlaßte auch seine Gemahlin Gotelinde und seine Tochter, die Helden zu begrüßen und die Könige und ihre drei Mannen, Hagen, Dankwart und Volker, zu küssen. Sie thaten es; als aber die Tochter Hagen küssen sollte, däuchte er ihr so furchtbar, daß ihr Antlitz bald bleich, bald roth ward; doch kam sie dem Befehle ihres Vaters nach. Darauf setzte man sich zum fröhlichen Mahle, das mit der Verlobung Giselhers mit Rüdigers Tochter beschlossen wurde. Noch drei Tage blieben sie in Bechlaren, worauf sie, mit reichen Gaben beschenkt, ihre Reise fortsetzten. Rüdiger aber begleitete sie mit fünfhundert Mannen und schickte einen Boten voraus, dem König Etzel die Ankunft der Burgunden zu verkündigen.

28. Auf die Nachricht ihrer Ankunft ritt ihnen Dietrich entgegen und warnte sie vor Kriemhilden, die immer noch den edlen Siegfried beweine. Als sie zu Hofe ritten, da drängten sich Alle, den grimmen Hagen zu sehen, denn es war bekannt, daß er Siegfried, den stärksten aller Recken, erschlagen. Wohlgewachsen war der Held, das ist wahr; breit von Schultern und breit von Brust, mit Grau gemischt sein Haar, langschenkelig war er und stolzen Ganges, schrecklich sein Antlitz. Kriemhild empfing die Nibelungen (so werden die Burgunden auch genannt, seitdem der Nibelungenhort in ihre Gewalt gekommen war) mit falschem Muth; nur Giselheren küßte sie. Als Hagen dies sah, band er den Helm

fester und sprach: „Nach solchem Gruß mögen sich die Helden bedenken; man grüßet verschieden die Könige und ihren Bann; wir haben nicht gute Reise zu dieser Hochzeit gethan.“ Nachdem Kriemhild erwiedert, daß seine Freundschaft für sie keines Grußes werth sei, fragt sie nach dem Nibelungenhort, worauf Hagen bitter und höhnisch antwortet. Nun lud sie die Gäste ein, ihr, wie es damals Brauch war, die Waffen anzuvertrauen; doch Hagen weigerte sich, ihr dieselben zu überliefern, und sie erkannte, daß die Gäste gewarnt worden seien.

29. Hagen ging mit Volker über den Hof, wo man die Andern noch immer stehen ließ; sie setzten sich auf eine Bank, die dem Saale Kriemhilds gerade gegenüber stand. Als die Königin sie erblickte, gedachte sie ihres Leides und fing an zu weinen. Als Etzels Mannen sie nach der Ursache ihres Kummers fragten, bezeichnete sie Hagen als solche und beschwor die Helden, ihr Leid an ihm zu rächen. Schnell erboten sich sechszig kühne Männer, Hagen und Volker anzugreifen; doch rieth die Königin ab, weil sie jenen nicht gewachsen seien. Nun rüsteten sich ihrer vierhundert; Kriemhild aber sagte, sie sollten noch warten, sie wolle zuvor noch selbst zu Hagen gehen, damit sie aus seinem eigenen Munde vernehmen möchten, was er gethan. Noch ehe sie sich nahten, schlossen Hagen und Volker ein Bündniß; jeder versprach dem Andern treuen Beistand bis in den Tod. Bald darnach sah Volker die Königin mit ihrer kampfmuthigen Schaar die Stiege herabkommen; er forderte Hagen auf, vor Kriemhilden aufzustehen und ihr als Königin und Frau die von der Sitte geforderte Ehre zu erweisen. „Nein, nicht so, wenn Ihr mich lieb habt“, erwiederte Hagen. „Es könnten diese Degen wähnen, ich thäte es aus Furcht und wollte weggeh'n. Nein, vor ihrer Keinem steh' ich auf von meinem Sitz. Was soll ich Ehr' erweisen Einer, die mich haßt? Nun und nimmer, so lange ich lebe. Sie mag mich hassen, was kümmert's mich?“ So sprechend, legte der starke Hagen quer über seine Schenkel eine lichte Waffe, welche die Königin als Siegfrieds Schwert erkannte. Da hub sie an zu weinen und stellte den Helden wegen Siegfrieds Ermordung zur Rede. Hagen läugnete nicht; er habe es gethan, sagte er, weil Frau Kriemhild die schöne Brunhild schalt. Nachdem aber die Hunnen die beiden Helden in der Nähe gesehen, bezeigte keiner Lust, sie anzugreifen; Kriemhild mußte sich daher entfernen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Hagen und Volker suchten nun die Burgunden wieder auf und gingen mit ihnen zu Etzel, der sie freundlich aufnahm und herrlich bewirthete.

30. Als die Nacht hereinbrach, beurlaubte sich Gunther mit den Burgunden und begab sich mit ihnen in den zum Schlafen angewiesenen Saal. Die unfreundliche Haltung der Hunnen

machte sie für ihre Sicherheit besorgt. Da erbot sich Hagen, während der Nacht Schildwache zu stehen, und Volker erklärte sich bereit, ihm dabei Gesellschaft zu leisten, und erfreute dabei noch Alle durch herrliches Spiel auf seiner Fiedel, bis sie einschliefen. Dann legten beide ihr Streitgewand an, nahmen ihre Schilde und traten vor das Haus. Die Vorsicht war nicht vergeblich. Bald nach dem ersten Schlaf näherten sich gewaffnete Hunnen. Aber als sie die beiden wachsamen Recken sahen, wichen sie zurück und erlangten nichts weiter als Volkers bitteren Hohn.

31. Als der Morgen anbrach, weckten die beiden Helden die schlafenden Burgunden, und Hagen frug sie, ob sie in den Münster zur Messe gehen wollten, die Glocke läute schon. Nun begannen sie kostbare Kleider anzulegen; aber Hagen ermahnte sie, statt derselben die Rüstung anzuziehen, denn wenn es nicht Gott im Himmel wende, so sei das die letzte Messe, die sie hörten. Als Etzel, der mit Kriemhild ebenfalls zur Messe gegangen war, die Burgunden in voller Rüstung erblickte, verwunderte er sich darüber und frug, warum sie das gethan und ob ihnen Jemand Leides zugefügt. „Niemand that uns etwas zu Leide", erwiederte Hagen. „Doch ist es meiner Herren Sitte, bei allen Hochzeiten während der ersten drei Tage gewaffnet zu erscheinen." So ließ man Etzel in Unkenntniß, ihn, der das Unheil wohl noch hätte wenden können. Nach der Messe wurden Kampfspiele abgehalten, die ohne Störung vorübergingen, bis zuletzt noch Volker aus Uebermuth einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrannte. Das erregte den Zorn der Magen des Gefallenen, und es wäre schon jetzt zum allgemeinen Kampfe gekommen, wenn Etzel nicht die Seinigen zurückgehalten hätte. Als man nun zu Tische ging, suchte Kriemhild Dietrich zu bewegen, Siegfrieds Tod an Hagen zu rächen; allein der edle Held wollte sich zu keiner Treulosigkeit hingeben. Da wandte sie sich an Blödelin und gewann ihn durch glänzende Versprechungen. Sogleich befahl er seinen Mannen, sich zu waffnen. Kriemhild aber setzte sich mit Etzel an den Tisch. Während des Mahles ließ sie ihren Sohn Ortlieb herbeibringen, und Etzel empfahl ihn seinen Verwandten, bat sie auch, ihn bei ihrer Rückkehr mitzunehmen und ihn zu einem ehr- und wehrhaften Mann zu erziehen, damit er einst rächen helfe, was ihnen Uebels widerführe. „Nun ja", versetzte Hagen, „diese Degen dürften dem Kinde wohl trauen, so es zum Manne wüchse. Doch ist, dünkt mich, der junge König sehr schwächlicher Art, und glaube ich darum nicht, daß man mich mit dem Ortlieb da oft zu Hofe reiten sehen werde." Diese bittere Rede erregte bei Allen Mißmuth.

32. Unterdessen drang Blödelin mit seinen Mannen in den Saal, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische saß. Dieser grüßte ihn; aber Blödelin wies seinen Gruß zurück, hinzufügend,

er sei gekommen, Siegfried zu rächen, den sein Bruder Hagen erschlagen habe. Da Blödelin sich durch Dankwarts Betheuerung, daß er an dem Morde unschuldig sei, nicht abhalten ließ, vorzudringen, riß Dankwart sein Schwert aus der Scheide und schlug mit raschem Streich Blödelin das Haupt ab. Nun erhob sich ein gewaltiger Kampf. Die Hunnen wurden mit schwerem Verlust zum Hause hinausgetrieben, aber sogleich drangen neue Schaaren herbei; und wie tapfer sich auch die Burgunden wehrten, es wurden Alle erschlagen, die im Hause waren; Dankwart allein war am Leben geblieben. Es gelang ihm, sich durchzuschlagen, aber vor dem Hause standen neue Schaaren, die wüthend auf ihn eindrangen. „O käme mir ein Bote", rief er aus, „der meinem Bruder Hagen die Märe verkündete!" Da sprachen die hunnischen Recken: „Der Bote mußt Du selber sein, wenn wir Dich Todten tragen vor den Bruder Dein." Nun schossen sie so viel Speere in seinen Schild, daß er ihn wegen seiner Last nicht mehr tragen konnte; und sie hofften ihn so zu besiegen, doch gelang es ihm, sich durchzuschlagen und die Seinigen zu erreichen.

33. Mit Blut bedeckt und das entblößte Schwert in der Hand rief Dankwart mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt Ihr hier so lange, Bruder Hagen? Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Noth; Ritter und Knechte liegen allesammt in der Herberge erschlagen." Nachdem Hagen ihn aufgefordert, die Thür zu bewachen und keinen Hunnen hinauszulassen, rief er: „Ich hörte schon lange von Kriemhild sagen, daß sie ihr Herzeleid nicht wolle vertragen; so laßt uns nun die Minne trinken und opfern des Königs Wein *); der junge Vogt der Hunnen, der muß der allererste sein!" Und schnellen Streichs schlug er dem Knaben Ortlieb das Haupt ab, daß es Kriemhild in den Schooß rollte, erschlug des Kindes Hofmeister und hieb dem Fiedelmann Wärbelin, der die Burgunden nach dem Hunnenlande geladen, die rechte Hand ab. Und immer gräßlicher wüthete er unter den Hunnen, von denen auch Volker eine große Zahl erschlug. Nun wollten die Könige den Streit schlichten, aber umsonst: sie wurden selbst in den Kampf gezogen, der immer wilder entbrannte. Hunnen, die vor dem Hause standen, suchten zu den

---

*) „Furchtbar schöne Worte: einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Mahles ein Becher geleert als Gedächtniß für die Verstorbenen, als Opfer für die Todten (Minne bedeutet ursprünglich Gedächtniß); so wurde nun hier das Gastmahl beschlossen mit dem Minnetrinken für Siegfried, der Trank aber war Blut, und Schwerter waren die Becher; des **Königs** Wein war das Opfer, des Königs Blutwein, das Blut der Seinen, das Blut seines Sohnes." Vilmar, Geschichte der d. National-Literatur. I. 121. (4. Aufl.)

Ihrigen zu dringen; es hob sich an der Pforte ein ungestümer Drang, und Dankwart gerieth in große Noth; aber Volker kam ihm zu Hülfe und beide hielten die Eindringenden zurück. Sobald Hagen die Thore wohlbewacht sah, drang er neuerdings auf die Hunnen im Saal ein, und es fiel noch Mancher von seinen Streichen. Da bat Kriemhild den Helden Dietrich um Hülfe und Schutz. „Mit Kraft begann zu rufen der Ritter auserkoren, daß seine Stimme schallte wie ein Büffelhorn, und daß die weite Feste schütterte von dem Stoß: die Stärke Dietrichs war über die Maßen groß." Als ihn Gunther hörte und ihn winken sah, gebot er, mit dem Kampfe einzuhalten, Dietrich aber verlangte für sich und die Seinigen freien Abzug, weil er an dem Streite keinen Theil nehmen wollte. Es ward ihm bewilligt. Nun nahm er an den einen Arm die Königin, an den andern den König und führte sie so hinaus, gefolgt von seinen sechshundert Vasallen. Auch Rüdiger verließ mit den Seinigen den Saal, weil er weder gegen die Burgunden, als seine Gastfreunde, noch gegen die Hunnen kämpfen wollte, da er selber in Etzels Dienst war. Im Hofe angelangt, wandte sich Etzel gegen das Haus und sagte: „Weh dieses Hofgelages! Da drinnen ficht Einer, der heißet Volker, gleich einem wilden Eber, und ist ein Fiedelmann. Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Weisen (Lieder) lauten übel, seine Striche sind roth; wohl schlagen seine Töne mir manchen Helden todt. Ich weiß nicht, was uns vorwirft derselbe Fiedelmann, daß ich in meinem Leben so leiden Gast nicht gewann!" Im Saale aber erhob sich neuer Kampf, der nicht eher endigte, als bis alle Hunnen erschlagen waren.

34. Während die Andern vor Müdigkeit sich setzten, traten Hagen und Volker vor den Saal, lehnten sich auf ihre Schilde und verhöhnten Etzel und seine Mannen wegen ihrer Feigheit. Etzel war kühn genug und faßte sofort seinen Schild. Kriemhild hielt ihn aber zurück. Auf Hagens erneuten Spott sagte sie: „Wer mir den Hagen von Tronje schlüge und mir sein Haupt herbrächte, dem wollte ich den Schild mit rothem Golde füllen und Land und Burgen verleihen." Um nicht bei ferneren Angriffen behindert zu sein, schaffte man auf Giselhers Rath die Todten aus dem Saal und warf sie zur Stiege hinab, siebentausend an der Zahl, was lauten Jammer der Hunnen hervorrief und noch Manchem den Tod brachte, der nur verwundet war.

35. Dies Verhalten der Burgunden stachelte die Gegner zu neuem Kampfe an. **Iring** von Dänemark waffnete sich, um Hagen zu bestehen. Ihm schlossen sich der kühne **Irnfried** von Thüringen und der starke **Hawart** mit tausend Mann an; doch bat Iring fußfällig, daß man ihn allein solle kämpfen lassen. Umsonst drang er gewaltig auf Hagen, dann auf Volker, Gun-

ther und Gernot ein; er konnte keinen von ihnen bezwingen. Nun stürzte er sich auf die Dienstmannen und erschlug deren vier; aber da ergrimmte Giselher, rannte Iring an und schlug ihn so mächtig, daß er niederstürzte. Doch war er nicht todt; rasch sprang er wieder auf, stürzte auf Hagen ein, brachte ihm eine Wunde bei und entfloh dann, von dem mächtigen Feinde verfolgt, zu den Seinigen. Jubelnd empfing ihn die Königin und sprach dankend: „Das lohne Dir Gott, vieltapferer Degen Iring, daß Du mir so das Herz getröstet, denn blutgeröthet seh' ich Hagens Gewand.“ Eigenhändig nahm sie ihm den Schild ab. Nachdem Iring sich ein wenig erholt hatte, ergriff er frische Waffen, um Hagen nochmals zu bestehen. Dieser aber sprang ihm entgegen und verwundete ihn so mit Schwert und Speer, daß er wieder fliehen mußte; aber kaum war er bei den Seinigen angelangt, so sank er todt zur Erde nieder. Sterbend sagte er noch zu denen von Thüringen und Dänemark: „Trachtet nicht, das Gold der Königin zu verdienen, denn besteht Ihr den Hagen, so habt Ihr Alle den Tod davon.“ Irnfried und Hawart hörten aber kaum auf seine Warnung, sondern stürzten sogleich mit den Ihrigen auf die Burgunden, um den Tod zu rächen; aber auch sie fanden bald ihren Tod: Irnfried wurde von Volker, und Hawart von Hagen erschlagen. Die Dänen und die Thüringer drangen, um den Tod ihrer Herren zu rächen, in den Saal, allein auch sie wurden bis auf den letzten Mann getödtet. Die Burgunden setzten sich, um von der blutigen Arbeit auszuruhen, nur Volker stand noch vor dem Hause, erwartend, ob noch Jemand zum Kampfe heranziehen wolle. Etzel und Kriemhild erhoben laute Klage über die gefallenen Hunnen.

36. Der Kampf hatte bis zum Abend gewährt; die Burgunden waren erschöpft und wünschten Frieden, doch war Etzel ob seines Kindes und seiner Magen Tod zu sehr ergrimmt, als daß er ihn bewilligt hätte. Die sturmesmüden Burgunden begehrten, aus dem Saal an die frische Luft zu gehen, und die Hunnen schienen nicht abgeneigt, darauf einzugehen; allein Kriemhild widerrieth. „Nicht doch, ihr Hunnen!“ sagte sie. „Ich rath' euch in Treuen. Laßt ihr die Mordgierigen aus dem Saale, so werden das eure Freunde schwer zu büßen haben. Und ob auch nur noch die Kinder Ute's, meine edlen Brüder, lebten, kämen die an die frische Luft und könnten sich erkühlen die Rüstungen, so wäret ihr Alle verloren; denn kühnere Degen gab es nie.“ Da wandte sich Giselher an seine Schwester und erinnerte sie daran, wie er sie stets geliebt und ihr nie Leid zugefügt habe, auch in der Meinung hergeritten, daß sie ihm gewogen sei; allein die Königin blieb unerbittlich; sie wollte nur unter der Bedingung freien Abzug gestatten, daß ihr Hagen ausgeliefert würde. Empört wie-

sen die Burgunden solche Forderung zurück. Gernot sagte: „Nicht woll' es Gott im Himmel! Und wären wir unser Tausend, so wollten wir lieber Alle todt liegen, als daß wir den einen Mann Dir auslieferten. Nie und nimmer!“ Und Giselher fügte hinzu: „Nie einem Freunde brech' ich die Treue!“ Da ließ Kriemhilde das Haus anzünden. Schnell loderten die Flammen empor, daß die Burgunden vor Hitze und Durst verschmachteten. Auf Hagens Rath tranken sie von dem Blute der Erschlagenen und fanden sich dadurch wunderbar gestärkt; die herabfallenden Brände hielten sie mit den Schilden von sich ab. So verbrachten sie die Nacht unter schrecklichen Qualen. „Eine höllische Hochzeit fürwahr hat uns die Königin angerichtet“, sagte Hagen. Mit Anbruch des Tages wurden sie von Neuem angegriffen; aber es fanden viele tapfere Hunnen den Tod, ohne daß jene noch bewältigt werden konnten.

37. Nun kam auch Rüdiger herbei und sah das große Leid auf beiden Seiten; gern hätte er Frieden gestiftet, aber er erfuhr durch Dietrich, daß der König von keiner Schlichtung des Streites wissen wolle. Als nun Rüdiger dastand und über das furchtbare Unheil weinte, höhnte ihn ein Hunne, daß er allein am Kampfe keinen Theil genommen, während ihn doch der König vor Allen mit reichem Gute beschenkt habe. Da ergrimmte der Held und erschlug den Spötter mit der Faust. „Freudig hätte auch ich die Fremden bekämpft“, rief er aus, „allein wie durfte ich es, da ich sie hieher geleitet habe?“ Aber Etzel und Kriemhilde machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Kämpfer erschlage, während er selbst thatlos dastehe; sie mahnten ihn an die geschworene Treue, Kriemhilde erinnerte ihn daran, wie er ihr zugesagt habe, jedes ihr zugefügte Leid zu rächen, als er für Etzel um sie geworben habe. „Das ist ungelogen“, erwiederte er; „ich schwur Euch, edles Weib, ich wolle für Euch wagen die Ehre wie den Leib; die Seele zu verlieren hab' ich nicht geschworen: Zu diesem Hofgelage bracht' ich die Fürsten wohlgeboren.“ Als aber das Königspaar flehend ihm zu Füßen fiel, da rief er von Schmerz überwältigt aus: „O weh mir Gottverlassenen, daß ich dies muß erleben; aller meiner Ehren, der muß ich mich begeben, und auch der Treue und der Zucht, die Gott mir angebot. O weh Gott vom Himmel, daß es nicht von mir wendet der Tod! Nehmt Alles wieder zurück“, fuhr er fort, „was Ihr mir je gegeben, ich will mit Weib und Kind das Land räumen und in die Verbannung ziehen, nur zwingt mich nicht, gegen die zu fechten, die ich als Gastfreunde in meinem Hause aufgenommen habe, deren Einem meine Tochter verlobt ist!“ Doch ließen Etzel und Kriemhild nicht ab mit Bitten, und er mußte sich endlich entschließen, seiner Pflicht als Dienstmann des Königs nachzukommen. Seinen Tod voraus-

sehend, empfahl er sein Weib, sein Kind und alle seine Dienstleute in Bechlaren der Gnade des Königs und ging tiefbekümmert von dannen, die Seinigen zum Kampfe zu führen. Als er mit ihnen zu den Burgunden kam und ihnen eröffnete, was ihn herbeiführe, erschraken die Helden, daß sie von ihm Sühnung des Streites gehofft hatten. Sie erinnerten ihn an die zwischen ihnen geschlossene Freundschaft, an die Liebe und Güte, die er ihnen erwiesen. „Gerne würde ich Euer Leben mit dem meinigen erkaufen", sagte er, „allein mein dem Könige geleisteter Eid zwingt mich zum verhaßten Kampf." Und er begann vorzudringen; da rief ihm Hagen zu, einzuhalten, und zeigte ihm den Schild, den ihm Gotelinde gegeben. „Er ist ganz verhauen", sagte er, „hätte ich aber so guten Schild, als du in der Hand trägst, so bedürfte ich im Sturme keiner Halsberge mehr." Und Rüdiger reichte ihm den eigenen Schild, Hagen aber gelobte, ihn nicht zu bestehen, und wenn er alle Burgunden erschlüge, und so gelobte es auch Volker. Nun säumte Rüdiger nicht länger; es entbrannte bald ein furchtbarer Kampf. Endlich geriethen Rüdiger und Gernot an einander; Rüdiger schlug dem Gegner durch den Helm, daß das Blut niederfloß; aber, obgleich auf den Tod verwundet, brachte Gernot dem edlen Markgrafen noch eine solche Wunde bei, daß er davon ersterben mußte. Der Kampf dauerte fort, bis alle Mannen Rüdigers erschlagen waren. Als man des Markgrafen Leiche heraustrug, erhob sich unendlicher Jammer unter den Hunnen. „König Etzels Jammer ward so stark und voll, wie eines Löwen Stimme dem reichen König scholl der Wehruf der Klage und auch dem Königsweib: sie weinten übermäßig um des guten Rüdiger Leib."

38. Die ganze Königsburg widerhallte vom Wehruf. Als Dietrich die Klage vernahm, schickte er Helferich hin, um zu erkunden, was geschehen sei. Weinend kam er zurück mit der Nachricht, daß Rüdiger erschlagen sei. „Das wolle Gott nicht!" sprach Dietrich. „Das wäre eine gräßliche Rache und des Teufels Spott. Womit hätte Rüdiger das verschuldet, er, der ja den Burgunden hold war?" Dietrich sandte Hildebrand zu den Burgunden, um die Wahrheit zu erfahren. Um vor Hagens Hohn gesichert zu sein, begleiteten ihn alle Recken Dietrichs. Auf Hildebrands Frage entgegnet Hagen: „die Mär' ist wahr, wenn schon ich wollte, sie wäre gelogen und der gute Rüdiger lebte noch, um den zu weinen Männern und Weibern wohl ansteht." Hildebrand verlangte nun, man solle ihm der Helden Leichen zur ehrenvollen Bestattung ausliefern; Volker aber antwortete mit Hohn, so daß Wolfhart, Hildebrands Neffe, trotz des Oheims Warnung den Kampf begann, der bald allgemein wurde. Hildebrand erschlug den kühnen Volker, Helferich den starken Dankwart, aber auch Wolfhart, der, Alles niederhauend, dreimal die Runde um den Saal gemacht

hatte, ward von Giselher erschlagen; während er zusammenstürzte, erhob er die Waffe und erschlug den Feind. Nun waren von beiden Seiten Alle gefallen, nur Gunther und Hagen waren von den Burgunden, und der alte Hildebrand von Dietrichs Mannen am Leben geblieben. Dieser ging zum sterbenden Wolfhart und wollte ihn aus dem Saale tragen, allein er mußte ihn liegen lassen, er war ihm zu schwer. Da blickte der Todtwunde aus seinem Blute hervor und sagte: „Viellieber Oheim, nicht helfen könnt Ihr mir. Aber hütet Euch vor Hagen, denn grimmig ist sein Muth. Und wollen meine Freunde beklagen meinen Tod, so sagt ihnen, sie sollen das Weinen lassen, denn herrlich fiel ich von eines Königs Hand. Auch hab' ich zum Voraus so gerächt mein Leben, daß zu weinen haben werden guter Ritter Frauen; und fragt Euch Jemand, so mögt Ihr kecklich sagen, daß von meinen Händen wohl Hundert erschlagen liegen." Derweil gedachte Hagen seines Freundes Volker. Mit den Worten: „Ihr büßt es mir, daß Ihr so manchem guten Helden von hinnen halfet in den Tod", lief er Hildebranden an, und so kühn sich dieser auch zur Wehre setzte, ward er doch vom grimmen Hagen verwundet. Da warf er den Schild auf den Rücken und entrann zu Dietrich, der ihm, als er die Märe hörte, Vorwürfe machte, sich in einen Kampf eingelassen zu haben; doch als er vernahm, daß Rüdiger wirklich erschlagen sei, ergrimmte er und befahl Hildebranden, seine Mannen zum Kampfe zu rufen. „Aber wer soll mit Euch gehen?" entgegnete Hildebrand. „Was Ihr noch habt von Leuten, das steht hier vor Euch. Ich bin es, ich allein, die Andern die sind todt." Darüber erschrak Dietrich heftig und brach in laute Klagen aus.

39. Da suchte sich Dietrich selbst sein Streitgewand, und der alte Waffenmeister Hildebrand half ihm die Rüstung anlegen. Dann gingen beide zum Saal, vor dem Gunther und Hagen angelehnt standen. Noch war Hagen nicht entmuthigt; „ich bin wohl Manns genug, Dietrich zu bestehen", rief er, als er die Beiden herankommen sah. Dieser machte ihnen bittere Vorwürfe über Rüdigers und der Seinigen Tod; doch bot er ihnen an, sie zu schützen und sie in ihr Land zu geleiten, wenn sie sich ihm als Geißel ergeben wollten. „Das verhüte Gott im Himmel", entgegnete Hagen, „daß sich zwei Degen ergeben sollten, die noch so gewaffnet dastehen!" Als auch Hildebrand zuredete, verhöhnte ihn Hagen, daß er vor ihm geflohen sei. Da ergrimmte Dietrich, sprang dem kühnen Helden entgegen und schlug ihm eine breite Wunde; doch wollte er ihn nicht tödten, daher umschloß er ihn mit kräftigem Arm und brachte ihn Kriemhilden gebunden, worüber diese hocherfreut war. Sie ließ ihn in ein Gefängniß bringen. Nun kam aber Gunther, sich an Dietrich zu rächen; doch auch er ward nach hartem Kampfe überwunden und eben-

falls gebunden der Königin gebracht, die ihn höhnisch bewillkommnete und in ein anderes Gefängniß bringen ließ. Dietrich bat, sie möge die beiden Helden um seinetwillen am Leben lassen, und Kriemhild stellte sich, als wolle sie es thun; aber kaum hatte Dietrich den Rücken gewandt, so beschloß sie grimme Rache. Sie ging zu Hagen und versprach ihm, seiner zu schonen, wenn er ihr den geraubten Schatz wieder geben wolle; dieser aber erwiederte, er habe einen Eid geschworen, nie zu entdecken, wo der Hort liege, so lange noch Einer von seinen Herren am Leben sei. Da ließ Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trug es dann selbst an den Haaren zu Hagen. „So ist es ergangen, wie ich es gedacht", rief er aus, als er das Haupt des geliebten Herrn erblickte. „Nun ist von Burgunden der edle König todt, Giselher der junge und auch Gernot; den Schatz weiß nun Niemand, als Gott und ich allein: er soll, Teufelinne, immer wohl verhehlet sein." Ergrimmt riß ihm Kriemhilde das Schwert aus der Scheide, das nämliche, das Siegfried getragen hatte, als sie ihn zum letzten Mal sah, und schlug dem Verhaßten das Haupt ab. Mit Schauder sah es König Etzel und rief aus: „Wehe! wie ist hier gefällt von eines Weibes Händen der allerbeste Held, der je im Sturm gefochten und seinen Schildrand trug! So feind ich ihm gewesen, mir ist leid um ihn genug." Aber sie sollte sich ihrer That nicht lange erfreuen; denn als sie sie kaum vollbracht, sprang Hildebrand voll Grimm auf sie zu und erschlug sie. Dietrich und Etzel aber erhoben laute Klage um die Gefallenen.

„Mit Leide war geendet des Königs hohes Fest,
Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt!"

2) Die Personen des Gedichts.

I. Die niederrheinischen Personen.

Zu ihnen gehören: König Siegmund von Niederlanden, dessen Gemahlin Siegelind und beider Sohn, Siegfried. Erstere treten in der Dichtung zurück, weshalb wir sie hier unbeachtet lassen.

Siegfried *), der Hauptheld des Gedichts, war ein junger Mann, von schöner Gestalt, kräftigem Bau, großer Stärke, ritterlicher Gewandtheit und kühnem Muthe. Noch ehe er zu den Burgunden kam, hatte er beherzt manches Land durchzogen und be-

*) Ein Zug aus Siegfrieds Knabenjahren wird im IV. Theile unseres Lesebuches erzählt. Diese Sage liegt dem Uhlandschen Gedicht „Siegfrieds Schwert" zu Grunde, das im III. Theile des Lesebuchs abgedruckt ist.

reits in seinen Jünglingsjahren mit seines Armes Stärke so viel Heldenthaten verrichtet, daß man davon zu singen und zu sagen kein Ende finden kann. Durch seine außerordentliche Kraft erlegt er den grimmen Drachen und macht sich die Nibelungen dienstbar. Im Kriege gegen die Sachsen ist er es, der Hunderte der feindlichen Ritter tödtet, beide Könige gefangen nimmt und dadurch einen glänzenden Sieg herbeiführt. Auf der von Gunther und Hagen zu seinem Untergange veranstalteten Jagd zeichnet er sich so sehr durch Kraft und Geschicklichkeit aus, daß ihm Alle den Preis zuerkennen. Die riesenhafte Brunhild, der es die kühnsten Recken nicht hatten gleich thun können, wird durch ihn für Gunther besiegt. Genug, es ist kein Held so gewaltig, daß er ihn nicht freudigen Muthes bestanden, kein Abenteuer so gefährlich, daß er es nicht zu unternehmen wagte und nicht siegreich daraus hervorging. Dennoch ist er nicht stolz auf seine Thaten, auf den Ruhm, den er allerwärts erntet. Als er die schöne Kriemhild erblickt, fühlt er sich noch nicht einmal würdig, sie zu besitzen, sondern meint, sie erst durch neue glorreiche Thaten verdienen zu müssen; nur erst, als er sich Gunther zu großem Danke verpflichtet, wagt er, um sie zu werben.

Mit unüberwindlicher Tapferkeit paart sich in dem jugendlichen Helden die zarteste Gesinnung, mit dem stolzesten Selbstbewußtsein jungfräuliche Schüchternheit. Seine Liebe zu Kriemhild ist warm und innig. Was er denkt und empfindet, das theilt er seiner geliebten Gattin mit, selbst das, was ihr besser Geheimniß geblieben wäre, wie seine Verwundbarkeit und die Besiegung der Brunhild. Noch in der Todesstunde erfüllt ihn die Liebe zu Kriemhild. „Mich dauert Nichts auf Erden", ruft er sterbend aus, „als Frau Kriemhild, mein Weib!" und mit dem letzten Athemzuge bittet er den König Gunther, sich der verlassenen Wittwe anzunehmen. Gegen seine Freunde ist er offen und ohne Falsch, der höchsten Aufopferung fähig, versöhnlich und gerecht. „Ich war Euch stets gewogen und sterbe nun daran", ruft er Gunther zu, der den Meuchelmord gebilligt. Ueberwundene behandelt er mild.

Siegfried ist der Typus der alten ritterlichen deutschen Helden, wahrhaft großartig vom Dichter gezeichnet, der es verstanden, die auffallendsten Gegensätze zur vollendetsten Harmonie zu vereinigen.

II. Die Burgunden.

Zu den Burgunden gehören die drei Königsbrüder Gunther, Gernot und Giselher, die Mannen Hagen, Dankwart und Volker, die Königin Ute und ihre Tochter Kriemhild; später tritt dazu Brunhild aus dem Norden.

König Gunther ist eine stattliche Persönlichkeit, im Kampfe muthig und voll Kraft, nicht ohne Herzensgüte, aber von schwankendem Charakter, abhängig von Eindrücken und so zugänglich den Einwirkungen Anderer, daß er ungerecht und ein Werkzeug der Bosheit wird. Auf Siegfrieds Vorwurf wegen des beim Jagdfrühstück fehlenden Weins weiß er nichts weiter zu sagen als: „Die Schuld liegt an Hagen, der will uns verdursten sehen." Seine Abhängigkeit von Eindrücken zeigt sich sehr stark, als er zum ersten Male von der schönen Brunhild hört; er will sie zur Gemahlin haben und sollte es ihm auch das Leben kosten.

Die sittliche Unbeständigkeit ist die Ursache, daß Gunther in dem Gedicht eine untergeordnete, zu Zeiten selbst klägliche Rolle spielt.

Gernot läßt sich auch von Hagen umgarnen, denn er giebt seine Zustimmung zu der verrätherischen Ermordung Siegfrieds, betheiligt sich indeß nicht selbst daran, sondern bleibt fern von der zu diesem Zwecke angeordneten Jagd. Im Streite erweist er sich tapfer und kräftig, auch treu gegen die Kampfgenossen. Der edle Markgraf Rüdiger empfängt von ihm den Todesstreich mit dem Schwerte, welches Frau Gotelinde ihm beim Abschiede geschenkt hatte. Als Kriemhild bei den Friedensunterhandlungen Hagens Auslieferung fordert, sagt er: „Und wären wir unser tausend, so wollten wir lieber Alle todt liegen, als daß wir den einen Mann Dir auslieferten. Nie und nimmer!"

Giselher ist eine angenehme Erscheinung. Er liebt seine Geschwister und wird von ihnen geliebt. Als er hört, daß Hagen und die Brüder Siegfrieds Tod beschlossen haben, sagt er treuen Sinnes: „O weh, Ihr guten Recken, warum rathet Ihr das? Wahrlich, solchen mordlichen Haß hat Siegfried nicht um Euch verdient." Dennoch läßt er, wie auch Gernot, den Mord geschehen, warnt Siegfried nicht einmal. Dies Schweigen ist unerklärbar; denn seine brüderliche Liebe zu Kriemhild bleibt auch nachher unbeeinträchtigt. Der scheidenden Kriemhild ruft er noch die wohlwollenden Worte zu: „Schwester, so Dich jemals Etwas gefährdet und Du meiner bedürftest, thu' es mir kund: ich reite Dir zu Dienst in Etzels Land." Giselher ist auch der Einzige, der bei der Begrüßung in der Etzelburg einen Kuß empfängt. Bei der Friedensunterhandlung sagt er: „Vielliebe Schwester mein, wie konnt' ich erwarten, daß ich hier so großen Kummer beführe, als Du mich so minniglich vom Rheine hieher ludest? Stets war ich getreu Dir und that Dir kein Leid. Wähnend, daß Du mir gut wärest, ritt ich hieher. Vieledle Schwester, laß uns Gnade widerfahren!" Im Kampfe zeigt er sich trotz seiner Jugend sehr tapfer, muthig und gewandt; manch wackerer Ritter

empfängt durch ihn den Todesstreich, zu allerletzt der kühne Wolfhart, durch den er aber auch selbst gefällt wird.

Hagen von Tronje ist eine riesige Gestalt, ein Recke, der an Muth Keinem nachsteht, an Kraft und Gewandtheit nur von dem unvergleichlichen Siegfried übertroffen und von dem gewaltigen Dietrich nur überwunden wird, weil übermenschliche Anstrengung und empfangene Wunden ihn ermattet haben. In seinem Körper herrscht das beste Ebenmaß, seine Brust ist breit, sein Gang stolz, aber sein Antlitz furchterregend und schrecklich, ein treuer Spiegel seines wahrhaft dämonischen Wesens. Rüdigers Tochter „däuchte er so furchtbar", daß es ihr im Innersten widerstrebte, ihn zum Willkomm zu küssen, wie ihr Vater begehrte. Auf die Burgundenkönige, namentlich auf Gunther, übt er großen Einfluß aus, und in allen schwierigen Fällen wird er um Rath gefragt. Selbst für seine bösen Anschläge weiß er sie zu gewinnen, und wenn ihr rechtlicher Sinn denselben widerstrebt, bringt er ihn dadurch zum Schweigen, daß er ihnen Gefahren vorspiegelt, die schlimmen Folgen ihrer Handlungen auf sich nimmt, oder großen Vortheil in Aussicht stellt. So lange Gunther noch dem Mordanschlage abgeneigt ist und ihn mit Widerwillen zurückweist, wiederholt ihm Hagen tagtäglich, daß er über vieler Könige Lande Herr sein würde, wenn Siegfried nicht mehr lebte. Die Versöhnung zwischen den Königen und Kriemhild regt er in der Hoffnung an, daß es dann gelingen werde, den Nibelungenhort ins Land zu bringen, woraus Gunther viel Nutzen erwachsen werde. Als er später inne wird, daß den Burgunden aus Kriemhilds Verwendung des Nibelungengoldes Unheil erwachsen könne, nimmt er ihr den Schatz mit Gewalt und auf die Gefahr hin, daß seine Herren ihm ernstlich zürnen werden, dabei hoffend, daß sie die Nützlichkeit seiner Gewaltthat schon noch einsehen würden.

Hagens Haß gegen Siegfried hat seinen Grund wohl hauptsächlich in Neid und Eifersucht. Siegfried gewinnt am Hofe der Burgunden in kurzer Zeit Aller Herzen. Bei allen ritterlichen Spielen erlangt er die ersten Preise, in allen ernsten Kämpfen ficht er in den vordersten Reihen, schlägt die kühnsten Feinde nieder und führt den Sieg herbei, so daß Alle ihm zujubeln, selbst die überwundenen Helden seine große Ueberlegenheit willig anerkennen. Das kann der mächtige, bis dahin seiner Stärke wegen gefürchtete Hagen nicht ertragen. Im Stillen sinnt er, wie es ihm gelingen möge, Siegfried unter schicklichem Vorwande zu stürzen. Um sicher zum Ziele zu kommen, wendet er Verrath und List an: Verrath, indem er den arglosen Siegfried in eine Falle lockt; List, indem er durch verstellte Theilnahme Kriemhild das Geheimniß von der Verwundbarkeit ihres Gemahls ablockt. Nach

Siegfrieds Ermordung glaubt er gesichert dazustehen, daher steigert seine Kühnheit sich zur Frechheit. Als man beschließt, die grausige That zu verhehlen und vorzugeben, Siegfried sei meuchlings von Räubern im Walde erschlagen worden, da erwiedert Hagen: „Ich schaffe den Todten gen Worms, und ist mir ganz einerlei, ob sein Weib es wisse. Wenig wahrlich ficht es mich an, wie die weine, welche Brunhilden weinen machte." Ebenso tritt er bei Siegfrieds Beerdigung frech an die Leiche heran, unbekümmert, ob die Wunde von Neuem bluten und ihn als Thäter kenntlich machen wird. Auch in der Etzelnburg bekennt er sich auf Kriemhilds Frage unverhohlen zur schrecklichen That und setzt zugleich die Achtung aus dem Auge, welche er der Frau, der Schwester seiner Herren, der Königin, schuldig ist; denn nicht bloß um zur Gegenwehr bereit zu sein, legt er das Schwert Balmung quer über seine Kniee, sondern um Kriemhilden zu kränken, von Neuem zu beleidigen. Wo er vom Schwerte keinen Gebrauch machen kann, da wendet er Spott und Hohn an. Reichlich erfahren das Kriemhild und Etzel, die kämpfenden Hunnen, selbst der würdige greise Hildebrand.

Neben diesen schlimmen Eigenschaften treten uns aber in Hagen auch einige gute entgegen. Hoch zu rühmen ist seine Tapferkeit, noch höher seine Treue gegen seine Herren, die er auch nicht Ein Mal, selbst in der größten Gefahr nicht, verläugnet hat; sogar sein Verrath an Siegfried kann als Erscheinungsform der höchsten Treue betrachtet werden. Aber Hagen ist nicht treu aus persönlicher Zuneigung und Liebe, sondern weil die Ehre es gebietet. Auch seine Aufopferungsfähigkeit verdient alle Anerkennung und ist nicht bloß aus heldenmüthiger Todesverachtung zu erklären. Der Freundschaftsbund mit Volker wird zwar in der Noth geknüpft, bewährt sich aber in derselben auch in aller Reinheit. Den schönsten Zug seines Herzens läßt er uns erkennen, als Rüdiger ihm in hohem Edelmuth für den zerhauenen Schild seinen eigenen guten giebt. Das ergriff ihn und stimmte ihn wehmüthig, und obwohl Rüdiger Fehde ankündigt, verzichtet doch Hagen auf jede Gegenwehr; seine Hand soll ihn im Streite nicht berühren, erschlüge er auch alle Burgunden. Durch solche Züge wird das Abstoßende und beinahe Grauenhafte im Charakter Hagens gemildert, und wir bewundern den Dichter, der durch so einfache Mittel so große Wirkung hervorbringt.

Dankwart ist ein tapferer Recke, der seinem Bruder treu zur Seite steht, dessen Ueberlegenheit aber wohl anerkennt und sich ihm daher freiwillig unterordnet.

Volker ist unter Gunthers Mannen eine hervorragende Persönlichkeit; er weiß das Schwert ebenso kräftig, als den Fiedelbogen anmuthig zu führen. Etzel beklagt (im 33. Abent.) sehr

seine „rothen“ Bogenstriche, und die „Töne“, die ihm seine Helden todt schlagen. Seinem Freunde Hagen steht er in aller Treue bei bis in den Tod; wie weit er dessen Gesinnung theilt, ist nicht recht erkennbar. Bei Siegfrieds Mord ist er nicht direct betheiligt. Es ist nicht nach seinem Sinn, daß Hagen der Kriemhild die erforderliche Ehrerbietung versagt; doch tritt er dem überlegenen Freunde nicht weiter entgegen, als dieser ein gleiches Benehmen von ihm begehrt.

Ute ist eine liebevolle Mutter, verständig und erfahrungsreich. In Träumen erkennt sie das Schicksal ihrer Kinder und warnt rechtzeitig, doch ohne Erfolg. In den Gang der Begebenheiten greift sie nicht ein; ihr Wirkungskreis ist das Haus, dem sie mit Sorgsamkeit vorsteht.

Kriemhild muß neben Siegfried als die Hauptperson im Gedicht betrachtet werden und ist auch vom Dichter so behandelt worden. „Wir erblicken sie zuerst als blühende Jungfrau, deren Herz nur für Mutter und Geschwister schlägt, wie sie denn ihrer Mutter Traumdeutung jungfräulich verschämt zurückweist und gegen alle Werbungen kalt und unempfindlich bleibt. Aber als Siegfried zu Worms erscheint und Alles vom Lobe des Heldenjünglings erschallt, steigen Ahnungen in ihrer Seele auf, welche schon auf Liebe deuten: denn als sie Gelegenheit sucht, ihn unbemerkt zu sehen, da ist es schon nicht mehr bloß weibliche Neugierde, die sie leitet; daher verschließt sie auch den Eindruck in ihrem Busen, den der herrliche Jüngling auf sie gemacht; die jungfräuliche Verschämtheit hält sie ab, sich selbst zu gestehen, wie sehr sie sich nach ihm hingezogen fühlt, aber unwillkürlich beschäftigen sich ihre Gedanken stets nur mit dem schon heiß Geliebten. Als Gunther die Boten mit der Nachricht von dem über die Sachsen erfochtenen Siege nach Worms vorausschickt, läßt Kriemhilde einen derselben vor sich kommen. „Dies geschah verstohlen“, fügt der Dichter vortrefflich hinzu, „sie durft' es wohl nicht laut: Es war ja der darunter, dem ihr Herz sie vertraut.“ Sie erkundigt sich nach denen, welche dem Kriegszug beigewohnt haben; zwar nennt sie Siegfried nicht, aber man sieht doch aus jedem ihrer Worte, daß sie ihn vor Allen im Sinne hat. Daher heißt es, als ihr der Bote von dessen Heldenthaten berichtet hatte: „Ihr Antlitz, das schöne, wurde rosenroth, da glücklich war geschieden aus so großer Noth Siegfried, der junge, der weidliche Mann.“ Jeder Zug, den der Dichter weiter hinzufügt, vollendet das liebliche Bild. Als Gunther nach der Rückkehr von Isenland ihr ankündigt, daß er sie einem Ritter zum Weibe gelobt habe, da kündigt ihr ihr Herz, daß es kein Anderer sein könne, als Siegfried, und sie eilt daher, ehe noch ihr Bruder ihr den Namen genannt, diesem zu erklären, daß sie sich stets seinem Willen unterwerfen würde; so

glücklich sie sich fühlt, will sie doch mit jungfräulicher Schamhaftigkeit dieses Glück vor ungeweihten Augen verbergen. Aber sobald sie ihm angetraut ist, verschwindet diese mädchenhafte Scheu, und wie sie ganz Jungfrau war, so wird sie nun ganz Weib: alle ihre Gedanken, all ihr Sinnen und Trachten ist auf den geliebten Mann gerichtet, der nun der Zweck ihres Lebens wird. Er ist ihr der Verein aller Vortrefflichkeit, dem sich Nichts gleichstellen darf; der geringste Vorwurf, der ihm gemacht wird, empört ihr liebendes Herz und reizt sie sogar zu ungebührlichem Betragen. Wenn auch Siegfrieden überlebend, ist doch mit seinem Tode auch ihr Leben abgeschlossen; theilnahmlos gegen Alles, was sie umgiebt, lebt sie nur noch in der Erinnerung an den verlornen Geliebten. — So hat uns der Dichter in Kriemhilden ein lebenswarmes und getreues Bild der schönsten Jungfräulichkeit und Weiblichkeit gegeben, das nicht bloß in der Literatur des deutschen Mittelalters einzig dasteht, sondern auch den schönsten Gebilden aller Zeiten und Völker an die Seite gestellt werden kann.

Nicht weniger trefflich ist Kriemhilde im zweiten Theile geschildert. Allerdings scheint der Charakter, den er ihr gegeben, mit dem im Widerspruche zu stehen, den wir eben näher betrachtet haben; allein wenn es auch in der That so wäre, so ließe sich doch kein Vorwurf darauf begründen, weil der zweite Theil eben ein ganz selbstständiges Gedicht ist. Doch ist der berührte Widerspruch in der That nur scheinbar, und es ließen sich beide Gedichte, wenn man bloß auf Kriemhildens Charakter Rücksicht nähme, vollkommen zu einer Einheit vereinigen. Denn eben die unvergängliche Liebe, welche ihr ganzes Wesen erfüllte, mußte den Gedanken an Rache um so mehr in ihr entflammen, als sie mit jedem Tage, mit jedem Jahre die Größe ihres unersetzlichen Verlustes lebendiger fühlte. Hatte doch auch Hagen nach der Ermordung ihres Gemahls ihr noch manche Schmach zugefügt, und das schon gereizte Gemüth noch mehr verwundet; denn daß der Dichter auf den Raub des Nibelungenhortes großes Gewicht legt, geht aus dem Ende namentlich hervor. So war Kriemhilde nach Siegfrieds Tode durch größere und kleinere Beleidigungen in gereiztem Zustande erhalten worden, und wer die Natur des Weibes kennt, wer zudem die Zeit und die Verhältnisse beachtet, in welchen der Mensch noch weder durch religiöse, noch durch gesellschaftliche Rücksichten geleitet war, die empörte Leidenschaft zu zügeln, wird nicht anstehen, die Entwickelung von Kriemhildens Charakter für ganz naturgetreu und wahr zu halten. Und wenn sie auch die Rache bis zum gräßlichsten Uebermaß führt, so hat der Dichter dies auf das Verständigste motivirt, indem er den entsetzlichen, ächt tragischen Ausgang nicht bloß aus Kriemhildens Charakter, sondern ganz hauptsächlich aus den in einander greifenden Bege-

benheiten herleitet, zu welchen sie allerdings den ersten Anstoß giebt, die sich aber zum großen Theil ohne ihr persönliches Eingreifen in solcher Weise entwickeln, daß sie nur durch das Verderben Aller zur Lösung gelangen können. Uebrigens sehen wir, wie Kriemhilde Schritt für Schritt zum Entsetzlichen gedrängt wird. Hat sie auch die Burgunden in böser Absicht an Etzels Hof entboten, so hat sie doch noch keineswegs einen festen Plan gefaßt; sie hofft nur, daß ihr die Umstände Gelegenheit darbieten werden, Hagen für den Mord des geliebten Gemahls zu bestrafen. Und nun muß dieser sogleich durch sein trotziges, verletzendes Benehmen die Zürnende noch mehr reizen; er muß endlich, als der Kampf schon begonnen hatte, durch die Ermordung des Knaben Ortlieb jede friedliche Lösung unmöglich machen. Was nun folgt, hätte auch erfolgen müssen, selbst wenn Kriemhilde nicht zum weitern Kampfe gemahnt hätte. Nur Gunthers und Hagens Tod ist Folge ihres persönlichen, unmittelbaren Einschreitens, aber auch diese entsetzlichen Thaten werden ihr durch Hagens trotzigen Hohn gleichsam abgedrungen; und wie sie uns auch mit Schaudern erfüllen, wir begreifen doch, daß die arme Königin, die den Schmerz um den ersten Gemahl noch in seiner ersten Kraft fühlte, und die nun ihr geliebtes Kind und alle ihre Freunde, die Blüthe von Etzels Ritterschaft in ihrem Blute liegen sah, von einer unwiderstehlichen Macht gedrängt wurde, den zu vernichten, der ihr Alles geraubt, ihr Lebensglück zum zweiten Male auf ewig vernichtet hatte. Und so groß der Abgrund ist, der sich zwischen der zarten, im ersten Gefühl der Liebe erbebenden Jungfrau und dem mordsüchtigen Weibe eröffnet, so ist jenes in diesem doch noch vollkommen erkenntlich; wir fühlen, daß es dieselbe Kraft der Liebe ist, welche sie an Siegfrieds Brust geführt und ihren Arm zum tödtlichen Streich gehoben hat." (Kurz.)

Brunhild (die prunkende Schönheit) ist weit und breit durch unvergleichliche Schönheit berühmt, ebenso aber auch durch wundersame Kraft. Ihr Vorsatz, nur dem Manne ergeben sein zu wollen, der sie an Stärke übertrifft, ist echt weiblich, denn nur mit solchem kann sie, wie andere Frauen, in naturgemäßem Verhältniß leben, nämlich in dem der Abhängigkeit. Dabei ist aber ihr Herz von Stolz erfüllt. Schwerlich geht es ihr ganz von Herzen, als sie beim Kampfspiel Gunther zuruft: „Edler Ritter, des Schusses habe Dank!" Denn als sie auch im Steinwerfen und im Sprunge von Gunther übertroffen und vollständig besiegt wird, da ward sie „roth vor Zorn." Und hätte es mit Ehren geschehen können oder wäre Gunthers Macht durch die von Siegfried herbeigeschafften Nibelungenrecken nicht eine so bedeutende gewesen, sie wäre ihm nicht mit nach dem Rheine gefolgt. „Erst muß ich noch fragen meine Magen und Mannen", sagt sie, als

Siegfried zur Reise nach Worms mahnt. „Ich kann nicht so leichtweg räumen mein Land und muß zuvor noch meine Freunde zu mir bescheiden.“ Beleidigter Stolz ist ja auch die nächste Ursache des Zerwürfnisses zwischen ihr und Kriemhild. Zu demselben gesellt sich dann noch die Rache, die ihr jede Freude vergällt und sie in den tiefsten Kummer versetzt. Nachdem das Unheil durch sie eingeleitet worden, läßt der Dichter sie zurücktreten, wie sie überhaupt schon nach ihrer Verheirathung nur als ganz gewöhnliche Frau erscheint.

III. Die Ostgothen.

Dietrich von Bern (Verona oder Bonn?), welcher im Nibelungenliede an Etzels Hofe erscheint, von seinem bösen Oheime Ermanarich aus dem väterlichen Erbe vertrieben, ist der Mittelpunkt des ostgothischen Sagenkreises von den Amelungen und war eine Lieblingsgestalt germanischer Heldendichtung. Im skandinavischen Norden hat sich die deutsche Sage von Dietrich (nord. Thidrek) zu einer weitläufigen Sagencompilation ausgesponnen. In der nordischen Thidrekssage heißt es von Dietrich: „Als er aufwuchs, da war er ein so großer Mann von Wuchs, daß sich kaum seines Gleichen fand, indessen war er kein Riese. Er hatte ein langes, regelmäßiges und hellfarbiges Antlitz und seine Augen waren die besten unter den Männern und etwas dunkelbraun; sein Haar war stark und schön wie geschlagenes Gold und wallte überall in Locken herab. Er hatte keinen Bart, ein so alter Mann er auch wurde. Seine Schultern waren so groß, daß man mit zwei Ellen darüber messen konnte. Seine Arme waren so dick, wie ein starker Stamm und hart wie ein Stein; er hatte eine schöne Hand, um die Mitte war er schmal und wohlgewachsen, aber seine Hüfte und Schenkel waren so dick, daß es Jedermann ein großes Wunder däuchte, wie auf solche Weise ein Mann gebildet sein konnte. Seine Füße waren schön und wohlgewachsen, aber seine Waden und Schienbeine waren so dick, daß sie wohl ein Riese so haben konnte. Seine Kraft war so groß, daß kein Mensch es wußte und beinahe er selber kaum erproben konnte.“ Hiermit stimmt auch im Ganzen überein, was das Nibelungenlied von seiner Stärke sagt. Als Kriemhild und Etzel sich in seinen Schutz begaben und von ihm begehrten, aus dem Saale geführt zu werden, „da hub mit Macht er an zu rufen, daß ihm die Stimme wie ein Wisenthorn erscholl und der weite Palast davon erdröhnte.“ Was Keiner vermochte, gelingt ihm: Hagen und Gunther zu überwinden und gefangen zu nehmen. Nach seiner Gesinnung und ganzen Handlungsweise steht er tadellos da. Offen warnt er die Burgunden vor Kriemhild und verweigert dieser

seine Mithülfe. Nur erst, als ihm ohne sein Wissen seine Mannen erschlagen worden sind, geht er in den Kampf und beendet ihn glücklich. Einen schönen Beweis seines Edelmuthes liefert er, als er Hagen und Gunther der Königin übergiebt: er empfiehlt ihr, sie am Leben zu lassen. „Seht sie gnädig an um meinet willen", sagt er beim Weggehen. Als Alle zu Grunde gerichtet sind und auch Kriemhild den Tod gefunden, bricht er vor Schmerz in Thränen aus und klagt laut.

Hildebrand, Dietrichs Waffenmeister, steht bereits im Greisenalter, ist aber noch voll Kraft und Muth. Wie sein Herr, so wird auch er nur durch Noth zum Kampf gebracht. Kriemhilds unersättliche Rache empört sein ganzes Innere, und darum empfängt sie durch ihn in Dietrichs und Etzels Gegenwart den Todesstreich. Seinem Herrn ist er in Treue ergeben, die vorzüglich aus persönlicher Zuneigung entspringt.

IV. Die Hunnen.

Etzel ist Heide, von weitreichender Macht, Besitzer von zwölf oder gar dreizehn Königskronen. Persönlich erscheint er aber als ein zaghafter, unritterlicher alter Mann, dessen mitunter unternommene Anläufe weit mehr komisch als heroisch ausfallen. Völlig lächerlich erscheint er in der Situation, wo er, durch Hagens Spott gereizt, einen Anlauf gegen die Saalstiege nehmen will, aber durch seine Frau Königin am Schildriemen zurückgehalten wird.

Der Hunnenkönig Attila und der Etzel der deutschen Sage sind offenbar zwei ganz verschiedene Personen.

Blödelin, Etzels Bruder, erscheint als Kriemhilds Werkzeug, und tritt nur in Aussicht auf reichen Lohn in den Kampf ein. Darum wird er auch mit einem einzigen kräftigen Streiche Dankwarts vom Schauplatze entfernt, noch ehe der eigentliche Ritterkampf beginnt.

Rüdiger, Markgraf zu Bechlaren, ist Etzels Vasall und steht bei diesem in hohen Ehren, wofür außer der Ueberhäufung mit Gütern auch die Absendung zur Brautwerbung spricht. Keiner der Recken wird aber in so schlimme Lage versetzt, wie er: er soll Etzel die Mannentreue, Kriemhild die Eidestreue und den Burgunden die Freundestreue halten, und doch sind deren Interessen entgegengesetzter Art. Sein Seelenschmerz darüber ist so groß, daß er schon vor dem Kampfe den Untergang in demselben mit Gewißheit voraussieht. Wie Siegfried, so gedenkt auch er vor seinem Tode der trefflichen Gattin und Tochter und empfiehlt sie der Gewogenheit seines Königs. Hunnen und Burgunden wetteifern in seiner Verehrung; lautes Weinen und Klagen wird

überall vernommen, als sich die Kunde von seinem Tode verbreitet. Hagen ruft der Königin, die da glaubt, Rüdiger verhandle mit den Burgunden, um sie wieder heimzuleiten, zu: „Euch hat gedient getreulich bis an sein Ende der Held. Schaut Euch um, Frau Kriemhild, wo Ihr solche Diener weiter finden wollt.“

Wahrhaft verhängnißvoll ist es, daß Rüdiger von Gernot mit dem Schwerte den Todesstreich empfängt, das dieser von Gotelinde zum Abschied als Geschenk erhielt. Aber Gernot fällt auch durch Rüdigers Hand.

V. Die Schutzverwandten.

Hawart und Markgraf Iring von Dänemark, Irnfried von Thüringen und viele andere Ritter zeichnen sich sämmtlich durch Heldenmuth und große Tapferkeit aus.

3. Grundgedanke der Dichtung.

Das Nibelungenlied führt uns in reichem Maße reinste Liebe und schwerstes Leid vor, durchweg aber so, daß wir erkennen, daß aus Liebe Leid erwächst. Als Frau Ute ihre Tochter Kriemhild deren Traum vom Falken und den beiden Aaren auslegt und ihr sagt, daß das Glück des Weibes in der Liebe bestehe, antwortet Letztere: „Diese Rede laßt bleiben, Fraue mein! Es mag an manchen Frauen genug erprobet sein, wie Liebe mit Leide lohnen kann.“ Dieser im ersten Gesange ausgesprochene Gedanke wird oft, selbst in den fröhlichsten Abenteuern, wiederholt und bildet gewissermaßen den Grundton des Gedichts, das endlich mit den schon oben angeführten Worten schließt:

„Mit Leide ward geendet des Königs hohes Fest,
Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt.“

Das ist offenbar der Grundgedanke der ganzen Dichtung. Unwillkürlich wird man dadurch an Schillers Wort in der Braut von Messina erinnert:

„Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.“

Andere finden den Grundgedanken in dem Gegensatze von Treue und Verrath, der namentlich in Kriemhild und Hagen glänzend durchgeführt und gleichsam verkörpert ist; Beider Verrath muß dann als Erscheinungsform der höchsten Treue angesehen werden. Bei Kriemhild ließe sich diese Treue auf Liebe zurückführen, bei Hagen jedoch nicht, da dieser nur die Mannentreue kennt, sich nur durch die Ehre bestimmen läßt.

4. Entstehung des Nibelungenliedes.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß unsere Altvordern aus Asien stammen. Von dorther brachten sie mancherlei Sagen mit, in denen, wie überall in den Anfängen epischer Poesie, Göttermythus und Heldensage noch Eins waren. Der Charakter der neuen Heimath bedingte die Art der Weiterentwicklung dieser urzeitlichen Sagengestaltung, deren Mittelpunkt Siegfried gewesen sein mag. Bei dem Bildungsgrade, den die Germanen besaßen, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie diesem heiligen Vermächtniß der Väter, der im Ansehen religiöser Urkunden stehenden Götter- und Heldensage eine liebevolle Pflege angedeihen ließen. Am wirksamsten dafür erwiesen sich jedenfalls die an den Höfen der Stammfürsten umherziehenden Skopen und Skalden, d. h. Männer, welche „die That durch das Lied verherrlichten", also die Dichter und Sänger, die wahrscheinlich auch priesterliches Ansehen genossen.

Es war aber der altgermanischen Götter- und Heldensage nicht vergönnt, zu einem künstlerischen Abschluß zu gelangen, wie einen solchen die griechische in den homerischen Gesängen gefunden. Zwei welthistorische Thatsachen von unermeßlicher Bedeutung traten der Vollendung des deutschen Nationalepos hindernd in den Weg: die Völkerwanderung und das Christenthum. Eine Nation, die auf die Wanderschaft geht, um neue Wohnsitze zu suchen, wandelt Alles um, namentlich auch die epischen Ueberlieferungen. Zu den Erinnerungen an die Götter- und Heldensagen der Vorzeit kamen neue großartige Vorstellungen, und es mischte sich so das Fremde mit dem Heimathlichen. Das Christenthum, dem die Germanen durch die Völkerwanderung entgegengeführt wurden, pflanzte insbesondere in die Gemüther die Keime jener Romantik, welche nachmals in der Ritterpoesie des Mittelalters zu üppiger Blüthe gedieh. In der Vertreibung der Völker tauchten neue Helden, wie Attila und Theodorich, auf. Die immer geschäftige Volksphantasie bildete um die Gestalten solcher Herrscher neue Sagenkreise, die in der mannigfaltigsten Weise sowohl unter sich als auch mit den Ueberlieferungen des urzeitlichen Sagenschatzes in Verbindung gebracht wurden. In den Vordergrund der Geschichte und Sage und vermittels dieser in den Kreis der epischen Dichtung traten die Stämme der Gothen, Burgunden, Franken, Alemannen, Thüringer, Sachsen, Friesen und Jüten. So gestalteten sich mit Herbeiziehung und Umfärbung der uralten Wölsungasage von Siegfried und seiner Verlobten, der Walküre (Wählerin) Brunhild, auf deutschem Boden folgende Gruppen oder Sagenkreise:

1) der ostgothische Sagenkreis, deren Mittelpunkt die

Könige der Ostgothen aus dem Stamme der Amaler, Ermanrich und sein Neffe, Dietrich von Bern, sind;

2) der burgundische Sagenkreis, die uns schon bekannten Könige Gunther, Gernot und Giselher mit ihrer Mutter Ute, ihrer Schwester Kriemhild und ihrem Dienstmann Hagen umfassend;

3) der niederrheinische Sagenkreis mit Siegfried dem Drachentödter;

4) der hunnische Sagenkreis vom Hunnenkönig Etzel, um welchen her Walther von Aquitanien, Rüdiger von Bechlaren, Irnfried von Thüringen und andere Helden sich sammeln;

5) der norddeutsche oder friesisch-dänisch-normannische Sagenkreis, in dem der Friesen- oder Hegelingenkönig Hettel mit seiner Tochter Gudrun, der Stromarn- oder Dänenkönig Horand mit seinem Oheim Wate, welchen die Normannenkönige Ludwig und Hartmuth gegenüberstehen, hervorragen;

6) der nordische Sagenkreis mit den skandinavischen Helden Wittich und Wieland und ihrer mythischen Umgebung;

7) der longobardische Sagenkreis, gebildet durch die Helden Rother, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Die vier ersten dieser Sagenkreise, also der ostgothische, burgundische, niederrheinische und hunnische, bilden die Grundlage des Nibelungenliedes. Die Zeit seiner Entstehung ist unbekannt, doch hat sich aus anderen Dichtungen, die des Nibelungenliedes gedenken, ergeben, daß es schon vor Ablauf des 12. Jahrhunderts in Süd- und Norddeutschland bekannt gewesen sein muß. Ueber die Art, wie das Nibelungenlied entstanden ist, haben sich verschiedene Ansichten gebildet. Einige meinen, dasselbe sei aus dem gesammten Volke hervorgegangen, also Volkspoesie im buchstäblichsten Sinne des Wortes, und stützen sich dabei auf das Volksthümliche des Gedichts selbst. Diese Ansicht ist aber völlig unhaltbar. Denn es ist doch wohl unzweifelhaft, daß das Volk als Ganzes genommen gar nicht dichtet, d. h. Poesien schafft; möge ein Gedicht auch noch so klein sein, irgend Jemand muß ihm wenigstens die Gestalt gegeben haben. Und wenn einmal eine kleine Gesellschaft aus dem Volke bei irgend einer Veranlassung sich zum gemeinsamen Dichten erhebt, dann macht sie ganz gewiß nur kurze Lieder, Räthselreime u. dergl., nicht aber langgedehnte Epen, wie das Nibelungenlied. Daher glauben Andere, die einzelnen Sagen seien zu verschiedenen Zeiten von Dichtern, den schon erwähnten Skopen, dargestellt und durch Singen und Sagen zum Volkseigenthum geworden. Später habe dann irgend ein bedeutender Skop aus diesen Volksliedern ein Ganzes geschaffen, nämlich den ersten

Theil unseres Nibelungenliedes; in ähnlicher Weise sei später auch der zweite Theil entstanden. Die Verschmelzung beider großen Gedichte zu einem Epos, wie es uns jetzt als „Nibelungenlied" vorliegt, könnte dann möglicher Weise von einem Dritten herrühren. Wir halten diese Ansicht für die natürlichste.

Der heidnische Ursprung der zu Grunde liegenden Sagen ist übrigens unschwer zu erkennen; ganz entschieden tritt er hervor in den heidnisch-germanischen Festen, die zur Zeit der winterlichen und sommerlichen Sonnenwenden gefeiert wurden, in dem Erscheinen der Meerweiber, in den Worten Hagens: „Nun trinken wir die Minne und opfern des Königs Wein."

5. Composition des Gedichts.

Bemerkung. Wenn wir von der Composition einer Dichtung reden, so verstehen wir darunter die kunstvolle Anordnung und Verknüpfung, naturgemäße Begründung und befriedigende Auflösung der Begebenheiten und eine dem Zwecke des Ganzen entsprechende Charakterisirung der handelnden Personen. Der Werth einer Dichtung hängt wesentlich hiervon ab, und je geschickter der Dichter in allen diesen Stücken sich zeigt, um so höher schätzen wir ihn.

In beiden Theilen des Gedichts hält der Dichter die chronologische Folge inne, trägt aber dafür Sorge, daß das Nachfolgende immer als Wirkung des Vorhergehenden erscheint.

Verfolgen wir zunächst den Gang des ersten Gedichts oder ersten Haupttheils. Kriemhild und Siegfried sind die Hauptpersonen in demselben. Der Dichter macht uns sofort mit denselben bekannt, thut das aber nur in einigen kurzen, scharfen Zügen, Weiteres dem Verlaufe der Dichtung überlassend. Jeder Person ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, wodurch jedes der dargebotenen Bilder zu besonderer Selbstständigkeit gelangt, ein Verfahren, wodurch der Dichter einen Beweis seines Kunstgefühls giebt. Doch wird ihr späteres, den ganzen Gang der Handlung beherrschendes Verhältniß schon im ersten Abenteuer mit großem Geschick angedeutet, so daß, wenn der Dichter sich im zweiten Gesange zu Siegfried wendet, kein Zweifel obwaltet, es habe der Jungfrau Traumbild auf ihn Bezug. Das dritte Abenteuer beschäftigt sich auch mit Siegfried; doch liegt zwischen beiden erzählten Begebenheiten ein längerer Zeitraum, und auch dies beweist wiederum des Dichters künstlerische Begabung. Hätte er die Heldenthaten des Jünglings unmittelbar an die Darstellung seiner Jugendzeit anreihen wollen, so hätte er sie, weil sie eben dadurch zu wesentlichen Bestandtheilen der Erzählung gestempelt worden wären, in ausführlicherer Weise berichten und dadurch den Gang der eigentlichen Handlung unterbrechen müssen, und zudem machen

diese Thaten Siegfrieds, wie sie im Verlaufe des dritten Gesanges in Form einer Episode berichtet werden, obgleich nur rasch und gedrängt erzählt, eine weitaus größere Wirkung, da wir zugleich die Bewunderung wahrnehmen, zu welcher sie einen der mächtigsten Recken des Gedichts, den grimmen Hagen, hinreißen. Liebe zur schönen Kriemhild hatte Siegfried nach Worms geführt; und auch die Jungfrau ward, als sie den Heldenjüngling, von ihm ungesehen, erblickte, von noch ungekannten Gefühlen ergriffen. Allein Siegfried wagt es noch nicht, um die Herrliche zu werben, er fühlt, daß er sie durch neue Heldenthaten verdienen muß. Aber weit entfernt, sich in zwecklose, unsinnige Abenteuer zu stürzen, wartet er geduldig, bis sich die Gelegenheit darbietet, sich neuen Ruhm zu erwerben und zugleich den Brüdern der Geliebten wesentliche Dienste zu erweisen. Diese Gelegenheit findet sich bald; er besiegt die Sachsen und Dänen, welche das Burgundenland bedrohten, und befreit den König Gunther aus drohender Gefahr. Doch erst als dieser ihn bittet, ihm bei der Werbung der Brunhild beizustehen, benutzt er die sehr passende Gelegenheit und fordert Kriemhildens Hand zur Belohnung. Was ihn aber dem Ziele seiner Wünsche nahe brachte, wurde zugleich der Grund seines nahen Todes, und so hat der Dichter schon mitten im Gedicht den Schluß desselben auf das Vortrefflichste motivirt. Denn Siegfried bezwingt nicht nur die Brunhild, sondern erzählt dies auch Kriemhild, und als diese später von der hochmüthigen Brunhild gereizt wurde, prahlt sie damit. Dies entflammte die stolze Königin zur Rache; Hagen, der gegen den größeren Siegfried von Neid erfüllt war, ließ sich leicht bereden, ihr zum Werkzeug zu dienen, er ermordete den kühnen Helden, den er nicht Mann gegen Mann zu bekämpfen wagte.

Die Composition des zweiten Gedichts ist fast noch trefflicher, weil es sich in noch einfacherer Weise bewegt und die einzelnen Begebenheiten in noch auffallenderem Maße chronologisch aneinandergereiht zu sein scheinen. Während aber der erste Theil in epischer Breite und Ruhe hinströmt, schreitet im zweiten Alles sehr rasch, mit dramatischer Hast fort und wühlt durch Furcht, Schrecken und Mitleid das Gemüth in seiner Tiefe auf. Auch hier hat der Dichter die weitere Entwickelung im Auge und begründet dieselbe. Man sieht das z. B. klar an Etzels Wahl für die Brautwerbung. Aus allen seinen Mannen läßt der Dichter ihn Rüdiger herausnehmen, nicht, wie es den Anschein hat, weil dieser in Burgundenland bekannt ist, sondern weil die ungeheure Katastrophe gerade durch dessen Mitwirkung bei der Bewerbung bedingt ist. Kriemhild giebt ihre Einwilligung nur unter der Bedingung, daß Rüdiger ihr gegen jeden Feind beizustehen verspricht, und sie weiß ihn, auf dieses Versprechen gestützt, zum

Kampfe gegen die Burgunden zu zwingen. Wohl hätte auch jeder andere Held dieses Versprechen gegeben und gehalten; aber bei keinem andern hätte es so folgenreich werden können, da nur Rüdigers Tod den einzigen Helden Etzels, der den Burgunden überlegen war, den gewaltigen Dietrich von Bern, zum Kampfe gegen dieselben bewegen konnte.

Eben so vortrefflich ist die Zeichnung der Charaktere, mit denen wir uns schon oben beschäftigt haben. Alle Personen beruhen auf Wahrheit, und jede derselben zeichnet sich durch individuelle Eigenthümlichkeiten aus, spricht und handelt, wie es ihrem innersten Wesen gemäß ist. Daher bieten auch die sich am nächsten stehenden, wie Siegfried und Dietrich, Hagen und Hildebrand, Unterscheidendes genug dar.

Es ist sonach das Nibelungenlied nicht bloß im Ganzen voll Kraft und Größe, sondern auch im Einzelnen voll tiefer und feiner Züge.

Anerkennenswerth ist auch die Schonung, welche der Dichter dem ursprünglichen Geiste der Sage hat angedeihen lassen. Das Element des ganzen Gedichts ist durchaus heidnisch, wie die Sage selbst; nirgends wird Etwas vom christlichen Standpunkte aus motivirt, nirgends findet sich eine Spur von einer waltenden Gottheit, und der christliche Cultus bleibt ohne den mindesten Einfluß auf Begebenheiten und Personen. Der Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum kommt nicht zum erfolgreichen Durchbruch. Man kann daher sagen: der Kern, der Geist des Nibelungenliedes ist heidnisch, das Gewand christlich.

Rosenkranz sagt in Bezug auf die unbefangene Behandlung des Religiösen und Kirchlichen im Nibelungenliede: „Die ist keine raffinirte Klugheit des Dichters gewesen, sondern er hat dem Sinne jener Zeit gemäß das göttliche Dasein des Geistes als eine für sich abgeschlossene und besondere Welt genommen, welche neben den übrigen Elementen des Lebens ihren eigenthümlichen Bestand habe. Man geht in die Kirche, weil es Sitte ist; Kriemhild besucht die Messe jeden Morgen nach Gewohnheit; man läßt die Pfaffen singen, die Todtenopfer verrichten u. s. w., weil es einmal so ist. So ist denn auch weder von einem Heiligen, noch von Maria, Christus, der heiligen Dreieinigkeit oder sonst etwas vom speciellen Cultus erwähnt. Nur Gott vom Himmel als der Allmächtige und der übele Teufel werden von den Handelnden berufen und selbst das Heidenthum Etzels wird sehr milde behandelt, wie denn auch der Gegensatz der Christen und Heiden (S. 92, 79) wohl nicht gerade in religiöser Beziehung zu nehmen ist." (Das Heldenbuch und die Nibelungen. Seite 62.)

6. Darstellungsweise.

Die Darstellungsweise des Nibelungenliedes zeichnet sich in allen seinen Theilen durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit aus und ist durchaus volksthümlich, also auch in dieser Beziehung seinem Ursprunge treu. Diesem Geiste entsprechend, schreiten die Begebenheiten rasch fort, und die Schilderungen sind frei von aller Weitläufigkeit; mit wenigen Worten oder Sätzen werden fast durchgängig die lebendigsten und vollständigsten Gemälde vorgeführt. Aber bei aller Einfachheit der Darstellung tritt uns doch ein großer Reichthum an Erfindung entgegen, der daraus entspringt, daß der Dichter überall die charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner Helden scharf und lebendig hervorhebt. Die furchtbaren Kämpfe in Etzels Saale stimmen natürlich in der Hauptsache überein; dennoch ist es dem Dichter gelungen, jeden einzelnen Kampf und jeden Kämpfer so zu zeichnen, daß er sich von allen andern leicht unterscheidet, gleichsam abhebt.

Auf die einzelnen Eigenthümlichkeiten in der Darstellung einzugehen, würde hier zu weit führen; nur auf den Gebrauch der Gleichnisse wollen wir noch mit einem Worte hinweisen. Im Vergleich zu dem Gebrauch, welchen die Dichter der Gegenwart von denselben machen, kommen sie im Nibelungenliede äußerst sparsam vor, weil schon durch ein einziges glücklich gewähltes Epitheton die lebendigste Anschaulichkeit gewährt wird. „Wo aber ein Gleichniß auftritt", bemerkt Timm, „da wirkt es wie ein strahlender Lichtpunkt, der ein ganzes Gebiet der Handlung bezeichnet und erhellt; denn es trifft als letzte Spitze der Darstellung eine lange vorbereitete, brennende, verhängnißvolle Minute und prägt sich daher dem Gedächtniß und der Phantasie unauslöschlich ein." Ein paar Proben werden genügen, um das Gesagte zu bestätigen. Als Kriemhild zum erstenmal öffentlich erscheint, sagt der Dichter: „Da kam die Minnigliche: so tritt das Morgenroth hervor aus trüben Wolken." — Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt, deß Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt, so glänzt sie in Wahrheit vor andern Frauen gut." Wie trefflich ist nicht das Gleichniß, durch welches der Dichter des edlen Rüdigers Gastfreundlichkeit darstellt: „Der Wirth wohnt an der Straße, der Beste allerwärts, der je ein Haus besessen: Tugend gebiert sein Herz, wie das Gras mit Blumen der süße Mai thut; und soll er Helden dienen, so ist er froh und wohlgemuth." Wenn wir in diesen Gleichnissen die Innigkeit und Zartheit bewundern, wird unser Gemüth durch die großartige Kraft und Kühnheit hingerissen, die sich in andern ausspricht. „Da drinnen ficht Einer", sagt Etzel, „der heißet Volker, gleich einem wilden Eber, und ist ein Fiedelmann: Ich dank' es meinem Heile,

daß ich dem Teufel entrann. Seine Weisen lauten übel, seine Striche sind roth. Wohl schlagen seine Töne mir manchen Helden todt! Ich weiß nicht, was uns zur Last legt derselbe Fiedelmann, daß ich in meinem Leben so leiden Gast nicht gewann!"

Timm, der sich in seiner unten genannten Schrift ausführlich über die Darstellung im Nibelungenliede verbreitet und die darin herrschende Mäßigung und Gemessenheit als etwas Deutschthümliches bezeichnet, sagt treffend: „Einfach, ja trocken, kurz bis zur Undeutlichkeit, sinnig bis zum Räthselhaften, fest und kraftvoll, im Uebermaße gigantischer Kraft voll karger, spröder Gemessenheit, mit durchblickender Absichtlichkeit an dem Gewöhnlichen festhaltend, wo die Empfindung den höchsten Ausdruck zu verlangen scheint, übertreibend nur in der fast eigensinnigen Zurückhaltung, ernste Sachlichkeit, und bei allem Ernste zur Schalkhaftigkeit, zur Ironie, zum beißenden Spotte aufgelegt, zart, doch nie zimperlich, sinnlich, doch selten gemein, gemüthvoll, doch nie empfindselig, wenig bilderreich, doch stets treffend und womöglich statt aller Worte thatsächlich durch Zeichen, Mienen, Schweigen, Handlung — so ist der Stil des Nibelungenliedes!"

Aus den kurzen Andeutungen dieses und des vorigen Abschnittes geht deutlich hervor, daß das Nibelungenlied, von welcher Seite man es auch betrachten möge, das bedeutendste Werk ist, welches uns das Mittelalter überliefert hat: es überragt Alles, was die höfische Dichtung Treffliches hat, und kann dem Besten an die Seite gestellt werden, was den Ruhm anderer Völker begründet. Daher sagt auch Göthe:

„Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfange."

7. Dichtungsart.

Das Nibelungenlied ist, wie wir gesehen haben, aus Volksliedern hervorgegangen, also eine echt volksthümliche Dichtung. Der Art nach ist es ein Epos oder Heldengedicht, und wollen wir seinen Ursprung gleich andeuten, so bezeichnen wir es als „volksthümliches Epos." Im Epos wird die Einheit der Handlung in der Regel dadurch vermittelt, daß unter den Personen, an welche die einzelnen Handlungen geknüpft sind, eine als Träger und Lenker der Haupthandlung dasteht, die der Held des Stückes heißt. Das Nibelungenlied weicht hiervon ab; es treten eine ganze Reihe von Heldengestalten darin auf, die indeß, um die Einheit nicht zu stören, alle in engem Bezug zu der großen Hauptbegebenheit, der Katastrophe, stehen, indem sie dieselbe theils

beschleunigen, theils (vergeblich) zu verhindern suchen. Die Frage, wer der Hauptheld im Nibelungenliede sei, ist daher gar nicht zu beantworten. Am ersten richtet man bei dieser Frage das Augenmerk auf Siegfried; aber Siegfried fällt, noch ehe das Lied zur Hälfte vollendet ist. Dietrich, der die Katastrophe herbeiführt, kann es auch nicht sein, denn er tritt erst nach der Mitte des Gedichts auf und erlangt erst am Ende volle Bedeutung. Kriemhild, Hagen und Rüdiger sind ohne Zweifel Hauptpersonen des Gedichts, aber keine von diesen gewaltigen Heldengestalten nimmt unsere Theilnahme dergestalt in Anspruch, daß die übrigen Personen durch sie in den Schatten gestellt oder zu bloßen Nebenfiguren herabgedrückt würden; vielmehr hat jede Person ihr Recht und ihre Stelle, und das Interesse ist gleichmäßig vertheilt.

8. Geschichte des Nibelungenliedes.

Nach angestellten Untersuchungen hat das Nibelungenlied in der Zeit von 1190 bis spätestens 1210 die Gestalt erhalten, in der es uns jetzt vorliegt. Bis zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte es im Gedächtniß des Volkes und wurde sogar als historische Quelle benutzt. Im 17. Jahrhundert verscholl es, und erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es auf dem alten Schlosse Hohenems im Rheinthal mit der ältesten Münchener Handschrift wieder aufgefunden und der zweite Theil, „Chriemhildens Rache", nebst der „Klage", 1757 durch Bodmer in Zürich herausgegeben. Das Hohenemser Original kam später in den Besitz des Freiherrn von Laßberg (wird daher gewöhnlich als das „Hohenems-Laßbergische" bezeichnet), befindet sich aber jetzt in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen. Außer diesem Exemplare giebt es noch zwei Handschriften des Nibelungenliedes, von denen die eine in St. Gallen (früher Eigenthum des Geschichtsschreibers Aegidius Tschudi in Hohenems), die andere in der königlichen Bibliothek in München („Hohenems-Münchener Handschrift") aufbewahrt wird. Nach den neuesten Untersuchungen hält man die Hohenems-Laßbergische Handschrift für die älteste und beste. Im J. 1783 gab der Berliner Gymnasiallehrer C. H. Myller (ein Schweizer) in seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" einen freilich sehr unkritischen Abdruck des ganzen Nibelungenliedes heraus, fand aber damit wenig Anklang, am wenigsten bei Friedrich dem Großen, dem er es zugeeignet hatte. Der König, in seiner Bildung durch und durch französisch, ohne Kenntniß der vaterländischen Literatur und daher derselben entschieden abgünstig, ließ dem Herausgeber folgendes Handschreiben zugehen: „Hochgelahrter, lieber Getreuer, Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem

12., 13. und 14. Seculo, deren Druck ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Ew. sonst gnädiger König Friedrich. Potsdam, den 22. Februar 1784." Ohne Zweifel hat Lessing Recht, wenn er sagt: „Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen." Es war überhaupt damals noch nicht die Zeit, zu erkennen, was für ein Nationalschatz das Nibelungenlied sei. Doch mehrte sich im Stillen die Bekanntschaft mit dem Gedicht, namentlich in der Zeit, wo Napoleons Tyrannei die Sehnsucht nach einem Vaterlande wachrief. Insbesondere hat sich die romantische Schule wesentliche Verdienste um die Bekanntmachung und Würdigung unserer Literaturschätze erworben. Zu den eifrigsten Pflegern des Nibelungenliedes gehört der (verstorbene) Professor von der Hagen; er lieferte von 1810 an die ersten Ausgaben desselben, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen konnten. 1821 ließ Laßberg einen Abdruck der ihm gehörigen Handschrift veranstalten. Eine eigenthümliche Aufmerksamkeit widmete Prof. Lachmann in Berlin dem Nibelungenliede; er wandte nämlich die von Wolf an den homerischen Gesängen geübte Kritik auf das Nibelungenlied an und gelangte, auf der Ueberzeugung fußend, daß die Münchener Handschrift die älteste und darum die beste sei, zu dem Resultat, daß das Nibelungenlied aus 20 in der Zeit von 1190 bis 1210 an verschiedenen Orten und von verschiedenen Sängern gedichteten Volksliedern bestehe, welche 1210 von einem höfischen Dichter mehr nur zusammengestellt als zusammengearbeitet worden seien. Diese Ansicht ist lange Zeit von Vielen getheilt, von Holtzmann jedoch als unhaltbar nachgewiesen worden. Nach demselben ist das Nibelungenlied nicht lange vor, aber auch nicht sehr lange nach 1190 nach einem Werke von beträchtlich höherem Alter kunstgemäß von einem Dichter bearbeitet, hier und da abgekürzt, vielleicht auch erweitert worden. Diese Ansicht dürfte wohl die richtigere sein, und wir möchten ihr schon darum den Vorzug geben, weil sie den Genuß beim Lesen des Gedichts in demselben Maße erhöht, wie die Lachmannsche ihn beeinträchtigt.

Gegenwärtig besitzen wir, wie der nachfolgende Abschnitt zeigt, eine ganze Reihe von trefflichen Ausgaben, Bearbeitungen und Erklärungen des Nibelungenliedes; auch ist der Werth desselben bereits so allgemein anerkannt, daß man Unkenntniß des-

selben als einen Mangel an Bildung bezeichnet. In den meisten höheren Lehr-Anstalten gehört eine Besprechung des Nibelungenliedes bereits zu den unerläßlichen Aufgaben.

Unter dem Titel „Klage" giebt es eine Weiterdichtung des Nibelungenliedes, in der nach einer kurzen Einleitung, in welcher, nachdem die im Nibelungenliede dargestellten Begebenheiten in gedrängter Kürze vorgeführt sind, die Ereignisse erzählt werden, welche sich nach dem Untergange der Helden zutrugen, insbesondere, wie man die Todten aus dem Saal getragen und in herzzerreißender Weise beklagt, Frau Gotelinden die Nachricht vom Tode Rüdigers und Frau Ute den Untergang der Burgunden mitgetheilt habe. Als Dichtung ist die Klage ohne Werth, doch führt sie manche Partien des Nibelungenliedes weiter aus, berührt andere, die dies gar nicht kennt. Der Dichter erzählt am Schlusse seines Werkes, daß der Bischof Pilgrin von Passau sich die Geschichte des Untergangs der Burgunden von dem Fiedler Schwemmelin habe erzählen und dann durch Meister Konrad in lateinischer Sprache habe niederschreiben lassen. Diese Angabe ist historisch unrichtig, da Pilgrin, der zu Ende des 10. Jahrhunderts lebte, die Erzählung der Begebenheiten, die dem Nibelungenliede und der Klage zu Grunde liegen, nicht von einem Augenzeugen gehört haben kann; aber möglich ist es, daß er die Aufzeichnungen der alten Sagen veranlaßt und deshalb von den spätern Dichtern mit denselben in Verbindung gebracht worden ist. Uebrigens ist die Klage vermuthlich älter als das Nibelungenlied, wenigstens als der erste Theil desselben, von welchem der Dichter Nichts weiß, während der zweite ihm wohl bekannt gewesen sein mag.

9. Literatur.

Wir beschränken uns auf Angabe der brauchbarsten Ausgaben.

A. Ausgaben des Urtextes.

Zeune, Das Nibelungenlied. Die Urschrift nach den besten Lesarten bearbeitet und mit Einleit und Wortbuch zum Gebrauch für Schulen versehen. Berlin, 1815. 1 Thlr.

v. d. Hagen, Der Nibelungen Lied, in der alten vollendeten Gestalt. Mit Holzschnitten von Gubitz. Berlin, 1842. 1¼ Thlr.

Lachmann, Der Nibelungen Noth und Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung. 4. Abdruck. Berlin, 1859. ⅚ Thlr.

Vollmer, Der Nibelungen Not und Klage. Leipzig, 1843. 1 Thlr.

Holtzmann, Das Nibelungen-Lied in der ältesten Gestalt. Mit

Wörterbuch. Stuttgart, 1857. 1 Thlr. 26 Sgr. (Die beste Ausgabe. Eine Schulausgabe kostet 1 Thlr. 4 Sgr.)

Holtzmann, Die Klage in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes, als Anhang zum Nibelungenlied herausgegeben und mit einem Wörterbuch und einer Einleitung versehen. Stuttgart, 1859. 24 Sgr.

Zarncke, Das Nibelungenlied. Leipzig, 1856. 1⅓ Thlr. (Die Einleitung enthält Belehrung über Aussprache u. A.)

Mönnich, Nibelungen- und Kudrun-Lieder für Schulen ausgewählt und nebst Formenlehre, Wörterbuch und einigen gothischen und althochdeutschen Sprachproben. 2. Aufl. Stuttgart, 1860. 24 Sgr. (Enthält das Nöthigste über die Aussprache des Mittelhochdeutschen.)

Schönhut, Das Nibelungenlied nach der reichsten und ältesten Handschrift des Freiherrn Joseph von Laßberg, mit einem Wörterbuch, grammatikalischen Vorbemerkungen und einem getreuen Facsimile der alten Handschrift. Dritte Aufl. Heilbron, 1862. 24 Sgr.

B. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung.

Braunfels, Der Nibelungen Nôt. Urtext mit Uebersetzung, Einleitung und Wörterbuch. Frankfurt a. M., 1846. 1 Thlr. 5 Sgr.

C. Uebersetzungen.

Simrock, Das Nibelungenlied. Stuttgart. 7. Aufl. 1851. 1 Thlr.

Marbach, Das Nibelungenlied. gr. 4. Mit Illustrationen. Leipzig, 1840. 10 Thlr. (Schöne Abbildungen.)

— Das Nibelungenlied. Neuhochdeutsche Uebersetzung. Nebst einführender Abhandlung: Das Nibelungenlied und die altgermanische Volkssage u. s. w. Leipzig, 1860. 1 Thlr.

Pfizer, Der Nibelungen Noth. Illustrirt mit Holzschnitten. Stuttgart, 1842. 4 Thlr. 20 Sgr.

Scherr, Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Mit 45 Bildern in Holzschn. gr. 4. Leipzig, 1860. 2⅔ Thlr. (Text und Abbildungen schön.)

v. d. Hagen, Der Nibelungen Lied. Erneuet und erklärt. Frankfurt a. M. 2. Ausg. 1824. 2 Thlr. 5 Sgr.

— Anmerkungen zu der Nibelungen Noth. Ebendas., 1824. 2 Thlr.

E. Bürger, Das Nibelungenlied aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt. Leipzig, 1861. 1 Thlr.

D. Schriften über das Nibelungenlied.

Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart, 1854. 1 Thlr. 26 Sgr. (Für Forscher berechnet.)

Timm, Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie. Halle, 1852. 1 Thlr. 5 Sgr.

Raßmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimath. 1. u. 2. Bd. Hannover, 1857 u. 58. 7½ Thlr.

Wer sich zum Lesen des Mittelhochdeutschen befähigen will, dem ist zu empfehlen:

Bechstein, Aussprache des Mittelhochdeutschen. Halle, 1858. 16 Sgr.

Haas, Die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters. Erlangen, 1861. ⅔ Thlr.

E. Bearbeitungen für die Jugend.

Bäßler, Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. 2. Heft. Der Nibelungen Noth. Leipzig, 1843. 12½ Sgr. (Gut.)

Finger, Die Sage von den Nibelungen, für die Jugend erzählt. Frankfurt a. M., 1845. 25 Sgr.

Osterwald, Erzählungen aus der alten deutschen Welt. 2 Thle. Siegfried und Kriemhilde. Halle, 1849. 24 Sgr. (Gut.)

Krieger, Der hörnerne Siegfried. Altdeutsche Volkssage, nach den vorhandenen mittelhochdeutschen Gedichten für Knaben erzählt. Mit 4 Bildern. Berlin, 1851. 15 Sgr.

Krais, Altdeutsche Heldendichtungen, bearbeitet in Prosa für das deutsche Volk und für die reifere Jugend. 1. Bd. Nibelungen Noth. Gudrun. 27½ Sgr. 2. Bd. Parzival. Stuttgart, 1855. 18 Sgr.

Schmidt, Ferd., Die Nibelungen. Ein Heldengedicht. 2. Aufl. Berlin. 10 Sgr.

VIII. Die Gudrun.

I. Fünfundzwanzigstes Abenteuer.

Wie Ortwein und Herwig zu Gudrun und Hildburg kamen.

(Lesebuch von Lüben und Nacke, VI. Thl. — Gudrun, übersetzt von Simrock, S. 265.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Ingesinde", Hausgesinde, Dienerschaft. Keller übersetzt: „Eher will ich stets bleiben im Gesinde."

6. Str. „warum ist euch so jach?“ Warum eilt ihr so sehr? „das mögt ihr an uns spüren“, das könnt ihr uns ansehen. „Scheidet ihr von hinnen, die reichen Kleider werdet ihr verlieren“, fliehet ihr, so werden euch die reichen Kleider genommen.

7. Str. „Traute“, Verlobte, Geliebte.

8. Str. „Held“, im Urtext voget, Vogt, Schirmherr, Fürst, König. „Ihr Mädchen minniglich“, lieblich, liebenswürdig, freundlich, „zu Ehren allen Maiden“, Mädchen, Jungfrauen. San-Marte giebt den Sinn der beiden letzten Verse in freier Uebersetzung so an:

„Hört an, und bei Mädchen-Ehr' und Treu,
Thut, was wir Euch fragen, uns kund.“

Osterwald: „Lasset euch um der Ehre aller Jungfrauen erbitten.“

9. Str. Sinn derselben: „Wenn ihr mich um der Ehre aller Jungfrauen willen bittet, so darf ich nicht widerstehen, so schmerzlich es mir auch ist, bleiben zu müssen.“

San Marte: Gudrun mit Scham: „Wenn Ihr so sehr
Uns mahnt bei Mädchen-Treu und Ehr,
Als hätten wir deren vergessen,
Der Hohn muß uns Thränen erpressen.“

12. Str. „gesträubten“, verwehten; Plönnies: „durchwühlt.“ „Wie ihnen beiden waren die Häupter wohlgethan;“ Keller: „Wenn ihre Häupter waren an sich auch noch so schön.“

14. Str. „Meisterin“, Herrin, Gerlinde, König Ludwigs Gemahlin.

15. Str. „Daß ihn Gott vom Himmel immer höhne!“ übel vergelte. „Landesfrauen heißen sollt ihr mit Ehre“, über die Länder eines reichen Königs solltet ihr mit Ehren herrschen.

21. Str. Hartmuth ist Ludwigs Sohn.

22. Str. Ortwein ist Gudruns Bruder.

23. Str. „hehr“, hoch erhaben, vornehm.

25. Str. „Hegelingen“ ist Gudruns Heimathsland.

27. Str. „Hildens Tochter“, Gudrun.

28. Str. „Degen“, Held, Krieger.

30. Str. „Heerfahrt“, Kriegszug.

36. Str. „Magd“, Jungfrau.

41. Str. „Mahlschatz“, Verlobungsring.

42. Str. „Abale“, Albalî, arabischer Stein.

45. Str. „Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb und Leid.“ Plönnies: „Da war es ihnen beiden im Herzen lieb und leid.“

50. Str. „Eh' ich mich in der Fremde so feige wollte hehlen“, in heimlicher Feigheit sollte denen stehlen, die sie mit offener Gewalt nehmen. Plönnies: „Eh' ich also sollte meine Thaten hehlen.“

52. Str. „Wie, so verließen wir das edle Ingesinde?“ die übrigen geraubten Jungfrauen.

54. Str. „deine Augen sahen sie je mich so gebahren“, sich benehmen, sich zeigen.

77. Str. „Kemenate“, Zimmer, Stube, Gemach, Frauengemach.

2. Gliederung des Inhalts.

1. Gudrun und Hildeburg erblicken Herwig und Ortwein auf dem Meere und beschließen zu fliehen. Str. 1—5.
2. Zuruf der Helden. Str. 6—8.
3. Bekleidung und äußeres Ansehen der beiden Jungfrauen, mit Hinweisung auf die Kälte im kaum begonnenen Frühjahr. Str. 8—13.
4. Gruß und Gespräch der Helden und Jungfrauen. Str. 14—40.
   a. Einleitung zum Gespräch. Str. 15—19.
   b. Fragen nach dem Besitzer des Landes. Str. 20—25.
   c. Mitleid der Helden mit den Jungfrauen. Str. 26 und 27.
   d. Herwigs Ahnung. Str. 28.
   e. Erkundigung nach den geraubten Jungfrauen, namentlich nach Gudrun. Str. 29—40.
5. Die Erkennung. Str. 41—45.
6. Ortweins Erkundigung nach der Verheirathung Gudruns. Str. 46—48.
7. Die beabsichtigte und aufgegebene Flucht. Str. 49—55.
8. Der Abschied. Str. 56—59.
9. Wirkung des Besuchs auf Gudrun. Str. 60—67.
10. Gerlinds Empfang, Vorwürfe und beabsichtigte Strafe. Str. 68—77.
11. Gudruns List, der Strafe zu entgehen. Str. 78—81.

II. Das ganze Gedicht.

1. Inhalt des ganzen Gedichts, mit Bezeichnung der Abenteuer.

I. Hagen.

1. In Irland lebte der gewaltige König Ger mit seiner Gemahlin Ute. Sie hatten einen Sohn, Sigebant genannt,

den ließen sie in allen Künsten des Kampfes unterweisen. Als er waffenfähig geworden war, starb sein Vater. Auf Veranlassung seiner Mutter verheirathete er sich mit einer Königstochter aus Norwegen. Diese gebar ihm einen Sohn, der in der Taufe Hagen genannt wurde. Als der Knabe sieben Jahr alt war, veranstaltete der König ein großes Fest, das sehr traurig endete; denn während desselben kam ein wilder Greif herbeigeflogen und raubte das Kind, das man für unrettbar verloren hielt.

2. Der Knabe blieb aber am Leben; denn als der Greif es in sein Nest zu seinen Jungen gebracht hatte, ergriff ihn eines derselben und flog mit ihm auf einen Baum, um ihn dort zu zerreißen. Aber der Zweig, auf welchen sich der junge Greif niedergelassen hatte, brach, der Greif fiel herab und ließ dabei den Knaben fallen, der sich sogleich vor dem bösen Vogel verbarg. Er kam in eine Höhle, wo er drei Jungfrauen fand, die früher ebenfalls vom Greif geraubt worden waren, sich aber gerettet hatten. Mit diesen lebte er lange in der Wildniß und wuchs zum kräftigen Jüngling heran. Einst wurde ein Schiff an das nahe Meeresufer geworfen und zertrümmert, so daß die Leute, die darauf waren, ertranken. Hagen schlich sich zum Gestade, auf welchem er einen todten Mann fand, dem er die Rüstung auszog. Kaum hatte er sich damit gewaffnet, als der alte Greif herbeigeflogen kam und sich auf ihn niederschwang, um ihn zu zerreißen. Hagen wehrte sich muthig, und es gelang ihm, den gefährlichen Feind zu tödten, so wie auch dessen Jungen, die dem Alten nachgeflogen waren. Freudig verkündigte er den Jungfrauen seinen Sieg, denn nun konnten sie sich endlich aus der Höhle wagen. Hagen übte sich nun im Schießen und erlangte darin bald so große Fertigkeit, daß ihm kein Vogel entrinnen konnte. Eines Tages erlegte er ein wildes Unthier, das einem Gabilun (unbekanntes Thier) ähnlich sah; er trank dessen Blut und erlangte dadurch so große Stärke, daß er nun selbst Löwen bezwingen konnte. Obgleich Hagen von jetzt an für reichliche Nahrung sorgte, sehnten sich die Jungfrauen mit ihm doch aus der Wildniß; sie zogen an die Küste, wo sie ein Schiff erblickten, dessen Herr, der Graf von Garadin (Karadie), sie aufnahm.

3. Auf sein Befragen erfuhr er, daß die älteste Jungfrau eine Königstochter aus Indien, die zweite die Tochter eines mächtigen Herrn in Portugal und die dritte die Tochter des Herrn von Iserland sei; auch Hagen erzählte, woher er stamme und wie es ihm ergangen. Als die Leute auf dem Schiffe hörten, wie er die Greife getödtet, fürchteten sie sich vor seiner Stärke. Der Graf aber, der Hagens Vater wohl kannte und mit ihm in Feindschaft lebte, wollte ihn als Geisel behalten; doch als die Schiffsleute ihn fangen wollten, wehrte er sich grimmig und warf wohl

dreißig von ihnen ins Meer. Die Uebrigen mußten sich seinen Befehlen fügen und ihn nach Irland fahren, wo er sogleich seine Eltern benachrichtigen ließ.

4. Der König und seine Gemahlin gingen ihm entgegen, und als sie sich überzeugten, daß Hagen ihr geraubter Sohn sei, war ihre Freude unbeschreiblich. Die Jungfrauen wurden freundlich aufgenommen und auf Hagens Bitte sogar der Graf von Garadin ehrenvoll bewirthet. Nun ward Hagen in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet, und als er zum Manne herangereift war, trat ihm sein Vater das Reich ab, und er vermählte sich mit der schönen Hilde, der Königstochter aus Indien. Diese gebar ihm eine Tochter, die nach ihrer Mutter Hilde genannt wurde, und die schon in ihrem zwölften Jahre so schön war, daß viele edle Fürsten um sie warben. Hagen wollte sie aber keinem zum Weibe geben, der nicht mächtiger wäre als er selbst, und er ließ viele Boten aufhängen, die nach Irland gesandt wurden, um seine Tochter zu werben.

II. Hilde.

5. Zu dieser Zeit herrschte im Norden Deutschlands der mächtige König Hettel von Hegelingen über die Friesen, Dietmarschen und Waleis (Waalland). Nachdem derselbe Vater und Mutter verloren, riethen ihm seine Verwandten und Freunde, um die schöne Hilde zu werben; die Helden Wate, Frut und Horant übernahmen die Botschaft. Nachdem Hettel die nöthigen Schiffe auf das Kostbarste hatte ausrüsten lassen, fuhren sie mit vielen Rittern und zahlreicher Mannschaft nach Irland, wo sie sich für Kaufleute ausgaben, die von Hettel von Hegelingen vertrieben worden seien. Sie sandten dem König Hagen reiche Geschenke, wofür er ihnen Frieden und Geleit versprach. Darnach wurden sie den Frauen vorgestellt, die sich freundlich mit ihnen unterhielten. Im Scherze fragten die beiden Hilden den alten, ernst und kriegerisch aussehenden Wate, was ihm lieber sei, bei schönen Frauen zu weilen, oder in harten Kämpfen zu fechten? Da sprach der alte Wate: „Hier behagt mir sehr, ich saß bei schönen Frauen nie so sanft bisher; doch thät ich Eines lieber: daß ich mit guten Knechten, wär' es an der Stunde, in den harten Stürmen sollte fechten." Darüber lachte die minnigliche Maid, und man scherzte noch lange im Saal darüber. Darauf begann man Kampfspiele. Der König fragte Wate, ob man in seinem Lande auch verstehe nach Regeln zu fechten, und als dieser es verneinte, aber den Wunsch ausdrückte, es zu lernen, ließ er sogleich seinen besten Fechtmeister kommen. Kaum hatte ihm dieser aber gezeigt, wie man kunstgerechte Hiebe führe, so deckte Wate

sich so geschickt und setzte ihm so gewaltig zu, daß er wie ein wilder Löwe hin und her springen mußte, um nur seines Lebens sicher zu bleiben. Dies reizte den wilden Hagen. „Gebt mir das Schwert", rief er, „ich will den kühnen Stromarn meine vier Kunsthiebe lehren, daß er mir's Dank wissen soll." Das geschah, und nachdem Wate sich anfangs stellte, als bangte ihm vor der Stärke des Königs, schlug er endlich so tapfer drein, daß der Saal zu beben begann und die Schwertknöpfe unter den starken Hieben absprangen. Endlich hörten beide auf und Hagen erkannte Wate's Kraft und Ueberlegenheit an. Da gestand Irold dem Könige, daß auch daheim in ihrem Lande die alten Rechte tägliche Waffenübung geböten.

6. Nachdem so Wate sich durch Tapferkeit und Frute durch Freigiebigkeit bei Hagen in Gunst gesetzt hatten, begann Horant eines Abends so schön zu singen, daß Alle darüber verwundert waren und die Königstochter ihn bitten ließ, sie jeden Abend mit seinem Gesange zu erfreuen, was der Held gern versprach. Und schon am folgenden Morgen, „als es begann zu tagen, hub Horant an zu singen, daß ringsum in den Hagen alle Vögel schwiegen von dem süßen Sange: Die Leute, die da schliefen, die lagen da nicht lange. Seine Stimme erklang so schön, je höher und je baß. Es hörte Hagen es selber, der bei seinem Weibe saß. Aus der Kemenate mußten sie an die Zinne: Der Gast war wohl berathen, es hörte es die junge Königinne. Des wilden Hagen Tochter und auch ihre Mägdelein, die saßen da und horchten; ja selbst die Vöglein auf dem Herrenhofe vergaßen ihre Töne: Wohl hörten die Helden, daß der von Dänemark sang also schöne." Und nach kurzer Pause hub Horant wieder an; seine Stimme erklang so wundersam, „daß die Siechen, wie die Gesunden, mit allen ihren Sinnen sich nicht entfernen konnten. Die Thiere in dem Walde ließen ihre Weide stehen, die Würmer, die da sollten in dem Walde gehen, die Fische, die sollten in der Woge fließen, die ließen ihre Fährte: wohl konnte er seiner Kunst recht genießen. Was er da singen mochte, das däuchte Niemand lang; vergessen in den Chören war der Pfaffen Sang; auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl, als eh: Allen, die ihn hörten, war nach Horanten weh." Da ließ ihn die schöne Hilde heimlich zu sich führen, damit er ihr noch mehr singe. „Da begann er eine Weise, die war von Amile, die lernte kein Christenmensch weder seit, noch eh'; er nur hörte sie einst auf den Fluthen: damit diente Horant am Hofe, der schnelle Degen, der gute." Die Jungfrau war so sehr darob erfreut, daß sie ihm den goldenen Ring gab, den sie am Finger trug; doch wollte er von ihr nur einen Gürtel annehmen, den er seinem Herrn zum Geschenke bringen wolle. Und nun entdeckte er ihr, wie König Hettel ihn geschickt,

um sie für ihn zu gewinnen. Als Hilde erfahren, daß Hettel ein mächtiger König sei, an seinem Hofe den Gesang pflege und noch besser singe, als er, ließ sie sich gern bewegen, mit ihm zu entfliehen. Als Horant das dem alten Wate verkündete, wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Auf Hagens Frage, warum sie abreisen wollten, erwiederte Wate, Hettel habe nach ihnen gesandt, um sich mit ihnen zu versöhnen, und es dränge sie, ihre Lieben wieder zu sehen, die sie in der Heimath zurückgelassen hätten. Zum Beweis aber, daß ihnen der König seine Gnade nicht entziehe, möge er ihnen selbst das Geleit geben und den Frauen erlauben, die großen Schätze zu besehen, die sie auf den Schiffen aufgespeichert hätten, was Hagen zusagte.

7. Am nächsten Morgen ritt der König mit den Frauen und vielen Rittern zu den Schiffen; sobald aber die Frauen ein Schiff bestiegen hatten, trennte man die Mutter von der Tochter; die bewaffneten Ritter, die sich bis dahin in den Schiffen verborgen gehalten hatten, sprangen hervor, die Segel wurden aufgezogen und die Fremden fuhren mit Hilden davon. Hagen wüthete über diesen Streich und wollte den Räubern sogleich nachsetzen; allein seine Schiffe waren nicht gerüstet, und er mußte den Abziehenden ohnmächtig nachsehen. Doch befahl er sogleich den Werkleuten, die Schiffe eiligst auszubessern, und schon am siebenten Morgen konnte er den Fliehenden nachsetzen. Diese gelangten aber mittlerweile nach Waleis, wo Hettel ihnen entgegenging und die schöne Hilde bewillkommnete, sich glücklich preisend, die Jungfrau gewonnen zu haben.

8. Doch schon am folgenden Abend sah man Hagens Schiffe heransegeln. Hilde wurde in Sicherheit gebracht, und Hettel forderte die Seinen zu männlichem Kampfe auf, der auch begann, sobald Hagen mit seiner Mannschaft das Land betreten hatte. Hagen verwundete den König Hettel, doch gerieth er selbst durch Wate in große Noth, aus der ihn Hettel auf Hildens Bitte befreite. Fußfällig flehte diese den alten Wate, der in der Arzneikunst wohl erfahren war, des Vaters Wunde zu verbinden; doch wollte es dieser nicht eher thun, als bis Hagen sich mit Hettel versöhnt habe. Leicht kam nun der Friede zu Stande; es ward Hettels Hochzeit mit Hilden mit großer Pracht gefeiert, worauf Hagen freudig schied, um seiner Gemahlin die glückliche Kunde zu bringen.

III. Gudrun.

9. Nachdem die Festlichkeiten vorbei waren, kehrten die edlen Helden, deren List und Kühnheit man das Gelingen des ganzen Unternehmens verdankte, wieder in ihre Heimath zurück: Wate

nach Stromarn, Morung nach Nifland, Horant nach Dänemark und Irold der Friese nach Ortland. Hettel aber herrschte mit Macht und Weisheit in seinem Lande und freute sich des schönsten Glückes mit seiner geliebten Hilde. Sie gebar ihm einen Sohn, Ortwin genannt, welcher dem alten Wate zur Erziehung übergeben wurde, und eine Tochter, Gudrun, die bald zu so hoher Schönheit erwuchs, daß sich der Ruf derselben über alle Lande verbreitete, und viele mächtige Fürsten um sie warben, ohne sie jedoch gewinnen zu können. So ward sie dem König Siegfried von Moorland versagt, der darob in so großen Zorn gerieth, daß er Hettels Land mit Raub und Brand bedrohte.

10. Nicht glücklicher war Hartmuth, der König der Normannen; seine Boten wurden mit Stolz abgewiesen, weil sein Vater Ludwig Hagens Dienstmann gewesen sei. Als Hartmuth aber von den zurückgekehrten Boten hörte, daß Gudrun in der That so schön sei, wie man sage, erklärte er, von ihr nicht ablassen zu wollen.

11. Darnach warb König Herwig aus Seeland um die Jungfrau, aber ebenfalls vergeblich; denn obgleich er ihr gar wohl gefiel, so wollte ihn doch Hettel nicht haben. In dieser Zeit war Hartmuth unerkannt in das Land gekommen. Als er bemerkte, daß Gudrun ihn nicht ungern sah, ließ er ihr heimlich sagen, wer er sei. Sie erschrak darüber und rieth ihm, zu fliehen, damit Hettels Zorn ihn nicht treffe, wenn er erkannt würde. Hartmuth befolgte den Rath, rüstete sich aber nach seiner Rückkunft sofort zum Kriege, denn nachdem er die schöne Gudrun gesehen, wollte er sie um jeden Preis erwerben.

12. Gleichen Entschluß hatte auch Herwig gefaßt, und noch ehe Hartmuth gerüstet war, erschien er mit dreitausend Mann vor Hettels Burg. Bei seiner Ankunft lag noch Alles in tiefem Schlafe. Auf den Ruf des Thurmwächters zog ihm aber Hettel eilig entgegen, traf auch bald mit Herwig zusammen und empfing manche Wunde von ihm. Als Gudrun, die dem Kampfe aus dem Fenster zusah, bemerkte, daß ihr Vater verwundet sei, rief sie Beiden zu, vom Kampfe abzulassen und einen Waffenstillstand zu schließen, bis Herwig von seinen Sippen Kunde gegeben habe. Es geschah. Die Helden legten die Rüstung ab, wuschen sich am Brunnen, und Herwig ging mit hundert seiner Mannen zu Gudrun, die ihn anmuthig empfing. Herwig gefiel durch sein ritterliches Wesen, seine Gestalt und Benehmen Hilden und Gudrun sehr wohl; er erneuerte seine Werbung, und da Gudrun auf Befragen ihrer Eltern gestand, daß sie keinen bessern Freund begehre, so verlobte man beide; doch verlangte die Königin Hilde, daß die Tochter noch ein Jahr bei ihr bleiben solle.

13. Als Siegfried von Moorland hiervon Kunde erhielt, ließ er diesem Fehde ansagen und fiel mit achtzigtausend Mann in sein Land. Herwig wehrte sich tapfer, hätte jedoch unterliegen müssen, wenn ihm nicht Hettel auf Gudruns Bitte zu Hülfe gekommen wäre. Vor dieser vereinten Macht zog sich Siegfried in eine Burg zurück.

14. Während er in derselben belagert wurde, erfuhr Hartmuth, daß Hettels Land von Vertheidigern entblößt sei; er beschloß daher, sich schnell zu rüsten und es mit Kriegsmacht zu überfallen, um Gudrun zu gewinnen. Ehe Hettel es ahnte, erschien der junge König mit seinem Vater Ludwig vor der Burg.

15. Hartmuth sandte Boten voraus an Gudrun und ließ seine Werbung erneuern, aber auch hinzufügen, daß er sie mit Gewalt mit sich nehmen werde, wenn sie ihm nicht freiwillig folge. Die Boten wurden eingelassen, empfingen aber den Bescheid, daß Gudrun bereits mit Herwig verlobt sei und keines Andern Minne begehre. Ueber diese Antwort ergrimmt, führten die beiden Könige ihre Heere gegen die Burg und erstürmten sie nach tapferer Gegenwehr. Gudrun wurde mit zweiundsechszig Frauen, unter denen sich auch Hildeburg aus Portugal befand, welche mit Hagen bei den Greifen gewesen, und die mit seiner Tochter Hilde von Hettels Mannen fortgeführt worden war. Als die Feinde abgezogen waren, ließ die trostlose Hilde dem König Hettel die Unglücksnachricht überbringen.

16. Auf diese Nachricht hin schloß Hettel mit Siegfried Friede und gewann in ihm zugleich einen Kampfgenossen gegen Hartmuth. Um den Räubern nachzusetzen, fehlte es an Schiffen; Wate wußte aber Rath. In der Nähe lagen siebenzig Schiffe, auf denen Pilgrime, versehen mit reichlichem Speisevorrathe, hergefahren waren. Diese nahm man mit Gewalt weg und eilte auf ihnen den Normannen nach.

17. Diese hatten sich auf dem Wulpensande, einem breiten Werder (Insel), gelagert, um auszuruhen; doch konnten sie der Ruhe nicht lange genießen, denn kaum hatten sie sich gelagert, so bemerkten sie auch schon die heransegelnden Schiffe. Zwar glaubten sie, es seien nur Pilgrime auf denselben, weil Kreuze auf den Segeln waren, doch wurden sie bald enttäuscht; denn als die Schiffe näher herankamen, erblickten sie die Helme der Krieger, und sie zweifelten nicht mehr, daß es Hettel sei. Kaum hatten sie Zeit, die Waffen zu ergreifen, als sie schon angegriffen wurden. Wate sprang zuerst an's Land und gerieth sogleich mit Ludwig zusammen; es entspann sich ein furchtbarer Kampf, in dem Ludwig trotz aller Tapferkeit so verwundet wurde, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Herwig war unterdessen aus dem Schiffe gesprungen, hatte aber das Ufer nicht erreichen können

und stand bis an die Achsel im Wasser; die Feinde schossen manchen Speer auf ihn, aber doch gelang es ihm, auf den Strand zu kommen. Die Schlacht entbrannte immer furchtbarer; auf weite Strecken hin waren Meer und Strand voll Blut und mit Leichen erfüllt. Gudrun sah von fern dem wüthenden Kampfe zu, weinte laut und zitterte für das Leben ihrer Freunde.

18. Als die Nacht anbrach, traf Hettel mit Ludwig, der sich unterdessen erholt hatte, zusammen; furchtbar schwangen sie ihre scharfen Waffen gegen einander und kämpften lange mit gleichem Erfolg; doch endlich ersah Ludwig einen Vortheil und schlug seinen Gegner mit einem so grimmigen Streiche aufs Haupt, daß er todt hinsank. Als Gudrun es erfuhr, erhob sie laute Klage; man konnte sie nicht trösten, weinten ja selbst die Feinde um den Erschlagenen. „Als Wate, der viel grimme, vernahm des Königs Tod, hub er an zu brüllen, wie ein Eber; Abendroth sah man von Helmen glänzen bei Schlägen, den geschwinden, von ihm und all den Seinen: die mußte man gar zornig finden." Doch war es schon so dunkel geworden, daß sich die Kämpfenden nicht mehr erkennen konnten und Mancher von Freundes Hand fiel, so daß man vom Kampfe ablassen mußte. Ludwig und Hartmuth aber benutzten die Nacht, um die Insel zu verlassen, so daß, als Wate am frühen Morgen den Kampf wieder beginnen wollte, kein Feind mehr zu sehen war. Da jede Verfolgung vergeblich gewesen wäre, weil die Normannen schon zu großen Vorsprung gewonnen und die Hegelingen zudem durch den blutigen Kampf zu großen Verlust erlitten hatten, bestattete man die Todten, ließ die Verwundeten auf die Schiffe bringen und beschloß auf Ortwins Rath, auf dem Werder ein Kloster zu gründen, daß für die Seelen der Erschlagenen gebetet werde.

19. Traurig zogen die Helden in die Heimath. Ortwin wagte nicht, vor der Mutter zu erscheinen, Wate mußte ihr die Trauerkunde bringen. Groß war der Königin Schmerz, als sie den Tod ihres Gemahls und so vieler Helden vernahm. Wate aber sprach: „Herrin, laßt das Klagen: sie kommen doch nicht wieder; jedoch in künftigen Tagen, wenn junges Volk erwachsen ist in diesem Lande, an Ludwig und an Hartmuth räch' ich meinen Schmerz und uns're Schande." Auf seinen Rath ersetzt man den Pilgrimen die geraubten Schiffe, damit, wie er sagte, der künftige Kampf nicht wieder mißlinge. Hierauf wurden alle Helden versammelt, um sich über einen neuen Kriegszug zu berathen; es wurde beschlossen, daß Frau Hilde tüchtige Schiffe sollte bauen lassen, während sich die Fürsten in ihren Reichen zum neuen Kampfe rüsteten. Als diese aber von dannen geritten waren, ließ Frau Hilde den auf dem Werder zurückgebliebenen Betleuten Speise schicken, daß sie ihrer bei Gott gedächten. „Auch ließ sie

da erbauen ein Münster, das war weit, Hospital und Kloster erbauen nach der Zeit: Es ist bekannt worden seitdem in manchem Lande mit denen, die da starben; es hieß das Kloster auf dem Wülpensande."

20. Unterdessen waren Ludwig und Hartmuth nach Normanie gelangt. Als Ludwig seine Burgen erblickte, zeigte er sie der traurigen Gudrun; „wollt ihr uns Gnad' erzeigen," sprach er, „so sollt ihr über reiche Lande schalten." Da aber Gudrun erklärte, sie wolle eher sterben, als ihn zum Freunde nehmen, ergrimmte Ludwig, ergriff die Jungfrau bei den Haaren und warf sie in das Meer. Hartmuth zog sie schnell wieder heraus und brachte sie in eine Barke, wo sie mit ihren Frauen über die unwürdige Behandlung klagte und weinte, über welche Hartmuth dem Vater bittere Vorwürfe machte. Als sie sich der Burg näherten, kam die alte Königin Gerlinde mit ihrer Tochter Ortrun, die Helden zu empfangen; als sie aber Gudrun küssen wollte, bebte diese vor Entrüstung zurück und sagte: „Wie mögt ihr mir nahen? Wie ungern ich euch küsse! fürwahr, ihr dürft mich nicht empfahen. Euch wird es zugeschrieben, daß ich arme Maid, von der Heimath ausgetrieben, so bittres Herzeleid mit Schanden mußte dulden; und schlimmres wird mir werden." Gegen Ortrun allein zeigte sich Gudrun freundlich, da jene aufrichtig gegen sie gesinnt war und ihr Leid zu mildern suchte. Als man hierauf in die Burg gezogen war, drang Gerlinde auf baldige Vermählung; da Gudrun aber bei ihrer Weigerung beharrte, ward die Königin zornig; sie nöthigte sie zu den niedrigsten Diensten und trennte sie von ihren Frauen. So wurde die Unglückliche viertehalb Jahre lang grausam gepeinigt. Als Hartmuth, der unterdessen drei Heerzüge gemacht hatte, zurückkam und hörte, wie unwürdig seine Mutter die Jungfrau behandelt habe, machte er ihr bittere Vorwürfe; aber Gudrun erfuhr trotzdem keine bessere Behandlung, vielmehr ward sie von Gerlinden zu noch niedrigern Diensten gezwungen, als zuvor. Nichts konnte sie aber bewegen, die Werbung Hartmuths anzunehmen.

21. Als Hartmuth versuchte, durch Ortrun auf Gudrun zu wirken, sagte sie zu ihm: „Ihr wißt wohl, Herr Hartmuth, was ihr im Sinn auch tragt, man hat mich einem König verlobt und zugesagt längst mit festen Eiden zum ehelichen Weibe." Nun zwang die böse Gerlind die Königstochter, täglich Kleider am Meeresstrande zu waschen. Diese Erniedrigung that besonders Hildeburg leid; auf ihr wiederholtes Bitten gestattete ihr Gerlind, der Freundin Hülfe leisten zu dürfen.

22. Unterdessen waren dreizehn Jahre verflossen, aber Frau Hilde hatte ihre Tochter nicht vergessen. Sie hatte viele tüchtige Schiffe bauen lassen, und als diese fertig waren, ließ sie ihre

Freunde zum Kriegszug gegen die Normannen entbieten. Alle Helden, die auf dem Wülpensande gefochten hatten, sagten ihr Hülfe zu und fanden sich zur festgesetzten Zeit auf dem Werder ein, wo die unglückliche Schlacht Statt gefunden hatte. Als Alles bereit war, segelte die Flotte ab; doch wurden sie bald durch Gegenwinde verschlagen, so daß sie in große Noth geriethen. „Zu Givers vor dem Berge lag Frau Hildens Heer: wie gut ihre Anker waren, in das finstre Meer hatten ihre Schiffe Magneten doch gezogen; ihre guten Segelbäume, die stunden alle gebogen.“ Nach vier Tagen erhob sich zum Glück ein Westwind, der sie in kurzer Weile wohl sechs und zwanzig Meilen von dem Berge hinwegtrieb, so daß sie wieder in guter Flut waren und endlich an die Küste von Normanie kamen.

23. Sie landeten an einer verborgenen Stelle und ruhten von der mühseligen Fahrt aus. Am folgenden Morgen gingen Ortwin und Herwig in das Land, um Kundschaft einzuziehen, nachdem man ihnen versprochen hatte, sie zu rächen, wenn sie gefangen oder getödtet werden sollten, und jedenfalls die gefangenen Mädchen zu befreien.

24. Als Gudrun und Hildeburg eines Tages am Strande wuschen, sahen sie einen Vogel herbeischwimmen, der sich für einen Boten Gottes ausgab und ihnen verkündete, daß Frau Hilde noch lebe und ein großes Heer zu ihrer Rettung herbeigesandt habe, daß Ortwin und Herwig mit demselben schon in ihrer Nähe seien, und daß am folgenden Morgen Boten zu ihr kommen würden, worauf er wieder verschwand. Die Jungfrauen aber dachten nun nicht mehr an das Waschen, sie unterhielten sich nur von den Helden, die zu ihrer Befreiung kommen sollten, bis der Tag sich seinem Ende neigte. Es blieb Gerlinden nicht verborgen, daß sie so wenig gewaschen hatten, sie mußten daher von dieser harte Scheltworte hören; auch befahl sie ihnen, am folgenden Tage schon vor Tagesanbruch an die Arbeit zu gehen, da der Palmentag nahe sei und man Gäste erwarte. Nun gingen die Jungfrauen in ihr schlechtes Gemach, zogen ihre nassen Kleider aus und legten sich auf harte Bänke, denn ein anderes Lager gönnte ihnen die böse Gerlind nicht. Als Hildeburg am frühen Morgen erwachte, sah sie, daß die Erde mit Schnee bedeckt war; doch so sehr sie auch Gerlind anflehte, ihnen Schuhe geben zu lassen, sie mußten barfuß an den Strand hinaus: während sie aber die mitgebrachten Gewänder wuschen, schickten sie manchen sehnsüchtigen Blick auf die Flut, von wo ihnen die Boten nahen sollten.

25. Nach langem Harren erblickten sie endlich eine Barke mit zwei Männern. Die Jungfrauen wollten fliehen, um nicht von ihnen bei der niedrigen Arbeit angetroffen zu werden; doch

sprangen jene auf den Strand und riefen ihnen nach, zu bleiben, wofern sie nicht die reichen Kleider verlieren wollten. Da kehrten sie wieder um und stellten sich in ihren nassen Hemden und aufgelöstem Haar den edlen Helden gegenüber. Es waren Ortwin und Herwig. Beide fragten nach dem Landesherrn, dem sie so unwürdige Dienste leisten müßten, und als sie hörten, daß Hartmuth und Ludwig die Reiche rings umher beherrschten, erkundigten sie sich, wo sie dieselben finden könnten; sie seien, fügten sie hinzu, von einem Könige an sie abgeordnet. „Sie sind auf ihrer Burg mit viertausend Mann", erwiederte Gudrun; „denn sie fürchten stets, von den Hegelingen angegriffen zu werden, denen sie viel Leids gethan." Nun erkundigten sich die Helden nach Gudrun; Herwig aber sprach zu seinem Begleiter: „Fürwahr, Herr Ortwin, ist Eure Schwester Gudrun noch am Leben, so muß es diese sein; denn noch nie sah ich ihr ein Weib so gleichen." Als Gudrun diese Worte hörte, sah sie den jungen Helden wieder an; sie hätte gern gewußt, ob es ihr Bruder sei. „Die, nach der ihr fraget", sagte sie, „ist vor großem Leid gestorben." Da begannen die beiden Helden vor Jammer zu weinen, Gudrun aber frug sie, ob Gudrun mit ihnen verwandt gewesen, da sie ihren Tod so beklagten. Da sprach Herwig: „Wohl reuet mich ihr Leib bis an meines Lebens Ende, denn das Mädchen war mein Weib: sie war mir verlobt mit Eiden so stäten; nun muß ich sie verlieren durch des alten Ludewigs Räthe." Und als Gudrun erwiederte, sie habe vernommen, Herwig sei gestorben, auch hätte er sie gewiß schon befreit, wenn er noch am Leben wäre, zeigte ihr der Held den Verlobungsring, den er einst von der Geliebten erhalten. Sobald die Jungfrau ihn erblickte, lächelte sie vor Wonne und zeigte ihm den Ring, den er ihr gegeben. Da umschloß sie Herwig und bedeckte ihren Mund mit Küssen; Ortwin aber frug sie, warum sie so niedrige Dienste thun müsse. Nun berichtete sie den Beiden, daß sie dazu gezwungen worden sei, weil sie den Werbungen Hartmuths kein Gehör geschenkt habe. Herwig wollte die beiden Jungfrauen sogleich mitnehmen; dem widersetzte sich aber Ortwin, da es nicht ehrenhaft sei, heimlich zu stehlen, was ihre Feinde mit Gewalt geraubt hätten. So ungern Gudrun dies vernahm, sie mußte sich dem Willen ihres Bruders fügen: die beiden Helden fuhren wieder von dannen, mit dem Versprechen, sie den Feinden mit Gewalt zu entreißen. Die Jungfrauen sahen ihnen lange nach und vergaßen der Arbeit, bis Hildeburg wieder daran mahnte; aber Gudrun wollte sich nicht mehr zum unwürdigen Dienst bequemen, und wie sehr auch die Freundin warnte, sie warf die Kleider in das Meer. Als es dunkel wurde, kehrten sie zurück. Sie wurden von Gerlinden, die sie von der Burg aus mit den Fremden hatte sprechen sehen, mit

Scheltworten empfangen. Gudrun aber antwortete stolz und trotzig, so daß die alte Königin ergrimmte und die Jungfrau an ein Bett binden ließ, um sie mit Ruthen zu schlagen. Da sprach Gudrun mit listigem Sinn, sie wolle nun Hartmuthens Werbung erhören, und wenn sie Königin sei, solle es dem übel ergehen, der sie schlage. Erfreut ließ Gerlind sogleich ihren Sohn herbeiholen, der, über die unerwartete Botschaft entzückt, die Jungfrau sogleich umarmen wollte. Doch diese trat zurück: es schicke sich nicht für ihn, sagte sie, eine arme Wäscherin zu umarmen; erst wenn sie Königin sei, dürfe er sie ohne Schande in seine Arme schließen. Nun wurde Gudrun auf Hartmuths Befehl mit allen Ehren behandelt und erhielt, was sie wünschte. Ortrun, die sich herzlich freute, die Freundin bald ihre Schwägerin nennen zu können, leistete ihr Gesellschaft. Mit kluger List bat aber Gudrun den König Hartmuth, seine Dienstmannen alle zur Hochzeit zu entbieten; sie wollte dadurch so viel Kämpfer als möglich aus der Burg entfernen, die als Boten ausgesandt wurden. Als Gudrun sich mit ihren Frauen entfernt hatte, eröffnete sie denselben, daß ihr Boten mit der Verkündigung naher Rettung gesendet worden seien. Dies hörten Lauscher, welche es der alten Königin hinterbrachten; so sehr diese aber auch ihren Sohn warnte, auf seiner Hut zu sein, er hielt Alles, was sie ihm sagte, für unbegründeten Verdacht, so daß Gudrun ungestört bei ihren Frauen verblieb, denen sie noch erzählte, wie sie mit Herwig, ihrem Mann, und ihrem Bruder zusammengekommen sei. „Darauf legten sie sich schlafen, sie waren frohgemuth, sie wußten, daß ihnen käme mancher Ritter gut, die ihnen helfen möchten aus ihren großen Sorgen: Das war ihr Wunsch alleine, daß sie die sähen an dem nächsten Morgen.“

26. Unterdessen waren H e r w i g und O r t w i n zu den Ihrigen gekommen, denen sie erzählten, wie sie Gudrun und Hildeburg gesehen hätten. Als die Verwandten über die unwürdige Behandlung zu weinen anfingen, welche die Königstochter hatte erdulden müssen, rief der alte Wate zornig aus: „Ihr gebart Euch ja alten Weibern ganz gleich: Ihr wisset nicht, warum; nicht steht es Helden gut, an Lobe reich. Wollt Ihr Gudrunen helfen aus der Noth, so sollt Ihr die Kleider wieder machen roth, die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände: damit sollt Ihr ihr dienen, so mag sie wohl kommen aus dem Elende!“ Hierauf brachen sie aus ihrem Verstecke auf, und ehe es tagte, stand das Heer schon vor Ludwigs Burg, wo sie bis zum Morgen ruhten. Mit der Morgenröthe trat eine Jungfrau Gudruns ans Fenster und erblickte die Gewaffneten; sie verkündigte es der Herrin, die sogleich aus dem Bette sprang und nach dem Fenster eilte; doch ward ihre Freude über den ersehnten Anblick durch den Gedanken

getrübt, daß so Mancher von den Helden den Tod finden würde. Nun sah auch der Wächter auf der Zinne die lagernden Feinde; auf seinen Ruf eilte Gerlind auf die Zinne, und als sie das Heer gesehen, brachte sie dem noch schlafenden König die Kunde, daß Feinde die Burg umschlossen hielten. Der alte König eilte selbst hinaus; Anfangs hielt er sie für Pilgrime, Hartmuth aber, der sogleich herbeigerufen wurde, sprach: „Ich erkenne der Fürsten Zeichen wohl aus zwanzig Landen: ich wähne, die Feinde wollen an uns rächen ihre alte Schande.“

27. Nachdem er seinem Vater die Feldzeichen und die Helden alle genannt, rief er die Seinen zu den Waffen; die herbeieilende Gerlind schickte er zürnend weg, als sie rieth, sich in der Burg zu vertheidigen, denn er wollte kampfesmuthig dem Feinde entgegenziehen. Auf seinen Befehl wurden die Thore geöffnet und die Könige zogen an der Spitze ihrer Kämpfer hinaus. Da gab auch Wate das Zeichen zum Angriff, es begann ein heftiger Kampf. Als Ortwin Hartmuth erblickte, rannte er ihn an, aber er ward schwer verwundet, so auch Horant, der den Freund rächen wollte; beide Helden mußten sich vom Schlachtfeld entfernen, um ihre Wunden verbinden zu lassen. Unterdessen traf Herwig mit dem alten König Ludwig zusammen; grimmig liefen die Beiden einander an, doch konnte Herwig vor dem alten Helden nicht bestehen, der ihn niederschlug und ihn getödtet hätte, wenn ihm die Seinen nicht zu Hülfe gekommen wären.

28. Sobald er sich aber wieder erholt hatte, ergrimmte er über die erlebte Schmach und suchte den Feind von Neuem auf; er fand ihn, und mit kräftigem Hiebe schlug er ihm das Haupt vom Rumpfe. Als die in der Burg dies sahen, erhoben sie laute Klage, weshalb Hartmuth, der des Vaters Tod noch nicht wußte, sich in die Feste zurückzuziehen beschloß. Doch fand er diese schon von den Feinden bedrängt. Da stieg er mit den Seinen von den Rossen und drang gegen den Schlachthaufen, an dessen Spitze Wate kämpfte. Auf der Zinne aber jammerte Frau Gerlind über den Tod ihres Gemahls, dem große Belohnung versprechend, der ihn an Gudrun und ihren Jungfrauen rächen wolle. Ein ungetreuer Mann, der den Lohn verdienen wollte, stürzte mit entblößtem Schwerte auf die Jungfrauen, die vor Angst lautauf schrieen. Da hörte sie Hartmuth; er sah hinauf und rief drohend dem Mörder zu, er würde ihn hängen lassen, wenn er eine von den Jungfrauen erschlüge. Jener sprang zurück, denn er fürchtete des Königs Zorn. Unterdessen hätte dieser beinahe selbst das Leben verloren, so hart bedrängte ihn der alte Wate. Da eilte Ortrun, die Hände ringend, zu Gudrun, fiel ihr zu Füßen und klagte ihr den Tod ihres Vaters. „Sie sprach: Laß Dich erbarmen, edles Fürstenkind, so vieler meiner Sippen, die hier erschlagen sind, und

gedenk', wie Dir gewesen, da man den Vater erschlug, den Deinen: Edle Königin, nun habe ich heute verloren den meinen! Nun siehe, edle Jungfrau, das ist eine große Noth, mein Vater und meine Verwandten, die sind schier alle todt; nun steht der Recke Hartmuth vor Waten in großer Gefahr: Verliere ich den Bruder, so muß ich eine Waise sein fürwahr! Und lasse mich das genießen, sprach das edle Kind, als Dich Niemand beklagte, von Allen, die hier sind, da hattest Du keine Freunde, als mich ganz alleine: was Dir Jemand that zu Leide, zu allen Zeiten mußt' ich um Dich weinen!" Da erbarmte sich Gudrun der treuen Freundin; sie rief Herwigen zu, dem Kampf zwischen Hartmuth und Wate ein Ende zu machen. Sogleich eilte Herwig zu den Beiden, doch wollte Wate von dem Kampfe nicht ablassen; Herwig aber sprang Gudrunen zu Liebe zwischen Beide, worüber Wate so ergrimmte, daß er Herwigen niederschlug. Diesen retteten seine Mannen, aber Hartmuth ward gefangen hinweggeführt.

29. Nun wurde jeder weitere Widerstand bald besiegt; die Burg ward erobert und geplündert. Wate wüthete grimmig, Alles niederhauend, was ihm in die Hände kam; er verschonte selbst die Kinder in der Wiege nicht. „Irolt der starke rief da Waten an: Wohl haben Euch den Teufel die jungen Kinder gethan! Sie haben an unsern Freunden keine Art Schuld: so erweist zur Ehre Gottes den armen Waisen Huld! Da sprach Wate der alte: Du hast Kindes Muth: die in der Wiege weinen, däuchte Dich das gut, daß ich sie leben ließ? Sollten die erwachsen, so wollt' ich ihnen mehr nicht trauen, als einem wilden Sachsen!" In allen Gemächern floß das Blut; da flüchtete sich Ortrun zu Gudrunen, sie um Schutz anflehend, den sie ihr freudig zusagte. Auch Gerlind kam herbeigeeilt und fiel Gudrunen zu Füßen, Gnade von ihr begehrend. „Wie könnte ich das gewähren", rief diese, „da Ihr mir ja selbst nie eine Gnade gewährtet?" Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der grimme Wate hereinstürmte mit knirschenden Zähnen, mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Barte; er war mit Blut beronnen, von dem sein Gewand ganz durchnäßt war. Mit grimmiger Stimme frug er nach Gerlind; vergeblich suchte Gudrun sie zu verbergen; denn Wate drohte, Alle ohne Ausnahme zu erschlagen, wenn man ihm die alte Königin nicht überliefere, da gab ihm ein Mädchen einen Wink mit den Augen, daß er sie aus Andern herausfand. Schnell ergriff er sie. „Nun sagt, Frau Gerlind", rief er ihr höhnend zu, „braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?" Er zog sie vor den Saal hinaus, ergriff sie bei den Haaren und schlug ihr das Haupt ab. Ebenso erschlug er die junge Hergart, die ihrer Herrin untreu geworden war. Nun kamen auch die übrigen Helden herbei, welche von Gudrunen und den Frauen minniglich empfangen

wurden. Hierauf gingen die Herren zu Rathe, in Folge dessen Horant zum Schutz der Burg zurückgelassen wurde, in welcher Gudrun nebst den Frauen und den Gefangenen verbleiben sollten, während Wate und Frute mit dreißigtausend Mann auszogen, das übrige Land zu erobern. Als auch dies gelungen, rüstete man zur Abfahrt Außer Gudrunen und ihrer Frauen wurden auch Hartmuth und Ortrun nebst andern Gefangenen auf die Schiffe gebracht; Horant und Morung blieben in dem eroberten Lande.

30. Die Fahrt war glücklich. Frau Hilde, welcher man Boten vorausgesandt hatte, ihr die frohe Kunde zu bringen, zog den Heimkehrenden bis an den Strand entgegen, wo sie mit der größten Pracht empfangen wurden. Hilde erkannte ihre Tochter nicht wieder; als sie ihr gezeigt wurde, trat sie ihr entgegen. „Wer möchte ihnen vergelten mit Golde diese Freude, die sie gewonnen, da sie einander küßten? ihres Leides war da viel zerronnen." Auch den alten Wate küßte sie, ihn mit dankenden Worten begrüßend, so auch Ortwinen, und wie sehr sie zuerst widerstrebte, auch die edle Ortrun, als sie von ihrer Tochter erfuhr, wie freundlich dieselbe sie in der Gefangenschaft behandelt habe. Auf Gudruns Bitte wurde Hartmuth gegen das Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, von seinen Banden befreit. Nun ließ Hilde die Vorbereitungen zu Herwigs Vermählung mit Gudrun treffen; diese aber bewog ihren Bruder Ortwin, um die edle Ortrun zu werben, und als Hartmuth dies erfuhr, war er gern bereit, sich mit der treuen Hildeburg zu verloben. Und um den Frieden allgemein zu sichern, wurde Herwigs Schwester mit Siegfried, dem König von Moorland, verlobt, der auch an dem glücklichen Kriegszuge Theil genommen hatte. Es ward sogleich nach der Jungfrau gesandt, damit ihre Vermählung zugleich mit der Hochzeit der übrigen gefeiert werden könne. Bald langte sie unter Wate's und Frute's Begleitung an. „Da die vier reichen Könige ihr entgegen ritten, und sie zusammenkamen, von den Helden ward gestritten, welche von den Frauen die allerschönste wäre: da lobte man sie Alle, damit ein Ende hatte diese Märe."

31. Nun wurde die vierfache Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Die Fahrenden (Sänger) ließen ihre Künste schauen und wurden reichlich belohnt. Nach vollendeten Feierlichkeiten erhielt Hartmuth sein Land wieder, worauf er mit seiner Gemahlin in dasselbe zurückkehrte.

32. Auch die andern Könige kehrten in die Heimat; Ortwin und Herwig schwuren sich vor dem Abschiede feste Treue und gelobten einander, „daß sie ihr Fürstenamt der hohen Väter würdig

stets in Ehren trügen, die ihnen schaden wollten, daß sie die Beides, fingen und erschlügen."

2. Gliederung des Gedichts.

Die Haupttheile der Dichtung haben wir schon durch die Ueberschriften im vorigen Abschnitt angedeutet. Es sind deren drei: der erste enthält die Geschichte Hagens, der zweite die seiner Tochter Hilde, der dritte die Geschichte der Einführung von Hettels Tochter Gudrun. Der erste Theil steht mit den beiden folgenden in so lockerem Zusammenhange, daß er nicht ohne guten Grund als ein ursprünglich gar nicht dazu gehöriger Theil bezeichnet werden kann. Dagegen ergänzen sich aber die beiden folgenden Theile und müssen als ein Ganzes betrachtet werden.

Der leichtern Ueberschaulichkeit wegen deuten wir nachstehend noch die Gruppirung der einzelnen Haupttheile an.

I. Geschichte Hagens.

1) Geburt. 2) Entführung durch den Greifen. 3) Seine Selbstbefreiung. 4) Seine Vermählung mit Hilde.

II. Geschichte der Entführung von Hagens Tochter Hilde.

1) List der Abgesandten. 2) Flucht. 3) Hagens Nachsetzen. 4) Versöhnung.

III. Geschichte der Entführung von Hettels Tochter Gudrun.

1) Ihre Entführung. 2) Ihre Leiden bei der Königin Gerlind. 3) Ihre Befreiung. 4) Verheirathung der Hauptpersonen.

3. Die Personen des Gedichts.

Genealogische Uebersicht.

Ger v. Irland. Frau Ute.

Siegebant. Fr. Ute v. Norwegen.

Hagen. Fr. Hilde v. Indien.

Hettel v. Hegelingen. Hilde.

Gudrun. Ortwin. {Ludwig v. d. Normandie. Gerlind, Frau.

{Schwester, Siegfried v. Moorland. Herwig, Mann. Ortrun {Hartmuth Hildeburg, Fr.

I. Die Irländer.

In dieser Gruppe erregt nur Hagen unsere besondere Aufmerksamkeit. Wie der Held des Nibelungenliedes, Siegfried, so gelangt auch er auf wunderbare Weise, durch Trinken des Blutes eines von ihm erschlagenen Ungeheuers, zu übermenschlicher Stärke. Diese Stärke erfüllt ihn mit wildem Uebermuth und Stolz. Die Tochter ist aber der Gegenstand seiner innigen Liebe; nur der soll ihr Gemahl werden, der ihn selbst noch an Stärke übertrifft. So darf er auch hoffen, den von ihm erworbenen Ruf fortgepflanzt zu sehen. Wagen Schwächere um Hilden zu werben, so werden sie erschlagen oder erhängt. Vielleicht gönnt er überhaupt Niemandem seine Tochter; wenigstens sagt Horant ganz allgemein: „Wer um Hilden wirbt, den heißt man dort erschlagen oder hängen.“ Als Hettel und seine Mannen, besonders der alte Wate, sich ihm übrigens als tapfere Helden erwiesen haben und er die Ueberzeugung gewinnt, daß die Tochter glücklich werden wird, da ist er zufrieden und zur Versöhnung bereit.

II. Die Hegelingen.

a. Die Familienglieder

1. Hettel von Hegelingen, König über Friesen, Dietmers (Dietmarschen) und Waleis (Waalland), residirt auf der Burg Kampatille. Seinen überkräftigen Mannen gegenüber erscheint er in der weicheren Färbung jugendlicher Milde, die jedoch die Ritterlichkeit nicht ausschließt. Die Besorgniß, daß seinen für ihn werbenden Freunden Unheil widerfahren könnte, stimmt ihn traurig und bringt sie ihm nicht aus dem Sinn. In der Schlacht auf dem Wülpensande erweist er sich als tapfer, erliegt aber der gewaltigen Kraft seines Gegners, des Königs Ludwig.

2. Hilde, Hettels Gemahlin, die Tochter Hagens, erweist sich als Jungfrau liebenswürdig, begabt mit Sinn für das Schöne, insbesondere für den Gesang, im geselligen Verkehr gewandt. In die Entführung durch Hettels Werber willigt sie ohne große Bedenklichkeit. Ihre Liebe zum Vater ist aber darum doch sehr innig und erweist sich selbst da, wo ihr Gefahr daraus erwachsen kann, wie beim Kampfe zwischen Hagen und Hettel. Was sie an den Eltern verschuldet, muß sie später an der eigenen Tochter schwer büßen. Als Gattin und Mutter ist sie treu und zu großer Aufopferung fähig. Bei Hartmuths Bewerbung um ihre Tochter läßt sie den angeerbten Familienstolz ziemlich stark durchblicken. Als sie durch ihn und Ludwig bitter gekränkt wird, da ist ihr Herz von Rache erfüllt. Die von Wate ihr in Aussicht gestellte Befriedigung derselben erfüllt sie mit Freude und entlockt

ihr die Worte: „Hei! sollt' ich das erleben, mein Hab und Gut gäb' ich gerne darum, daß ich Rache hätte, und daß ich Gottesarme meine liebe Tochter wiedersähe!" Der Anblick der rückkehrenden Tochter und das freundliche Zureden derselben siegt aber doch über die Rache; wenn auch zögernd, so reicht sie doch Allen die Hand der Versöhnung und vergiebt alle Beleidigungen aufrichtig.

3. Gudrun, Hettels und Hildens Tochter, später König Herwigs Gemahlin, wächst unter der liebenden Pflege der Mutter so herrlich heran, daß ein Schwert ihr wohl anstünde, so sie ein Ritter wäre. Ihre Schönheit lockt viele mächtige fürstliche Werber an; aber sie weist sie in Stolz alle ab, auch Herwig, der ihr zu arm zu sein scheint. Als sie aber sieht, wie wacker er zu fechten vermag, da schenkt sie ihm ihr Herz für immer; die Gesinnung des Großvaters Hagen lebt in ihr. Mit unerschütterlicher Treue hält sie an der Liebe zu ihrem Verlobten fest; weder Hartmuths freundliche, liebevolle Zuvorkommenheit, noch Gerlinds erniedrigende Qual der Knechtschaft macht sie auch nur einen Augenblick darin wankend. Auch ihren Stolz verleugnet sie niemals, selbst in der langen Knechtung nicht. „Meiner Mutter Tochter hat selten Brände geschürt" ist Alles, was sie der Zumuthung Gerlinds, die Feuerung der Oefen zu besorgen, entgegensetzt. Und als die böse Frau sie zum Waschen zwingt, erwiedert sie: „Lehrt mich, wie ich meine königlichen Hände dazu zwinge, eure Kleider zu waschen. Wonne soll ich hier nicht haben, darum wollt' ich nur, ihr thätet mir noch mehr zu Leid!" Mit diesen letztern Worten drückt sie zugleich den Trotz aus, den sie stets ihrer Peinigerin entgegengesetzt und der in gleichem Maße mit der Mißhandlung wächst. Zuweilen steigert sich derselbe bis zum liebenswürdigsten kindischen Muthwillen, wie z. B. da, wo sie die Kleider ins Meer wirft, „daß sie lustig mit den Wellen fließen." Als sie die Erlösung aus Knechtschaft und Gefangenschaft so nahe weiß, da greift sie auch getrost zur List und Verstellung, um sich der letzten und schwersten Mißhandlung der bösen Gerlind zu entziehen. „Ich will den Fürsten minnen, den ich bisher verwarf," erwiedert sie ihr. Als der auf diese Nachricht herzueilende Hartmuth „mit den Armen die minnigliche Gudrun wollt' umfangen", verhütet sie das mit der schlauen Rede: „Nein, Herr Hartmuth, das kann nicht geschehn, es würden's uns verdenken die Leute, die uns sehn. Ich bin ein' arme Wäscherin, und bin euch zu geringe; wie könnt' es einem reichen König ziemen, daß er mich umfinge?" So treu aber Gudrun in ihrer Liebe und ungebeugt in königlichem Stolze dasteht, so fest hält sie auch an der Rache. Dafür sprechen sogar ihre oft falsch gedeuteten Fragen an den in Vogelgestalt erscheinenden Gottesboten nach Mutter, Bruder und Bräutigam; denn

gleich darnach frägt sie auch nach dem Helden Horant und seinen Mannen und schließt mit sehr bezeichnenden Worten: „Und kannst du mir noch sagen, daß auch Herr Wate lebet, so hört mein Trauern auf. Deß freuten wir uns Alle, wenn mir das geschähe, daß ich auch Fruten, den alten, noch bei meinem Banner sähe." Als die üble Gerlind in Verzweiflung und Todesangst die von ihr gemißhandelte Gudrun um ihr Leben fleht, erhält sie zur Antwort: „Nun hör' ich Euch da flehn, daß ich Euch gnädig sei — wie könnte das geschehn? Ihr wolltet meinen Bitten nie Gewährung schenken, Ihr wart mir ungnädig — das muß ich Euch in rechtem Grimm gedenken." Und wirklich thut sie auch Nichts zu ihrer Rettung, als der grimme Wate mit gezücktem, vom Blute geröthetem Schwert in das Frauengemach tritt, das böse Weib bei der Hand erfaßt, vor die Saalthür hinauszieht und mit einem Schwertstreich alle Qual vergilt. Aber damit ist ihrer Rache auch genug gethan. Die Freude des Wiedersehens macht ihr Herz zur Vergebung und Versöhnung geneigt; ja sie weiß auch geschickt die Mutter dafür geneigt zu machen. In dem Maße, wie man ihr Unheil bereitet hatte, schafft sie nun Glück und Freude um sich her und ruht nicht eher, als bis auch die Kinder ihrer Peinigerin, Ortrun und Hartmuth, Theil daran haben.

Das ist Gudruns Charakter, wie überhaupt der Charakter der Frauen jener Zeit. Länger als anderwärts haftet eine heidnische Färbung an ihnen. Sie standen in der ersten Zeit dem Christenthum, das bei uns die Frauen nicht, wie anderwärts, aus niederer Stellung zu erheben brauchte, gewissermaßen feindselig gegenüber. Es beruht daher auf falscher Auffassung, wenn Gudrun in einigen Literaturgeschichten „als leuchtendes Muster christlicher Demuth und Gottergebenheit" hingestellt wird; sie ist, wie alle hervorragenden Frauen jener Zeit, stark im Lieben und im Hassen, voll Stolz auf ihre Hoheit, aber auch weiblich liebenswürdig, wenn sie ihrer Rache genug gethan.

4. Ortwin, Gudruns Bruder, Herr von Nortland (Nordland), wurde dem in aller Ritterlichkeit erfahrenen muthigen Wate zur Erziehung übergeben. Und dieser hat ihn zum ehrenhaften, tapferen Helden herangebildet. Als der glückliche Herwig die Gudrun und Hildeburg vom Strande mitnehmen will, da tritt er ihm mit den Worten entgegen: „Und hätt' ich hundert Schwestern, die ließ ich sterben hier, eh' ich also sollte meine Thaten hehlen, die mir im Sturm genommen, meinen grimmen Feinden wegzustehlen." Mit demselben Edelsinn erinnert er Herwig an die übrigen gefangenen Jungfrauen mit den Worten: „Wie ließen wir zurück das edle Ingesinde, das hier im Unglück im fremden Reiche

harret?" Ortrun, Ludwigs Tochter, die sich so theilnehmend gegen Gudrun bewies, wird seine Frau.

b. Hettels Lehnsleute.

5. Wate (a kurz), Vetter des Königs Hettel, Herrscher in der Mark Sturmland, wird als eine riesige, breitbärtige Gestalt, mit bereits greisen Locken, bezeichnet. In ihm ist vorzugsweise der Charakter des nordischen Heldenthums ausgeprägt. Wie sein Aussehen, so ist auch sein Benehmen ungeschlacht und erhaben, linkisch und gewaltig. Der Kampf ist sein Element, das Schwert daher sein unzertrennlicher Gefährte. Schlachtgetümmel dünkt ihm lieblicher, als bei schönen Frauen sitzen. Auch seine diplomatischen Manoeuvres (bei Hagen) weiß er nur als Mann des Schwertes zu betreiben. Hier und da läßt er eine gewisse väterliche Gemüthlichkeit durchblicken, die seinem Alter sehr wohl ansteht und seine sonstige derbe Rücksichtslosigkeit etwas mildert. Er genießt das volle Vertrauen seines Lehnsherrn, was wir nicht nur daraus sehen, daß ihm derselbe seinen Thronfolger zur Erziehung übergiebt, sondern daß er ohne seinen Rath und seine Beihülfe nichts von Wichtigkeit unternimmt. Aber Wates Mannentreue, Anhänglichkeit und Ergebenheit sind auch ohne Tadel, ja völlig musterhaft; sogar die Wittwe seines Königs, Hilde, erfährt sie. Darum sieht er aber auch in Allem, was er für die Königsfamilie thut, nichts weiter als schuldige Pflichterfüllung. Als Hilde beim Empfang der Helden und der lieben Tochter sich vor Wate neigt und seinen Dienst nur durch ein Land und eine Krone glaubt vergelten zu können, „da sprach er zu der Fraue: was ich dienen mag, das bin ich Euch gar willig bis an den letzten Tag."

6. Horant, König von Dänemark, Hettels Neffe (Schwestersohn), ist bestimmt, durch echt menschliche Gefühle das wilde Heldenthum, wie es sich in Wate und fast allen übrigen Rittern kund giebt, zu mildern. In der Entführungsgeschichte ist er daher auch die eigentliche Seele, der, welcher das Gelingen herbeiführt. Weder Wates Schwert, noch Frutes Gold bahnen den Weg zum stolzen Herzen der Königstochter; sein goldener Gesang muß ihn erzwingen durch die Liebe, die ihm vermählt ist. Sein Gesang ist so lieblich, daß er Alle hinreißt, selbst den wilden Hagen. Der ganzen Natur singt er Sehnsucht in die Seele, und Hildens Herz muß an dem süßen Weh erkranken. So gelingt es ihm, sie zur Flucht zu vermögen. Horant hat seine „Weisen auf den wilden Fluten singen hören", hat sie also der Natur und dem Volke abgelauscht; er ist der Repräsentant des Natur- und Volksgesanges, ein Seitenstück zu dem Geiger Volker im Nibelungenliede. Im Schlachtengewühl steht übrigens Horant, wie Volker, keinem der Tapfern nach.

7. Frute aus Dänemark, Hettels Neffe, ist ein untergeordneter Dienstmann, leitet aber in der Entführungsangelegenheit durch klugen Rath und List gute Dienste, erscheint geradezu als die leitende Seele des Unternehmens. Mit Horant ist er nahe verwandt.

8. Morung, Herr von Waleis, ist eine kräftige, aber kalte Persönlichkeit. Sein wahrer Charakter ist an der Stelle treffend gezeichnet, wo er Hagens rasendem Zorn in trockener Lustigkeit mit den Worten entgegentritt: „was eilet ihr so sehr? Kämt ihr noch so eifrig heran —

Wär' es auch ein Tausend wohlbewehrter Degen,
Da unten in den Fluten wollen wir euch kühl zur Ruhe legen."

9. Irold von Friesen, vielleicht nur untergeordneter Dienstmann, Wate's Verwandter, ist eine warmherzige, lebhafte Persönlichkeit, durch die mancher schöne, mildernd wirkende Zug in das Gedicht kommt. Als man auf dem Wülpensande die gefallenen Hegelingen begräbt, sagt er: „man soll auch die begraben, die uns den Schaden thaten, oder man soll sie den Raben lassen und den wilden Wölfen?" Dem wüthenden Wate, der im Kampfe auf Ludwigs Burg das Kind in der Wiege nicht schont, ruft er zu: „Die jungen Kinder haben den Teufel euch gethan; am Tode unsrer Freunde sind ohne Schuld die Armen: So habt Gott zu Ehre mit den armen Waisen doch Erbarmen!" Als Gudrun der Mutter wieder zugeführt wird, da kann er sich's nicht versagen, der nächste bei der rührenden Erkennungsscene zu sein; er geht neben Gudrun und kann die Mutter nicht lange in Zweifel lassen: „das ist Eure Tochter!" ruft er.

III. Der Held von Seeland,

König Herwig, gewinnt Gudruns Liebe durch seine Tapferkeit. In der Liebe zu ihr bewährt er sich als treu. Für Gudrun ist er Alles zu thun bereit. Begleitet vom Bruder seiner Verlobten, unternimmt er gern die gefahrvolle Kundschafterfahrt, und nur seine große Liebe verleitet ihn, als Gudrun auf dem Strande erkannt wird, einen Augenblick die Ritterehre außer Acht zu lassen. Als Hartmuth im Kampfe vor seiner Burg durch Wate in Lebensgefahr gebracht wird, da springt er auf Gudruns Zuruf entschlossen zwischen die Kämpfenden und läßt sich von dem grimmen Helden niederschlagen.

IV. Die Normannen.

1. Ludwig, König der Normannen (Normandie), Lehnsmann Hagens, residirt auf der Burg Kassian. Obwohl bereits

alt, besitzt er doch noch die volle, ungebrochene Manneskraft, welcher König Hettel bald erliegt. Neben dem offenen Kampfe wendet er aber auch eben so gern List an, wenn sie ihm räthlich erscheint; er flieht unter dem Schutze der Nacht vom Wülpensande, die Klage der Gefangenen durch grausame Drohung unterdrückend. Dem schwergekränkten Bräutigam wirft er im Kampfe vor Kassian den kältesten Hohn entgegen: „Du klagst mir deinen Schaden ohne Noth, hier ist noch mancher Andere, dem ich Gut und Freunde nahm; nimmer wieder sollst du deine Fraue küssen.“ In seinem Hause tritt er ziemlich zurück. Als Gerlind und Hartmuth über die Werbung um Gudrun einig sind, „nach dem alten Könige man da sandte.“ Seine etwas mürrischen Einwendungen bleiben aber ganz unbeachtet.

2. Hartmuth, König Ludwigs Sohn, liebt Gudrun, aber bei weitem nicht mit Herwigs Neigung. Reichthum, Berühmtheit und hohe Abkunft bestimmen ihn, um Gudrun zu werben. Die Beharrlichkeit in der Durchführung des Unternehmens wird dann wesentlich durch die Rache des gekränkten Bewerbers bedingt. Er bietet sich selber und alles Seine der Geliebten an; da sie ihn ausschlägt, entführt er sie und läßt nun die Mutter ihre strenge Zucht versuchen, den Widerstand der Fremden zu brechen. Gerlind geht freilich weiter, als er weiß und will, und als er durch Gudrun Kenntniß davon erhält, tadelt er die Mutter ernstlich, ohne jedoch Vorkehrungen zu treffen, die eine Wiederkehr der Mißhandlungen unmöglich machen. Gudrun beurtheilt ihn mild und hält ihn für werth, durch Hildeburgs Hand beglückt und wieder als König eingesetzt zu werden. Als Held ist Hartmuth untadelig; mit Entrüstung weist er Gerlinds Rath, sich hinter den Mauern zu vertheidigen, ab und rückt den Angreifern furchtlos entgegen.

3. Ortrun, Hartmuths Schwester, ist eine gute, rein weibliche Seele, die sich durch ihre Theilnahme die aufrichtige Zuneigung Gudruns erwirbt und darum auch zum Schluß durch die Vermählung mit Ortwin belohnt und in die Familie der Hegelingen aufgenommen wird. Mit Hildeburg hat sie in dem Gedicht die Bestimmung, die zarte Weiblichkeit der Heldin (Gudrun) zu retten, die ihren Feinden gegenüber nur in stolzem Trotz, bei den milden Frauen aber in klagendem Leid auftreten kann.

4. Gêrlind, Ludwigs Gemahlin, ist ein sehr selbstständiger, aber durchaus boshafter Charakter. Im Hause weiß sie sich Geltung zu verschaffen; Ludwig muß thun, was sie will; nur Hartmuth, dessen Wohl und baldige Selbstständigkeit sie übrigens im Auge hat, auf eigene Unkosten fördert, nimmt sich's heraus, ihr zuweilen zu widersprechen und ihrem Vorhaben in den Weg zu treten. Seine Bewerbung um Gudrun ist ihr Werk. „Gerlind,

seine Mutter, die rieth ihm so." Als Gerlind Gudruns Charakterfestigkeit erkannt hat, ist ihr nicht mehr die Verheirathung Ziel und Zweck, sondern vorzugsweise die Mißhandlung der Fremden. Dadurch wird sie eben die „böse", die „üble" Gerlind, wie das Gedicht sie oft nennt, und darum muß ihr auch der Lohn zu Theil werden, den sie durch Wate empfängt.

V. Siegfried von Moorland,

der irrthümlich in einen Mohrenkönig verwandelt wird, tritt als Nebenperson auf, zu Anfange, um die zwischen Hettel und Herwig geschlossene Verbindung inniger machen zu helfen, erhält dann aber zum Schluß, als Lohn für seine guten Dienste in der Normandie, Herwigs Schwester zur Gemahlin, von der vorher gar nicht die Rede gewesen ist.

4. Die Composition des Gedichts.

Der erste Theil des Gedichts, den wir in der Inhaltsangabe mit „Hagen" bezeichnet haben, hängt zwar biographisch, innerlich, also künstlerisch, aber gar nicht mit den beiden folgenden zusammen, was, wie schon bemerkt, zu der Ansicht geführt hat, anzunehmen, daß die wahre Gudrun, nämlich der zweite und dritte Theil, einem andern Dichter angehört. Schließen wir uns der Anschauungsweise an, dann kann die ganze Composition als eine treffliche, der des Nibelungenliedes nicht nachstehende bezeichnet werden. Die beiden Theile sind nicht bloß durch die fortlaufende Erzählung mit einander verbunden, sondern sie gehören durch innere Nothwendigkeit zusammen, als symmetrische Stücke einer großen Composition. Wie im Nibelungenliede, so zieht sich auch hier die Vergeltung in consequenter Strenge durch das Gedicht, wenn auch des Dichters milderer Sinn die Fäden der Handlung nicht in ihrem blutigen Strafgericht, sondern erst im versöhnenden Schluß zusammenlaufen läßt. Hagens, des betrogenen Vaters, Leid fällt schwer auf den Entführer zurück, Hettel fällt im Kampfe um das geraubte Kind; was Hilde als Tochter verschuldet, das büßt sie als verlassene Mutter und mit ihr die gefangene Gudrun; und ihres Leides Urheber werden auch wieder von der Rache ereilt. Aber alle die wechselvolle Vergeltung vermählt sich der mannigfaltigen Schönheit der Composition und scheint durch die reiche Symmetrie der Anlage bedingt, nicht über einen moralischen Leisten gearbeitet, die natürliche poetische Gerechtigkeit fordert nirgends zu tugendhafter Reflexion auf. Der friedenshelle Schluß kommt ebenso ungezwungen als überraschend, erscheint nicht nachträglich als angeleimt, sondern der Dichter läßt

ihn dem scheinbar dürren Stamme als lebendige Krone entsprießen.

Einzelne Partien des Gedichts, die isolirt dastehen und bedeutungslos in Bezug auf das Ganze sind, hält man für spätere, unberechtigte Hinzufügungen anderer Bearbeiter des Werkes und hat versucht, sie daraus zu entfernen, wie aus den unten genannten Arbeiten von Ettmüller, Müllenhoff und Plönnies zu ersehen.

5. Die Idee des Gedichts.

Als Idee des Gedichts kann der Gedanke bezeichnet werden, daß unwandelbare Treue in der Liebe ihre endliche Belohnung findet und Alles beseligt, was in ihre Nähe kommt. Wie im Nibelungenliede, so ist es also auch hier die Vergeltung, welche zur Anschauung gebracht wird, nur mit dem Unterschiede, daß in der Gudrun „aus Leid Freude folgt", im Nibelungenliede dagegen „aus Freude Leid."

6. Form der Darstellung.

Wie im Nibelungenliede, so ist auch in der Gudrun die Sprache durchgängig knapp, die äußere Schilderung geradezu wortkarg, aber treffend und ausreichend zur Ergänzung der reichen innern. Es ist die Form des einfachen Volksliedes, die überall durchklingt. Offenbar ist die Gudrun ebenso aus vorhandenen Sagen und Volksliedern entstanden, wie das Nibelungenlied.

Die Strophen bestehen aus vier Versen; die Verse sind denen des Nibelungenliedes nachgebildet, die der zweiten Hälfte haben jedoch weibliche (klingende) Reime, und die letzte Halbzeile hat fünf Hebungen. Mehrfach wird auch der Binnenreim angewandt.

„Diese Abänderungen begründen einen sehr tiefen Unterschied des ganzen Charakters zwischen beiden Strophen. Der Gegensatz beider Arten des Versschlusses, der Gegensatz des Kräftigen und Weichen, des Männlichen und Weiblichen, wird aus der einzelnen Zeile auch in die Strophe als Ganzes verpflanzt, nur in umgekehrter Ordnung als in jener: die Gudrunstrophe schreitet von strengem Anfange zu gemildertem Ausgange vor und gleichzeitig schwindet in ihrer zweiten Hälfte der Gegensatz innerhalb der einzelnen Langzeile. Das Gemilderte erscheint somit als das Ziel, als das Herrschende in dieser Strophe. Zugleich giebt ihr der fünf Mal gehobene letzte Halbvers einen lang austönenden, volleren, prächtigeren Abschluß. Man muß hiernach wohl zugestehen, daß die Gudrunstrophe von beiden der höher entwickelte Organis-

mus sei; aber sie dürfte gleichwohl oder gerade darum den Anforderungen an eine epische Form minder entsprechen. Man wird vielleicht die einzelne Gudrunstrophe der einzelnen Nibelungenstrophe unbedingt vorziehen, aber man wird in einem längeren Gedichte die letztere lieber hören. Das Weiche, ja Ueppige in der Schlußwirkung der Gudrunstrophe, ihre reichere Anlage und die starken Contraste in dieser beeinträchtigen diejenige feste, ruhige Einfalt, die das Wesen der epischen Würde ausmacht; und je mehr die Strophe an Einfachheit verloren hat, gerade desto mehr hat die Gefahr der Einförmigkeit zugenommen. Denn der ausschließlich herrschende, stumpfe Versschluß erscheint als etwas Naturnothwendiges und erregt für seine ewige Wiederkehr keine Aufmerksamkeit; aber dies thut wohl der Wechsel zwischen stumpfem und klingendem Schlusse und kann durch die regelmäßigen und kurzen Perioden, worin er erfolgt, ermüden; und ebenso liegt dem stärkeren glänzenden Effecte, den der fünf Mal gehobene achte Halbvers macht, die Gefahr sich abzunutzen näher als dem bescheidneren des entsprechenden Gliedes der Nibelungenstrophe." (Rieger in: Plönnies, Kudrun.)

7. Ort der Handlung.

Als Ort der Handlung erkennt man aus den Namen und vielen andern Bezeichnungen das Gebiet der deutschen Nordseeküste, Schleswig und die Niederlande. Hier hat sich unsere Sage historisch angeheftet, und hier, zwischen Jütland und der Schelde, sind unsere Helden zu Hause und ihre Länder zu suchen. Aber alle Länder und Namen genau geographisch zu bestimmen, ist unmöglich; wir haben es mit einer Dichtung, nicht mit einem historisch-geographischen Werke zu thun. Dazu kommt, daß der Dichter dem Gebiet fern stand und aus Unkenntniß manche Verwechselung sich zu Schulden kommen ließ.

So ist **Moorland** gewiß ursprünglich eine Lokalität an der Nordseeküste, worauf der Name (Moor = Sumpf) hindeutet. Der Dichter versetzte aber Siegfried wohl nach Mohrenland, um ihn plötzlich Behufs des Einfalls in Herwigs Land aus märchenhafter Ferne herbeizuholen und ebenso bequem wieder fallen lassen zu können.

Ortland oder **Nortland** bezeichnet wahrscheinlich **Jütland**.

Seeland ist an der Scheldemündung zu suchen.

Wülpensand bezeichnet eine flache Strandinsel unweit der westlichen Scheldemündung.

Tenelant, Tenemarke ist **Dänemark**.

Die **Mark zu Stürmen**, Wate's Reich, ist nicht mit

Sicherheit zu bestimmen; es ist vielleicht die Gegend, worin Hamburg und Glückstadt liegen, nördlich vom Flusse Stör.

Diethmers läßt das heutige Dietmarsen zwischen Eider und Elbe nicht verkennen.

Waleis, Morungs Mark, gehört, mehrfachen Bestimmungen des Gedichts zufolge, dem norddeutschen Lokal an und bildete wahrscheinlich die Westgrenze von Hettels Reich; die französische Endung muß es nachträglich bekommen haben.

In Ormanie ist die Normandie nicht zu verkennen.

Der Name Niflant ist wahrscheinlich später eingeschoben und als unecht zu betrachten.

Hegelingen, der Beiname Hettels, bezeichnet wohl nicht ein Land, sondern deutet vielleicht auf ein altes Königsgeschlecht.

8. Literaturhistorisches.

Die Gudrun ist nur in einer aus dem 16. Jahrhundert (1582) stammenden Handschrift (Abschrift), die sich in der Ambraser Sammlung in Wien befindet, vorhanden. Von der Hagen veranstaltete 1820 in seinem Heldenbuche die erste Ausgabe desselben. Die Zeit, aus welcher das Gedicht stammt, läßt sich nicht genau angeben; es dürfte jedoch bald nach dem Nibelungenliede gedichtet worden sein, etwa im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts. Der Dichter ist unbekannt, gehörte aber wohl zu den fahrenden Sängern (Volksdichtern), da er zum Schluß des Gedichts derselben gedenkt und ausführlich von den reichen Geschenken redet, die sie bei der Hochzeit erhielten. Er lebte wahrscheinlich in Oberdeutschland, was man aus der gelegentlichen Erwähnung Schwabens und aus dem Umstande schließt, daß er an einer Stelle die dichten Schüsse der Kämpfenden mit dem von den Alpen herabgewehten Schnee vergleicht.

Ueber die Schreibung des Namens sind die Gelehrten nicht einig. Die Handschrift hat Chautrun. Die gewöhnlich gewordene Form ist Gudrun. Ziemann, der die Handschrift in reines Mittelhochdeutsch zurückübersetzte, aber mit starken Willkürlichkeiten gegen das Versmaß, schreibt Kutrûn, Müllenhoff, und nach ihm Plönnies, Kûdrûn.

Ettmüller und Müllenhoff haben versucht, die Gudrun von den späteren Zuthaten zu reinigen, ohne sich dadurch allgemeinen Beifall zu erwerben, wie es ja Lachmann in Bezug auf das Nibelungenlied auch nicht gekonnt. Plönnies hat sich Müllenhoff angeschlossen, pflichtet ihm jedoch nicht in allen Stücken bei.

9. Literatur.

A. Ausgaben des Urtextes.

Von d. Hagen und Primisser, Der Helden Buch; in der Ursprache herausgegeben. Erster Theil. Berlin, 1820. 7⅓ Thlr.

Vollmer, Gudrun. Mit Einleitung von A. Schott. Als V. Band der deutschen Dichtungen des Mittelalters. Leipzig, 1845. 1 Thlr. (Nicht bedeutend.)

Ettmüller, Gudrunlieder. Nebst einem Wörterbuche. Schulausgabe. Leipzig, 1847. 22½ Sgr. (Gut.)

Müllenhoff, Kudrun, die echten Theile des Gedichts. Kiel, 1845. 1 Thlr.

B. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung.

Wilh. v. Plönnies, Kudrun, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von Max Rieger. Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. Leipzig, 1853. 2⅔ Thlr. (Werthvoll.)

C. Uebersetzungen.

Simrock, Gudrun. Deutsches Heldengedicht. Zweite Auflage. Stuttgart und Tübingen, 1851. 1½ Thlr. (Gut.)

Keller, Gudrun aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt. Mit einem Titelbilde. Stuttgart, 1840. 1¼ Thlr. (Nicht bedeutend.)

Koch, Gudrun. Nach der Müllenhoff'schen Ausgabe der echten Theile des Gedichts. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Leipzig, 1847. 20 Sgr. (Nicht bedeutend.)

San Marte (A. Schulz), Gudrun. Nordseesage. Nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Berlin, 1839. 1⅓ Thlr. (Entbehrt zu sehr des epischen Charakters, da die Uebersetzung ganz frei in lyrischer Form ausgeführt ist.)

D. Bearbeitungen für die Jugend.

Osterwald, Gudrun. Als 1. Thl. aus den Erzählungen aus der alten Welt. Halle, 1848. 20 Sgr. (Gut.)

Bäßler, Gudrun. Als 3. Thl. der schönsten Heldengeschichten des Mittelalters, ihren Sängern nacherzählt. Leipzig, 1844. 12½ Sgr. (Gut.)

Klopp, Gudrun. Der deutschen Jugend erzählt. Leipzig, 1850. 22½ Sgr. (Gut, schließt sich dem Original sehr an, behält auch die Kapiteleintheilung bei.)

IX. Wolfram von Eschenbach.

Parzival.

I. Gawan's Abenteuer im Zauberschlosse.

(Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von San-Marte (A. Schulz), I. Bd., 6. Buch, Nr. 68. — Lesebuch von Lüben und Nacke, VI. Thl. Nr. 3.)

1. Erläuterungen.

Gawan, Sohn des Königs Lot aus Norwegen, gehörte zu den tüchtigsten Rittern der Tafelrunde des Königs Arturs (Artus). Auf Veranlassung Parzivals, des Helden unserer Dichtung, forscht er nach dem heiligen Gral, einem Gefäß, welches Jesus beim letzten Abendmahl gebraucht hatte und das später nach Spanien in einen Tempel auf dem (Berge) Montsalväsche zur Aufbewahrung gebracht worden war. Hierbei gelangte er, ohne es zu wissen, nach Chateau-Merveille, der Burg des Zauberers Klinschor, in der vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen verzaubert lebten. Wer diese aus dem Zauber Klinschors befreien wollte, mußte in der Burg schwere Abenteuer bestehen, gelangte aber dann zugleich in den Besitz des Landes. Zahllose edle Ritter hatten diese Befreiung bereits versucht, aber alle den Tod dabei gefunden. Nachdem Gawan hiervon durch den Fährmann Plimpalinot, bei dem er übernachtet, Kenntniß erhalten hatte, beschloß er, die Abenteuer zu bestehen. Plimpalinot suchte ihn von diesem gefahrvollen Unternehmen abzubringen; als er aber sah, daß alle Warnungen erfolglos blieben, wappnete er ihn, gab ihm einen festen Schild und rieth ihm, von dem vor dem Burgthor sitzenden Krämer Etwas zu kaufen und dafür sein Roß zu versetzen. Mit den Worten: „So helfe denn der mächt'ge Gott, daß ich zum Ziele sonder Warten hindurch mich ring' und Euch kann danken mit würd'gem Lohn so treuen Beistand und werthe Pflege, die ich fand", reitet Gawan zum Zauberschlosse. Wie es ihm dort erging, berichtet der oben citirte Abschnitt des Lesebuches.

V. 12. „Ja selbst den ganzen Griechenstaat." Im Jahre 1204 eroberten die Franken bei Gelegenheit des Kreuzzugs Konstantinopel, nachdem sie beabsichtigt hatten, den jungen Alexis auf den griechischen Thron zu setzen. Es ward eine unermeßliche Beute gemacht, und selbst Kirchen und Gräber wurden geplündert. Unmittelbar nach der Zeit, als die Kunde hiervon nach Deutschland kam, dichtete Wolfram den Parzival, und es ist daher wahrscheinlich, daß diese Plünderung des Griechenstaats ihn zu der Bemerkung in V. 12—16 veranlaßt.

19. „Spangen“ nennt man metallene Heftel oder Haken zum Zusammenhalten von Kleidungsstücken, besonders sofern sie zugleich als Schmuck dienen. Es giebt Gürtel-, Schuh-, Arm-, Halsspangen. Im Oberdeutschen wird der Blechschmidt oder Klempner Spängler genannt, weil er Spangen verfertigt.

28. „So bleibt mein Gut euch unbenommen“, d. h. ihr könnt es dann ungehindert nehmen.

31 u. 32. „Mein' ich — einig.“ Ein schlechter Reim. Uebereinstimmung der Vocale und Consonanten geben dem Reim seine Bedeutung noch nicht vollständig; es muß hierzu noch die richtige Quantität und Betonung kommen. Verwerflich, wenn auch sehr oft gebraucht, sind die Reime, die nur auf bedeutungslose Wörter fallen, d. h. solche, die für sich keine Vorstellungen erzeugen. Soll der Reim seine eigentliche Bestimmung erreichen, so muß der Gleichklang eine Versinnlichung von Vorstellungen hervorbringen. Schlecht ist also z. B. V. 77 u. 78:

Jedoch sind schuldlos sie daran.
Der Ritter sah den Saal sich an.

V. 119 u. 120. An den Wänden rings herum,
Hierhin, dorthin um und um.

V. 177 u. 178. Doch da thut eine Thür sich auf;
Ein ries'ger Bauer tritt darauf u. s. w.

33. „Lasset walten Gott.“ Verlaßt euch auf Gott, der euch auch in der größten Bedrängniß helfen kann. Jeder Andere würde mit diesen Worten den Ritter entlassen haben; unser Krämer aber gehört zu der Zahl der neugierigen und geschwätzigen; deshalb muß er erst noch Dies und Jenes wissen, Dies und Das mittheilen.

45. „Marschall“, zusammengesetzt aus altd. marah, mar, Pferd (Mähre) und scalc, Schalk = Knecht, also ursprünglich ein Pferdeknecht, Stallbedienter, Stallmeister; dann der Oberaufseher über den Kriegs- und Hofstaat eines Fürsten; später wurde es ein Titel verschiedener hoher Aemter, als: Reichs-Erbmarschall, welcher auf Reichstagen für die Beobachtung der Ordnung sorgte; Hofmarschall, der Aufseher über die innere Haushaltung des Hauses; Feldmarschall, der erste Befehlshaber bei einem Heere u. s. w. In weiterer Bedeutung versteht man jetzt unter Marschällen die gewählten Aufseher und Anführer bei öffentlichen Feierlichkeiten, besonders festlichen Aufzügen. — Marstall, von gleicher Abstammung mit Marschall, wird nur gebraucht von den Ställen für die zahlreichen Pferde fürstlicher Personen.

53. „Es gäbe dennoch keine Beere für die Gefahr.“ Das Schloß ist hier persönlich gedacht. Es ist so fest

gebaut, daß es auch nicht das Geringste, nicht einmal eine Beere gäbe, um aus einer Gefahr zu kommen.

55. „Zinne" (vielleicht verwandt mit Zahn, Zinke, im Niederdeutschen Tinne), ist der mit Einschnitten oder Schießscharten versehene obere Rand einer Mauer, auch die Einfassung des flachen Daches eines Gebäudes. Beisp.: „Er stand auf seines Daches Zinnen, er schaute mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos hin." (Schiller: Der Ring des Polykrates. Lesebuch Thl. V. Nr. 108.)

61. „Das Lechfeld ist etwas größer." Das Lechfeld ist eine nicht unbedeutende Ebene am Lech, in der Gegend von Augsburg. Der Dichter übertreibt hier absichtlich; er will überhaupt die ungeheure Größe des Schlosses veranschaulichen. Man bezeichnet derartige Uebertreibungen mit dem fremden Worte Hyperbel. Beisp.: „Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen, wie Enteneier so groß." (Hebel: Der geheilte Patient. Lesebuch Thl. V. Nr. 90.)

64. „Mit Kunst gegraben die Fenstersäulen." Sie waren vom Bildhauer künstlich aus Stein gehauen.

68. „Polsterbänke reich und fein." „Reich" bezieht sich auf die kostbare Ausschmückung der Polster, „fein" auf die künstlerisch schöne Arbeit an denselben

70—72. Der Dichter nennt Gawan den Tag des Heiles, das Nahn der Freude und macht dadurch das, was der Ritter erstreben will, zu einer Bezeichnung seiner Persönlichkeit, eine Freiheit, welche sich die mittelhochdeutschen Dichter oft erlauben.

73—77. In dieser Stelle tritt die Subjectivität des Dichters ganz hervor. Er unterbricht den ruhigen Gang seiner Erzählung, um Betrachtungen über das Nichterscheinen der Frauen anzustellen, denen er in komischem Ernste Vorwürfe darüber macht. Dieses Hervortreten der Subjectivität bezeichnet den Charakter der romantischen Heldengedichte, gegenüber dem des Volks-Epos, das sich nur streng an die Thatsache hält.

80. Durch diese Parenthese will der Dichter recht auffallend an die Umständlichkeit seiner Erzählweise erinnern; er verspottet diese gewissermaßen selbst, indem er komisch andeutet, daß er selbst diesen geringfügigen Umstand, ob nämlich die Thür sich zur rechten oder linken Hand befunden habe, nicht übersehen haben würde, wenn er Gewißheit über denselben hätte erlangen können.

84. „Wenn dort der Tod ihn nicht verschlingt." Eine Redeform, die man Trope nennt, d. h. eine Vertauschung oder Verwandlung des Begriffs in ein ihm entsprechendes Bild. Im vorliegenden Falle wird das Seelenlose in Lebendiges verwan-

delt (Prosopopöie), der Tod wird als lebendes Wesen dargestellt, wie auch in folgender Strophe von Voß:

Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
Ein Retter ist der Tod.
Im Reigentanz, ihr Morgensterne,
Lobsinget unserm Gott!

85. „Estrich", ein mit einer Mischung aus Gyps oder Kalk und Sand überzogener Fußboden. Die gedielten Fußböden wurden erst im 17. Jahrhundert Mode.

86. „Durchleuchtig", für durchsichtig.

87. „Jaspis, Sardinen, Chrysolith" = Edelsteine.

88. „Klinschor der Meister", auch Klingsohr aus Ungarland, ist eine durchaus sagenhafte Person, die hier als Zauberer, in dem Gedichte von dem Sängerkriege auf der Wartburg als Minnesänger auftritt, der mit Wolfram von Eschenbach in künstlichen Räthseln seinen Scharfsinn oder vielmehr seine Spitzfindigkeit mißt.

90. „Dies Werk beschickte und berieth" = bereitete und ausstattete, mit Geräthe und Vorrath versah. Berathen hat auch noch die Bedeutung von überlegen und überlisten.

98. „Und beut ihm Abenteuers Wette." Beut = bietet. Unter wette verstand man ein Pfand als Zeichen einer Rechtsverbindlichkeit. Der Sinn der Stelle ist also folgender: das Zauberbette bietet sich dem Ritter als ein Pfand dar für zu bestehende Abenteuer; es bürgt ihm schon durch sein Vorhandensein für die nun folgenden Abenteuer.

100. „Rubinen" sind rothe durchsichtige Edelsteine, die härtesten und kostbarsten nächst den Diamanten.

115. „Die Kreuz und Quer", ein volksthümlicher Ausdruck für: nach verschiedenen entgegengesetzten Richtungen

120. „Um und um" = im großen Umfange, auf allen Seiten, ringsum.

115—126 schildern das Umherfahren des Zauberbettes in trefflichster Weise, wozu der veränderte Rhythmus (aus Jamben sind Trochäen geworden) viel beiträgt.

136. „Wenn fromm sich ihm das Herz erschloß" = wenn der Mensch seine wahre Gesinnung entdeckte, wenn er Gott sich ganz hingab. Dieser ganze Abschnitt athmet die tiefste Religiosität, die meisterhaft in der Schilderung demuthsvoller Ergebenheit in den Willen Gottes dargestellt ist.

145. „Stabschlingen", an Stäben befestigte Schleudern (s. V. 154), die häufig vom Fußvolke im Kriege gebraucht wurden.

147. „Spielen“ heißt im uneigentlichen Sinne s. v. a. sich leicht und frei bewegen. Die Schleudern warfen die Steine mit Leichtigkeit gegen die Ritter.

152. „Zu nutz“, veraltet für: nützte ihm.

153. „Die Steine hagelnd sich ergossen.“ Das Schleudern der Steine wird hier mit einem Hagelwetter verglichen, weil die Steine dicht und längere Zeit niederfielen. Ein treffendes Bild.

157. „Schauer“, ein kurz anhaltender Regen, hier von dem Steinwerfen gebraucht, also dem früher gebrauchten Bilde angemessen. Doch kann das Wort auch in dem Sinne von „innerlicher Empfindung des Schreckens oder der Furcht“ genommen werden.

159. „Armbrust“, ein an einem Schaft befestigter Schießbogen. „Sonder Weile“, ohne Zeitverlust.

166—169. „Der Jugend blühend Angesicht“ u. s. w. Der Schrecken äußert oft auf den Menschen eine solche Gewalt, daß er die Gesichtszüge verändert, das Haar bleicht und scheinbar aus Jünglingen Greise macht.

170. „Guß“, ein starker Regen, hier bildlich gebraucht von der Menge der Pfeile, wie oben von den Steinen.

174. „Schienen“, die aus gebogenen eisernen Platten bestehenden Theile eines Harnisches, welche die Arme und Beine bedecken.

195. „Daß ihr den Leib zum Pfande gebt“, daß ihr das Leben lassen müßt als eine Bürgschaft für eure Unschädlichkeit.

198. „Ihr wandelt doch des Todes Fährte“, ihr geht auf dem Wege zum Tode, ihr müßt doch sterben.

199. „Inne werden“, innerlich gewahr werden, überzeugt werden.

200. „Von hinnen gehen“, alterthümlicher und dichterischer Ausdruck für: von hier hinweggehen.

206. „Durchgerungen“ = durchgekämpft.

208. „Schier“, im Mittelhochdeutschen und jetzt noch im Oberdeutschen für fast, beinahe.

211. „Stutzen“ = betroffen oder bestürzt, plötzlich still stehen, schweigen oder im Gedankengange inne halten.

219. „Hungerwüthend“ statt: wüthend vor Hunger.

236. „Feuerdampf“, hier für: heißen Athem.

237. „Mit Zähneblecken“, mit entblößten Zähnen.

239—42. Der Dichter lobt sich hier selbst in gutmüthigem Spaß.

247. „Sich bäumen“ = sich steil aufrichten, gerade in die Höhe steigen.

254. „Heil!" Abgekürzter Ausruf für: Heil ihm! ein Glückwunsch, dem Ritter nach überstandener Gefahr dargebracht.

263. „Ihm schwindelt, er taumelt, strauchelt, fällt." Die ganze Schilderung von V. 256 an ist treffend, vor Allem aber die Darstellung des allmählichen Hinsinkens des Helden, die durch die Weglassung der Verbindungswörter (Asyndeton, Asyndese) noch anschaulicher wird. Das schönste Beispiel eines Asyndeton bilden wohl folgende Verse aus Klopstock's „Messias":

— Er rufte mit lechzender Stimme: mich dürstet!
Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte: „Vater, in deine Hände befehl' ich meine Seele."

Nachdem es still im Saale geworden, erzählt das Gedicht dann weiter, schaut ein Mägdlein durch ein Deckfenster nach dem Ritter, den sie todt glaubt. Auf ihren Ruf kommt auch die Königin Arnive mit ihren Frauen und sendet zwei Jungfrauen ab, die erspähen sollen, ob noch Leben in dem Ritter sei. Furchtsam nahen sich diese, lösen dem Helden den Helm ab, überzeugen sich, daß er noch lebt, und flößen ihm nun Wasser in den Mund, worauf Gawan erwacht und erfährt, daß er den Zauber besiegt und vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen erlöst habe. Von Frauenhänden lind gepflegt, gesundet er in wenigen Tagen und zieht dann wieder aus zu Kampf und Streit.

2. Inhalts-Angabe.

Gawan nahet sich dem Thore des Zauberschlosses und findet hier in einem sammetnen, mit Kostbarkeiten aller Art angefüllten Zelte einen Krämer, dem er verschiedene Waaren abkauft. Der Krämer wünscht ihm Glück zu seinem Unternehmen, erbittet sich von dem Ritter das Roß zur Pflege, und dieser geht nun dem Schlosse zu, das in schimmernder Pracht und wohlbefestigt sich vor ihm aufthürmt.

Das Innere des Schlosses, in das Gawan jetzt eintritt, entspricht seinem Aeußern. Er gelangt durch den ungeheuern Burghof in einen Saal und dann in einen zweiten, dessen durchsichtiger und reich mit Edelsteinen geschmückter Estrich so glatt ist, daß Gawan die größte Mühe hat, festen Fuß zu fassen. In der Mitte des Saales steht das Zauberbette auf rubinenen Rollen. Der Ritter strebt lange vergeblich, das stets vor ihm entweichende Bett zu erreichen, bis es ihm gelingt, mitten darauf zu springen. Aber nun fährt das Bett mit Donnergetön im Saale hin und her, so daß der betäubte und entsetzte Gawan der Länge nach sich ausstreckt, mit dem Schilde bedeckt und, Gott um Schutz anflehend, in sein Schicksal duldend sich ergiebt.

Plötzlich bleibt das Bett in der Mitte des Saales stehen. Aber nun fangen von allen Seiten fünfhundert Schleudern an, ihn so mit Steinen zu beschießen, daß er ohne den harten Schild seines Wirthes Plimpalinot den Steinwürfen hätte erliegen müssen. Kaum ist dieses Hagelwetter vorüber, so beginnen fünfhundert Armbrüste aus allen Ecken Pfeile nach ihm zu schießen, die ihm manche Quetschung beibringen und Schnitte durch die Schienen machen, und als nun auch dieser Guß aufhört und Gawan schon hofft, das Ende der Noth erreicht zu haben, da tritt aus einer Thür ein riesiger Bauer, eingehüllt in Kleider von Fischhaut und einen dicken Knotenstock in der Hand. Dieser sieht kaum mit Erstaunen, daß der Ritter noch lebt, so tritt er vorsichtig zurück, verkündigt mit zornigem Blicke neuen Kampf und verläßt wüthend den Saal.

Gawan bereitet sich eilends zum Kampfe vor, indem er die Pfeilstäbe von dem Schilde abschlägt. Und nun ertönt ein furchtbares Gebrüll. Ein Löwe, groß wie ein Streitroß und vor Hunger wüthend, springt herein, auf den Ritter los und packt mit seiner Tatze den Schild, daß die Klauen tief in das Eisenblech eindringen. Gawan haut ihm den Fuß ab, so daß das Blut reichlich in den Saal strömt und der Ritter nun im Stande ist, auf dem, seiner Glätte benommenen Estrich fest zu stehen. Brüllend vor Schmerz und feurigen Athem schnaubend, springt der verwundete Löwe mit Zähneblecken nach dem Ritter; auf Tod und Leben beginnt der Kampf, und von dem Blute des Ungethüms ist bald der ganze Saal überströmt. Jetzt bäumt es sich grimmig empor, um den Ritter unter sich zu bringen; der aber stößt ihm den Degen tief in die Brust, daß es todt zu Boden stürzt.

Ueberwunden hat nun der Held, doch betäubt von den Bogen- und Schleuderschüssen und blutend aus mancher Wunde, sinkt er ohnmächtig an der Seite des todten Löwen nieder.

3. Gliederung des Gedichtes.

I. Gawan vor dem Schlosse. V. 1—46.
   A. Beschreibung des Zeltes. V. 1—16.
   B. Gespräch mit dem Krämer. V. 17—46.

II. Gawan in dem Schlosse. V. 47—266.
   A. Beschreibung des Schlosses. V. 47—84.
      1. Das Aeußere. V. 47—60.
      2. Das Innere. V. 61—84.
   B. Gawan's Abenteuer. V. 85—254.
      1. Abenteuer mit dem Zauberbette. V. 85—140.
         a. Beschreibung des Saales und Bettes. V. 85—101.
         b. Die Bettfahrt. V. 101—140.

2. Abenteuer mit den Schleudern. V. 141—156.
3. Abenteuer mit den Pfeilen. V. 157—174.
4. Abenteuer mit dem Bauer. V. 175—200.
5. Abenteuer mit dem Löwen. V. 201—255.
   a. Vorbereitung zum Kampfe. V. 201—206.
   b. Beschreibung des Löwen. V. 207—219.
   c. Der Kampf. V. 219—255.

C. Wirkung des Kampfes auf Gawan. V. 256—266.

4. Lesen des Gedichtes.

Mit geringen Ausnahmen erfordert das ganze Stück den lebhaftern Erzählton. Die Worte des Krämers (V. 21—42) sind im Tone freudiger Ueberraschung, der jedoch in V. 34 u. 35 leise in den der neugierigen Frage übergeht, zu lesen. Die Beschreibung des Saales (V. 63—69) muß etwas langsamer, als das Vorhergehende, und mit gehobener Stimme gelesen werden, während die nun folgenden Reflexionen des Ritters (V. 70—77) den Ton harmloser Laune verlangen. Vom 102. V. an wird der Erzählton lebendiger. Das Stehenbleiben und das eilige Entweichen des Bettes (V. 111) muß durch langsames, mit Pausen unterbrochenes, und dann wieder durch schnelles Lesen ausgedrückt werden. Dann aber erfordern namentlich die V. 115—126 eilige Bewegung im Ton, der sich nach dem Schlusse hin zum höchsten Ausdrucke steigern muß. Eine solche Steigerung bedingen auch die folgenden V. 127—131, namentlich die beiden ersten:

Gawan, von dem Getös' betäubt,
Entsetzt, daß hoch sein Haar sich sträubt,

bis die Stimme mit V. 132 plötzlich in den ruhigen Ton ergebungsvollen Duldens herabsinken muß.

Von V. 141 an beginnt wieder der ruhige Erzählton, der nur bei Schilderung der verschiedenen Kämpfe lebhafter werden darf. Die Worte des Bauers (V. 193—199) sind in trotzigem, drohendem Tone zu lesen. Nach einer längern Pause hinter V. 206 müssen die Worte: „da — horch —" kurz und scharf hervorgestoßen, Gawans Worte erst im Tone erwartungsvollen Fragens, dann aber fester Entschließung gesprochen werden. Der Kampf mit dem Löwen macht den gesteigerten Erzählton nöthig, in V. 239—242 unterbrochen von dem ruhigen Tone gutmüthigen Versicherns. Vor dem letzten Absatz, der im Tone freudigen Ausrufs beginnt, ist eine größere Pause erforderlich. Wohl zu berücksichtigen ist die Steigerung in den V. 257—268, die, mit Pausen hinter den drei ersten scharf hervorzustoßenden Verben des 263. V., bei dem letzten Worte plötzlich abfallen muß.

II. Das ganze Gedicht.

1. Inhalt des ganzen Gedichts.

Parzival*), der Sohn Gamurets, aus dem königlichen Geschlecht von Anjou und der aus dem Königsstamme der Gralshüter entsprossenen Herzeleide (Herzeloyde), wird nach des Vaters frühem Tode von der besorgten Mutter in der Einöde Soltane am Brezilianwalde (Bressilian) erzogen, einem künftigen Einsiedler gleich, fern von aller Berührung mit der Welt, denn die Mutter fürchtet, der Sohn möge, gleich dem tief betrauerten Vater, von Thatenlust gedrängt, ruhelos von Kampf zu Kampf und in einen frühen Tod stürmen. In kindischem Spiel schnitzt sich der Knabe Bogen und Pfeile und erlegt die singenden Waldvögel; aber bald, wenn er einen der singenden Vögel getödtet hatte, brechen bittere Thränen aus seinen Augen, daß der liebliche Sang durch seine Hand verstummt war. Seitdem lauschte er, stumm und regungslos unter den Bäumen liegend, dem Gesange der Vögel, und es ward ihm wohl und weh in der kindlichen Seele, und sein junges Herz schwoll hoch auf, so daß er weinend zur Mutter eilte, ihr sein Leid — welches? wie wußte er das? — zu klagen. Die Mutter will die Vögel, die ihr Kind zu so tiefem Leide aufregen, tödten lassen; aber der Sohn erbittet für sie Frieden — und die Mutter küßt den Sohn: „Wie sollte ich des höchsten Gottes Friedegebot brechen? sollen die Vögel durch mich ihre Freude verlieren?“ „O, was ist Gott?“ fragte der Knabe. Und die treue Mutter antwortet: „Er ist lichter als der klare Tag, einst aber hat er Antlitz angenommen gleich Menschenantlitz. Zu ihm sollst du dereinst flehen in deiner Noth, denn er ist getreu. Aber es giebt auch einen Ungetreuen, den wir der Hölle Wirth nennen, von dem sollst du deine Gedanken abwenden, und auch vor des Zweifels Wanken dich hüten.“ Der Knabe pflegt des Waidwerks und wächst zum starken Jüngling heran; da vernimmt er eines Tages auf einer einsamen Bergheide einen schmalen Waldpfad entlang Hufschläge. Ist das, denkt er, etwa der Teufel? vor ihm fürchtet die Mutter sich so sehr; ich dächte ihn wohl zu bestehen. Aber es sind drei, von Kopf bis zum Fuß glänzend gewaffnete Ritter auf stolzen Rossen, welche jetzt an den Jüngling heranreiten, und mit einem Male wird die ferne, fremde Welt in all ihrer Herrlichkeit vor dem innern Auge des in der Waldeinsamkeit aufgewachsenen Jünglings aufgeschlossen: er meinte, ein jeder dieser Ritter wäre Gott. Jetzt ist kein Halten mehr, er muß hinaus, hinaus aus dem grünen stillen Dunkel seines Wald-

*) Sprich Parsiwal; man schreibt auch Parcival, französisch Perceval.

hauses, hinaus aus den, zärtlich den Sohn umschlingenden Armen der treuen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu freudigem Ritte durch alle Lande, zu freudigem Kampfe und ruhmvollem Siege — hinaus an König Arturs' Hof, zu der Blüthe aller Ritterschaft. Und die Mutter, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen kann, läßt ihm ein Gewand anlegen zur Fahrt — doch nicht eines Ritters, sondern eines Thoren Gewand, aus Sacktuch und Kälberfellen genäht. Und so reitet der in sich noch Versunkene, der Unerfahrene, der das stille Heimathsgefühl und den dunkeln, aber mächtigen Trieb in die Ferne und Fremde noch ungeschieden in sich trägt; so zieht er dahin, um der Welt als ein Thor zu erscheinen, wie die meisten wahrhaft tiefen deutschen Gemüther bei ihrem ersten Auftreten in der Welt als Thoren sich darstellen.

Der treuen Mutter bricht der Abschied von dem Sohne das Herz; sie küßt ihn und läuft ihm nach; als er aber aus ihren Blicken entschwindet, sinkt sie zusammen, und ihre Augen schließen sich für immer. Parzival gelangt an den Hof Artur's, welcher damals zu Nantes aufgeschlagen war, und erregt durch seinen Aufzug allgemeines Aufsehen, so daß eine Fürstin, die gelobt hatte, nicht zu lachen, bis sie den erblicken würde, der den höchsten Preis erworben hätte oder doch dereinst erwerben sollte, durch ihn zum Auflachen bewogen wird, — ein alter sagenmäßiger und noch heute vielfach verarbeiteter Zug. Eben solches Aufsehen aber erregt seine, wenn schon noch rohe und ungefüge Tapferkeit. Erst später gelangt er zu dem alten Ritter Gurnemanz, der ihn edle Rittersitte und Rittergeschicklichkeit üben lehrt, ihm namentlich empfiehlt, bei Frauen sittsam, bei Männern nicht vorlaut zu sein, nicht kindisch nach Allem zu fragen.

Die erste That, welche er nunmehr ausführt, ist der Schutz einer, von übermüthigen Freiern bedrängten und in ihrer Residenz belagerten Königin, Konduiramur (Condwiramur); er rettet sie, und sie wird seine Gemahlin. Doch nicht gar lange weilt er bei ihr; die Heimathsehnsucht und der Wandertrieb erwachen von Neuem in ihm, und er zieht aus, nach seiner Mutter zu sehen, von deren Tod er nichts erfahren hat.

Auf dieser Fahrt gelangt Parzival nach schnellem, ziellosem Ritte Abends zu einem See, wo er Fischer nach der Herberge fragt. Der eine von diesen, reich gekleidet, aber traurig, weist ihn zu einer nahen Burg, der einzigen, die er weit und breit finden werde; dort wolle er selbst den Wirth machen. Parzival kommt an dem Burgthore an und wird, da er von dem traurigen Fischer gesendet ist, eingelassen. In der Burg angekommen, öffnet sich vor Parzivals erstaunten Augen die blendendste Pracht und eine niegesehene Herrlichkeit: in einem weiten Saale mit hundert

Kronleuchtern sitzen auf hundert kostbaren Ruhebetten vierhundert Ritter; Aloeholz brennt auf drei marmornen Feuerstätten in hellen wohlriechenden Flammen. Eine stahlblanke Thür öffnet sich, und vier Fürstinnen, in dunkeln Scharlach gekleidet, treten ein mit goldenen Leuchtern; ihnen folgen acht edle Jungfrauen in grünem Sammet, die eine durchsichtige, funkelnde Tischplatte von edlem Granatstein tragen; sechs andere in glänzendem Seidengewand tragen silberne Geräthe, und noch sechs geleiten die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Herrin, Repanse de joie, in den Saal. Diese trägt ein Gefäß von wunderbar funkelndem Stein, welches sie vor dem König niedersetzt, worauf sie sich dann in den Kreis ihrer edeln Jungfrauen zurückzieht. Aber inmitten dieser Herrlichkeit wohnt das tiefe Leid; in Pelzwerk gehüllet, sitzt traurig und an schweren Wunden siech der König auf seinem Ruhebette, und als eine bluttriefende Lanze von einem Knappen durch den Saal getragen wird, bricht allgemeines Wehklagen aus. Parzival sitzt neben dem König und sieht durch die geöffnete Thür auf einem Spannbette einen schneeweißen Greis im Nebenzimmer ruhen: er ist in der Burg des Grals angekommen, aber er weiß nicht, fragt auch nicht, daß er an der Stätte des höchsten Heils und des tiefsten Leids, welches er allein wenden kann, verweilt; er sieht nicht und fragt auch nicht, daß der Gral vor ihm steht, daß der schneeweiße Greis im Nebenzimmer sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel, daß der sieche König sein Oheim, Anfortas, und die jungfräuliche Königin seiner Mutter Schwester ist; er fragt nicht, obgleich der König ihn mit einem Schwerte beschenkt und dabei seiner Verwundung erwähnt. In köstlicher Pracht wird die Abendbewirthung vollbracht, in eben so köstlicher Pracht die Ruhestätte für Parzival eingerichtet. Aber am andern Morgen findet Parzival Kleider und Schwert vor seinem Bette liegen, sein Roß gesattelt und angebunden, und tiefe, menschenleere Oede herrscht in den weiten Sälen und Höfen der wunderbaren Burg. Parzival reitet von dannen, und als er das Thor im Rücken hat, höhnt ihn ein Knappe von der Burg aus, daß er unbesonnener Weise nicht gefragt habe. Unmittelbar darauf findet er eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten klagend im Arme hält, und die ihm schon einmal auf seinen Zügen aufgestoßen ist: es ist gleichfalls eine unerkannte Verwandtin und seine eigene Pflegeschwester, Sigune, Tschionatulanders Braut; von ihr erfährt er noch genauer, wie schwer er gefehlt, daß er nicht nach dem Heile, das ihm, ohne daß er es wußte und wollte, entgegengetragen worden, gefragt habe; sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelassen, und will nichts wieder von ihm hören.

In tiefem Sinnen reitet Parzival von dannen, und immer

tiefer versinkt er in sich selbst, bis er zuletzt bei dem Anschauen dreier Blutstropfen, die im Schnee vor ihm ausgegossen sind, sich völlig verliert in träumerischen Sinnen und süßes Andenken an die süße, verlassene Gattin Konduiramur. Er denkt ihrer Thränen, „als zwei Thränen standen in ihren Augen und eine auf ihrem Kinn;" in weiter wilder Welt überfällt ihn mit einem Male überwältigendes Heimweh wie ein schwerer Traum, und noch sollten Jahre vergehen, bis er die geliebte Gattin wiedersah: an derselben Stelle aber, wo er einst die Blutstropfen gesehen, ist später das Zelt aufgeschlagen, wo er die Gattin wiedersieht, wo er sie mit den beiden Zwillingssöhnen, die er noch nie gesehen, in einem Bette schlafend antrifft, und so tritt dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung, dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Thränen, mit den rothen Tropfen im Schnee und mit den drei wiedergefundenen Lieben*). Die von Arturs abgesandten Ritter können Parzival nicht aus seinen Träumen aufwecken, bis Gawan ihm die Blutstropfen verdeckt; aber als Parzival nun zu Arturs kommt, der ihn in die Tafelrunde aufnehmen will, da erscheint die große Fluchbotin des Grals, die Zauberin Kundrie, flucht Parzival, und dieser leistet Verzicht auf die weltliche Ritterschaft der Tafelrunde, gelobt sich dem Gral, aber ohne Kraft und ohne Zuversicht, und reitet traurig und an Gott verzweifelnd von dannen.

Länger als vier Jahre irrt er, fern von Gott wie von der Heimath, in sich verbissen, trotzig und verzagt, umher: es ist die Zeit des Zweifels, und während dieser Zeit verliert ihn das Gedicht völlig aus den Augen, um in langer zierlicher Ausführung die Herrlichkeit des weltlichen Ritterthums zu ihrem Rechte kommen zu lassen; der Held der Begebenheiten ist nun auf längere Zeit nicht Parzival, sondern Gawan, der nach manchen ritterlichen Thaten als weltlicher Ritter gleichfalls, wie einst Parzival, auszieht, um den Gral zu suchen.

Nach vier Jahren finden wir Parzival wieder, wie er am Charfreitag, dessen Heiligkeit er durch Waffentragen verunehrt — denn schon lange hat er nach Gott nicht gefragt — durch einen Ritter in grauem Gewande zum ersten Male wieder auf das höhere Ziel seines Lebens hingewiesen, zum ersten Male wieder an die Treue Gottes, seiner Untreue und seinem Zweifel gegenüber, gemahnt wird. Nachher gelangt er, geleitet von dem Ritter im grauen Gewande, zu einem Einsiedler, in welchem er seinen Oheim Trevrizent findet. Dieser belehrt ihn, daß Hochmuth

*) Das Bild von den Blutstropfen im Schnee ist ein uralt sagenhafter Zug, bei uns aus den Mährchen vom Schneewitchen und vom Machandelbaum bekannt. S. Lesebuch III. Th. Nr. 100.

und Zweifel niemals den Gral gewinnen könne; er selbst habe, wenn schon aus dem Königsgeschlechte des Grals entsprossen, weil er sich selbst als unwürdig erkennen müssen, der Würde eines Pflegers des Grals entsagt: sein Bruder Anfortas, der König im Gral, habe auch einst das Feldgeschrei Amur vor sich hergetragen, und der Ruf weltlicher Liebe „sei zur Demuth nicht völlig gut", darum habe er im Streite unterliegen müssen, sei mit einem vergifteten Speer (eben dem, der einst in der Gralburg durch den Saal getragen worden) verwundet worden, und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe, vielmehr schöpfe er täglich neue Kraft zu leben und Schmerzen zu ertragen aus dem Anschauen des Grals, bis dereinst, wie man aus einer Inschrift am Gral wisse, ein Ritter kommen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach dem Gral fragen, und sich durch diese Frage als den bezeichnen werde, dem Anfortas das Königthum im Gral übergeben könne. Das aber sei nun eben er, Parzival, welcher seinem Oheim seine Herkunft und Geschichte bereits erzählt hatte.

Abermals tritt uns die weltliche Ritterschaft in Gawans Heldenthaten entgegen, der berufen ist, einen Zauber auf dem Schlosse Château merveille zu lösen, den der vielberufene Zauberer Klinschor über die von ihm zusammengeraubten Bewohner dieses Schlosses gelegt hat. Bei diesen weltlichen Thaten fährt Parzival vorbei; er hat Kunde von dem Ruhm, der hier zu gewinnen ist, er sieht das Schloß und die Verzauberten und die zur Befreiung herankommenden Ritter — aber gleichgültig und ohne nur einen Blick nach dem lockenden Kampffeld zu werfen, zieht er ernsten und gesammelten Sinnes seinem neuen Pfade nach, und kaum können es die Helden vor Château merveille begreifen, als sie hören, Parzival sei hier vorbeigezogen. Später erst tritt er, wenn schon unabsichtlich, dem gleichfalls nach dem Gral suchenden weltlichen Ritter Gawan, seinem Genossen an Arturs' Hofe, gegenüber und besiegt ihn; denn weltliche Ritterschaft kann den Gral nicht gewinnen, und auch das kräftigste, freieste Streben muß, soweit es bloß weltlich ist, dem göttlichen Amte unterliegen; wiederum ist aber dieses göttliche Amt nicht etwa durch thatenlose Gedanken, und wären es auch die tiefsten wie die höchsten, zu erwerben oder zu behaupten: das göttliche Amt muß sich auch weltlich mit dem weltlichen Arme zuversichtlich und siegreich messen können, und auch weltlich untadelhaft muß der sein, welcher die Hut und Pflege göttlicher Dinge übernehmen will. Darum wird nach diesem Kampfe mit Gawan und einem zweiten, den nunmehr Parzival für Gawan besteht, der ehedem von der Tafelrunde ausgeschlossene Parzival jetzt in dieselbe aufgenommen. Doch verweilt er nicht in diesem Kreise der irdischen Ritterschaft, da er noch

nicht gefunden hat, was er sucht, noch nicht erfüllt, was ihm obliegt. Er zieht weiter und hat noch einen Kampf mit dem Führer einer Heidenschaar zu bestehen, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt; als auch dieser bestanden ist, ist seine innerlich längst vollbrachte Reinigung auch äußerlich völlig bewährt; es wird ihm durch dieselbe Gralsbotin, die ihm einst den Fluch angesagt, seine Bestimmung zum Könige des Grals angekündigt, und so zieht er denn ein in die Gralburg, erlös't durch die Frage nach dem Leiden seines Oheims diesen von seinen Schmerzen, nimmt von dem Königthum im Gral Besitz, findet seine Gattin mit seinen beiden Söhnen wieder und läßt den jüngern derselben, Kardeiß, zum Könige über seine weltlichen Reiche krönen. Der ältere, Loherangrin, soll nach dem Vater König im Gral werden. Von nun an wird allen Rittern des Grals zur Pflicht gemacht, wenn sie vom Gral ausgesendet werden, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten. Loherangrin selbst, zum Gemahl einer jungen Herzogin von Brabant bestimmt und von einem Schwane zu Schiffe dorthin geleitet, muß seiner jungen Gattin diese Frage verbieten; als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, verläßt er sie für immer: das Schiff mit dem Schwane holt ihn wieder nach dem Gral zurück — und hiermit schließt das Gedicht, zuletzt noch die weite Aussicht in die uralte deutsche Schwanensage eröffnend. (Nach Vilmar.)

2. Gliederung des Gedichts.

Die Dichtung zerfällt in 3 Theile, denen San-Marte in seiner Uebersetzung (im Original fehlen sie) die im Folgenden gebrauchten Ueberschriften gegeben hat.

I. Theil. „Der sagt von der Einfalt."
- 1. Buch. Gamuret, Sohn des Königs Gandin von Anjou.
- 2. Buch. Parzival, Sohn Gamurets und der Herzeloyde.
- 3. Buch. Conduiramur, Parzivals Gemahlin.

II. Theil. „Der sagt vom Zweifel."
- 4. Buch. Gawan, Sohn des Königs Lot von Norwegen, Mitglied der Tafelrunde König Artur's, Freund Parzivals.
- 5. Buch. Der heilige Gral.
- 6. Buch. Klinschor der Zauberer.

III. Theil. „Der sagt vom Heil."
- 7. Buch. Orgeluse, Königin von Logroys, später Gawans Gemahlin.
- 8. Buch. König Arturs.
- 9. Buch. Parzival, als König des Grals.

3. Die Personen des Gedichts.

Wir beschränken uns auf eine kurze Charakterisirung des Hauptshelden und Gawans.

1. Parzival hat durch seine treffliche Mutter zwar eine einseitige, für die Entwickelung seines Gemüths aber vorzügliche Erziehung erhalten; denn es ist ihm für sein ganzes Leben die liebenswürdige kindliche Einfalt geblieben, die ihn auf immer von der Welt und ihrem äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen und das Bessere im Menschen vernichtenden Treiben scheidet. Neben diesem kindlichen Gemüth lebt in ihm aber auch die von seinem Vater ererbte mächtige Thatkraft, die ihn unwiderstehlich in das Weltgetümmel treibt und von Abenteuer zu Abenteuer fortreißt. Aber in allen diesen Kämpfen und Verhältnissen bewahrt er sich die Unschuld des Herzens, die ihn für alles Gemeine blind macht, seine Augen aber für das öffnet, was den Weltkindern mit ihrer Klugheit ewig verborgen bleibt. So kommt er nach Montsalväsche, wohin Niemand gelangen kann, der es mit Absicht aufsucht. „Soll irgend einer die Burg erspähn, so muß es ihm unbewußt geschehn." Man kann daher auf Parzival das Dichterwort anwenden:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Da ihm aber durch seine besorgte Mutter die Welt mit ihrem hohlen Getreibe, ihrem Schein zu lange verborgen geblieben, so kennt er sie weniger, als ihm gut ist. Klugheitsregeln, die ihm in wohlwollendster Absicht empfohlen werden, befolgt er daher so buchstäblich, daß er fast albern und tölpelhaft erscheint, selbst da noch, wo er schon am Ziel seines Strebens ist, in Montsalväsche*). Nachdem Parzival erfahren, welch hohes Glück er durch seine Albernheit verscherzt hat, geräth er in Verzweiflung, die ihn bis zur Gotteslästerung führt, als er sich wegen unterlassener Frage sogar von weltlicher Ehre, nämlich von der Tafelrunde des Königs Arturs, ausgeschlossen sieht. Durch die Belehrungen des Einsiedlers Trevrizent wird er auf seinen sündigen Zustand aufmerksam gemacht und zum Glauben an Gott geführt. Er sucht nun den Gral, bereut seine früheren Irrthümer, reinigt sich innerlich und macht sich dadurch des ihm von Anfang an zugedachten Heils würdig. Dieselbe Gralbotin (Kundrie la Sorziere), die ihn früher an Arturs' Tafelrunde verhöhnt und verflucht, bringt ihm später die Kunde, daß er zum Herrn des Grals ein-

*) Man thut dem Dichter wohl nicht zu viel, wenn man sagt, er hat sich die Idee, welche ihm für den ersten Theil des Gedichts vorschwebte, nicht ganz klar gemacht, da gar nicht abzusehen ist, was durch eine Figur, wie Parzival sie hier ist, erreicht werden soll.

gesetzt sei, und verkündet laut sein Lob, indem sie sagt: „Du hast der Seele Frieden errungen, bist durch Sorgen zur Lebensfreude gedrungen.“

Vilmar sagt: „Parzival, mitten inne gestellt zwischen Welt und Geist, zwischen Zeit und Ewigkeit, ist der suchende, irrende, der Welt verfallende, Gott absagende, der hochmüthige und trotzige, Welt und Gott zugleich aufgebende Mensch; er ist der umkehrende, den Hochmuth durch Demuth besiegende, der nach dem Höchsten, dem Geistlichen und Ewigen ernstlich fragende, der zum seligen Frieden und zum Besitzthum des geistlichen Königthums gelangende Mensch.“

2. Gawan ist das vollkommenste Bild weltlicher Ritterlichkeit. Minnedienst und Kampf erfüllen sein ganzes Leben und erwerben ihm hohen Ruhm. Später sucht er auch nach dem Gral, aber nicht mit Parzivals Sinn, und kann ihn darum nicht gewinnen. Auch wird er von Parzival, mit dem er unerkannt kämpft, besiegt.

4. Grundgedanke der Dichtung.

Bei all den fröhlichen Scenen, den Ritterspielen und Ritterfahrten, die durch das ganze Gedicht verwebt sind, kommt überall der Ernst einer tiefen Weltanschauung zur Offenbarung. Aus dem schuldlosen Naturzustande führt der Dichter seinen Helden in das bewegte Weltleben, dann durch das Anschauen räthselhafter Geheimnisse zur Ahnung einer höheren Welt in der irdischen, von da zum Zweifel an Gott, zum Kampf mit dem Zweifel und endlich zur Versöhnung. Der innere Mensch in seinem Kämpfen und Ringen bildet also den Gegenstand des Gedichts, zu welcher Idee die Artussage, als Trägerin des weltlichen, und die Gralsage, als Trägerin des geistlichen Lebens, den Rahmen abgeben; das Forschen nach dem göttlichen Wesen, der Zweifel über dasselbe und die Lösung desselben giebt dem Gedichte seine innere Bedeutung.

5. Grundlage zum Parzival.

Während die Volksdichter, die uns das Nibelungenlied und die Gudrun geschaffen haben, ihre Stoffe der Volkssage entlehnten, liebten es die „höfischen“ Dichter, zu denen Wolfram gehört, ausländische Sagen zu Grunde zu legen und den deutschen Verhältnissen anzupassen. Es waren besonders zwei Sagenkreise, die man ausbeutete, der fränkische und der britische oder bretonische. Den Mittelpunkt des fränkischen Sagenkreises bildet Karl der Große, der entweder als christlicher Gottesstreiter,

umgeben von seinen zwölf Pairs, dargestellt wird, oder als im Kampf begriffen mit seinen aufrührerischen Vasallen. Diese Sagen, die bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen, wurden zu Anfang des 12. Jahrhunderts gesammelt, fanden aber, da sie oft zu grell den bekannten geschichtlichen Thatsachen aus Karls des Großen Leben widersprachen, nicht so große Benutzung als der britische Sagenkreis, dessen Heldengestalten, König Arturs an der Spitze, nur eine geringe historische Basis hatten und der Phantasie den weitesten Spielraum gewährten. Als Quelle für diesen Sagenkreis diente den deutschen Sängern die in lateinischer Prosa in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts geschriebene sogenannte Chronik des Gottfried von Monmuth, welche alle zu dieser Zeit umgehenden uralten bretonischen Nationalsagen umfaßte, und die auch von Wolfram v. Eschenbach bei Bearbeitung des Parzival benutzt wurde. Der Inhalt der Artussage ist kurz folgender:

An der, für 50 der edelsten, tapfersten und tugendhaftesten Ritter berechneten runden Tafel des Oberfeldherrn der Briten mußte ein Platz leer bleiben, der für den, von dem weisen Zauberer Merlin erzogenen Sohn des Oberfeldherrn, für Arturs, bestimmt war. Plötzlicher Tod traf den, der verwegen nach diesem Platze strebte. Nur wer die kühnsten Thaten gethan, die schwersten Prüfungen bestanden, wurde in die Tafelrunde aufgenommen. In diesen Thaten ist es nun vornehmlich der Schutz der, von Riesen und Zauberern bedrängten Frauen und die Gewinnung ihrer Liebe, was der Dichtung den höchsten Glanz verleiht. Da aber das an sich tief religiöse Gemüth des Deutschen durch die Zeitbegebenheiten immer und immer wieder auf den Glauben und die Kirche hingerichtet wurde, so umkleidete die Phantasie des Dichters den sinnlichen Stoff mit dem übersinnlichen und verwebte die Sage vom König Arturs und der Tafelrunde mit den Sagen vom heiligen Gral *). Bei der vorherrschend religiösen Zeitrichtung war es dem Herzen Bedürfniß, tiefer in das Gebiet des Glaubens sich zu versenken, und da von Seiten der Geistlichkeit jedes freiere Forschen innerhalb dieses Gebietes verboten war, so entstanden Geheimlehren, die bei dem ihnen innewohnenden eigenthümlichen Reiz große Verbreitung, namentlich im nördlichen Spanien und südlichen Frankreich, fanden. Der Gral (Schüssel) ist das heilige smaragdene Gefäß, welches der Heiland beim letzten Abendmahl gebrauchte und in welchem Jo-

*) Die umfassendste Belehrung über diese geheimnißvolle Sage der Vorzeit findet man in dem 2. Bande des „Wolfram von Eschenbach", herausgegeben von San-Marte, pag. 359—454. — Vergleiche auch: L. Lang, Die Sage vom heiligen Gral. Erzählt und erläutert. München, 1862. 27 Sgr.

seph von Arimathia das Blut auffing, welches Christus am Kreuze vergoß. Das Heiligthum wird in einem kostbaren Tempel auf dem Berge Montsalväsche bewahrt und von den Templeisen gehütet, deren Name unwillkürlich an die Templer erinnert, deren Orden gewiß in Beziehung zu der Gralsage steht. Die deutschen Dichter benutzten diese nun dadurch zur Ausschmückung der Artussage, daß sie ihre Helden den Gral suchen ließen, den anzuschauen allein genügte, um dem Tode die Macht zu nehmen. So entstanden Dichterwerke, die, wie sie durch lebendige Schilderung der wunderbarsten Abenteuer den sinnlichen Menschen fesseln, dem Geistesauge die geheimnißvollsten Tiefen der menschlichen Seele erschließen; so entstand auch Wolframs Parzival.

Wolfram benutzte übrigens für seine Dichtung nicht die rohe Sage, sondern schon ein französisches Vorbild, eine Dichtung des Provenzalen Kyot, der wahrscheinlich mit dem nordfranzösischen Dichter Guiot von Provins dieselbe Person ist. Wolfram hat wohl den Namen dieser Stadt mit dem Namen des Landes Provence verwechselt oder von Provins ein Adjectiv P r o v i n z a l gebildet, welches spätere unkundige Abschreiber in Provenzal verwandelt haben. Die französische Dichtung selbst ist nicht mehr vorhanden.

6. Die Composition der Dichtung.

Dem Parzival scheinen zwei Sagen zu Grunde zu liegen: eine, in der der Triumph der kindlichen Einfalt veranschaulicht wird, und eine zweite, welche den Gedanken versinnlicht, daß die Treue, oder, wie Wolfram sagt, die Stätigkeit zur Seligkeit führt. Es hat wohl in der Absicht des Dichters gelegen, beide mit einander zu künstlicher Einheit zu verschmelzen; aber man kann nicht sagen, daß ihm das völlig gelungen sei. Es würde das der Fall sein, wenn der erste Theil, um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, als das verlorene, der zweite als das wiedergewonnene Paradies dargestellt worden wäre. Diese Einheit fehlt. Parzival verliert das höchste Glück, den Gral, in Folge eines kindischen, fast albernen Verhaltens, ein Umstand, der einen peinigenden Eindruck macht und für den sonstigen Ernst der Dichtung als verwerflich erscheint. Auch die Idee der zweiten Sage kommt nicht zur vollen Ausführung, da Parzival eben so ernstlich dem Gedanken nach Wiedervereinigung mit seiner Frau nachhängt, als er nach Erlangung des Grals strebt. Dazu kommt noch, daß sein Suchen nach dem Gral von seinen Irrfahrten nicht wesentlich verschieden ist, wenigstens nicht so, daß es als eine zusammenhängende Reihe von zweckentsprechenden Thaten erschiene.

Die Anlage der Dichtung ist rein chronologisch, nicht poetisch-

künstlerisch; es fehlt derselben daher auch der poetische Höhenpunkt. Ohne irgend eine besondere Thätigkeit für das ersehnte Gut zu entwickeln, wird Parzival nach einem Kampfe mit seinem Stiefbruder Feirefiz mit der Nachricht überrascht, daß er zum Gralkönig erkoren sei und sogleich seinen Einzug halten solle. Seiner nun erfolgenden Frage nach den Ursachen der Leiden Anfortas merkt man die Absicht an „und wird verstimmt"; sie steht auch überdies mit dem ausdrücklichen Befehl des Grals in Widerspruch, da dessen Inschrift ausdrücklich gelautet hatte, es solle die Frage keine Wirkung haben, wenn der Fragende, sei es durch Kind, Weib oder Mann, zuerst aufgefordert worden wäre, die Frage zu thun. Das ist aber wiederholt durch die Vorwürfe geschehen, die Parzival von verschiedenen Seiten über das Unterlassen der Frage gemacht worden.

Lobend ist im Parzival anzuerkennen, daß Wolfram den Helden des Gedichts nie aus dem Auge verliert, vielmehr auch stets in den Abschnitten hervorblicken läßt und die Aufmerksamkeit auf ihn lenkt, in welchen Gawans Abenteuer erzählt werden. Auf diese Weise bleibt das Interesse für denselben nicht nur stets rege, sondern wird durch dieses geheimnißvolle Hervortauchen noch mehr gesteigert.

Auch die Schilderung der Abenteuer ist vielfach sehr gelungen; aber der Dichter hat sie zu sehr gehäuft und mehrfach zu weit ausgesponnen, zu lange von allen Seiten beleuchtet. Ebenso fehlt es nicht an seltsamen Wendungen, Bildern und mancherlei Uebertreibungen, die unangenehm berühren.

7. Form der Darstellung.

Der Parzival ist ein romantisches Epos, das sich dem religiösen Epos nähert, gehört aber nicht, wie das Nibelungenlied und die Gudrun, der Volks-, sondern der Kunstdichtung an, was daran erkennbar ist, daß der zu Grunde liegende Stoff ein fremder, ausländischer und das Ganze das Werk eines einzigen Dichters ist. Außerdem tritt, ganz im Gegensatz zu den Volksepen, die Persönlichkeit des Dichters und der höfischen Ritterlichkeit der Kreise, denen er angehört, stark hervor, zuweilen bis zur Lästigkeit. Aus allen diesen Gründen erreicht die Kunstpoesie nicht die Kraft und Frische, welche uns die Volkspoesie so werth macht. Die Form der Kunstpoesie ist dagegen im Allgemeinen vollendeter, eleganter als in der Volkspoesie.

Ueber seine Ausdrucksweise, sein Deutsch scherzt Wolfram selbst und meint, es scheint Manchem allzu krumm, wenn er es ihnen nicht sofort ausdeute.

In fernerem Gegensatz zu den Volksepen besteht das Gedicht durchweg aus fortlaufenden Reimpaaren mit in der Regel vier Hebungen, wenn der Reim ein männlicher, und mit drei Hebungen, wenn er ein weiblicher ist. Der Uebersetzer hat sich indeß nicht streng an das Original, das nur ungetrennte Reime hat, gehalten, sondern auch sich kreuzende und umschlingende Reime angewandt.

8. Literaturhistorisches.

Wolfràm dichtete den Parzival zwischen 1205 und 1215 und diktirte ihn einem Schreiber, da er selbst nicht schreiben konnte. Wir besitzen von dem Gedicht drei Ausgaben und zahlreiche Handschriften. Der älteste Druck ist vom Jahre 1477 und jetzt so selten, daß man Abschriften von ihm nehmen läßt. Der zweite Druck befindet sich in Myllers Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, Band I. 1783 und 84. Es liegen ihm zwei Abschriften zu Grunde, von denen eine durch Bodmer nach der berühmten St. Galler Handschrift angefertigt worden ist. Diese Ausgabe ist trotz ihrer Mängel schätzenswerth. Die dritte Ausgabe ist die im folgenden Abschnitt aufgeführte Lachmann'sche, die allgemein als ein Meisterwerk bezeichnet wird. Dieselbe hat dem Parzival viele Freunde erworben. Für weitere Kreise wurde die Dichtung zugänglich durch die Uebersetzungen von San-Marte und Simrock, von denen die letztere sich dem Original am genauesten anschließt.

9. Literatur.

A. Urtext.

Lachmann, Wolfram von Eschenbach. Berlin, G. Reimer, 1833. 5⅓ Thlr.

B. Uebersetzungen.

San-Marte (A. Schulz), Leben und Dichtungen Wolfram's von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt. 2 Bde. Erster Band: Parcival. Magdeburg, 1836. — Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1858. 4 Thlr.

Simrock, Wolfram von Eschenbach. Parzival und Titurel. Rittergedichte. Stuttgart, Cotta. 2. Aufl. 1849. 2 Thlr.

Eine ausführliche Analyse des Gedichts von Ferd. Wachter enthält die „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und

Künste von Ersch und Gruber." Dritte Section. 11. Thl. Leipzig, 1838.

San-Marte, Parcival-Studien. 1. u. 2. Heft. Halle, 1861. 5 Thlr.

C. Bearbeitungen für die reifere Jugend.

Osterwald, Parzival. Eine Rittergeschichte, nach Wolfram von Eschenbach für Jung und Alt erzählt. Erstes Bändchen. Halle, Waisenhaus, 1857. Cart. 1 Thlr.

Wolframs Leben und Wirken.

Wolfram von Eschenbach stammt aus einem fränkischen Geschlecht, welches seinen Namen von dem bei Ansbach liegenden Städtchen Eschenbach führte. Sein Geburts- und Sterbejahr ist nicht bekannt; doch steht fest, daß er in der glänzendsten Periode der Hohenstaufen lebte und sich in der Zeit, wo der berühmte Sängerstreit auf der Wartburg Statt fand, am Hofe des kunstliebenden und freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen aufhielt. Wahrscheinlich ist er im letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts geboren und um das Jahr 1230 gestorben. Er scheint ein zweitgeborner Sohn gewesen zu sein, der keinen Theil an den Besitzungen seiner Ahnen hatte; wenigstens klagt er öfters und nicht ohne Bitterkeit über seine Armuth. Die Erziehung seiner Zeit legte es bei edlen Rittern auf Gelehrsamkeit nicht an, und so kam es denn, daß Wolfram weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte. Dagegen hatte er sich im Leben mancherlei Kenntnisse erworben, die er bei jeder Gelegenheit und nicht ohne eine Art pedantischen Stolzes in seinen Gedichten anbringt. So sagt er z. B. in der Einleitung zum Parzival:

Versuchet es, ruft ihrer Drei
An meiner Statt, des Einen, herbei,
Und jeder besonders meistre und dicht',
Um meiner Kunst das Gleichgewicht
Damit zu halten! daß es gelinge,
Würden sie wunderliche Dinge
Erfinden, und gar mühsamlich
Zu Tage fördern, während ich
Allein geschickt das Wahre
Euch offenbare.

In demselben Sinne heißt es im Gedicht selbst an einer Stelle:

Es unternahm das Lied ein Mann,
Der Sangeswerthes wohl prüfen kann,
Der das Hohe weiß vom Niedern zu scheiden
Und es in liebliche Reime zu kleiden.

Seinem Umgange mit den Großen hatte er wahrscheinlich die Kenntniß des Französischen zu verdanken, mit welchem er ebenfalls gern glänzte; besonders hat er im Parzival viele französische Wörter und Phrasen eingemischt, wogegen er in dem späteren „Wilhelm" nicht ohne Laune über diese Unart spöttelt, die leider großen Anklang und vielfältige Nachahmung fand. Auf seine adelige Geburt war Wolfram sehr stolz, und nur seine Armuth war die Ursache, daß er das Schwert mit der Leier vertauschte. Er gehört aber darum nicht zu den gewöhnlichen fahrenden Sängern und Spielleuten; Ritterpreis stand ihm höher als Sängerpreis. Er sagt:

Schildes ambet ist min art:
swâ min ellen si gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witze kranc.

Von den Werken Wolframs sind bis auf unsere Zeit folgende gekommen: 1. Acht vortreffliche lyrische Gedichte (Minnelieder); 2. der Parzival, sein erstes und vollendetes Heldengedicht, das er um das Jahr 1205 zu dichten begann; 3. der Wilhelm von Orange, die romantische Schilderung der Thaten Wilhelms des Heiligen, welcher, einer der Ersten am Hofe Karls des Großen, die Saracenen aus Guienne vertrieben, sodann aber sich dem Dienste Gottes ergeben hat und nach seinem Tode heilig gesprochen worden ist; 4. der Titurel, ein Gedicht, das mit dem Parzival in nahem Zusammenhange steht und zu welchem Wolfram den Stoff aus derselben Quelle, die er beim Parzival benutzte, entnahm. Die beiden letzten Werke sind leider unvollendet geblieben; doch erregten sie solches Aufsehen, daß man nach Wolframs Tode es unternahm, sie, freilich gegen Wolfram stümperhaft, zu vollenden.

Wolfram von Eschenbach war der erste mittelhochdeutsche Dichter, der aus der furchtsamen Bescheidenheit seiner Vorgänger heraustrat und die schüchterne Ansicht, als habe die Poesie nur den Zweck zeitkürzender Unterhaltung, energisch und unverholen bekämpfte.

Sein Gedicht soll den Männern wie den Frauen eine Regel ihres Lebens, ihres Thuns und Lassens, ihres Liebens und ihres Hasses geben. Er schilt auf die Einfalt der seichten Köpfe, die nur Geschichte hören wollen, ohne zu merken, was für gute Lehre

darin sei, die nur zum Schluß dringen, um ihre Neugier zu befriedigen; bei ihnen, denen die Geschichte zum einen Ohr hinein, zum andern hinaus geht, müsse ihm freilich alle Mühe und Kunst mißlingen.

Dieses Selbstgefühl beruhte auf der Klarheit seines Wollens bei dem poetischen Schaffen, auf dem scharfen Durchdringen des Gegenstandes, auf der Höhe seines künstlerischen Standpunktes, von dem aus er tief in die Idee der Sage eindrang und diese originell behandelte. Nur noch bei Einem Dichter des Mittelalters finden wir diesen selbständigen, klaren Geist, der, ausgerüstet mit der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens, Alles mit dem gebildetsten Geschmacke und der glänzendsten Sprache behandelte. Es ist Gottfried von Straßburg. Wie Wolfram, ging auch er bei Bearbeitung seines Meisterwerkes, der bretonischen Sage von Tristan und Isolde, davon aus, daß die begeistigende Behandlung des an sich todten Stoffes das Ziel des wahren Dichters sein müsse; aber indem er Alles von seinem Gedichte fern hielt, was an den Ernst einer tiefen Weltanschauung erinnert, was den Geist in ein Grübeln und Nachdenken versenkt, das ihn abzieht von dem heitern Genuß der Gegenwart, steht er zu Wolfram in einem unlösbaren Gegensatze. Daraus wird auch die Leidenschaft erklärlich, mit welcher er gegen Wolfram auftritt und ihn schonungslos angreift. Im Tristan sagt er, nachdem er Herrn Hartmanns von Aue Mären bewundert hat, also *):

Auf der Worthaide wer den Tanz
Will machen mit dem Hasen **),
Hoch springen und weit grasen,
Mit Worten würfeln, wie's Gott bescheert,
Und unsrer Stimmen unbegehrt,
Wahnhoffnung zu dem Kranze fassen,
Der möge uns nur den Wahn belassen,
Wir wollen auch bei der Wahl nicht fehlen.
Wir, die die Blumen helfen wählen,
Mit denen dieses Ehrenreis
Durchflochten ist in Blumenweis,
Wir wollen wissen, was er begehr!
Was es auch sei, er trete her
Und stecke seine Blumen dar:
So nehmen wir an den Blumen wahr,

---

*) Nach der trefflichen Uebersetzung von Herm. Kurtz, Stuttgart, Bechers Verlag, 1847. S. 118 ff.

**) Anspielung auf ein von Wolfram in Parzival gebrauchtes Gleichniß.

Ob sie so schön am Kränzlein sehn,
Daß wir's ihm müssen zugestehn
Und dem von Aue herunterziehn.
Nun aber keiner noch erschien,
Dem's besser stünde, zu dieser Frist,
Helf Gott, so lassen wir's wie es ist.
Das Reis das darf uns keiner haschen,
Seine Rede sei denn wohl gewaschen,
Und eben jedes Wort und schlicht,
Daß keiner den Hals darüber bricht,
Der schön und aufrecht auf dem Plan
Mit ebenen Sinnen kommt heran.
Die aber in Mären wildern
Und wilde Mären bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von schlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Die sind's! Vom Strunke kommt ihr Schatte
Und nicht vom grünen Lindenblatte;
Die schirmen uns nicht mit Laub und Aesten.
Ihr dürrer Schatte thut den Gästen
Viel selten in den Augen wohl.
Wenn man die Wahrheit sagen soll,
Daran erwarmet keine Brust,
Darin liegt keine Herzenslust,
Ihre Rede hat die Farbe nicht,
Die edlen Herzen dünket licht.
Dieselben wilden Jäger
Sie müssen Wortausleger
Mit ihren Mären lassen gehn:
Wir können sie nicht so verstehn
Mit Augen und mit Ohren;
Auch ist die Zeit verloren,
Daß man im schwarzen Buche
Nach Noten und Glossen suche.

Diesen Angriff auf die Form wie den Inhalt seines Gedichts erfuhr Wolfram bald genug, da Gottfrieds „Tristan" eben so schnell als der Parzival Berühmtheit erlangte. Im Bewußtsein seines Werthes nahm er indessen den Tadel mit Ruhe und Gleichmuth auf und scherzt selbst im „Wilhelm von Orange" über den Vorwurf der Dunkelheit:

Ein unbeholfener Champagner kann
Viel besser als ich französisch sprechen;
Doch seht nun, wie ich's fange an,
An diesen mich zu rächen,
Denen ich deuten soll diese Sage;
Ihnen thäte wohl noth eine deutsche Sprache;
Doch ist mein Deutsch mitunter so krumm,
Daß der mir leichtlich ist zu dumm,
Den ich vollständ'ger nicht bescheide.
Verlorne Müh' wär's für uns beide.

Mild, mit Scherz und Anerkennung, antwortet er seinen Tadlern in der Einleitung zum Wilhelm: „Was ich von Parzival sprach, lobte Mancher, auch waren Viele, die es tadelten — und ihre eigene Rede schöner zierten. Hab' ich noch künftig Zeit, so will ich dann Alles klagen, was mir zu Leide geschehn ist, und was allen Andern seit Jesu Taufe." Trotz dieser milden Aufnahme des Tadels mag Gottfrieds Gedicht nicht ohne Rückwirkung auf Wolfram geblieben sein, wenigstens vermißt man in den jüngern Gedichten jenes fast übermüthige Selbstlob, das in mehreren Stellen des Parzival oft beleidigend wird.

Am 1. Mai 1861 ist das Wolfram-Denkmal enthüllt worden, welches zu Stadt Eschenbach dem Dichter gesetzt worden ist.

X. Walther von der Vogelweide.

1. Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen.

(Urtext: Lachmann p. 56. Uebersetzungen: Simrock, I. 31. Koch, XXX. 1. Lüben und Nacke, VI. 4., nach Oeser.)

1. Erläuterungen.

2. Str. V. 2. „baß" = besser, den Comparativ von gut oder wohl ersetzend. — V. 3. „Aller Welt" = Jedermann. — „behagen" = gefallen. Der Dichter will sagen: Das von mir verfaßte Lied soll bewirken, daß die Frauen aller Welt noch mehr gefallen sollen, als bisher.

V. 4. „Unbezahlet sing' ich das." Ohne Lohn dafür zu verlangen. Die Ausdrücke Singen und Sagen (V. 1.) galten im Mittelalter für die Vortragsart der Gedichte. In späterer Zeit lag in diesen Worten ein bestimmter Gegensatz, je nachdem ein Gedicht entweder wirklich gesungen, oder gesprochen, d. h. für die meisten Fälle, vorgelesen wurde. Ursprünglich

aber scheinen beide Begriffe nothwendig zusammengehört zu haben, so daß der eine vorzugsweise das Musikalische des Vortrags, der andere den Ausdruck der Gedanken durch Worte bezeichnete. Erst allmählich mögen sie sich gesondert haben, wenigstens findet man sie vor dem 12. Jahrh. nie einander entgegengesetzt.

V. 8. „Kränze und Kronen" wurden den Sängern früherer Zeiten nicht selten als Anerkennung ihrer Verdienste gereicht.

3. V. 8. „Zucht" = Wohlgezogenheit, Anständigkeit.

4. V. 5 u. 6. „Kann mein Auge schauen, was ist gut und schön" — Wenn ich irgend das Gute und Schöne zu beurtheilen verstehe. „Das Benehmen und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurtheilen, galt als eine schätzbare Eigenschaft." Uhland.

5. V. 3. „Wer sie schilt" = falsch beurtheilt — „der ist betrogen" = der ist verblendet, bethört.

V. 5. „Tugend", im Mittelalter s. v. a. edle, feine Sitte und Fertigkeit.

„Minne" = Liebe. Das Wort kommt von dem altd. meinan, erinnern, her und bedeutet also mehr das stille Denken an die Geliebte. „Wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach dem Ausdrucke suchen, welcher dem Worte Minne entspräche, so haben wir auch das Jugendlich-Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und insbesondere das Reine, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als unser Eigenthum." (Vilmar.)

Walther selbst sagt von der Minne:

Diu minne ist weder mann noch wip,	Die Minne ist weder Mann noch Weib,
si hât noch sêle noch den lîb,	Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
sie gelîchet sich dekeinem bilde.	Irdisch Bildniß ward ihr nicht beschieden;
ir nam ist kunt, si selbe ist aber wilde,	Ihr Nam' ist kund, sie selber fremd hienieden,
unde enkan doch nieman âne sie	Und es kann doch Niemand ohne sie
der gotes hulden niht gewinnen	Des Himmels Gnad' und Gunst gewinnen;
. . . .	(Vertraue denen, die da minnen:)
si kam in valschez herze nie.	In falsche Herzen kam sie nie.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der Dichter erklärt im Scherz, daß ihm seine Zuhörer für das Neue, das er bringe, und gegen welches alles Frühere gar nichts sei, wohl Dank erzeigen könnten, und daß er sich, falls der Lohn gut ausfalle, wohl dazu verstehen könne, noch manches ihnen Angenehme zu singen.

2. Der Dichter will zur größeren Verherrlichung der Frauen

ein Lied anstimmen, ohne andern Lohn dafür zu beanspruchen, als ihre Gunst und ein freundliches Lächeln.

3. So viele Länder und so viel Schönes darin er auch gesehen habe, so gesteht er offen, daß ihm deutsche Zucht vor Allem gefalle.

4. Der Dichter schwört, daß, wenn seine Augen irgend das Gute und Schöne zu sehen vermöchten, er nirgends holdere Frauen gefunden habe, als zwischen der Elbe, dem Rhein und Ungarn.

5. Mehr als die Männer preis't er die Frauen, die Niemand tadeln könne, der sie gesehen habe. Er fordert Jeden, der Tugend und keusche Liebe suche, auf, nach Deutschland zu kommen, wo er selbst noch recht lange zu leben wünscht.

3. Gedankengang und Inhalts-Angabe.

Der Dichter kündigt seinen Gesang als etwas ganz Neues und Wichtiges an, was des würdigen Lohnes werth sei (Str. 1). Darauf giebt er seinen Entschluß zu erkennen, die deutschen Frauen zu besingen (Str. 2). Zunächst lobt er deutsche Art im Allgemeinen, gegenüber fremder Sitte (Str. 3); dann die deutschen Frauen, gegenüber den fremden (Str. 4); zuletzt aber stellt er Männer und Frauen preisend neben einander und schließt mit dem Lobe seines Vaterlandes (Str. 5). Der kurze Inhalt des Gedichts ist folgender:

Ihr sollt mich willkommen heißen, denn ich bringe euch Neues, wie ihr es bisher nicht vernommen habt. Ich thue das aber nur für guten Lohn. Seht, was man mir Würdiges bietet. — Ich will deutschen Frauen ein Lied singen, daß sie Jedermann noch mehr gefallen sollen. Keinen Lohn will ich dafür; euer freundliches Lächeln, euere Gunst ist mir lieber, als jeder äußere Lohn. Ich habe viele fremde Länder und das Beste darin gesehen, allein lieber wollte ich das Schlimmste erdulden, als daß mein Herz an fremder Sitte Wohlgefallen haben sollte. Was hülf' es mir, zu lügen? deutsche Art geht doch Allem vor. In Deutschland mögen wohl die besten Frauen auf Erden sein; denn wenn ich es recht verstanden habe, Schönheit und edeln Sinn zu beurtheilen, so finden sich, das schwör' ich, nirgends holdere, keuschere und treuere. Die deutschen Männer sind von guter Art und Sitte, die Frauen gleichen den Engeln; wer sie tadelt, der ist verblendet, oder er hat sie nie gesehen; darum komme, wer Tugend und reine Minne sucht, nach Deutschland. Lebte ich noch recht lange darin!

Der Grundgedanke ist passend in der Ueberschrift, die übrigens nicht von Walther selbst herrührt, ausgesprochen. Gleichzei-

tig spricht sich aber in dem Gedicht auch edler Patriotismus aus. Koch hat demselben daher die einfachere Ueberschrift „Deutschlands Lob" gegeben.

4. Lesen des Gedichtes.

Der Grundton in dem vorliegenden Gedichte ist ein frischer, lebendiger, der sich in den Schlußzeilen jeder Strophe bis zur Begeisterung steigert. Am meisten hervorzuheben sind, als den Grundgedanken aussprechend, die letzte Zeile der dritten und die beiden letzten Zeilen der vierten Strophe.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist ein Lied, gehört also der lyrischen Poesie an. Jede Strophe besteht aus drei Gliedern (im Lesebuche durch den Druck ausgezeichnet), von denen die beiden ersten aus je zwei Versen, also gleichartig gebaut sind und Stollen genannt werden, das dritte dagegen vier Verse hat und Abgesang hieß. Dies Gesetz der Dreitheiligkeit lehrte J. Grimm uns zuerst kennen und symbolisirte es schön durch ein Kleeblatt. Dem Abgesange pflegt man auch den Aufgesang entgegen zu setzen, der dann beide Stollen begreift. Es versteht sich von selbst, daß der Abgesang, wenn auch den Stollen ungleich, doch in einem gewissen Verhältniß zu ihnen stehen muß. Der Name Stolle ist nach einer dem Mittelalter eigenthümlichen Vergleichung rhythmischer Gebäude mit wirklichen, von der Architektur hergenommen, zunächst von zwei gleichen Pfeilern, die ein übergelegter Balken verbindet; die lyrische Strophe ruht gleichsam auf zwei Füßen. In der That gilt jenes Gesetz in den räumlichen Künsten nicht minder, als es der Dichtkunst und Musik von jeher gemein war. Nur steht in jenen, wo das Auge das Ganze auf einmal übersehen kann, der ungleiche Theil in der Mitte, weil er eben das Unterscheidende und Vermittelnde ist; das Ohr aber verlangt die Wiederholung der ersten Melodie, bevor ihm eine zweite geboten wird, weil ihm jene erst geläufig werden muß, damit es sie von dieser unterscheiden könne. Daher wird in der Musik der erste Theil wiederholt, bevor das Trio einfällt, daher geht bei den Griechen Strophe und Antistrophe der Epode (Nachgesang, Abgesang) voraus, daher in der nordischen Poesie die beiden Nebenstäbe in der ersten Zeile dem Hauptstabe in der folgenden, daher stehen bei den Minne- und Meistersängern die beiden Stollen vor dem Abgesange.

Die Verse haben eine ungleiche Zahl von Hebungen, indem drei bis sechs vorkommen, am häufigsten jedoch vier. Sechs Hebungen sind nur dem Abgesang eigen und finden sich im vorletzten oder letzten Verse. Die Reime sind in den Stollen ge-

kreuzt, im Abgesange umschlungene, abwechselnd männlich und weiblich.

Die Sprache ist melodisch und klangvoll. Eine Stelle im „Frauendienst" von Ulrich von Lichtenstein (Uebersetzung von Tieck, S. 119) zeigt, daß Walthers Lieder sehr beliebt und verbreitet waren. Als nämlich Ulrich von Lichtenstein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien ritt, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der Bote darf aber den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demselben her und singt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botschaft bringe. Dies Lied ist die erste Strophe des hier besprochenen Liedes von Walther:

Sprechen sollt ihr: schön willkommen!
Der euch Neues bringet, das bin ich ꝛc.

2. Arm und Reich.

(Urtext: Lachmann, S. 22. Uebersetzungen: Simrock, II. 145. Koch, X. 7. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. 4 b.)

Das Gedicht, ebenfalls ein Lied, in dem die Dreitheiligkeit herrscht, ist ohne Erklärung verständlich. „Frommen" im zweiten Stollen heißt so viel als Vortheil, Nutzen. In der Zahl der Verse und im Reim stimmt dies Lied nicht mit dem vorigen überein; die Minnesänger strebten aber auch darnach, jedes Lied durch Eigenthümlichkeiten dieser Art auszuzeichnen, für jedes derselben also eine neue Form, eine neue Architektur zu erfinden.

Der Tendenz nach ist das Gedicht didaktisch. Der Grundgedanke desselben ist in den drei letzten Versen des Abgesanges gleichnißweise ausgedrückt und lautet kurz: Du sollst den Reichthum weder verachten, noch allzusehr lieben.

3. An den Kaiser Philipp.

(Koch, II. 1. 2. 3. Lachmann, 8. 8. 9. — Lüben, Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke. Leipzig, 1864. I. 57.)

1. Erläuterungen.

Das Gedicht wird erst verständlich, wenn man die Zeit, in welcher es verfaßt wurde, sich vergegenwärtigt. Nach dem Tode Heinrichs VI. im Jahre 1197 war Zwietracht in Deutschland wegen der Kaiserwahl, und die Welfen und Waiblinger (die päpstliche und kaiserliche Partei) standen wieder feindlich einander gegenüber. Zwar riefen die im Morgenlande befindlichen deutschen

Kreuzfahrer den vierjährigen Friedrich, Heinrichs VI. Sohn, als schon gewählten römischen König, zum Kaiser aus; allein der Erzbischof von Köln verlangte in gegenwärtiger Lage der Dinge einen Herrscher, der kein Kind mehr sei. Philipp von Schwaben bemühte sich lange, seinem Neffen Friedrich das Reich zu sichern, gab aber endlich den Bitten und Mahnungen der sächsischen Fürsten, die sich zu Mühlhausen versammelt hatten, nach und nahm im März 1198 die Krone an, worauf er zu Mainz gekrönt wurde. Indessen hatten die Erzbischöfe von Köln und Trier zuerst Berthold von Zähringen, dann Bernhard von Sachsen und endlich den Welfen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, als Reichsoberhaupt vorgeschlagen. In Köln wurde der Letztere im Mai gewählt, darauf zu Aachen gekrönt, und nun war es um die Einheit und Einigkeit Deutschlands geschehen. Der damalige Papst Innocenz III. führte als Vormund des verwais'ten Friedrich's II. die Regentschaft über beide Sicilien und hielt beide Gegenkönige lange hin, indem er an die Rechte seines Mündels auf den deutschen Thron erinnerte. Es konnte ihm indessen wenig daran liegen, die deutsche und sicilische Krone auf Einem Haupte vereinigt zu sehen: so entband er denn endlich die Fürsten von ihrem, dem jungen Friedrich geschworenen Eide, entschied sich für Otto IV. und erneuerte den Bann über Philipp am 29. Juni 1201.

Walther hatte von vorn herein entschiedene Partei für Philipp genommen, und in dem vorliegenden Gedichte fordert er ihn nun geradezu auf, die Krone aufzusetzen.

1.

1. V. 1—5 schildert die Stellung eines in Bekümmerniß tief Nachdenkenden. „Deckte Bein mit Beine", schlug sinnend ein Bein über das andere. Vergl. die Abbildung bei Simrock und Kurz I. 54.

V. 11 u. 12. Die Sucht nach irdischem Gut verleitet oft den Menschen zu unehrlicher Erwerbung desselben, und das Trachten nach eitler Ehre läßt Viele die Erlangung des nothwendigsten Lebensunterhaltes übersehen.

V. 13. „Gottes Wort", eigentlich nach dem Urtext: Gottes Huld, im Sinne von Wohlgeneigtheit, auch Gottesfurcht, wie in V. 18.

V. 14. „Ist uns ein größerer Hort", übertrifft Beide an Werth.

V. 15. „Schrein", oberdeutscher und dichterischer Ausdruck für Schrank.

V. 23. „So Fried' als Recht sind todeswund"

oder, wie in V. 25, ungesund. Wie der Todtwunde nichts mehr schaffen kann, weil ihm die Kraft dazu fehlt, so können auch Friede und Recht nichts wirken, weil sie keine Geltung mehr haben.

V. 24. „Den Drei'n fehlt sicheres Geleite." Wo das Rechte nicht mehr, nur offene Gewalt und Verrath gelten, da fehlt dem irdischen Gut, ehrenhaftem und gottesfürchtigem Thun aller Schutz. „Die Drei, nämlich Gut (Reichthum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein sicheres Geleit, um zusammen zu kommen, bevor nicht die Zwei, Friede und Recht, wiedergenesen sind und die Straße frei machen." Uhland.

2.

2. V. 8. „Ohne Haß" = in Frieden.

V. 10. „Stürme" = Kämpfe.

V. 20. „Deiner Ehren wahrt man wenig", man thut wenig, um deine Ehre aufrecht zu erhalten.

V. 22 u. 23. Die armen Könige, die mittellosen Thronbewerber, nämlich Berthold von Zähringen, Bernhard von Sachsen und Otto der Welf, nehmen sich zu viel heraus und wollen dich verderben.

V. 25. „Den Weisen", die deutsche Kaiserkrone (das Reichskleinod), in welcher sich ein großer Diamant befand, welcher, als der einzige seiner Art, den Namen „Weise" führte; der sagenhafte Herzog Ernst hatte ihn mit aus dem Zauberberge gebracht.

3.

3. V. 5 u. 6. Diese Worte beziehen sich auf Papst Innocenz III. (S. oben.)

V. 9. „Pfaffen und Laien" = Geistliche und Nichtgeistliche.

V. 16. „Stola" = Priesterkleidung.

V. 17 u. 18. Sie bannten (schlossen von der kirchlichen Gemeinschaft aus) nicht diejenigen, die es verdienten, sondern die, welche ihnen persönlich verhaßt waren.

V. 20 u. 22. „Klause" = Einsiedelei; „Klausner" = Einsiedler. „Der Klausner, der mehrmals in Walthers Gedichten vorkommt, bedeutet die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatz zu der nunmehrigen Ausartung des geistlichen Standes." Uhland.

V. 23 u. 25. Innocenz III. war 37 Jahre alt, als er Papst wurde, konnte also als solcher wohl für jung gelten.

2. Inhalts-Angabe.

1. Auf einem Steine sitzend, verlor ich mich in banges Nachdenken über den Gang des Menschenlebens. Vergebens sann ich darüber nach, wie man Ehre, irdisches Gut und Gottesfurcht gemeinsam und auf eine Weise erlangen könnte, daß Eins nicht durch das Andere gefährdet würde. Leider wird das Streben nach Gut und Ehre der Welt sich nimmer mit Gottesfurcht vereinigen; offene Gewalt und feige Hinterlist machen dies unmöglich, und wo Friede und Recht nicht anerkannt werden, da fehlt zur Erlangung jener Drei aller Schutz.

2. An einem Bache sitzend, betrachtete ich die belebte Schöpfung um mich her und bemerkte, daß kein Geschöpf in Frieden lebt. Alle Thiere liegen mit einander in Streit, aber darin sind sie einig, daß sie für Gesetze und einen König sorgen und Herren und Knechte unterscheiden. Selbst die Mücken haben einen König; nur in dir, o Deutschland kennt man keine Ordnung, kein Recht und keine Ehre mehr. Darum bekehre dich, ehe die kleinen, aber anmaßenden Herren dich verderben; du, o Philipp, wehre es ihnen durch Besteigung des Thrones.

3. Im Geheimen lauschte ich oft dem Reden der Menschen, sah ich oft ihrem Treiben zu. In Rom entstand durch die Falschheit des Papstes, mit welcher er zwei Könige hinterging, ein Kampf zwischen Geistlichen und Weltlichen, wie es nie einen größern gab. Als die Laien im offenen Kampf das Uebergewicht erhielten, suchten die Geistlichen durch die Macht des Bannes sich ihrer Feinde zu entledigen. Große Noth war überall, selbst der Frieden des Gotteshauses ward gestört. Fern von dem Treiben der Welt, bejammerte in einsamer Klause ein Einsiedler das Elend der Welt und flehte zu Gott um Errettung der Christenheit.

3. Angabe des Grundgedankens. (Gedankengang. Gliederung.)

Das ganze Gedicht zerfällt in 3 Theile, deren jeder einzelne, für sich betrachtet, wieder ein Ganzes bildet, aber in genauer Beziehung zu den beiden andern steht. Der Dichter zeigt sich uns als denkender und beobachtender Mensch. Inmitten einer von Parteikämpfen bewegten Zeit stellt er Betrachtungen an, wie sie unter den damaligen Verhältnissen in jedem andern Vaterlandsfreunde entstehen mußten. Er forscht den Quellen der Zerrüttung im Vaterlande nach, und sein fühlendes, echt deutsches Herz ergießt sich in scharfer Klage über die Urheber des Elends. Wollten wir für das ganze Gedicht eine passende Ueberschrift wählen, die uns den Kern desselben in einem kurzen Satze angäbe, so könnte es etwa die sein: Klage über die Zerrüttung

Deutschlands durch den Kampf um die Kaiserkrone. Der Grundgedanke aber, der sich in allen drei Theilen ausprägt, ist folgender: Ohne eine gesetzliche Macht und ohne Frieden ist das Heil jedes Einzelnen, so wie das des Staates und der Kirche, gefährdet. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten." (Schiller.)

Wie verhält sich dieser Grundgedanke zu jedem Abschnitte?

Der Dichter geht von dem einzelnen Menschen aus, da durch die Wohlfahrt dieses die Wohlfahrt der Gesammtheit bedingt wird. Drei Dinge zu erwerben, hält er wünschenswerth für Jeden: Ehre, Reichthum und Frömmigkeit. Diese drei aber vereint zu erwerben, scheint ihm im Hinblick auf die Gesetzlosigkeit der damaligen Zeit eine Unmöglichkeit. Der wahrhaft Fromme wird mit dem besten Willen sein Gut nicht mehren können, er wird froh sein müssen, das, was er besitzt, vor räuberischen Händen gesichert zu sehen, ja er wird sich ganz dem Getreibe der Welt entziehen und als frommer Klausner (3, V. 22) Gott allein leben.

„— Der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle." U. s. w. (Schiller.)

In gesetzloser Zeit wird die wahrhafte Ehre nichts gelten; wer in einer solchen Zeit „zu Ehren" gelangt, erringt diese in der Regel auf Kosten seines guten Gewissens, und wer diese Zeit benutzt, um Reichthümer zu erwerben, wird keine Ansprüche auf Frömmigkeit machen können. Somit kommt der Dichter auf den natürlichen Schluß: Ohne die Segnungen des Friedens und gesetzlicher Ordnung ist die Wohlfahrt des Einzelnen nicht denkbar.

„Heil'ge Ordnung! segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!" (Schiller.)

Auf das Vaterland richten sich auch jetzt des Dichters Gedanken. Er sieht um sich. Ueberall in der belebten Natur, im Großen wie im Kleinen, erblickt er Haß und Kampf und Streit.

Das Prinzip der Zerstörung geht durch die ganze Schöpfung. Aber dieses scheinbare Zerstören bewegt sich innerhalb der Schranken eines weisen Gesetzes, das jedem der Vernichtung verfallenen Geschöpfe den Keim zu neuen Gebilden verlieh, des Gesetzes der Erhaltung, desselben Gesetzes, nach welchem aus den ersterbenden Gewächsen des Herbstes ein neuer Laub- und Blüthenschmuck im Frühlinge sich erzeugt, welches das vernunftlose Geschöpf (wir erinnern nur an die Biene) instinktmäßig zwingt, einen geregelten Haushalt zu bilden.

„Offen liegt vor mir der stille
Haushalt da der wilden Thiere.“ (Freiligrath.)

Und im Vaterlande? „Weh dir, du deutsches Land, daß alle Ordnung schwand!“ Aber der Dichter erschöpft sich nicht in nutzlosen Weherufen; er sucht nach Mitteln, dem Uebel abzuhelfen, und findet sie vorgezeichnet in der ewigen Ordnung der Natur. Ein König, fähig, Recht und Gesetz kräftig zu handhaben, kann allein helfen; darum, o Philipp, wehre den nach der Krone strebenden Schwächlingen, und besteige du selbst den Thron: Ohne Gesetz und ohne einen König zur Aufrechthaltung desselben kann Deutschland nicht bestehen.

Was aber helfen die besten Gesetze und die sicherste weltliche Macht, wenn sie gezwungen werden, der geistlichen Gewalt, die im sichtbaren Oberhaupte der Kirche sich concentrirt, zu widerstreiten? „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!“ (Schiller.) Und einen böseren Nachbar, als den in Rom, hat Deutschland nie gehabt. Arglistig hintergeht er die um die Krone Streitenden, um die Herrschaft in Deutschland sich zu sichern. Ohne die Ruhe des Alters zu besitzen, folgt er den Eingebungen seiner Leidenschaft, der Herrschsucht. Er scheut kein Mittel, was zu seinem eigennützigen Zwecke führen könnte, und was er mit der Gewalt des Schwertes nicht erreicht, das wird ihm durch die furchtbarere, Leib und Seele verderbende des Bannfluches. Aus solchem Jammer heraus rettet sich der gläubige Christ in die friedliche Einöde und klagt Gott sein Leid, der allein helfen kann, wo geistliche und weltliche Macht durch wilden Hader und Streit das Vaterland und das Christenthum ins Verderben stürzen.

So erhebt sich der Dichter, aber stets innerhalb eines bestimmten Ideenkreises, vom einzelnen Menschen und der Welt zu Gott.

Wie Walther hier bittern Unmuths das politische Treiben seiner Zeit tadelt, so hören wir ihn in folgendem Liede die Vergänglichkeit alles dessen, was sein eigenes Leben ihm lieb und wonniglich gemacht, wehmuthsvoll beklagen:

O weh, wohin verschwunden sind die Jahre mein!
Träumt' ich mein Leben, oder sollt es wirklich sein?
Was ich zu fühlen immer wähnte, war das nicht?
So schlief ich, daß mir die Erinnerung gebricht.
Nun bin ich aufgewacht und ist mir unbekannt,
Was mir erst kundig war, wie meine andre Hand.
So Land und Leute, wo ich bin als Kind erzogen,
Die sind mir fremd geworden, ganz als wär's erlogen.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg' und alt.
Verwüstet ist das Feld, verhauen ist der Wald:
Nur das Wasser fließet, wie es weiland floß,
Und fürwahr, die Bürde meines Unglücks wurde groß.
Mich grüßet Mancher lau, der sonst mich wohl gekannt.
Die Welt hat überall der Huld sich abgewandt.
Gedenk' ich an so manchen wonniglichen Tag,
Zerronnen sind sie, wie im Meer der Wellenschlag.
O wehe mir, o weh!

Leben Walthers von der Vogelweide.

1. Ueber Walthers Leben, Wirken und Schicksale wissen wir fast nur das, was er selbst hierüber gelegentlich in seinen Gedichten mittheilt. Darnach ist wahrscheinlich Franken sein Geburtsland, während er dagegen die Anleitung zum Dichten in Oesterreich erhielt, denn er sagt selbst: „ze Osterrîche lernt ich singen unde sagen." Sein Geburtsjahr ist unbekannt; bedenken wir aber, daß uns seit dem Jahre 1227 alle Nachrichten von ihm verschwinden, und er sich rühmt, 40 Jahre und noch mehr gesungen zu haben, so mögen seine Lieder schon zur Zeit Friedrichs I., des Rothbarts, „bei Hofe und auf der Straße" gesungen worden sein. Sonach lebte er um 1200, etwa zwischen 1170—1230.

Bis zum Jahre 1198 hielt sich Walther an dem Hofe zu Wien auf, wo er in besonderer Gunst bei dem Herzog Friedrich dem Katholischen stand. Als aber dieser Fürst in dem gedachten Jahre auf einem Kreuzzuge in Palästina starb und sein Bruder Leopold VII., der Glorreiche, Walther nicht günstig war, so ging der Dichter an den Hof Philipps v. Schwaben, dem er sich durch manche Gedichte (S. Nr. 3) empfohlen hatte, bei dem er jedoch nicht die gastliche Aufnahme fand, die er zu finden hoffte. Es spricht sich dies deutlich in mehreren Liedern aus, von denen wir nur folgendes anführen:

Herr Philipp, die dich nah besehen, zeihen dich,
Du gebest nicht mit Freuden: dabei, dünkt es mich,
Wirst du verlieren, statt dein Gut zu mehren.

Du solltest lieber fröhlich geben tausend Pfund,
Als dreißigtausend ohne Lust. Dir ist nicht kund,
Wie man mit Gaben Preis erringt und Ehren.
Was Saladin sprach, ist bekannt:
Durchlöchert müßte einem König sein die Hand,
So würden sie gefürchtet und geminnet.
An Englands König Richard denke,
Wie schwer man ihn gelöst; er gab auch gern Geschenke.
Ein Schad' ist gut, wenn doppelt man gewinnt.

In einem andern Liede empfiehlt er Philipp eine bessere Gesinnung an, damit es auch zu bessern Thaten kommen könne. Sei der Wein schlecht, so gehe auch das Gefäß zu Grunde und die Reife lockerten sich am Fasse. Eine solche Heftigkeit in den Anklagen hätte Walther nicht gezeigt, wenn er nicht um ein bedeutendes Versprechen betrogen worden wäre. Vielleicht war ihm ein Lehen, ein eigener Heerd verheißen, den er schon im Jahre 1198 sicher zu haben vermeinte und sich darum schon glücklich pries, den er aber auch nach der zweiten Krönung Philipps 1205 nicht empfing. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn wir den Dichter Philipp's Hof verlassen und im Jahre 1205 sich nach Eisenach an den Hof des Landgrafen Hermann begeben sehen. Dort befanden sich in derselben Zeit auch die übrigen ersten Dichter Deutschlands, und es mag damals wohl ein poetischer Wettkampf stattgefunden haben, der später zu der, von einem unbekannten Dichter des 14. Jahrhunderts poetisch bearbeiteten Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg Anlaß gab. Das damalige Treiben am Eisenacher Hof schildert Walther anschaulich in folgendem Liedchen:

Ich rathe Jedem, wer an dem Gehöre leidet,
Daß er Thüringens Hof zu Eisenach vermeidet:
Denn kommt er hin, dort wird er ganz bethört.
Ich drängte mich hinzu, daß ichs nicht mehr vermag.
Ein Zug fährt aus, ein andrer ein, so Nacht wie Tag.
Ein Wunder ist's, daß da noch Jemand hört.
Der Landgraf ist so wohlgemuth,
Daß er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Die all' im Streit wohl wackre Kämpen wären.
Mir ist sein hoher Sinn wohl kund:
Und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Die Ritter sollten drum ihn nicht entbehren.

Als im Jahre 1208 Philipp von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus Rache ermordet und Otto IV. nun einstimmig zum König erwählt wurde, erkannten auch Walther und sein Herr, der Landgraf, denselben an, da aber der Letztere wenige Jahre

darauf, im Sommer 1211, wieder von Otto abfiel, so verließ der Dichter seinen Hof und schloß sich dem Kaiser an, obwohl dieser vom Papste Innocenz in den Bann gethan worden war. Walther, dem das falsche Treiben des römischen Hofes tief verhaßt war, griff den Papst schonungslos an und sagte ihm geradezu, daß er, statt ein Hirt zu sein, wie ein Wolf unter seinen Schafen wüthe. Er sei ein Zauberer, ein neuer Judas, der mit den geistlichen Stellen schachere, er habe selbst den Kaiser erst gekrönt und vor Kurzem gesagt: „wer dich segnet, sei gesegnet; wer dir flucht, sei verflucht;" der Fluch falle jetzt auf ihn zurück.

Aber auch Otto IV. muß dem Dichter nicht sehr dankbar für den geleisteten Beistand gewesen sein; denn seitdem er Eisenach verließ, scheint er keinen dauernden Aufenthalt irgendwo gehabt zu haben. Bei Otto blieb er nur kurze Zeit, dann finden wir ihn beim Herzog Bernhard von Kärnthen, mit dem er sich verfeindete, darauf wieder zu Eisenach, wo er bald seinen Gönner, den Landgrafen Hermann, durch den Tod verlor (im April 1215) und in dessen Sohne, Ludwig IV., dem Heiligen, einen weniger geneigten Nachfolger fand. Endlich aber sollte ihm durch den jungen, liebenswürdigen Hohenstaufen, Friedrich II., der im Juli 1215 über die Alpen gekommen war, um sich die deutsche Krone zu erringen, ein Glücksstern aufgehen; denn dieser schenkte ihm ein Lehen. Voll Freuden ruft Walther aus:

Ich hab' mein Lehen, alle Welt, ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht mehr den Hornung an den Zehen;
Bei allen kargen Herren will ich desto minder flehen.
Der edle milde König hat mich gut berathen,
Daß ich mich Winters wärmen, in dem Sommer kühlen kann.
Den Nachbarn dünke ich nun ein weit bess'rer Mann;
Sie halten mich für keinen Unhold, wie sie ehmals thaten.
Zu lange war ich arm, mir nicht zu Lust und Dank.
Ich war so voll von Schelten, daß mein Athem stank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Das Wanderleben gab indessen Walther doch nicht ganz auf; denn im Jahre 1219 hielt er sich längere Zeit in Wien auf, bis er mit Leopold brach. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Walther etwa vom Jahre 1220 — 1224 Erzieher und Zuchtmeister des jugendlichen Königs Heinrich VII., des Sohnes Friedrichs II., war. Heinrich, der bereits in seinem achten Lebensjahre, kurz vor Friedrichs Fahrt noch Rom, zum König erwählt wurde, scheint die großen Hoffnungen, welche Walther hatte, bald zu Schanden gemacht zu haben. Zwar hält der Dichter die „ungefüege" des Knaben geheim und setzt sich über das Leid hinweg, das ihm der Ungerathene verursacht; endlich aber ist seine Geduld erschöpft und

er macht sich in den zornigen Worten Luft: „Selbwahsen kint, dû bist ze krump: sît nieman dich gerihten mac. nû sî dîn schuole meisterlôs an mîner stat: in kan dir niht.“ (Verwahrloſt Kind, du biſt zu krumm, gerade biegt dich niemand mehr. Nun laſſ' ich deine Schule meiſterlos: nicht meiſtern kann ich dich.)

Seit dem Jahre 1227 verſchwindet jede Nachricht über Walther; denn daß er in ſeinen alten Tagen einen lange erſehnten Wunſch befriedigt und ſich im Jahre 1228 dem Kreuzzuge Friedrichs II. angeſchloſſen haben ſoll, läßt ſich aus den vorhandenen, ihm zugeſchriebenen Kreuzliedern nicht ſchließen. Sein Schüler Ulrich von Singenberg beklagt um 1228 ſeinen Tod.

Walther von der Vogelweide ſtarb zu Würzburg und liegt in dem Graſehofe des dortigen neuen Münſters, gewöhnlich der Lorenzgarten genannt, unter einem Baume begraben. In einer handſchriftlichen Chronik wird erzählt, der Dichter habe in ſeinem Teſtamente verordnet, daß man auf ſeinem Grabſteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu ſehen ſei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münſters aber habe dieſes Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden ſollten und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbeſagten Gartens, gewöhnlich Kreuzgang genannt, ſei von dieſem Walther noch Folgendes, in lateiniſchen Verſen, in Stein gehauen zu leſen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide geweſen biſt, Blume der Wohlredenheit! Mund der Pallas! Du ſtarbeſt. Damit nun deine Frömmigkeit den himmliſchen Kranz erlangen möge, ſo ſpreche, wer dieſes lieſ't: ſei Gott ſeiner Seele gnädig!“

Im Laufe der Jahrhunderte iſt dieſes Denkmal und der Grabſtein mit ſeinen Futtergruben überſchüttet und zertrümmert worden, aber die Lieder der deutſchen Dichternachtigall erklingen nach langem Vergeſſen wieder friſch und kräftig zu ihrem Preiſe und Ruhme.

2. Walther lebte in einer Zeit, in der das Lied in Bezug auf die Form kunſtvoll ausgebildet wurde. Da daſſelbe vorherrſchend der Minne, d. h. der Frauenverehrung, gewidmet war, ſo bezeichnet man die Dichter jener Zeit (des 13. Jahrhunderts) als Minneſänger, ihre Dichtungen als Minnegeſang. Die Zahl der Minneſänger, von denen wir noch jetzt Lieder beſitzen, beträgt gegen 160. Walther von der Vogelweide gehört zu den hervorragendſten derſelben, was ſchon ſeine Zeitgenoſſen anerkannten. So ſingt z. B. Gottfried von Straßburg in ſeinem großen Gedicht „Triſtan und Iſolde:“

„Wer leitet nun die liebe Schaar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin die kann es wohl,
Die von der Vogelweide,
Hei, was die über die Heide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organiret,
Ihr Singen moduliret!“
(Uebersetzung von Herm. Kurz, p. 121.)

Daher sollte Walthers Liederbüchlein, wie Gervinus sagt, „in jedes guten Deutschen Hand sein.“

Walther zeichnet sich durch Vielseitigkeit und Gedankenreichthum vor seinen Zeitgenossen aus. Außer Minneliedern hat er auch eine Reihe von rein religiösen und politischen Liedern gedichtet, ja sogar ein ganz vortreffliches über Erziehung. In den politischen Liedern, zu denen ihm die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst Anlaß gaben, herrscht der größte Freimuth; die Uebergriffe des Papstes werden darin ohne Scheu gerügt. Das Glück und die Ehre des Vaterlandes lag ihm vor Allem am Herzen, wofür neben andern Gedichten sein oben besprochenes „Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen“ spricht. Seine Minnelieder sind ausgezeichnet durch sinnliche Kraft der Darstellung, durch Anschaulichkeit und den Farbenglanz ihrer Lebensbilder. Seine religiösen Lieder halten sich frei von beschränkendem Dogma; Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dient. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth.

Dem trefflichen Inhalt entspricht eine klangreiche Sprache, die aber freilich in den Uebersetzungen nicht zu Tage tritt; man muß sich in das Original vertiefen, um hiervon eine Ahnung zu erhalten.

Literatur.

A. Urtext.

Lachmann, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Berlin, 1827, 1843 u. 1853. (Die 3. Aufl. ist von Haupt besorgt.) 1 Thlr.

Hornig, Glossarium zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide, nebst einem Reimverzeichniß. Quedlinburg, 1844. 2½ Thlr.

B. Uebersetzungen.

Simrock, Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt, erläutert von Simrock und Wilh. Wackernagel. Berlin, 1833. 2 Thlr. (Werthvoll.)

Koch, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. In vier Büchern nach der Lachmann'schen Ausgabe des Urtextes vollständig übersetzt und erläutert. Halle, 1850. 1 Thlr. (Es ist nur wenig erläutert.)

C. Schriften über den Dichter.

Uhland, Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter. Stuttgart und Tübingen, 1822. 20 Sgr. (Werthvoll.)

Daffis, Zur Lebensgeschichte Walthers von der Vogelweide. Berlin, 1854. 6 Sgr.

Pfeiffer, Ueber Walther von der Vogelweide. Wien, 1860. 12 Sgr. (Für Forscher.)

W. Wackernagel und M. Rieger, Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven. Gießen, 1862. 1 Thlr.

M. Rieger, Das Leben Walthers von der Vogelweide. Gießen, 1863. ½ Thlr.

Rückblick auf den zweiten Zeitraum.

Die im Vorstehenden besprochenen Dichtungen: das Nibelungenlied, die Gudrun, der Parzival von Wolfram von Eschenbach und die Minnelieder Walthers von der Vogelweide, fallen in den als „Zweiten Zeitraum" bezeichneten Abschnitt der deutschen Literaturgeschichte, der fast zwei Jahrhunderte umfaßt, nämlich die Zeit von 1150 bis etwa 1350. Es ist das die Zeit des Mittelalters und für die Nationalliteratur die erste Blüthezeit. Verschiedene Umstände vereinigten sich zur Entwickelung dieser Blüthe. Vor allen Dingen regten die Kreuzzüge die Geister mächtig auf. Völker der verschiedensten Art und Denkweise traten in Berührung mit einander, theilten sich ihre Ansichten gegenseitig mit und tauschten ihre Gesangesstoffe unter einander aus. Die abendländischen Völker lernten die Völker und Naturwunder Griechenlands und des Orients aus eigener Anschauung kennen und schöpften dann gemeinsam aus den Gesangesquellen des Morgenlandes. Am frühesten und raschesten entwickelte sich in Folge

dieser Anregungen die Poesie und eine höhere Bildung in Frankreich, wo überdies schon feinere Sitten vorherrschend waren. Ihnen folgten aber bald die Deutschen, die durch den Glanz des Kaiserthrones unter den christlichen Reichen hervorleuchteten, im höchsten Grade zur Zeit der Hohenstaufen, die von 1138 bis 1254 dem Lande eine Reihe von trefflichen Herrschern gaben, welche die Poesie nicht nur sehr begünstigten, sondern zum Theil durch eigene Productionen förderten. Von sehr großem Einfluß war ferner der Umstand, daß die Ausübung der Poesie von der Geistlichkeit auf den Ritterstand überging, in dessen Händen sie sich zu einer höfischen Kunst ausbildete, zu deren Ausübung sich Kaiser und Fürsten nicht zu hoch dünkten. Einzelne Höfe, insbesondere der thüringische und österreichische, gewährten den Sängern gastliche Aufnahme und beschenkten sie reich. Daneben nahmen auch, besonders zu Anfange dieses Abschnittes, Geistliche an der Ausübung der Dichtkunst Theil; und fahrende Sänger niederer Volksklassen (Spielleute), in Städten und Dörfern umherziehend, trugen die im Volksmunde fortlebenden Heldensagen bei Volksfesten und anderen Gelegenheiten vor.

Die Sprache dieses Zeitraums ist die hochdeutsche, die im Gegensatz zu der des vorhergehenden die mittelhochdeutsche heißt; das Niederdeutsch verliert nach und nach seine literarische Bedeutung und ist nie wieder in allgemeinen Gebrauch gekommen. Das Mittelhochdeutsch unterscheidet sich merklich vom Althochdeutschen. Insbesondere hatten die Bildungs- und Biegungssilben ihre volltönenden Vokale verloren, an deren Stelle das formlose **e** trat, wodurch die Sprache viel von ihrem früheren Wohllaute einbüßte. Sie verlor aber zugleich auch an Deutlichkeit, weil viele ursprünglich verschiedene Silben auf diese Weise zusammenfielen; deshalb mußte man häufig frühere Wortbildungen ganz aufgeben und zur Zusammensetzung greifen, welche immer mehr zunahm, je mehr die Sprache an innerer Bildungsfähigkeit verlor. Doch blieb dieselbe immer noch reich, lebendig und kräftig; die besseren Dichter entfalten eine große Mannigfaltigkeit von Ausdrücken und Wendungen, sowie eine künstlerische Vollendung des Satzbaues, die auch in der Prosa mit vielem Glück nachgebildet wurde. In Folge des französischen Einflusses machte sich aber bereits im 12. Jahrhundert das deutsche Erbübel, fremde, besonders französische Wörter, ja ganze Redensarten einzumischen, bemerklich und steigerte sich im 13. Jahrhundert bis zur widerwärtigen Unsitte. Erst als die Poesie in die Hände der Bürger überging, trat dieser Mißbrauch zurück; dagegen gewannen aber die verschiedenen Mundarten wieder an Einfluß und verunstalte-

ten mit den später eindringenden lateinischen Wörtern und Wendungen die Schriftsprache.

Mit der Sprache erlitt auch die Verskunst durchgreifende Veränderungen, da das Abschleifen der früher volltönenden Bildungs- und Biegungssilben den Rhythmus gänzlich störte. Die Gedichte aus den ersten Zeiten dieser Periode sind auch vollkommen roh und geschmacklos. Nur in der Volkspoesie hat sich größere Regelmäßigkeit erhalten, weil die volksthümlichen Gedichte immer gesungen wurden und ihr Rhythmus durch die Melodie des Gesanges bedingt war. Die sonst verachtete Volkspoesie übte dadurch nach und nach einen wohlthätigen Einfluß auf die ritterliche Dichtkunst aus.

Die Assonanz, die im Althochdeutschen sehr häufig den Reim ersetzte und bei dem Volllaut der Bildungs- und Biegungssilben ersetzen konnte, tritt in diesem Zeitraum zurück; es wird dafür der Reim gebraucht, der endlich zur reinsten Ausbildung gelangte.

Wie der Reim, so zeigt auch die metrische Form eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit. Die einfachste und früheste bestand aus bloßen Versreihen von drei oder vier Hebungen mit gepaarten Reimen. Hieraus entwickelte sich allmählich die Strophe, anfangs noch einfach, indem zwei, drei oder mehrere Reimpaare zu einem Ganzen verbunden werden, später kunstvoller, wie in der Nibelungenstrophe. Später wurden noch künstlichere Strophen mit verschlungenen Reimen gebildet, welche aber bei aller Mannigfaltigkeit des Baues doch stets ein festes, allgemeines Gesetz befolgten, wie wir bei den Liedern Walthers von der Vogelweide gesehen haben.

Die Dichtungen des zweiten Zeitraums gehören drei Gattungen an: der epischen, lyrischen und didaktischen Poesie.

Das Epos tritt als Volks- und Kunstepos auf.

1. Zu den bemerkenswertheren Volksepen gehören außer den beiden Hauptepen, dem Nibelungenliede und der Gudrun, noch:

a. aus dem fränkischen Sagenkreise:

Das Lied vom hürnin Siegfried, aus dem 13. Jahrhundert, in einer Bearbeitung aus dem 15. Jahrhundert erhalten.

b. aus dem ostgothischen Sagenkreise:

Ecken Ausfahrt, aus dem 13. Jahrhundert, mit Sagen aus älterer Zeit.

Der kleine Rosengarten oder König Laurin, aus

der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in der Bearbeitung des 15. Jahrhunderts.

Der große Rosengarten, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Die Rabenschlacht (Schlacht zwischen Dietrich und Odoaker bei Ravenna 493), aus dem 14. Jahrhundert.

c. aus dem lombardischen Sagenkreise:

König Rother, gegen den Schluß des 12. Jahrh. abgefaßt.

König Otnit, nach 1250 gedichtet.

Wolfdietrich, aus der späteren Zeit des 13. Jahrhunderts.

Diesem Zeitraum gehört auch das Lied von Herzog Ernst an, welches ebenfalls volksmäßig entstanden ist, sich an historische Personen anlehnt, zugleich aber von Abenteuern und Zügen in fernen Ländern handelt und den Einfluß der Kreuzzüge auf die deutsche Poesie deutlich verräth. Es war schon vor 1180 nur bruchstückweise vorhanden und ist uns nur in der Umdichtung des 13. Jahrhunderts erhalten worden.

2. Zu den höfischen Epen gehört außer dem Parzival von Wolfram von Eschenbach:

das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, gedichtet etwa 1170 nach französischem Vorbilde;

die Eneit (Aeneide) des Heinrich von Veldeke, zwischen 1184 und 1189 nach welschem Vorbilde gedichtet;

das Rolandslied des Pfaffen Konrad, zwischen 1173 und 1177 nach dem Französischen;

Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, später als der Parzival gedichtet;

Iwein von Hartmann von Aue, nach dem Französischen vor 1204 verfaßt.

3. Die lyrischen Poesien zerfallen ebenfalls in Kunstpoesien und Volkslieder.

An Volksliedern fehlte es ohne Zweifel in diesem Zeitabschnitte nicht; sie wurden indeß selten aufgezeichnet und überdies durch die damals blühende Kunstlyrik zurückgedrängt. Erst als diese abzusterben anfing, gewann das Volkslied freieres Feld und beherrschte im folgenden Zeitabschnitt die Lyrik.

Dagegen entfaltete sich in diesem Zeitraum die Kunstlyrik oder der Minnegesang zu einer ungemein reichen und lieblichen Liederflora. Größtentheils sind diese Lieder der Minne gewidmet und preisen die Frauen in begeisterten Tönen, oder sie sprechen das innige Mitleben mit der Natur in ihren wechselnden Gestalten aus, oder athmen himmlische Minne und Frömmigkeit (Loblieder auf die heilige Maria und geistliche Lieder überhaupt), oder

sie besingen in ernsten Tönen die weltlichen Dinge, Kaiser und Reich, Papst und Kirche, die Sitten und den Lauf der Welt, womit sie theilweise schon in das Gebiet der didaktischen Poesie hinüberstreifen.

Der Form nach sind diese Poesien Lieder, wie die oben besprochenen Walthers von der Vogelweide, Leiche und Sprüche. Die Leiche sind ursprünglich eine geistliche, aus der alten Kirchenmusik entsprungene Liederform, wurden aber später auch vielfach zu weltlichen Stoffen verwandt. Sie haben ein wechselndes Versmaß, mannigfachere Reimverschlingungen und überhaupt eine freiere Form als die Lieder. Die Sprüche, aus einer einzelnen Strophe bestehend, gehören größtentheils schon dem didaktischen Gebiete an.

Die Minnesänger waren meist ritterlichen Standes, zum kleineren Theil bürgerlich (Meister). Ihre Kunst war eine höfische Kunst; doch wurden ihre Lieder, gleich den Volksliedern, gesungen und durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt. Erst später sorgte man für die Erhaltung derselben durch Anthologien. Eine solche ist die Manessische Sammlung, von dem Züricher Rathsherrn Rüdiger von Manesse im 14. Jahrhundert veranstaltet. Sie enthält Lieder von 140 Minnesängern und ist für uns Hauptquelle geworden.

Zu den bemerkenswerthesten Minnesängern gehören außer Walther von der Vogelweide:

1. Der von Kürenberg.
2. Dietmar von Aist.
3. Spervogel.
4. Heinrich von Veldeke.
5. Heinrich von Morungen.
6. Reinmar der Alte.
7. Neidhardt.
8. Reinmar von Zweter.
9. Ulrich von Lichtenstein.
10. Konrad von Würzburg.
11. Der Meißner.
12. Meister Johannes Hadlaub.
13. Heinrich Frauenlob.
14. Barthel Regenbogen.

4. Zu den didaktischen Dichtungen dieser Zeit gehören:

Freidanks Bescheidenheit (neudeutsch bearbeitet von A. Bacmeister. Reutlingen, 1861).
Der welsche Gast von Thomasin von Zirkläre.
Die Klage vom Stricker.
Boners Edelstein.
Der Renner von Hugo von Trimberg.

Dritter Zeitraum.

Von der Mitte des vierzehnten bis zum ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts. (1350—1525.)

Dieser Abschnitt, insbesondere das 14. und 15. Jahrhundert, gehört zu den unfruchtbarsten für die gesammte Poesie und liefert daher für die Schule so gut wie gar keine Ausbeute. Als Ursachen hiervon sind anzuführen:

1. die Zersplitterung Deutschlands seit dem Untergange der Hohenstaufen und die selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Kaiser und Fürsten;

2. die Zerwürfnisse zwischen Staat und Kirche, die endlich die ersehnte Reformation herbeiführten;

3. der geringe Bildungsstand der Geistlichkeit, der zur Zuchtlosigkeit führte und das Volk zur Verachtung dieses wichtigen Standes herausforderte. Schon im 13. Jahrhundert war es vorgekommen, daß die sämmtlichen Mönche des Klosters St. Gallen, den Abt mit inbegriffen, nicht schreiben konnten;

4. die Mißachtung der Poesie und Literatur überhaupt von Seiten der Fürsten und des Adels, wie sie sich schon zu Ende des vorigen Zeitraums kund giebt. An die Stelle der fahrenden Sänger treten die Hofnarren, und jene klagen laut über die Kargheit der Großen;

5. die völlige Verwilderung des Adels, dessen Burgen zu Raubnestern geworden waren, von denen aus die edlen Herren brandschatzten, wenn sie Macht genug dazu besaßen;

6. das Uebergehen der Poesie in die Hand der Bürger, wodurch derselben ein handwerksmäßiger Charakter aufgedrückt wurde;

7. die Vergröberung der edlen und feinen mittelhochdeutschen Mundart durch die allgemeine Rohheit und die Einmischung harter, namentlich österreichischer Elemente;

8. die materielle Richtung der Zeit; insbesondere die Richtung auf Entdeckungen und Erfindungen, der selbst die Buchdruckerkunst Vorschub leistete, auch das Herandrängen Unberufener zur Dichtkunst steigerte;

9. die wachsende Ausbreitung der Gelehrsamkeit, die allmählich eine Kluft zwischen Wissenden und Unwissenden schuf, und auf der einen Seite die Poesie gekünstelt und kalt, auf der andern Seite roh und ungeschlacht machte;

10. vielfache äußerliche Bedrängniß, wie Ueberschwemmungen Mißwachs, Hungersnoth und Pest.

Weniger übel sieht es in dieser Zeit mit der Prosa aus; sie hebt sich vielmehr fast in allen Gattungen.

I. Die Poesie.

Die Poesie versucht sich im Epos, in der Lyrik und im Drama.

A. Das Epos.

Das Epos dieser Zeit ist fast bedeutungslos. Es wird nichts Neues erzeugt; man begnügt sich mit Bearbeitungen älterer Epen, oder mit einer Verknüpfung alter Sagenreste und geschichtlicher Persönlichkeiten, oder mit schaler Allegorie. Die Leere des Inhalts wird durch übertriebenen Schmuck zu verhüllen gesucht.

1. Das Volksepos ist durch verschlechternde Ueber- und Umarbeitungen von Gedichten zweiten Ranges vertreten, wie Otnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten, die mit Laurin zusammen das „alte Heldenbuch“ bilden. Um 1472 wurden dieselben Stoffe und außerdem noch Etzels Hofhaltung, Ecken Ausfahrt, Sigenot, Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfe, Hildebrandslied, Meerwunder und Herzog Ernst bearbeitet von einem fränkischen Sänger Kaspar von der Rhön, und auch dieser noch geschmacklosern Bearbeitung hat man den Namen „Heldenbuch“ beigelegt.

Die beste und wirklich werthvolle Erscheinung dieser Zeit ist die Uebersetzung und theilweise Umdichtung des Thierepos Reineke Fuchs. Wir geben nachstehend den wesentlichen Inhalt desselben an.

Nobel, der Löwe, der König aller Thiere, läßt zu Pfingsten einen allgemeinen Frieden ausrufen und alle Thiere, mit Ausnahme Reinekes, des Fuchses, an seinen Hof entbieten. In großen Schaaren kommen sie herbei, und sofort erheben sich von

allen Seiten Klagen über Reineke; Isegrim, der Wolf, Wackerlos, das Hündchen, Hinz, der Kater, Lampe, der Hase, sind es namentlich, die große Unbill von dem schamlosen Räuber erlitten haben. Zwar verwendet sich Grimbart, der Dachs, Reinekens Bruderkind, für ihn und setzt den Wolf einiger bösen Streiche wegen zur Rede. Allein die Dazwischenkunft des Hahns, Henning, der das von Reineke getödtete Huhn, Kratzefuß, auf einer Bahre bringt, entscheidet zu Reinekens Ungunsten, und nach kurzer Berathung wird beschlossen, Braun, den Bären, mit einem Vorladungsschreiben an den Fuchs zu entsenden. Dieser empfängt den königlichen Boten in seiner Feste Malepartus äußerst freundlich, hintergeht aber den ehrlichen Braun auf die schmählichste Weise, indem er ihn nach einer Falle lockt, in welcher der nach Honig Lüsterne sich fängt und von den herbeieilenden Bauern so furchtbar geschlagen wird, daß er kaum durch Schwimmen sein Leben rettet. Von Reineke noch obendrein verspottet, kommt er nach Hofe, sein Unglück klagend. Nun wird Hinz zu Reineke gesandt, ihn nochmals vor Gericht zu laden. Diesem geht es jedoch nicht besser, als dem Bären: er wird von dem schlauen Fuchs in des Pfarrers Scheune geführt, fängt sich dort in einer dem Reineke gestellten Schlinge und erlangt erst seine Freiheit wieder, nachdem er halb geschunden ist. Der König geräth in furchtbaren Zorn über die Schändung seiner Boten und glaubt, daß Niemand bereit sein werde, zum dritten Male zu Reineke zu gehen, bis sich der Dachs freiwillig dazu erbietet Wirklich gelingt es diesem durch ernstliche Vorstellungen, Reineke zum Mitgehen zu bewegen, der väterlich von seiner Familie Abschied nimmt und unterwegs dem Dachse seine Sünden beichtet. Aber obgleich er Alles bitterlich bereut und dem ihn absolvirenden Grimbart verspricht, nie wieder zu rauben, zu stehlen oder zu verrathen, so fällt er doch kurz darauf unter ein Hühnervolk, um sich einen fetten Hahn zu holen, und entschuldigt sich gegen Grimbart damit, daß es in Gedanken geschehen sei. Endlich gelangen sie an des Königs Hof, wo Alles sich herbeidrängt, den Verräther zu sehen. Dieser aber geht stolz mitten durch sie hin, naht sich in Demuth dem Throne des Königs und sucht sich nach Kräften zu vertheidigen. Seine schönen Worte helfen ihm jedoch nichts; er wird mit Zeugen überwunden und zum Tode verurtheilt. Man führt ihn zum Galgen, und alle seine Feinde glauben nun endlich, seiner loszuwerden. Aber den Schlauen rettet abermals eine wohl überlegte List. Mit dem Stricke um den Hals, bittet er, zur Beruhigung seiner Seele noch einmal beichten zu dürfen. Die kleine Bitte wird ihm gewährt, und nachdem er nun mehrere seiner schlechten Streiche erzählt hat, läßt er, wie absichtslos, Etwas von einem geheimen ungeheuern Schatze fallen, was den König so neugierig

macht, daß er Reineken wieder von der Leiter steigen läßt, um ihn des Nähern zu befragen. Nun weiß sich der Schlaue gerettet; denn sofort beginnt er eine so fabelhafte Geschichte von dem wundervollen Schatze zu erzählen und weiß Alles so glaubwürdig darzustellen, daß der König ihm öffentlich alle seine Missethaten vergiebt und einem Jeglichen gebietet, daß er Reineken ehren und ihm Hochachtung erweisen solle, weil er sich vorgenommen habe, nach Rom zum Papst zu pilgern. Die Unzufriedenheit Isegrims und Brauns mit diesem Beschlusse bestraft der König damit, daß er Ersterem und seinem Weibe die Vorder- und Hinterfüße abstreifen und Letzterem ein Stück Fell abschneiden läßt, damit Reineke Schuhe und ein Ränzel zur Bußfahrt bekomme. Nun weiht Bellin, der Schafbock, dem Fuchse den Stab, hängt ihm das Ränzel um und begleitet mit Lampen den weinend Abschiednehmenden bis zur Burg Malepartus. Aber wie übel wird dem Arglosen gelohnt! Reineke nimmt Lampen mit in sein Kastell, bringt ihn um, steckt dann den abgebissenen Kopf in den Ranzen und heißt diesen dem vergeblich auf Lampen wartenden Bellin zum Könige tragen. Der gute Schafbock glaubt den Worten Reinekes, daß der Ranzen wichtige Briefe enthalte, und bringt ihn dem Könige, der nun beim Oeffnen Lampe's Haupt findet und in großen Zorn geräth. Braun und Isegrim, die unschuldig Gemarterten, werden aus dem Gefängnisse gelassen und erhalten den Schafbock und sein ganzes Geschlecht zur Sühne.

Abermals lädt der König alle Thiere zu einem Hoftage ein, und sie erscheinen, vierfüßige und Vögel, um über Reineke zu klagen. Ungeheuer ist die Zahl seiner Verbrechen, so daß der König zu Brauns und Isegrims Behagen beschließt, mit allen Thieren sich aufzumachen, um Reineke zu fangen. Besorgt um das Leben seines Ohms, läuft der Dachs davon und hinterbringt Reineken den gegen ihn beschlossenen Rath. Dieser scheint ganz unbesorgt und entschließt sich, mit dem Dachs nach Hofe zu gehen. Und wieder machen sie sich auf den Weg, den Reineke abermals durch eine Beichte seiner Sünden, die er zum großen Theile mit dem bösen Beispiel der Prälaten entschuldigt, verkürzt. Noch ehe sie des Königs Schloß erreichen, begegnet ihnen Märten, der Affe, der im Begriff ist, nach Rom zu gehen, und Reineken verspricht, seine Sache beim Papste zu vertreten.

Diesmal empfängt der König den demüthig Nahenden mit zorniger Rede; aber Reineke läßt Alles über sich ergehen und weiß dann durch schlaue Worte alle Anklagen so zu entkräften, daß Wolf und Bär schon im Voraus seinen Sieg ahnen und sehr betrübt darüber sind. Ueberdies wird Reineke noch von der Aeffin unterstützt, die dem Könige eine Geschichte erzählt, in welcher Reinekes Weisheit in so vortheilhaftem Lichte erscheint, daß der Kö-

nig ihm erlaubt, sich weiter zu vertheidigen. Reineke benutzt diese ihm günstige Stimmung, um auf den Schatz zurückzukommen, dessen einzelne Kleinode er beschreibt. So erzählt er ein Langes und Breites von einem Ringe mit einem Edelstein, dann von einem köstlichen Kamme und zuletzt von einem seltenen Spiegel mit vielerlei Bildwerken. Dann verbreitet er sich über die Tugenden seines Vaters, der einst den Vater des Königs mit der Leber eines siebenjährigen Wolfes gesund gemacht habe, und macht dann seine Feinde, namentlich den Wolf, so gründlich schlecht, daß der König vollständig getäuscht wird und ihn abermals zu Gnaden aufnimmt.

Da tritt Isegrim nochmals mit harter Klage auf gegen den Ränkevollen, aber alle Beschuldigungen zerfallen vor den Lügen und Betheuerungen Reinekes in Nichts, bis endlich Isegrim ihm seinen Handschuh zuwirft und ihn zum Zweikampfe auffordert. Ehe dieser beginnt, ertheilt die Aeffin dem Fuchs gute Rathschläge, und die andern Freunde bleiben bei ihm über Nacht. Morgens früh erscheint Reineke, glatt geschoren und glänzend eingetheert, auf dem Kampfplatze; beide Kämpfer schwören feierliche Eide, und nun beginnt der Kampf, in welchem Reinekes List den Sieg über seines Gegners Stärke davon trägt. In zierlicher Rede unterwirft sich Reineke dem Willen des Königs, wird von diesem zu hohen Ehren erhoben und scheidet, mit des Königs Huld und Freundschaft überladen, von dem Hofe, um sich nach seiner Burg zu begeben.

Das Thierepos „Reineke Fuchs“ ist eine ursprünglich deutsche Dichtung und stammt aus den frühesten Zeiten. Die deutschen Völker, die Frankreich eroberten, also namentlich die Franken, brachten sie dorthin, und hier erlitt sie manche Veränderungen, ohne jedoch ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren. Die wesentlichste Veränderung, welche sie erfuhr, liegt darin, daß durch den Einfluß der gelehrten Bildung der Bär, welcher in der ältesten Gestalt der Sage König der Thiere war und nach der Natur der Dinge auch sein mußte, weil er ja das gewaltigste Raubthier der deutschen Wälder war, dem fremden Löwen weichen und eine untergeordnete Stellung einnehmen mußte.

Die ältesten, in den Anfang des 12. Jahrhunderts reichenden Bearbeitungen der Thiersage stammen aus Flandern, sind in lateinischer Sprache geschrieben und haben Geistliche zu Verfassern, durch welche zuerst das satyrische Element in die Dichtung gelegt wurde, das ursprünglich nicht darin lag, aber doch zum Theil auch in die französischen Bearbeitungen überging. Am freiesten von demselben hat sich die niederländische, in die Mitte des 12. Jahrhunderts gehörende Bearbeitung erhalten, deren Verfasser (Willem de Matoc) den ihm vielleicht aus Nordfrankreich

überlieferten Stoff mit echt dichterischem Geist von allen fremdartigen Zuthaten befreite und im Sinne des volksthümlichen, von jedem didaktischen Zwecke entfernten Thiermärchens behandelt hat. In der Mitte des 13. Jahrhunderts übertrug der Elsasser Heinrich Glichesäre (Gleißner) die Thiersage aus dem Französischen ins Deutsche (unter dem Titel „Reinhardt Fuchs") und machte sie so den Deutschen wieder zugänglich. Zu Ende des 15. Jahrhunderts erschien endlich in Lübeck (im Jahre 1498) das schon erwähnte niederländische Gedicht in plattdeutscher Sprache unter dem Titel „Reineke Vos." Als Uebersetzer nennt sich Heinrich von Alkmar, Schulmeister und Zuchtlehrer der Herzöge von Lothringen; doch behauptete schon Rollenhagen (1542—1609), daß Nikolaus Baumann der Verfasser gewesen, durch Rücksichten aber bestimmt worden sei, seinen Namen zu verschweigen. Die Bearbeitung ist vortrefflich und bekundet einen talentvollen Dichter. Die gelungenen Theile des Originals sind treu von ihm übertragen worden, andere dagegen hat er, je nachdem sein Zweck es forderte, erweitert oder verkürzt. Die von ihm herrührenden satyrischen Beziehungen haben unverkennbar den Zweck, die Mißbräuche seiner Zeit, wie sie sich namentlich auf kirchlichem Gebiete fanden, zu geißeln.

Reineke Fuchs ist später mehrfach herausgegeben worden, 1752 von Gottsched, 1798 von Bredow, 1826 von Scheltema, 1834 von Hoffmann, 1861 von Karl Tannen in Bremen. Moderne Bearbeitungen erhielten wir 1793 von Göthe, 1803 von Soltau (im Urmaß; neuer Abdruck 1852, Berlin), 1845 von Simrock.

2. Das Kunstepos fand fast gar keine Weiterbildung. Die Karls- und Gralsage sind vertreten, aber durchweg ungeschickt behandelt. Die Legendenpoesie brachte im Anfange des 14. Jahrhunderts noch einiges Anmuthige hervor, vergröberte sich aber auch mit jedem Jahrzehnt und ging am Ende der Periode in Legendenprosa über.

3. Die allegorischen Gedichte werden vertreten durch die „Mörin" (Mohrin) von Hermann Sachsenheim, und durch den von Maximilian I. (regierte 1493—1519) wohl im Plan entworfenen, von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing um 1515 in Reimpaaren bearbeiteten „Teuerdank" (der auf Abenteuer Denkende, d. h. Maximilian).

B. Lyrik.

1. Einige Dichter, die den höheren Ständen angehörten, suchten den Minnegesang noch eine Zeit lang aufrecht zu halten. Es geschah dies mit einigem Glück von Heinrich von Mü-

geln oder Müglin aus Meißen, Graf Oswald von Wolkenstein in Tyrol, Graf Hugo von Montfort, Peter Suchenwirt, Muscatblüt. Letztere nähern sich schon Meistersängern.

2. Während der Adel immer tiefer und tiefer sank, hob sich der Wohlstand der Städte, und in demselben Maße ging auch die Kunstlyrik mehr und mehr von den Herren zu den Bürgern über. Die Handwerkermeister, vor allen in Süd- und Mitteldeutschland (Mainz, Augsburg, Nürnberg, Colmar u. s. w.), vereinigten sich zu zunftmäßig eingerichteten Singschulen, die indeß nicht für Gilden, sondern für freie Gesellschaften (Akademien) gelten wollten. Die Mitglieder zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter, Meister. Meister hieß, wer einen neuen Ton (Strophenform nebst Melodie) erfunden hatte. Aus den Meistern wurde das Gemerk (Vorstand) gewählt: der Büchsenmeister (Cassirer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister (Kritiker) und Kronmeister (Austheiler der Preise). Der Inbegriff der Gesangregeln hieß Tabulatur. Zu den Fehlern, worauf vier Merker zu achten hatten, gehörten falsche Meinungen (d. h. unchristliche, unzüchtige), blinde Meinungen (d. h. undeutliche), Verstöße gegen Strophenbau, Reim, Sprache u. s. w. Der Töne oder der Weisen gab es sehr viele (über 200), viele mit seltsamen Namen (Rosmarinweis, schwarze Dintenweis, kurze Affenweis, Gelblöwenhautweis, Cliusposaunenweis u. s. w.) Die zuletzt schon bei den Minnesängern überkünstlich gewordene Strophe wurde jetzt zur künstlichsten Spielerei ausgebildet, bisweilen bis zu gänzlicher Unförmlichkeit (100 Reime auf die Strophe) ausgedehnt.

Von der Pflege des Meistergesanges (so nennt man diese Poesien) in Nürnberg wie von seinem Wesen im Allgemeinen entwirft uns ein neuerer Schriftsteller (Aug. Hagen in seiner Norica, 1829. II. S. 115 ff.) ein sehr anschauliches Bild, das wir hier einschalten. Ein Reisender kommt im Jahre 1520 nach Nürnberg und trifft hier mit dem jungen Bildhauer und Erzgießer Peter Vischer zusammen, der ihm Folgendes von dem Meistergesange erzählt:

„Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweis't ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von löblichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singstuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst

stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft stets wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und giebt zwei Maaß Wein zum Besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in Festschulen. Die Festschulen finden drei Mal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreisten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.

Da jetzt die Rathsuhr schlug, so brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, um eine Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müßte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Noth, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Es geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, theils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrscht nicht beim Hochamte. Nur ich und Vischer sprachen, der mir Alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die

Fehler anmerken mußten, die die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichte begingen. Diese Leute hießen Merker und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus Alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hangen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Als der Kaiser sich zeigte, gerieth Alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister bestieg den Singestuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte und der Dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kethner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: Und Gott sah, daß es gut war; denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehn, und ein Merker hieß ihn den Singestuhl verlassen. Der Meister hat versungen, murrte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarzdintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblüt-Weise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Ge-

wande. Sein Kopf war glatt, wie meine innere Hand, und das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse (Offenbarung Johannis) den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Aeltesten ihre Krone vor dem Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aeltesten und um die vier Thiere stunden, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren Alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das mehr erhaben, als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michaël Beheim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Beheim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michaël Beheim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Da Michaël Beheim sein Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Beheims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und Alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Theilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackern Beheim laut darzubringen. In der Nähe stand Hans Sachs, der mich freudig anredete und den vor Kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum Besten gegeben, damals, als ich gerade zum Hören nicht aufgelegt gewesen. Liebster Herr Heller, kommt

mit in die Schenke, und es soll Euch ein Genüge werden, erwiederte er, und ging mit mir Arm in Arm aus der allmählich leer gewordenen Kirche.

Es war der Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der Eine zur Buße, wie der Meister Kethner, der Andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Beheim, weil er zum ersten Mal begabt war. Fünf Maße Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Beheim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mußten sich ihm Alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heiterer Muth und ein gutes Glas Wein ließen all' die Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe neben einander gestellt, und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Beheim. Sein Thron war ein Lehnstuhl, und ein hölzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Scepter. Ich saß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, so merkte ich, daß seine Aermel mit Fischbeinstäbchen gesteift waren, und dies gab mir Veranlassung, die sonderbare Tracht recht genau anzusehen. Die Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Aermel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehackt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurchblickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als Mancherlei besprochen und belacht war, mahnte ich Nürnbergs berühmtesten Sänger an das mir gegebene Versprechen. Er war bereit. Beheim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte Etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf; es waren B e h e i m selbst, H a n s S a c h s und P e t e r V i s c h e r. Hans Sachs sollte eine

Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich so viel mich in den Werkstätten der Künstler umher gethan und mich an ihren Werken ergetzt, erwählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann:
Wer hat's ihm jemals gleich gethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn, der tiefste Grund;
Ihn loben stattliche Lustgemächer,
Hoch strebt sein Ruhm, so wie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preis't,
Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz.
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz:
Er zimmerte die starke Arch',
Drin Noah war, der Patriarch:
Wie rings auch brausete die Fluth,
Er ruht in ihr in sichrer Hut,
Gerettet mit all den Seinen er ward,
Mit allen Thieren aller Art;
Er zimmerte nach weisem Rath
Jerusalem, die Gottesstadt;
Des weisen Salomo Königshaus,
Das führt' er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
Wer ist geschickt wie Dädalus? *)

Michaël Beheim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muß d'rum der Erste sein.
Ringmauern baut er, kühne Thürme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
Aufrankend in die Lüfte ziehn,

*) Ein sinnreicher Künstler zu Athen, der für sich und seinen Sohn Ikarius Flügel aus Federn und Wachs bildete.

Schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,
Mit Säulen und Bildwerk geschmücket auf's Best.
Den schiefen Thurm von Pisa schaut,
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut;
Zu Jerusalem der hohe Tempel,
Der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Thurm zu Babel,
Das Grab des Mausolus ist keine Fabel,
Die Pyramiden, die künstlichen Berg',
Sie überragen weit alle Werk.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor,
Thürmt Schlösser und schwindlige Warten empor —
Nein, was im Anfange Gott erschuf
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,
Das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid',
Den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
Des Menschen Antlitz, als ob er lebt,
Die Elemente beherrscht er all,
Des Feuers Wuth, des Meeres Schwall,
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
Mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung,
Nach einer schön entworfnen Visierung.
Er kann euch Alles vor Augen stellen,
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
D'rauf muß er brüten Tag und Nacht,
In Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasieen reich
Und fast dem kühnen Dichter gleich;
Um alle Dinge weiß er wohl,
Weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
Dem rühmt die höchste Meisterschaft.

Michaël Beheim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
Nützlicher bleibt der Steinmetz doch.

Des Malers können wir entrathen,
Er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
Seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
Sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
Seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
Seine Thiere haben nicht Fleisch und Blut,
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Muth.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich ist auch die Malerei,
So nenn ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht als theures Vermächtniß
Bewahrte, prägt sie uns ins Gedächtniß:
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann glänzte,
Wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte;
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht:
Er lehrt, wie Bosheit uns Mißgeschick,
Wie Frömmigkeit bringt Ehr und Glück.
Zum Andern verscheuchet die Malerei
Uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei:
Sie lichtet der düstern Schwermuth Schmerz,
Verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
In des Malers Kunst ihr Fundament:
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister keiner
Entbehrt sie je, weshalb die Alten
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlt der Griechen Namen hell,
Zeuxis, Protogenes, Apell.
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler manchen mit hohem Verstand,
Wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
Deß Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs',
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Voll innern Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir wie aus der Seele gesprochen. Alle zollten

ihm Beifallsbezeugungen, und Michaël Beheim war nicht der letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen auf's Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster."

Jahrhunderte lang dauerte die Uebung dieses Meistergesanges; im 16. Jahrhundert war er am lebendigsten, aber auch das 17. mit seinen dreißigjährigen Kriegsstürmen vermochte ihn nicht zu zerstören; er dauerte tief in das 17. Jahrhundert fort, und nachdem er am frühesten in Mainz, der ältesten Heimath, erloschen war, wurde in Nürnberg, der zweiten Heimath, um das Jahr 1770 die letzte Singschule gehalten. Nur in Ulm überdauerte der Meistergesang sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege: noch waren daselbst im Jahre 1830 zwölf alte Singmeister übrig, welche zuweilen noch ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen Gedächtnisse, so daß es unbegreiflich erschien, wie sich die künstlichen Texte und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahre 1839 waren nur noch vier dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, Schlüsselmeister, Merkmeister und Kronmeister, und diese haben am 21. October 1839 den alten Meistergesang feierlich beschlossen und bestattet: ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden (die am Tage der Festschule aufgehängt wurde), ihre Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen."

3. Das weltliche Volkslied war in dieser Zeit von größerer Bedeutung, als der Meistergesang; es entsprang überall der unmittelbaren Empfindung, oder verdankte einem wirklichen Erlebniß seinen Ursprung, war deshalb voll Leben und Wahrheit und fand Anklang bei Jedem aus dem Volke. Nach den Verfassern fragt man natürlich umsonst, da sich an dem Schaffen und Ausbilden solcher Lieder oft ganze Gesellschaften betheiligten. Außerdem betrachtet das Volk auch ein Lied, das in seinem Geiste gedichtet ist, von dem Augenblick an, wo es dasselbe singt, als sein Eigenthum und vergißt den Urheber. Nur von den an bestimmte Begebenheiten sich anlehnenden historischen Volksliedern sind uns die Namen der Verfasser erhalten. So dichtete Halbhuter ein Lied „Von dem Strit zu Sempach", Veit Weber Lieder auf die Siege der Schweizer über die Burgunder. Weit zahlreicher aber waren die übrigen Volkslieder, die Liebes-, Wein- und Gesellschaftslieder, die Wander-, Jäger-, Soldatenlieder u. s. w., die alle kunstlos, aber frisch und kräftig aus dem Herzen quollen.

Brauchbare Sammlungen von Volksliedern sind:

L. A. v. Arnim und Clem. Brentano, des Knaben Wunderhorn. 4 Bände. Berlin, 1853—54. 5 Thlr.

Büsching u. von der Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder mit Melodien. Berlin, 1807. 1⅓ Thlr.

J. Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankfurt, 1817. 2 Thlr.

F. K. v. Erlach, die Volkslieder der Deutschen. 5 Bände. Mannheim, 1834—36. 8½ Thlr.

L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen. Zwei Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen, 1844 u. 45. 3 Thlr. 12½ Sgr.

Karl Simrock, die deutschen Volkslieder. Frankfurt, 1851. 1 Thlr. 18 Sgr.

Fr. Leonhard v. Soltau, Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet. Leipzig, 1836. 2⅔ Thlr.

H. R. Hildebrand, Fr. L. v. Soltau's Deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. Leipzig, 1856. 1⅓ Thlr.

Erk und Irmer, die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen. Berlin, 1838—40. 5 Hefte à ⅓ Thlr.

4. Das volksmäßige geistliche Lied wurde besonders um den Anfang des 15. Jahrhunderts mit Erfolg cultivirt. Zu den besseren Dichtern desselben gehört Heinrich von Laufenberg und der Mönch von Salzburg.

5. In der didaktischen Poesie ist Heinrich der Teichner, ein Oesterreicher, erwähnenswerth, der in zahlreichen Spruchgedichten die Mängel und Gebrechen sowohl der religiösen und sittlichen, als der bürgerlichen und politischen Zustände mit strengem Ernst tadelt; in der satirischen Sebastian Brant und Thomas Murner. Brant wurde 1458 zu Straßburg geboren, studirte die Rechte, bekleidete das Amt eines Stadtschreibers in seiner Vaterstadt und starb 1521. Sein Hauptwerk ist das „Narrenschiff", in dem er in allegorischer Einkleidung die verschiedenen Gattungen von Narren seiner Zeit schildert, wodurch es das reichste und treuste Bild seiner Zeit wird. Murner wurde 1475 zu Oberrheinheim bei Straßburg geboren, trat früh in den Barfüßerorden, besuchte verschiedene Hochschulen, studirte Theologie und die Rechte, ward 1506 von Maximilian I. als Dichter gekrönt. Seine letzten Lebensschicksale sind unbekannt. Angeregt durch Brant's Narrenschiff, schrieb er die „Narrenbeschwörung", in der er die Lasterhaften (die Geistlichen, Fürsten, Ritter u. A.) selbst angreift, während jener sich mit der Bekämpfung der Thorheiten und Laster im Allgemeinen begnügt. Er übertrifft Brant

an poetischer Gestaltung und Macht der Sprache, verfällt aber auch oft in das Gemeine und Pöbelhafte. In seinem an und für sich ausgezeichneten Gedicht „Von dem großen lutherischen Narren" macht er die schwachen Seiten der Reformation lächerlich, oft freilich mit leidenschaftlicher Derbheit.

C. Das Drama.

Das Drama bildet die höchste Stufe der poetischen Thätigkeit eines Volkes, weil es zu seiner Schöpfung vom Dichter ein Herausgehen aus sich selbst und tiefe Einkehr in das Gemüth der ganzen Menschheit verlangt. Es hat seinen Ursprung im religiösen Cultus. Seit dem 12. Jahrhundert las man in den Kirchen die Evangelienabschnitte, welche Christi Leiden betrafen, dem Volke zur Erbauung vor, die Reden mit vertheilten Rollen. Später trug man das Erlernte auch frei vor, costümirte sich dazu, erweiterte auch wohl den Stoff durch allerlei Einschaltungen und erhielt im Verlauf der Zeit die sogenannten geistlichen Spiele (mit Unrecht Mysterien genannt), so genannt nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch weil die Ausführung durch Geistliche geleitet wurde. Die Ausführung derselben blieb auf die Hauptfeste der Kirche beschränkt. Die auftretenden Personen waren Gott, Christus, der heilige Geist, die Engel, der Teufel, Adam und die Erzväter, die Apostel, Pilatus, allegorische Figuren. Das volksthümliche Element wurde durch lächerliche Personen vertreten, wozu man anfangs besonders den Teufel verwandte, später auch die Juden und die Wächter am Grabe. Im Allgemeinen waren die geistlichen Spiele von bedeutender Länge, erforderten daher oft mehrere Tage zur Aufführung und Hunderte von Schauspielern. Die Betheiligung des Volkes, für welches diese Dramen überhaupt bestimmt waren, war sehr groß; man mußte deshalb die Aufführung aus der Kirche auf den Markt und andere öffentliche Plätze verlegen und besondere Gerüste dazu erbauen.

Neben diesen geistlichen Spielen wurden schon in den ältesten Zeiten zum Aerger der Geistlichen bei Festen allerlei Schwänke und Possen aufgeführt, die sich nach und nach (im 15. Jahrhundert) zu weltlichen Dramen gestalteten und Fastspiele genannt wurden, weil sie zur Zeit der Fastnachtslustbarkeiten aufgeführt wurden. Die Stoffe dazu sind nicht sehr mannigfaltig und meistens ohne dramatisches Leben; der Dichter geht gewöhnlich nur darauf aus, plumpe Scherze oder Derbheiten anzubringen; denn es ist ein durchgehender Charakterzug der Fastnachtsspiele, daß sie unzüchtige Stoffe in den nacktesten Ausdrücken behandeln. Die Sprache ist unbeholfen, hart und roh, selten von einiger Lebendigkeit und wirklich witzig.

Zu den Dichtern weltlicher Spiele gehört **Hans Rosenblüt**, mit dem Beinamen Schnepperer oder Schwätzer, aus Nürnberg, dessen Blüthezeit zwischen 1431 und 1460 fällt. Er ist der fruchtbarste dramatische Dichter seiner Zeit. Außer den gewöhnlichen Stoffen der Fastnachtsspiele (Ehestreitigkeiten, Heirathsverhandlungen, Hochzeiten, Quacksalbern u. s. w.) hat er auch bedeutendere bearbeitet, hierdurch die Grenzen des Drama's erweitert und den Grund zum eigentlichen Lustspiel gelegt. Nach Rosenblüt ist **Hans Folz** aus Worms (zwischen 1447 und 1482) der beste dramatische Dichter seiner Zeit. Das Fastnachtsspiel erhielt durch ihn eine gebundnere, vollkommnere Gestalt. An Fruchtbarkeit steht er Rosenblüt nach, auch sind seine Stoffe weniger mannigfaltig. **Pamphilius Gangenbach** aus Basel, der zwischen 1509 und 1522 dichtete, ist der bedeutendste Dichter des 16. Jahrhunderts.

II. Prosa.

Die Prosa begann sich zu Ende des vorigen Zeitraums zu entwickeln, hob sich in diesem immer mehr, gelangte zu einer gewissen Blüthe und erstreckte sich endlich über alle Arten der Darstellung. Der schon im vorigen Jahrhundert vorwiegend bürgerliche Charakter derselben prägte sich noch entschiedener aus, da die meisten Schriftsteller bürgerlichen Standes sind und ihre Werke für ihre Standesgenossen berechnet waren. Nur an den Prosadichtungen nahmen die höheren Stände Theil. Die Werke der didaktischen und rhetorischen Prosa haben Geistliche zu Verfassern, die aber auch bürgerlichen Standes sind und außerdem auch ihren Darstellungen dies Gepräge der Volksthümlichkeit aufdrücken mußten, da sie vorzugsweise auf die Menge zu wirken suchten.

1. Die **Prosadichtung** befaßte sich besonders mit der Umarbeitung der alten epischen Dichtungen, deren Sprache nicht mehr allgemein verständlich war. Da diese prosaischen Umarbeitungen aber von den höheren, dem Volksthümlichen abgewandten Ständen veranlaßt wurden, so wandte man sich dem Auslande zu und übersetzte besonders französische Prosadramen. Der Stil dieser Uebersetzungen ist meist rauh und unbeholfen; sie erhalten aber dennoch Bedeutung, weil sich aus ihnen im 16. Jahrhundert die meisten von denjenigen Erzählungen entwickelt haben, welche wir mit den Namen **Volksbücher** bezeichnen.

a. Eine hervorragende Rolle in den Volksbüchern spielt der „**Eulenspiegel**", der wahrscheinlich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und zwar in niederdeutscher Fassung gedruckt wor-

den ist. Eulenspiegel kann mit Recht der Nationalnarr des deutschen Volkes genannt werden, da Alles, was sich an Witzen und Späßen im Verlauf früherer Jahrhunderte angesammelt hatte, auf Eulenspiegel übertragen wurde und gewissermaßen durch ihn seine Berechtigung erhielt. Er ist der Letzte und Oberste aller Landfahrer und präsentirt sich als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Gelehrter. Alles, was man ihm heißt, thut er und macht es Niemandem recht, befolgt stets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle seiner Meister; er ist der geborene Silbenstecher und nimmt auch die Sprüchwörter beim Worte. Es ist ihm mit Nichts Ernst, als mit dem Spaß; überall weiß er die Einfalt und Thorheit der Menschen zu verspotten, und da die Wahrheit zu sagen sein Gewerbe ist, so berechtigt ihn dies zu seiner Grobheit. Seine Streiche gehen hervor aus der Lust des Widerspruchs und aus der Schadenfreude an der Einfalt, und hierbei weiß er sich gelegentlich auch Genuß und Vortheil zu verschaffen; doch ist dies mehr zufällig und nicht Hauptzweck; er bringt es für sich auch nicht eben weiter, sondern bleibt armselig und wird dadurch nur zu neuen Streichen aufgefordert. Möglicherweise hat es einmal in Norddeutschland einen fahrenden Witzbold und Spaßvogel gegeben (die Sage läßt ihn zu Kneitlingen im Braunschweigischen geboren werden), dessen Leben Veranlassung wurde, die umlaufenden Schwänke zu sammeln; er mag auch wirklich zu Möllen im Mecklenburgischen begraben sein; schwerlich aber hat er Eulenspiegel geheißen, da dieser Name bloß auf eine im 16. Jahrhundert übliche Redensart hinweis't: „der Mensch erkennt seine Fehler eben so wenig, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Höflichkeit erkennen", und also die Eigenschaft des thörichten Weisen bezeichnet, in welchem die eigene Thorheit belacht, ohne sie zu bemerken.

Literatur. Erfurt, 1532. Die 1. Ausgabe soll eine niedersächsische vom Jahre 1483 sein.

b. In diesem Zeitraum wurden auch mehrfach alte Dichtungen in Prosa wiedererzählt, wie z. B. Herzog Ernst, dessen Inhalt wir nachstehend angeben.

Herzog Ernst ist der Sohn einer baierischen Herzogin Adelheid, welche später auf den Rath eben dieses ihres Sohnes den Kaiser Otto den Rothen heirathete. Ernst wurde bei seinem Stiefvater durch den Pfalzgrafen Heinrich verleumdet und auf diese Verleumdung hin seiner Güter entsetzt; es entbrennt eine Fehde, und da Ernst erfährt, daß Pfalzgraf Heinrich der Urheber seines Mißgeschickes ist, erschlägt er denselben im Palaste des Kaisers. Er muß darauf fliehen und unternimmt einen Zug nach Jerusalem in Gesellschaft seines treuen Dienstmannes, des Grafen

Wetzel. Auf seiner Fahrt dahin gelangt er zu einer einsamen, prächtig erbauten und ausgeschmückten Burg, die jedoch, wenngleich mit Lebensmitteln reichlich versehen, ganz menschenleer ist. Die Kreuzfahrer thun sich mehrere Tage gütlich an den reichen Speisen, an dem kühlen Wein und an dem wohlthuenden Bade in goldener Badekufe; da endlich erhebt sich eines Morgens rings um die Burg ein wüstes Geschrei, als wenn ein unzählbares Heer Kraniche in die Burg sich niederlassen wolle: und dort reiten sie auch schon her, die Schnabelleute, mit langen dürren Hälsen und spitzen, ellenlangen Schnäbeln, reich und prächtig in Seide gekleidet und eine aus Indien geraubte Jungfrau in ihrer Mitte führend, die wie eine bethauete Rose unter Thränen in der Mitte dieser Ungeheuer einhergehet. Der Schnabelkönig bietet ihrem rothen Mündlein seinen langen Schnabel dar, und „Müam, Müam“ ist seine zarte Liebesrede. Zornig über diese Unbill, fallen Ernst und seine Mannen über das Schnabelvieh her, schlagen ihnen ihre langen Hälse ab, und es entbrennt ein hitziger Kampf, in welchem auch Ernst viele Leute verliert und dennoch die Befreiung der geraubten Königstochter nicht erlangen kann, denn das Kranichvolk sticht sie mit seinen Schnäbeln todt. Die Helden gehen wieder zur See und sehen von fern einen hohen Berg, um welchen ein Wald von Schiffsmasten starret — es ist der Magnetberg im Lebermeer, der alle Schiffe an sich zieht, und an den bald auch das Schiff des Herzogs Ernst anrennt, indem es krachend über die vermoderten Trümmer der längst hier festgehaltenen und nun schon zerfallenen Schiffe hinfährt. Nur sieben seiner Begleiter bleiben in dieser Noth dem Herzog Ernst übrig; von Greifen läßt er sich nebst fünf andern, nachdem sie sich in Seehundsfelle eingenähet, von dannen auf einen fernen Felsen tragen; nur einer, seines Todes doch gewiß und an Rettung verzagend, bleibt zurück und läßt das Wrack des Schiffes sein Grab sein. Dann kommt Herzog Ernst zu den Arimaspen, die nur ein Auge haben, und für deren König er gegen die Plattfüße streitet, die über Moos und Sumpf laufen, wo weder Roß noch Mann fortkommen können, und beim Unwetter ihre breiten Füße als Schirm über die Häupter legen, eben so gegen das Volk der Langohren, die ihre Ohren als Kleidung brauchen und sich in dieselben einwickeln, und gegen ein Riesengeschlecht, dem Herzog Ernst nur bis an die Knie reicht. Ueberall ist Ernst siegreich; einen der Riesen fängt er ein und bedient sich desselben in einem andern Kampfe, in welchem der Riese mit seiner Stange kurzweg ganze Stücke aus den geschlossenen Geschwadern der Feinde weghaut. Zuletzt gelangt der wunderbare Held noch nach Jerusalem, thut auch hier große Thaten und wird endlich von seiner Mutter nach Deutschland zurückberufen, wo er am Christmorgen, da alle Welt sich der

Geburt des Heilands freut und der Friede vom Himmel kommt, auch von dem in der andächtigen Erinnerung an den Heiland versöhnten Kaiser Frieden und Verzeihung erhält.

Die Sage vom Herzog Ernst war bereits vor dem Jahre 1180 vorhanden, wurde dann in der Mitte des 13. Jahrhunderts umgedichtet und zuletzt in ein Volksbuch umgeschaffen, das seine Beliebtheit vorzugsweise den orientalischen Märchen entnommenen Reiseabenteuern verdankt.

Literatur. Erfurt, 1502. 20 Blätt. 4.

2. Die historische Prosa ist uns vorzüglich in den Chroniken erhalten worden. Eine der wichtigsten derselben ist die Limburger Chronik, verfaßt durch den Stadtschreiber Tielmann Emmel. Sie giebt ein Bild der Sittengeschichte und enthält auch wichtige Mittheilungen über den Volksgesang.

3. In der didaktischen Prosa zeichnet sich aus: Johannes Tauler, geb. 1290 zu Straßburg, gest. 1361, und Heinrich der Seuse (Suso), gegen 1300 geb. zu Constanz, gest. 1366 zu Ulm.

Vierter Zeitraum.

Vom ersten Viertel des sechszehnten bis zum ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts. (1525—1625.)

XI. Martin Luther.

1. Ein' feste Burg ist unser Gott.

Hymne. Der 46. Psalm.

(Lüben u. Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 6.)

1. Erläuterungen.

1. Str. Das Lied beginnt mit zwei treffend gewählten Vergleichungen. Da wir uns Gottes schützende Allmacht nur nach irdischen Begriffen vorstellen können, so war es passend, sie mit einer „festen Burg" und „guter Wehr und Waffen" zu vergleichen. Wie in einer auf Felsen gegründeten Burg der Feind uns nichts anhaben kann, wie wir, umgürtet mit Wehr und Waffen, voll Zuversicht allen Angriffen von außen entgegensehen können; so sind wir auch in Gottes Schutz und im Glauben an Gott gesichert gegen alle Angriffe des Bösen. Ueberdies ist die Vergleichung eine echt biblische, da sie namentlich im A. Test. häufig angewendet wird. So singt David (2 Sam. 22, 2 u. 3): Der Herr ist mein Fels und meine Burg und mein Erretter. Gott ist mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils, mein Schutz und meine Zuflucht. Vergleiche ferner: Ps. 18, 3. Ps. 31, 3 u. 4; 71, 3; 91, 2; 144, 2.

„Wehr und Waffen." Wehr ist im gewöhnlichen Gebrauche der übergeordnete Begriff, bezeichnet jedoch hier s. v. a. Schirm und Schutz, ein Werk oder eine Anstalt zur Sicherheit, zur Abwehr eines Feindes. Was bezeichnen deshalb die Zusammensetzungen Schutzwehr, Brustwehr, Landwehr? — Waffen (eigentlich Waffe) bezeichnet das Angriffsmittel.

„Er hilft uns frei aus aller Noth“ = hilft uns, daß wir frei werden von aller Noth.

„Betroffen“ = getroffen, von der wir jetzt heimgesucht werden.

„Der alte böse Feind“ = der Teufel.

„Grausame Rüstung,“ hier im uneigentlichen Sinne gebraucht, wonach es so viel als Grauen erregende, entsetzliche, gräuliche Rüstung bedeutet, weil sie unser Verderben bezweckt.

„Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen“, nämlich Nichts, was ihm an Bosheit und List, an Macht und Grausamkeit gleich käme.

2. „Mit unsrer Macht ist nichts gethan“, mit unsrer Klugheit und Weisheit, unserm Thun und Handeln ist nichts auszurichten gegen die große Macht und List des Feindes.

„Wir sind gar bald verloren“, überwunden und dem Verderben anheimgefallen, wenn wir nämlich allein kämpfen.

„Erkoren“ = erwählt, um für uns zu kämpfen.

„Der Herre Zebaoth“ = Herr der himmlischen Heerschaaren, nämlich der Engel, die hier als Kriegsheer Gottes gedacht werden. Diese Benennung wird sonst nur von Gott gebraucht, Vater und Sohn gelten aber Luther gleich.

„Das Feld muß er behalten“, als Sieger; der überwundene böse Feind muß das Feld (Schlachtfeld) räumen.

3. Die ersten vier Zeilen erinnern lebhaft an Luthers bekannten Ausspruch auf seiner Reise nach der Wormser Reichsversammlung: „Wenn auch so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hingehen und mich nicht fürchten“, sowie auch an das (unten mitgetheilte) Gebet, das er hielt, ehe er vor die Reichsversammlung trat.

„Der Fürst dieser Welt“ = der Teufel (Joh. 16, 11); „Welt“ = die gesammte nicht erlöste Menschheit.

„Wie sau'r er sich stellt“, = wie drohende und grimmige Gebärden er uns auch zeigt.

„Das macht, er ist gericht't“ = Gott hat ihn verworfen, „ihn mit Ketten der Finsterniß zur Hölle gestoßen“, 2 Petri 2, 4.

„Ein Wörtlein kann ihn fällen“, d. h. zum Falle bringen, stürzen. Hindeutung auf die Macht des Wortes Gottes. Unter dem „Wörtlein“ kann der Name „Jesus“ verstanden sein.

4. „Das Wort sie sollen lassen stahn.“ „Wort“, insbesondere den Namen Jesus, den „sie“, nämlich die Feinde der Wahrheit, verdrängen und durch den Papst, das göttliche Wort aber durch ihre eigenen Lehren und Satzungen ersetzen wollten. „stahn“, alte Form für stehen.

„Und kein Dank dazu haben!“ damit verdienen, weil sie das Wort wider ihren Willen müssen stehen lassen, der Wahrheit nicht den Sieg nehmen noch sie vernichten können.

„Er ist bei uns wohl auf dem Plan“ (Kampfplatze), = Christus ist bei uns im Kampfe gegen unsere Widersacher.

Sinn der Schlußzeilen: Sie haben keinen Gewinn von der Zerstörung unserer irdischen Güter, da sie uns die höhern himmlischen (das Reich Gottes) nicht rauben können.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Gott ist unsere Zuversicht; er befreit uns aus aller Noth, trotz des bösen Feindes Macht und List.
2. Wir selbst vermögen nichts: Christus streitet für uns und wird siegen.
3. Wir fürchten uns nicht vor der Macht der Hölle; denn der Fürst dieser Welt ist gerichtet.
4. Gott verläßt uns nicht mit seinem Wort; darum mögen sie uns immerhin Leib und Leben nehmen, das Reich Gottes bleibt uns.

3. Gliederung.

Das ganze Lied zerfällt in zwei Haupttheile, indem es nachweist:

1) warum unser Gott eine feste Burg ist, indem er nämlich
   a) unsere Schutzwehr und Hülfe ist gegen den alten bösen Feind (Str. 1),
   b) durch Christum siegend für uns streitet (Str. 2),
2) wie wir dadurch gestärkt und mit fröhlichem Glauben erfüllt werden, indem wir nämlich
   a) uns hinfort nicht mehr fürchten, wenn auch alle Teufel gegen uns stritten (Str. 3),
   b) dessen gewiß sind, daß das Reich Gottes uns bleiben muß, wenn auch alles Andere verloren ginge (Str. 4).

4. Grundgedanke.

Der Grundgedanke des ganzen Liedes leuchtet aus jedem Satze hervor, z. B. gleich aus der ersten Zeile: „Ein' feste Burg ist unser Gott;“ doch sind es namentlich die 2. und 3. Strophe, in welchen die Idee mit Begeisterung heraustritt. Schamelius lehrt uns das Verständniß dieser beiden Strophen, indem er sagt: „Wir überwinden durch demüthige und gläubige Er-

greifung der göttlichen Kraft. Der böse Feind ist alsdann gegen einen Christen wie eine Fliege gegen einen wohlgerüsteten Mann." Sehr gut ist der Grundgedanke in dem Straßburger großen Kirchengesangbuche von 1541 als Ueberschrift des Liedes angegeben: „Ein Rühmpsalm von der gewaltigen Hülfe und sieghaftem Beistand Gottes, den er beweiset Allen, die sich ihm gänzlich vertrauen und an seinem Worte halten wider alle Macht und Wüthen der tobenden Welt." Auf diesem Grundgedanken ruht Luthers ganzes Leben und Wirken, und darum ging das Lied so recht aus seiner innersten Seele hervor. Nirgends ist sein Heldensinn in Worten schöner ausgeprägt, als in der 3. Strophe, dem Gipfelpunkte des Liedes, von welcher Dr. Jacob Weller sagt: „Das sind Worte eines Christen, der ganz brennt und fest steht im Glauben", und wenn Spangenberg, ein Zeitgenosse Luthers, im Jahre 1569 schreibt: „Wenn ich Dr. Martin Luther vor 23 Jahren zu Wittenberg etwa entgegensah, da dünket mich gleich, als sähe ich also ein groß, gewaltig, wohlgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meer getrost hineinsetzet"; so wird man unwillkürlich an die 3. Strophe unseres Liedes erinnert.

Der beste Commentar zu demselben ist jedoch das Gebet, in welchem Luther am 17. April 1521, ehe er vor die Reichsversammlung zu Worms trat, den „rechten Mann" anrief. Es lautet also: „Allmächtiger, ewiger Gott, wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperren die Leute die Mäuler auf! Wie klein und wie gering ist das Vertrauen der Menschen zu Gott. Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen. Wie ziehet man so bald die Hand ab — — und siehet nur allein an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus; die Glocke ist schon gegossen und das Urtheil schon gefällt. Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; thue du es, du mußt es thun, du alleine! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache, habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch gute Tage haben, geruhig und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist! Stehe mir bei, du treuer und ewiger Gott, ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergeblich, was Fleisch ist. O Gott, o Gott, hörest du nicht, mein Gott! Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein. Hast du mich dazu erwählet? Ich frage dich, wie ich es dann gewiß weiß: ei, so walte es Gott,

so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibst du, du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein; denn gerecht ist die Sache und dein, darum will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen! Die Welt muß mich über meinem Gewissen wohl unbezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist, und es ist auch nur um den Leib zu thun, die Seele ist dein und gehöret dir zu und bleibet dir auf ewig. Amen. Gott helfe mir. Amen!"

5. Verhältniß des Liedes zu dem 46. Psalm.

Zur Dichtung deutscher Kirchenlieder trieb Luthern zunächst das Bedürfniß, für seine deutsche Messe deutsche Gesänge zu haben, weshalb er auch noch für den alt-katholischen „Sanctus" den Gesang: „Jesaja dem Propheten das geschah" und für das Credo Patrem den Gesang: „Wir glauben all' an einen Gott" bearbeitete, ausdrücklich, um sie bei seiner deutschen Messe benutzen zu können. Luthers ausgesprochene Absicht bei seiner geistlichen Liederdichtung war, nach dem Vorgang der Väter des alten Bundes und der alten christlichen Kirchenväter, deutsche Psalmen für das Volk zu machen. Er wies auf den Psalm, als das ursprüngliche Muster des ältesten Kirchengesanges, zurück. „Ich bin Willens", so schreibt er nämlich an seinen Freund, den churfürstlichen Hofprediger Georg Spalatin, „nach dem Exempel der Propheten und alten Väter der Kirche, deutsche Psalmen für das Volk zu machen, das ist, geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe. Wir suchen also überall Poeten. Da Ihr nun der deutschen Sprache so Meister und so mächtig und so beredt darinnen seid, so bitte ich Euch, daß Ihr hierinnen mit uns Hand anleget und einen von den Psalmen zu einem Gesange zu machen sucht, wie Ihr hier ein Muster (d. h. eine Probe von mir) habt. Ich wollte aber, daß die neuen Wörtlein vom Hofe wegblieben, damit die Worte alle nach dem Begriff des Pöbels ganz schlecht und gemein, doch aber rein und geschickt herauskämen, hernach auch der Verstand fein deutlich und nach des Psalms Meinung gegeben würde*)."

---

*) Koch, Geschichte des Kirchenliedes I. S. 55 f.

Luther bearbeitete nun aus innerm Triebe und angeregt durch jeweilige Lebensereignisse einige biblische Psalmen und suchte sie für den gottesdienstlichen Gebrauch einzurichten. Daß diese Bearbeitungen keine bloßen Paraphrasen (Umschreibungen) des Psalmentextes sind, sehen wir an dem vorliegenden Kirchenliede. Es ist der Grundgedanke und der begeisterte Aufschwung im Ganzen, den Psalm und Lied mit einander gemein haben; in der Ausführung des Einzelnen weichen sie wesentlich von einander ab. Diese Abweichungen wurden schon durch die Umstände bedingt, unter welchen Beide entstanden, ganz besonders durch die Zeit, in welcher sie gedichtet wurden. Zwischen Beiden liegt das Erlösungswerk fast mitten inne. Dort ist es allein der hebräische Jehovah, der Gott Jakobs, dessen Allmacht und Liebe den Psalmensänger mit Zuversicht erfüllt; hier waltet der in Christus geoffenbarte Zebaoth, der der Schlange den Kopf zertreten, dem Tode die Macht genommen hat, dessen Versöhnungstod am Kreuze den christlichen Sänger zu heldenhaftem Glaubensmuthe begeistert. Er giebt die Gedanken des Psalmisten wieder, aber verklärt und gehoben durch den Glauben an den erschienenen Messias, dem Jener noch harrend entgegensieht. So viel höher deshalb die Zeit nach Christus über der vorchristlichen steht, so viel höher steht der Luther'sche Hymnus über dem alttestamentlichen Psalme.

6. Die äußere Form und Melodie des Liedes.

„Ein' feste Burg ist unser Gott" gehört seit seiner Entstehung zu den Kirchenliedern. Da es das Lob Gottes in hoher Begeisterung ausspricht, so kann es auch als Hymne bezeichnet werden.

Die Strophen sind nach dem oben (bei Walther von der Vogelweide) erwähnten Gesetz der Dreitheiligkeit gebaut und bestehen aus 9 Versen, deren jede 3 oder 4 Hebungen hat. Der Versbau war zu Luthers Zeit bereits so weit entartet, daß man die Füße nicht mehr maß, sondern nur die Silben zählte, daß man sich zur Bindung der Verszeilen oft mit der größern oder geringeren Aehnlichkeit des Klanges begnügte und auch wohl, um die Reime zu finden, die Wörter gewaltsam verstümmelte oder Silben hinzusetzte. Am fernsten hielt sich das Kirchenlied von diesen Willkürlichkeiten, doch finden wir selbst auch in dem vorliegenden einzelne Härten und Verstümmelungen von Silben, die indessen gerade dem Charakter dieses Liedes angemessen erscheinen; denn dadurch, daß in vielen Wörtern die weiblichen Endungen weggelassen sind (z. B. ein statt eine, alt statt alte, groß statt große, sein grausam statt seine grausame, Erd statt Erde

streit für streitet, war statt wäre, kein statt keinen), bekommt der ganze Ausdruck mehr Kraft und Entschiedenheit.

Mit dem Liede schuf Luther, nach Sleidens Zeugniß, auch die Melodie; Beide sind wie aus Einem Guß, entflossen der tiefsten, edelsten Begeisterung seines Gemüths, also daß er sein innerstes Wesen in reichster Fülle in das Wort und in den Ton ergoß. „Darum", sagt von Winterfeld*), ein sangeskundiger Justizbeamter, „gelang ihm auch dies Lied und diese Weise von der frischesten, nicht wieder erreichten Kraft, als ein Werk der kühnsten, gläubigsten Zuversicht, und die Worte, wie die Töne geben das lebendigste Bild des Mannes selber." Dr. Konrad Dietericus schon konnte von der Weise rühmen, sie habe einen ganz besondern geistlichen Nachdruck, wie keine andere, rühre Einem das Herz, muntere es auf, mache es freudig und fröhlich im Herrn, gebe Muth und Trost, Saft und Kraft, wo sie nur in gläubiger Andacht modulirt und gesungen werde.

7. Zur Geschichte des Liedes.

Luther dichtete dies Lied wahrscheinlich schon im Jahre 1529 unter den Zurüstungen zu dem Augsburger Reichstage zu seiner und Anderer Stärkung. Zu Coburg auf der Feste sang er dann diesen Psalm während des Reichstages im Jahre 1530 täglich, mit der Laute am Fenster stehend und gen Himmel schauend, und das that er nach Selneccers, eines vertrauten Schülers Melanchthons, Zeugniß, „weil ihn die Feinde auffressen wollten." In welcher Stimmung er sich damals befunden haben mag, ersehen wir aus einem Berichte seines Famulus, Veit Dietrich, der also an Melanchthon schreibt: „Ich kann mich nicht genugsam verwundern über des Herrn Doctors trefflicher Beständigkeit, Freude, Glauben und Hoffnung in diesen jämmerlichen Zeiten. Solche Stück aber mehret er täglich durch fleißige Uebung Gottes Worts. Es gehet kein Tag vorüber, an welchem er nicht auf's wenigste drei Stunden, so dem Studiren am allerbequemlichsten wären, zum Gebet nimmt. Es hat mir einmal geglückt, daß ich ihn hörete beten; hilf Gott, welch ein Geist, welch ein Glaube ist in seinen Worten! — — „„Ich weiß,"" sprach er, „„daß du unser lieber Gott und Vater bist, derhalben bin ich gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kinder vertilgen. Thust du's aber nicht, so ist die Sache dein sowohl, als unser, die ganze Sache ist dein; was wir gethan haben, das haben wir müssen thun, darum magst du, lieber Vater, sie beschützen."" Als

*) Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. 2 Bände. Leipzig, 1843 u. 45.

ich ihn solche Worte mit heller Stimme von ferne hörete beten, brannte mir's Herz im Leibe für großer Freude, sintemalen ich ihn so freundlich und andächtiglich mit Gott hörete reden, fürnämlich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Psalmen so hart drang, als wäre er gewiß, daß Alles geschehen müsse, was er begehrete. Darum zweifle ich nicht, sein Gebet werde eine große Hülfe thun in dieser, wie man's achtet, verlorenen Sache, welche auf jetzigem Reichstag wird gehandelt werden."

Das Lied fand schnell die allgemeinste Verbreitung an allen Orten, wo Anhänger der reinen evangelischen Lehre wohnten. Bereits im Jahre 1532 sang die Gemeinde Schweinfurth in Franken dasselbe wider den Willen ihres Pfarrers in der Kirche, und die Kinder sangen es des Nachts auf der Gasse, worauf bald die Reformation daselbst erfolgte.

Als Melanchthon, Jonas und Creutziger, nach Luthers Tode die drei Hauptsäulen der evangelischen Kirche, im Jahre 1547 nach der Einnahme Wittenbergs verbannt wurden und sie betrübt in Weimar einzogen, hörten sie ein Mägdlein dieses Lied singen und wurden dadurch gar sehr getröstet, besonders durch die Worte: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' &c." Melanchthon aber sprach zu der frommen Sängerin: „Singe, liebes Töchterlein, singe; du weißt nicht, was du für große Leute jetzo tröstest." — Churfürst Friedrich III., der Pfalzgraf, welcher gefragt wurde, warum er keine Festungen in seinem Lande anlege, antwortete: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffe; so haben wir getreue Unterthanen und im Fall der Noth eine Anzahl von Kriegsleuten, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch fürnämlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können."

Im J. 1537 wurde Wolfgang, Fürst von Anhalt, vom Kaiser in die Acht erklärt und sein Land einem spanischen Günstlinge geschenkt. Als nun der Achtbrief angelangt war, setzte er sich auf seinem Schlosse zu Bernburg zu Pferde, ritt durch die bestürzte Stadt und sang zum Abschiede auf dem Marktplatze noch mit heller Stimme dieses Lied. — Als Kaiser Karl V. im Jahre 1548 die evangelischen Prediger zu Augsburg ihrer Dienste entließ, weil sie das Interim nicht annehmen wollten, kamen sie zu dem gefangenen Churfürsten Joh. Friedrich v. Sachsen und berichteten ihm, daß sie nicht allein ihres Dienstes entsetzt seien, sondern Kaiserl. Maj. ihnen auch das Römische Reich verboten hätten. Auf dies fing der Churfürst an zu weinen, daß ihm die Thränen über die Wangen flossen, stand auf, ging ans Fenster, wandte sich aber bald wieder zu ihnen und sagte: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?" — „Nein!" — Dann fuhr er fort und sprach: „So hat es noch keine Noth, das Reich

muß uns doch bleiben; so wird Gott auch ein Land finden, daß ihr sein Wort könnt predigen."

Der edle Schwedenkönig, Gustav Adolph, ließ am Morgen vor dem Beginn der Schlacht bei Leipzig (17. Sept. 1631) sein ganzes Heer dies Lied anstimmen, und als ihm nun Gott zum Siege verholfen und er den Feind allenthalben fliehen sah, warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf seine Kniee und dankte Gott und rief: „Das Feld muß er behalten."

Tobias Kießling, der gottselige Kaufmann von Nürnberg, der Bibeln verbreitend viele Jahre in Oberösterreich, Kärnthen und Steiermark unter den dortigen Protestanten umherzog, erzählt, er habe es in jener Zeit vor dem Erscheinen des Toleranzedicts Kaiser Josephs II. im Jahre 1781 oft mit angesehen und gehört, wie man z. B. in Linz evangelische Männer und Weiber herbeigeschleppt und auf Schiffe gepackt habe, um sie in die untersten Gegenden Ungarns und Siebenbürgens zu führen. Die kleinen Kinder habe man von der Brust und aus den Armen der Mütter gerissen, damit ihre Seelen gerettet und nicht sammt denen der Eltern als Ketzer verdammt würden, wobei man es den Müttern freistellte, ob sie bei ihren Kindern bleiben und dem herrschenden katholischen Glauben folgen, oder von ihnen für diese ganze Lebenszeit scheiden wollten. Die Mütter weinten bitterlich am Halse der Kinder, blickten dann nach oben, wandten sich los, eilten zu dem Haufen der andern Glaubenskämpfer, die sich in die Verbannung abführen ließen, und sangen herzerschütternd: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib rc.*)"

Auch der Hugenotten in Frankreich tägliches Stärkungslied war dieser Psalm in jenen blutigen Kriegen und Verfolgungen, die zwischen 1560 u. 1572 über sie kamen; sogar als man sie mit Feuer und Schwert hinrichtete, starben sie freudig mit diesem Gesange, ohne ihren Glauben zu verleugnen. So kam in neuester Zeit durch Meyerbeer's Oper: „die Hugenotten" Lied und Weise: „Eine feste Burg" sogar auf die Bühne.

In den Tagen des August 1845 rottete sich das protestantische Volk in Leipzig vor dem Gasthause auf dem Roßmarkte zusammen, in welchem Prinz Johann von Sachsen verweilte, welchen dasselbe in Verdacht hatte, ein Hauptfeind der protestantischen Glaubensfreiheit zu sein und die Einführung der Jesuitenherrschaft zu begünstigen, und sang ihm, wie aus Einem Munde, trotzend dieses Lied entgegen.

Die große Achtung und Ehrfurcht vor diesem Liede als „der evangelischen Kirche Schutz und Trutz" hat sich auch darin erwie-

---

*) Schubert, Altes und Neues. 3. Aufl. II., S. 102 ff.

sen, daß es der leidigen Gesangbuchs-Revolution unangetastet entging und in seiner ursprünglichen Kraft und Schönheit erhalten blieb.

8. Ueber das Kirchenlied im Allgemeinen.

Eine der edelsten Früchte der Reformation ist unstreitig neben der Bibelübersetzung das evangelische Kirchenlied. Es ist aus des Volkes tief innerstem Gemüthe hervorgegangen, da die Männer, welche es dichteten, nur den Gedanken und Gefühlen des Volkes Ausdruck verliehen.

Die Kunstpoesie des 13. Jahrhunderts, der Minnegesang, förderte die Theilnahme des Volkes an religiösen Gesängen nicht; es entstanden wohl auch geistliche Lieder, aber diese schilderten nur die subjectiven Empfindungen des Dichters, oder ergingen sich in tiefsinnigen Betrachtungen der Geheimnisse in den Kernlehren des Christenthums; dem Volke blieben sie fremd, und in die kirchliche Liturgie konnten sie nicht eingeführt werden. Der Kirchengesang war kein Gesang des Volks und konnte dies nicht sein; einmal, weil er in lateinischen Gesängen bestand, dann aber auch, weil diese Gesänge (Hymnen) wohl die Thaten Gottes an und für sich darstellten, aber die Wirkungen dieser Thaten auf das menschliche Herz außer Acht ließen. Erst im 15. Jahrhundert wurde, angeregt durch die reformatorischen Bestrebungen Hußens und seiner Anhänger, der Versuch gemacht, die lateinischen Hymnen aus den Kirchen zu verdrängen und an ihre Stelle deutschen Kirchengesang zu setzen. Peter Dresdensis (eigentlich Faulfisch), ein Schüler Hußens und 1420 Rector zu Zwickau, war der Erste, der es sich zur Aufgabe machte, deutsche Lieder in die Kirchen einzuführen. Er blieb nicht ohne Nachfolger, doch war der Gebrauch der deutschen Kirchenlieder nur sehr vereinzelt und beschränkte sich fast nur auf hohe Festtage. Ueberdies entbehrten sie auch des innern religiösen Gehaltes, der Glaubensfreudigkeit und des poetischen Schwunges derjenigen Lieder, welche die Reformation schuf. Nach der Art ihrer Entstehung kann man die Kirchenlieder des 15. Jahrhunderts in vier Klassen theilen:

1. Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Kirchenlieder. Zu diesen gehört z. B. das alte Lied: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott.“ Die Uebersetzungen waren meistens sehr roh und unvollkommen, so daß die Schönheit der lateinischen Hymnen darunter ganz verloren ging.

2. Halbdeutsche und halblateinische oder Mischlieder, die man nur für eine mönchische Spielerei ansehen kann, z. B.:

In dulci jubilo	In süßem Jubel
nu singet und seit fro!	Nun singet und seid froh!
aller unser wonne	Alle unsre Wonne
leit in presepio;	Liegt in der Krippe;
sie leuchtet vor die sonne	Sie leuchtet vor die Sonne
matris in gremio;	In der Mutter Schooß;
qui est a et o.	Der ist das A und O.

3. Deutsche geistliche Originallieder für Festzeiten und besondere religiöse Feierlichkeiten. Es giebt davon nicht sehr viele, und die wenigen sind matt, lau und ohne Schwung, langweilig, fast unsingbar, gewöhnlich Producte der Meistersänger. Einige dieser Lieder sind von Luther verbessert worden.

4. Umbildungen deutscher weltlicher Volkslieder. An diesen versuchte man sich vorzugsweise gern, da sie am liebsten gesungen wurden und ihr Inhalt wie ihre Form, eng an das Volkslied sich anschließend, leicht herzustellen waren. Oft geschah es indessen auch, daß man bloß die Melodie eines weltlichen Liedes mit einem geistlichen Texte versah. Der gesunde Sinn des Volkes fand an solcher Vermischung des Weltlichen mit dem Kirchlichen keinen Anstoß, sondern sah darin nur eine Verklärung des Erstern durch das Letztere.

So wurde z. B. das Volkslied: „Ich waiß ein Fraw Fischerin," umgebildet unter dem Titel: „Das Lied von der Fischerin geistlich zu singen im weltlichen Ton", aufgeführt. Volkslieder wie: „Es wollt' ein Jäger jagen" — „Guckuk hat sich zu Tod gefall'n" — „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlin" bildeten die Grundlage geistlicher Lieder. Da hieß es denn z. B. so:

„den liepsten bulen den ich han, der liegt beim Wirth im Keller,"*) contrafactum (Nachbildung) uf einen geistlichen sin: „den liepsten herren den ich han, der ist mit lieb gebunden." Sieben Strophen.

„es hat ein man sin wip verloren", contrafactum uf einen geistlichen sin: „es hat ein mensch gots huld verloren." Neun Strophen.

---

*) Als Probe der damaligen Volkslieder setzen wir dies „Zechlied" hier her:

1. Den liebsten bulen den ich han,	2. Von disem bulen den ich mein
der leit beim wirt im keller,	wil ich dir bald eins bringen,
er hat ein hölznes röcklein an	es ist der allerbeste wein,
und heißt der Muscateller;	macht mich lustig zu singen,
er hat mich nechten trunken gemacht	frischt mir das Blut, gibt freien mut,
und fröhlich heut den ganzen tag,	als durch sein kraft und eigenschaft,
gott geb im heint ein gute nacht!	nu grüß dich gott, mein rebensaft!

So wurde auch auf das weltliche Lied: „Innsbruck ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin" 2c., welches ein süddeutsches Lied wandernder Handwerksburschen war, das geistliche Lied gedichtet: „O Welt ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, ins ewig Vaterland" 2c., auf dessen Melodie sodann später Paul Gerhardt sein Passionslied: „O Welt, sieh hier dein Leben" gedichtet hat. —

So stand es mit dem Kirchenliede, als die Reformation begann und die Herrschaft des Papstes und der römischen Curie in Deutschland gebrochen wurde. Mit ihr fiel auch der Glaube an eine, vom Volke getrennte, bevorrechtete Priesterkaste, und was ihr sonst allein zustand, das Lesen der Bibel und der geistliche Gesang in der Kirche, das gehörte nun auch dem Volke als ein göttliches Recht. Darum war es aber nöthig, die Bibel zu übersetzen und echt deutsche evangelische Kirchenlieder zu schaffen. Das Erste that Luther ganz, und im Zweiten ging er mit dem besten Beispiele voran. Wie er dazu kam, zuerst biblische Psalmen für den Kirchengesang zu bearbeiten, ist oben schon nachgewiesen worden; daneben übersetzte er jedoch auch lateinische Hymnen und schuf deutsche Originallieder, die als unerreichte Muster volksthümlicher Dichtungen bleibenden Werth haben.

Ihrer Entstehungsweise nach lassen sich die 37 deutschen Kirchenlieder Luthers nach folgenden Gesichtspunkten zusammenstellen:

A. Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Gesänge.

a. Zuvor noch nicht verdeutschte.

1. Verleih uns Frieden gnädiglich. — Im Jahre 1532.

b. Zuvor schon verdeutschte.

2. Gelobet seist du, Jesus Christ. — Im J. 1524.
3. Der du bist drei in Einigkeit. — Im J. 1543.
4. Was fürcht'st du Feind Herodis sehr. — Im J. 1541.
5. Komm heiliger Geist, Herr Gott. — Im J. 1524.
6. Der Tag der ist so freudenreich. — Im J. 1524.
7. Nun komm der Heiden Heiland. — Im J. 1524.
8. Wir glauben all' an Einen Gott. — Im J. 1525.
9. Herr Gott dich loben wir. — Im J. 1533.
10. Christum wir sollen loben schon. — Im J. 1524.
11. Mitten wir im Leben sind. — Im J. 1524.
12. Christ der du bist Licht und Tag. — Im J. 1524.
13. Komm Gott Schöpfer heil'ger Geist. — Im J. 1524.

B. Verbesserungen oder Ueberarbeitungen urdeutscher geistlicher Volkslieder.

14. Gott sei gelobet und gebenedeiet. — Im J. 1524.
15. Christ lag in Todesbanden. — Im J. 1524.
16. Nun bitten wir den heil'gen Geist. — Im J. 1525.
17. Gott der Vater wohn uns bei. — Im J. 1525.

C. Bearbeitungen lateinischer Psalmen.

18. Ach Gott vom Himmel sieh darein. — Ps. 12. — Im J. 1523.
19. Es spricht der Unweisen Mund. — Ps. 14. — Im J. 1524.
20. Ein feste Burg ist unser Gott. — Ps. 46. — Im J. 1529.
21. Es woll' uns Gott genädig sein. — Ps. 67. — Im J. 1524.
22. Wär Gott nicht mit uns diese Zeit. — Ps. 124. — Im J. 1525.
23. Wohl dem, der in Gottesfurcht steht. — Ps. 128. — Im J. 1524.
24. Aus tiefer Noth schrei ich zu dir. — Ps. 130. — Im J. 1524.

D. Bearbeitungen einzelner Bibelstellen.

25. Jesaja dem Propheten das geschah. — Jes. 6. — Im J. 1526.
26. Vater unser im Himmelreich. — Matth. 6. — Im J. 1539.
27. Vom Himmel hoch da komm ich her. — Luc. 2. — Im J. 1535.
28. Mit Fried' und Freud' fahr ich dahin. — Luc. 2. — Im J. 1525.
29. Sie ist mir lieb die werthe Magd. — Offenb. 12. — Im J. 1535.
30. Dies sind die heiligen zehn Gebot. — Die 10 G. — Im J. 1524.
31. Mensch willt du leben seliglich. — Die 10 G. — Im J. 1525.
32. Christ unser Herr zum Jordan kam. — Die Gesch. der Taufe. — Im J. 1543.

E. Frei gedichtete Lieder.

33. Nun freut Euch, lieben Christen gemein. — Im J. 1523.
34. Ein neues Lied wir heben an. — Im J. 1524.
35. Jesus Christus unser Heiland, der den Tod. — Im J. 1524.
36. Vom Himmel kam der Engel Schaar. — Im J. 1535.
37. Erhalt uns Herr bei deinem Wort. — Im J. 1542.

Luthers Lieder wurden vom Volke mit Jubel aufgenommen und verbreiteten sich, das Werk der Reformation wesentlich fördernd, mit reißender Schnelligkeit. Wie sehr sie dem Papstthum geschadet haben mögen, beweist ein Ausspruch des spanischen Carmelitermönchs Thomas a Jesu, der da schreibt: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Lutherthum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden." Selbst beim katholischen Gottesdienst wurden sie hie und da eingeführt.

Das erste evangelische deutsche Gesangbuch erschien, besorgt von Luther und dem churfürstl. Kapellmeister Joh. Walther, schon im J. 1524 unter dem Titel: „Enchiridion, heißet auch: etlich christlicher lieder Lobgesang und Psalmen, dem reinen Wort Gottes gemäß, aus der heil. Schrift durch mancherlei hochgelehrter gemacht, in der Kirche zu singen, wie es denn zum Theil bereit in Wittenberg in der Uebung ist. Wittenberg 1524." Es enthielt folgende Lieder: „Nun freut Euch, liebe Christen, gemein", von Luther; „Es ist das Heil uns kommen her", von Speratus; „In Gott gelaub ich, das er hat", von demſ.; „Hilf Gott, was ist der Menschen noth", von demſ.; „Ach Gott vom Himmel", von Luther; „Es spricht der Unweisen Mund", von demſ.; „In Jesus Namen haben wir", von einem Unbekannten. Bis zum Jahre 1571 gab es bereits 187 größere oder kleinere Gesangbücher.

Durch Luthers Vorgang angeregt und begeistert von der Sache des reinen Evangeliums, dichteten noch viele Geistliche Kirchenlieder, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Es waren dies im 16. und zum Anfange des 17. Jahrhunderts vorzüglich folgende:

Paulus Speratus, 1484—1554, Bischof in Preußen („Es ist das Heil uns kommen her" — „Ich ruf zu Dir");

Nicolaus Decius, 1479—1541, Prediger in Stettin („Allein Gott in der Höh" — „O Lamm Gottes");

Michael Weisse, um 1540 gest. als Pfarrer in der Brüdergemeinde zu Landskrone („Nun laßt uns den Leib begraben");

Nicolaus Hermann, starb 1561 als Kantor in Joachimsthal („Erschienen ist der herrlich Tag" — „Lobt Gott ihr Christen allzugleich");

Erasmus Alberus, gest. 1553 als Superintendent zu Neubrandenburg („Ihr lieben Christen freuet euch");

Joh. Mathesius, 1504—1565, Pastor zu Joachimsthal („Aus meines Herzens Grunde");

Martin Schalling, 1532—1608, zuletzt Prediger in Nürnberg („Herzlich lieb hab ich dich");

Ludwig Helmbold, 1532—1598, Superintendent zu Mühlhausen („Von Gott will ich nicht lassen");

Bartholomäus Ringwaldt, 1530—1590 Pfarrer zu Langfeld in der Mark („Allein auf Gott" — „Herr Jesus Christ, du höchstes Gut");

Philipp Nicolai, 1556—1608, zuletzt Pastor in Hamburg („Wie schön leuchtet der Morgenstern" — „Wachet auf, ruft uns die Stimme");

Nicolaus Selneccer, 1532—1592, Superintendent und

Professor in Leipzig („Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ" — „Laß mich dein sein").

Sobald jener innere, aus dem Glauben hervorgehende Drang der religiösen Begeisterung fehlte, sank die geistliche Liederdichtung herab. Es traten dann trockene Reimereien von Evangelien, Episteln, von Katechismen und Bibelstellen ein, und erst im 17. Jahrhundert treffen wir wieder auf eine Reihe würdiger Kirchenliederdichter, die wir weiter unten, bei Paul Gerhardt, kennen lernen werden.

Literatur.

Peter Busch, Ausführliche Historie und Erklärung des Heldenliedes Lutheri: „Ein' feste Burg." 1731.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. Stuttg. 1841. 5½ Thlr. Das beste Werk über diesen Gegenstand.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges. 2 Bde. Stuttgart, 1852. 1 Thlr. 24 Sgr.

2. Die drei Mauern.

Aus Luthers Zuschrift an „kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." —

(Lüben u. Nacke, Lesebuch. VI. Nr. 5.)

1. Geschichtliche Vorbemerkungen.

Durch die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle am 10. December 1520 war Luther feierlich aus der katholischen Kirchengemeinschaft ausgetreten. Die Folge davon war eine noch heftigere Bannbulle und die Vorladung vor den Wormser Reichstag, auf welchem er sich so unerschrocken vertheidigte *). Seine reformatorischen Bestrebungen erhielten jetzt erst ihre welthistorische Bedeutung, vor Allem auch durch die Briefe und Schriften, welche er in seinem Asyl auf der Wartburg schrieb und durch Spalatin verbreiten ließ. Jetzt erst zeigten sich auch die Wirkungen der oben angeführten, schon im Jahre 1520 verfaßten Schrift, in welcher er mit Kraft und Ruhe, freimüthig und doch besonnen den traurigen Zustand schilderte, in welchen die Christenheit durch das Papstthum gerathen war, und zugleich die Mittel angab, welche „zu solchen greulichen Wesens Besserung dienlich wären."

---

*) In Bezug auf das Geschichtliche verweisen wir auf die Biographie Luthers im 5. Theile unseres Lesebuches. Nr. 60.

Welchen Anhang Luthers Begeisterung für eine gerechte Sache fand, sehen wir an der Theilnahme wackerer Männer, von denen wir nur Ulrich von Hutten nennen. Es erscheint uns deshalb angemessen, neben Luthers reformatorischen Schriften auch derjenigen Huttens zu erwähnen, namentlich folgender, die im J. 1521 unter dem Titel erschien: „Auferwecker der deutschen Nation, oder Klag' und Ermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen, durch Herrn Ulrichen von Hutten, Poeten und Orator der ganzen Christenheit, zuvoran dem Vaterland deutscher Nation zu Nutz und Gut, in Reimensweis beschrieben;" und von welcher wir unten eine Probe mittheilen *).

2. Erläuterungen.

„Die Romanisten" = Anhänger des Papstes.

„Drei mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen." Im eigentlichen Sinne nennt man jede von Steinen aufgeführte Wand eine Mauer. Sie dient zum Schutz und wird gezogen, wenn sie etwas ganz umschließen soll. Luther gebraucht das Wort im uneigentlichen Sinne und ver-

---

*) Jetzt klag ich teutscher nation,
Hab ich's verschuldt man geb mir lohn,
Kein recht ich nie geflohen bin,
Und wär zu rechten noch mein sinn;
Dieweil sie aber brauchen g'walt,
So bin ich auch dargegen g'stallt,
Und hoff, man werd mich lassen nit,
Und werd der wahrheit helfen mit,
Gesehen an, wie schwere last
Wir Teutschen haben aufgefaßt,
Und werden täglich mehr beraubt.
Die alten hättens nie geglaubt,
Daß, die ihn' sollten kommen nach,
Annehmen würden sollich sach.
Ich frag: wo ist der teutschen muth?
Wo ist das alt gemüth und sinn?
Ist g'fahren nun all mannheit hin?
Die Römer etwan ehrbar leut,
Als uns der g'schichten schrift bedeut?
Die tugend halben waren werth
Zu herrschen über alle erd,
Die Teutschen wollten b'zwungen han,
Gewonnen land und freiheit an?
Das mocht nit leiden teutsche art,
Manch werther held erschlagen ward,
Und ist gestritten viel und hart.
Doch b'hielt dieß nation den straus,
Und wurden Römer g'trieben aus,
Das Vaterland in freiheit g'setzt.
Jetzt man betrug uns überschwätzt.
Ein weibisch volk, ein weiche schaar,
Ohn herz, ohn muth, ohn tugend gar,
Der keiner hat gestritten nie,
Von kriegen weiß nit was, noch wie;
Wohlauf, ihr frommen Teutschen! nun,
Viel harnisch han wir und viel pferd,
Viel hellebarden und viel schwerd,
Und so hilft freundlich mahnung nit,
So wollen wir die brauchen mit,
Nit fraget weiter jemands nach,
Mit uns ist gottes hilf und rach,
Wir strafen, die seind wider gott,
Wohlauf, herzu, es hat nit noth!
Die lugen wöll'n wir tilgen ab,
Uf daß ein licht die wahrheit hab.
Das hoff ich, mancher ritter thu,
Manch graf, manch edelmann darzu,
Manch bürger, der in seiner stadt
Der sachen auch beschwerniß hat,
Uf daß ichs nit anheb umsunst.
Wohlauf, wir haben gottes gunst.
Wer bleibt in solchem streit daheim?
Ich habs gewagt, das ist mein reim!

steht darunter die päpstlichen Satzungen, deren bisherige Anerkennung die katholische Kirche vor allen Reformen, d. i. Umänderungen, Verbesserungen, schützten.

„mit großer Behendigkeit" ist eine sehr passende Bestimmung, da die päpstlichen Satzungen nicht bloß in verhältnißmäßig kurzer Zeit, sondern auch unter Anwendung der geschicktesten Mittel zur Geltung gekommen waren.

„gesetzt und gesagt" = festgesetzt (durch ein Gesetz bestimmt) und ausgesprochen.

„Hat man sie mit heiliger schrift wollen bestrafen" = hat man ihnen aus der heil. Schrift ihren Irrthum nachweisen wollen.

„Concilium" = Kirchenversammlung. Das Recht, eine solche zu berufen, d. i. zusammenzurufen, hatte sich der Papst angemaßt.

Ueber Jericho's Eroberung durch Josua im J. 1605 v. Chr. lies nach: Jos. 6. — Luther hält das Bild von den Mauern fest und vergleicht sie mit denen Jericho's. Wie diese durch den Schall der Posaunen eingeworfen wurden, so will er die päpstlichen Mauern (Satzungen) durch die Kraft des göttlichen Wortes stürzen. Er nennt sie papiernen und strohern, weil sie nicht fest auf das Bibelwort gegründet sind.

„Die christlichen ruthen." Bisher hatte der Papst das göttliche Strafrecht sich angemaßt; Luther will, daß es Gott (nach Ps. 89, 33) allein ausübe. Vergleiche auch: Offenb. 2, 27; 12, 5; 19, 15.

3. Abfragen des Inhalts.

Die Fragen müssen für gereiftere Schüler möglichst umfassend sein und deshalb schwerere, zusammenhängende und längere Antworten nöthig machen; z. B. in folgender Weise:

Was veranlaßte den Fall der ganzen Christenheit? — Die durch Aufführung von drei Mauern möglich gemachte Abschließung der Romanisten gegen jede Reformation. — Welches ist die erste dieser Mauern? — Der Glaube, daß die geistliche Gewalt über die weltliche gehe. — Welches die zweite? — Der Glaube, daß nur dem Papste das Recht gebühre, die heilige Schrift auszulegen. — Welches die dritte? — Die erdichtete Ansicht, daß es nur dem Papste zustände, ein Concilium zu berufen. — Was erbittet sich Luther zum Kampfe gegen die Romanisten? — Eine von den Posaunen, durch welche die Mauern Jericho's umgeworfen wurden. — Wozu will er diese benutzen? — Zum Umblasen der strohernen und papiernen Mauern des Papstthums, zum Losmachen der die Sünde strafenden christlichen Ruthen und zur Auf-

hellung der List und des Betruges des Teufels, damit wir durch Strafe uns bessern und Gottes Huld wieder erlangen.

4. Gedankengang und Inhalts-Angabe.

Der Verfasser giebt zuerst im Allgemeinen das Schutzmittel der katholischen Kirche gegen jede Reformation an und bezeichnet es als die Ursache des Verfalls der Christenheit. Hierauf weis't er im Einzelnen nach, daß dies Schutzmittel ein dreifaches sei, gerichtet gegen die weltliche Macht, gegen die heil. Schrift und gegen die freien Kirchenversammlungen, und bittet schließlich Gott um Hülfe im Kampfe gegen des Papstthums Gewalt und List.

Uebersichtlich ließe sich der Plan so darstellen:

I. Thema: Die drei Mauern der Romanisten.

II. Spezielle Bezeichnung derselben.
  1. Die geistliche Gewalt geht über die weltliche.
  2. Nur dem Papste gebührt die Auslegung der heil. Schrift,
  3. sowie die Berufung eines Conciliums.

III. Bitte um Hülfe im Kampfe gegen das Papstthum.

Ohne Gebrauch der Bilder ist der Inhalt folgender:

Eine durch den Verfall des Christenthums bedingte Kirchenverbesserung konnte bisher nicht stattfinden, weil sie das Papstthum durch Geltendmachung folgender drei Sätze verhinderte: 1. Geistliche Gewalt gehe über die weltliche, weshalb sich diese nicht in die geistlichen Angelegenheiten zu mischen habe; 2. dem Papste allein gebühre das Recht, die heil. Schrift auszulegen; 3. Niemandem stünde es zu, eine Kirchenversammlung zu berufen, als dem Papste. Zur erfolgreichen Bekämpfung dieser Sätze, zur Vernichtung der päpstlichen Gewalt bedarf es der Hülfe Gottes, der ja einst durch den bloßen Schall der Posaunen die Mauern Jericho's stürzte.

Warum waren jene drei Sätze so feste Bollwerke des Papstthums? — 1. Weil, bei unbeschränkter Herrschaft des Papstes, dieser verordnen konnte, was ihm zur Befestigung derselben nur immer dienlich schien; 2. weil der Papst, als allein berechtigter Ausleger der heil. Schrift, diese natürlich so auslegte, daß kein Buchstabe derselben herausgelesen werden konnte, der die römische Kirchenlehre, das römische Kirchenrecht und die Dekretalen (päpstlichen Verfügungen) bloßstellte; und 3. weil, wenn der Papst allein die Concilien berief, nichts beliebt und beschlossen werden konnte, was ihm nicht genehm gewesen wäre.

3. Aussprüche über die Auferstehung.

(Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 7.)

I.

1. Erläuterungen.

„Allmächtigkeit“, alterth. Ausdruck für Allmacht.

„Creaturen“ = Geschöpfe. „Und an allen Creaturen“ soll hier so viel heißen, als „überhaupt“ an allen Creaturen, da, wenn „und“ in der gewöhnlichen Bedeutung genommen würde, die Thiere und Gewächse nicht als Creaturen angesehen werden dürften.

„Zeugniß“ ist eine Aussage von der Wirklichkeit eines Vorganges. In der Regel ist diese Aussage eine mündliche; sie wird jedoch auch bildlich bei leblosen Dingen angewendet, z. B. „Ein jedes Wiesenblümchen spricht: Vergiß des lieben Gottes nicht.“ „Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht.“ „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.“ Somit kann der Verfasser auch wohl sagen, daß die ganze Welt Zeugniß ablege von der Auferstehung.

„Alles ist voll Bibel.“ Ein sehr schönes Gleichniß. Wie in der Bibel, so in der ganzen Welt hat sich Gott geoffenbaret.

Gott klopfet an unsere Augen. Die Augen sind hier stillschweigend mit einer Thür verglichen: so wie diese dem Klopfenden sich öffnet, so auch sollen die Augen auf das Anklopfen Gottes sich öffnen. In diesem sinnlichen Bilde liegt der Gedanke verborgen, daß die Werke Gottes uns veranlassen, sie genau zu betrachten, aber nicht bloß mit dem leiblichen, sondern auch mit dem geistigen Auge, mit der Vernunft.

Gott rühret unsere Sinne, d. h. er regt sie durch seine Wunderwerke zur Aufmerksamkeit an.

Er leuchtet uns ins Herz, d. h. er wirkt mit seinen Werken auf die innerste Empfindung ein.

Aufmerken. Wahrnehmen. — Der Schüler, der sich bestrebt, seine Gedanken fest auf das zu richten, was der Lehrer sagt, merkt auf; richtet sich dagegen seine Aufmerksamkeit auf Dinge, die in die Sinne fallen, und erkennt er dieselben klar und deutlich, so nimmt er sie wahr. Der Mensch merkt auf die göttlichen Stimmen in der Natur; er nimmt das Absterben und Wiederaufleben aller Geschöpfe wahr.

„Artikel“ = Lehrsatz.

„Gehe in den Garten“ u. s. w. Durch diese directe Anrede und Aufforderung gewinnt die Darstellung an Lebendig-

keit. Der Verfasser hat um so mehr ein Recht, den Kirschbaum als ein Antwort gebendes Wesen sich zu denken, als er schon oben alle Geschöpfe als Zeugniß gebende dargestellt hat.

„Todte Zweige" und „todte Eier", hier nur s. v. a.: scheinbar todte, denen man den innern Lebenskeim äußerlich nicht ansieht.

„Aeuglein" = Knospe.

„Gottes Werk" = die Auferstehung.

„diesen Artikel also darin fassen, als ein köstlich" u. s. w. Luther vergleicht hier den Lehrsatz von der Auferstehung mit einem Kleinode (einem kostbaren Gegenstande); so wie dieses in einem Tüchlein aufbewahret und also von ihm umgeben wird, so ist jener Lehrsatz gewissermaßen von der ganzen Welt umgeben. Man mag in die Welt hineinsehen, wo immer man wolle, so wird man auf jenen Lehrsatz stoßen, so wie man das Kleinod erblicken muß, wenn man in das Tüchlein hineinsieht.

2. Abfragen des Inhalts.

Woran läßt uns Gott erkennen, daß er Macht habe, die Todten aufzuerwecken? An allen Thieren auf Erden, an den Früchten auf dem Acker und an allen Creaturen. — Wodurch macht uns Gott aufmerksam auf die Zeugnisse von der Auferstehung, wie sie die Welt uns darbietet? Dadurch, daß er in ihnen, wie die Bibel, seine Wunderwerke predigt, unsere Augen und Sinne für ihr Verständniß öffnet und unser Herz erleuchtet und empfänglich macht. — Welche einzelnen Dinge hebt der Verfasser besonders hervor, um die Auferstehung zu versinnlichen? Die Entwickelung der Kirsche aus dem todten, dürren Zweige und des Hühnleins aus dem Ei. — Als was denkt sich der Verfasser solch sinniges Betrachten der Natur? Als ein Wechselgespräch zwischen den Christen und den Geschöpfen Gottes. — Unter welchem Bilde stellt er uns die Lehre von der Auferstehung in der Natur dar? Unter dem Bilde eines köstlichen, in ein Tüchlein gewickelten Kleinodes. — Wozu soll jenes Betrachten der Natur uns nützen? Es soll unsern, zuvor schon in der Bibel gegründeten Glauben noch stärken und bestätigen.

3. Inhalts-Angabe.

Der Verfasser führt uns mitten in die Natur hinein, um uns an ihr einen Beweis von der Auferweckung der Todten zu geben. Wie Gott durch die heil. Schrift zu uns redet, so redet er auch durch die wunderbaren Werke der Schöpfung zu unserem inneren und äußeren Menschen und lehrt uns an ihnen die Auf-

erstehung erkennen. Der Kirschbaum, aus dessen dürren Zweigen Knospen und aus diesen Blüthen und Früchte sich entwickeln, giebt uns ein Zeugniß von der Auferstehung der Todten; das leblose Ei, aus dem ein lebendiges Hühnlein hervorgeht, lehrt sie uns; Alles, was wächst und lebt, predigt uns dieselbe. Wohin wir blicken, stoßen wir auf die Lehre von der Auferstehung der Todten, damit der Glaube an dieselbe, den wir schon durch die heilige Schrift gewonnen haben, noch gestärkt und bestätigt werde.

4. Angabe des Grundgedankens.

Das Thema des Ganzen tritt uns gleich im ersten Satze vor die Augen. Es läßt sich so fassen: Die Natur giebt Zeugniß von der Auferstehung der Todten. Wollte man diesen Gedanken als Frage hinstellen, zu welcher das Stück die Antwort wäre, so würde sie so lauten müssen: „Wie läßt uns Gott in der Natur sehen, daß er die Todten auferwecken kann und wird?“

II.

1. Erläuterungen.

„gar“, so v. w. ganz, gänzlich, völlig.

„eitel“ = lauter.

Bild. Gemälde. — Im eigentlichen Sinne bezeichnen beide Wörter die sichtbare Darstellung eines Gegenstandes. Ein Bild stellt in der Regel nur eine Person dar und kann auf die verschiedenste Weise (durch den Stich, durch Lithographie, mit Kreide, Tusche u. s. w.), ja selbst in Stein oder Metall angefertigt worden sein (Standbild); ein Gemälde dagegen ist stets mit bunten Farben von dem Maler auf einer Fläche angefertigt und stellt gewöhnlich mehrere Gegenstände, Personen, Landschaften u. dgl. dar. — Im uneigentlichen Sinne bezeichnet Bild die durch Worte veranschaulichte Darstellung einer handelnden Person, und Gemälde die durch Worte veranschaulichte Darstellung einer Handlung, eines Vorganges, einer Gegend u. dgl. (Wortbild im Gegensatze zu Tonbild, worauf hier nicht näher eingegangen wird.) Das Bild, welches uns Luther in Worten darstellt, ist der Ackersmann, unter welchem er Gott sinnlich veranschaulicht, das Gemälde der Vorgang des Säens, durch welchen die Auferstehung der Todten veranschaulicht werden soll.

„so dir vormalen und denken“, s. v. a. in Gedanken folgendes Gemälde entwerfen.

Der „schöne künftige Sommer“ ist das ewige Leben, das „elende Wesen“ das irdische Leben.

2. Abfragen des Inhalts.

Welchen bekannten Vorgang stellt uns der Verfasser zu Anfange des Stücks dar? Das Säen des Getreides durch den Ackersmann. — Welche Sorge könnte leicht in dem Säemann erweckt werden? Die Sorge, als wäre seine Arbeit umsonst, da das Korn in der Erde verfaulen und verderben oder von Würmern gefressen werden kann. Was erwartet er jedoch mit Zuversicht? Daß aus dem gesäeten Getreide um Ostern oder Pfingsten schöne Halme erwachsen werden mit viel mehr Aehren und Körnern, als er gesäet hat. — Womit vergleicht der Verfasser den ganzen Vorgang? Mit der Auferweckung der Todten durch Gott. — Was verlangt er aber vor der weitern Ausmalung dieses Gleichnisses? Den lebendigen Glauben an die Auferweckung der Todten. — Wie führt er dann das Gleichniß vollständig aus? Er bezeichnet Gott als den Ackersmann, aber als besseren und größeren, als den Bauer auf dem Felde. So wie dieser aus seinem Sacke das Getreide auswirft, so streuet Gott auch seinen Samen, d. h. die Menschen, von Adam bis an den jüngsten Tag, weit um sich her, damit sie, nach diesem elenden Wesen, auf den schönen künftigen Sommer aufs Allerschönste wieder hervorkommen. — Welche Versicherung giebt der Verfasser noch zum Schluß? Daß die Auferstehung der Menschen nach dem Tode eben so gewiß sei, als wäre sie bereits geschehen.

3. Besprechung der Form.

In einer Reihe von Vergleichungen stellt Luther hier die Aehnlichkeiten zwischen dem Säen und Aufgehen des Getreides und dem Tode und Wiederauferstehen des Menschen zusammen. **Gott** vergleicht er mit einem **Ackersmanne**, die **Menschen** mit **Samenkörnern**, die **Erde** (den Todtenacker) mit einem **Fruchtfelde**, den **Tod** des Menschen mit dem **Auswerfen** des Samens, das **ewige Leben** mit einem schönen **Sommer** (Oster- oder Pfingstzeit) und den **auferstandenen Menschen** (den neuen Leib) mit dem **aufgeschossenen Halme**. In all' diesen **Gleichnissen** sind zwei Vorstellungen zusammengestellt, welche eine, den Vergleichungspunkt (das sog. tertium comparationis) bildende Aehnlichkeit haben. Man veranlasse die Schüler, die Gegenstände der Vergleichung und die Vergleichungspunkte folgendermaßen zusammenzustellen.

Gegenstände der Vergleichung.	Vergleichungspunkte.
1. Gott — Ackersmann	Ausstreuen des Samens.
2. Mensch — Samenkorn	Keim zum Bessern.

3. Fruchtfeld — Erde . . . . Aufnahme des dem Tode Verfallenen.
4. Säen — Tod des Menschen . . . Verwesen.
5. Schöner Sommer — ewiges Leben . Herrliche Zukunft.
6. Körnerreiche Aehren — der auferstandene Mensch . . . . Das neu Erstandene.

Eine solche Zusammenstellung mehrerer, auf einander Bezug habender und darum ein Ganzes bildender Gleichnisse nennt man eine Parallele. Sie, wie auch das Gleichniß, vermitteln nicht allein den Gedanken und das Ideal des Sprechenden oder Schreibenden mit dem Verständnisse des Hörers oder Lesers, sondern beide geben der Darstellung gleichzeitig auch die Kraft der Ueberzeugung und eine schöne Form. Daher haben sich alle Volkslehrer und Dichter bei ihren Vorträgen der Gleichnisse und Parallelen in reichem Maße bedient. Die erhabensten Ideen, die tiefste Weisheit des Lebens werden uns oft in den einfachsten Gleichnissen vorgelegt und zur klaren, gleichsam verkörperten Anschauung gebracht. Zahlreiche Beispiele liefern die Bibel und unser Lesebuch. Unter den großen deutschen Dichtern der neuern Zeit ist es besonders Jean Paul, der fast auf jeder Seite seiner Werke zahlreiche und treffende Gleichnisse und Parallelen aufstellt. Eine schöne Parallele ist „die Einkehr“ von Uhland (Leseb. II. Nr. 184).

Hebel und Schiller haben fast denselben Gegenstand, den unser Musterstück vorführt, auch in seiner Parallele dichterisch schön behandelt. Zum Beleg, wie ein und derselbe Gedanke verschiedenartig, selbst bei gleicher Form, dargestellt werden kann, mögen beide Gedichte hier folgen.

Das Dörflein in der Nacht.

Das Dörflein ist in tiefer Mitternacht
Ein stiller Kirchhof; denn Jedwedes schläft
Darin vom langen müden Wachen aus,
Von Freud und Leid, und ist in Gottes Hand.
Ein Jeder liegt und ruht im dunkeln Bett
Und wartet, bis es taget um ihn her.
Kommt dann die Sonne, wacht er auf vom Schlaf;
Da geht ein Laden auf und dort 'ne Thür;
Es siehet Alles wieder jung und schön.
Denn mancher Schmerz vernarbte über Nacht,
Und manche tiefe Wunde bis ins Herz
Ist ohne Doctor wieder zugeheilt,

Und Alles lebt, und allen Frommen zündet
Die neue Sonne Seligkeit ins Herz.
Hebel.

Aus dem „Liede von der Glocke."

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

4. Freie Darstellung der Parallele.

In den dunkeln, unfreundlichen Tagen des Herbstes geht der Landmann hinaus auf sein Feld und übergiebt das Samenkorn der mütterlichen Erde. Wohl weiß er, daß es darin verwesen muß und scheinbar verloren geht; aber das kümmert ihn nicht; denn er weiß auch, daß es in schneebedeckter Erde nur ruht, um im zukünftigen Jahre als ein neues Gewächs das Licht einer schönern Sonne zu begrüßen, Halme zu treiben und ihm für das Eine verwes'te Korn hundert neue darzureichen. Also ist es auch mit der Auferstehung der Todten. Wie jener Landmann, so auch schreitet Gott über die dunkele, traurige Erde dahin und wirft hie und da ein Körnlein zur Erde, einen Menschen ins Grab, daß sein Leib verwese. Aber wie der Same des Landmanns neu ersteht, so erweckt auch Gott den todten Menschen nach kurzer Grabesruh zu einem schönern Leben in einem neuen, verklärten Leibe.

5. Grundgedanke.

Dieser ergiebt sich nach der stattgehabten Besprechung von selbst. Wir wollen ihn so fassen: das Aufsprossen des gesäeten Samenkorns ist uns ein Bild von der Auferstehung der Todten. Als Ueberschrift würde passend sein: Parallele über die Auferstehung, oder, wie sie Luther giebt, der Spruch 1 Cor. 15, 36. 37., welcher hier nachzulesen ist.

6. Vergleichung der beiden Aussprüche über die Auferstehung.

Beide haben ein und dasselbe Thema zum Gegenstande, beide denselben Zweck, nämlich den Glauben an die Auferstehung der

Todten zu stärken und zu bestätigen. Diesen Zweck zu erreichen, führt uns der Verfasser in beiden in die Natur und zeigt uns hier das ewige Gesetz der Auferstehung. Aber während er in dem ersten Stücke der Zeugnisse in der Natur von der Auferstehung der Todten ganz allgemein gedenkt und nur auf zwei derselben speciell hindeutet, führt er uns in dem zweiten Stücke zu einem einzelnen Vorgange in der Natur und weis't an diesem in einer Reihe von Vergleichungen das ausführlich nach, was er in dem ersten Stück allgemein behauptet hat. Von den unzähligen Zeugnissen, welche die Natur (nach Nr. I.) von der Auferstehung der Todten liefert, haben wir in Nr. II. ein einziges, aber speciell ausgeführtes. Wenn nun schon Nr. II. eben deswegen mehr als Nr. I. geeignet erscheint, die Auferstehung der Todten uns zu veranschaulichen, so können wir doch aus beiden gleicher Weise lernen, wie die Natur sinnig zu betrachten sei und wie sie uns, wenn wir nur mit sehenden Augen, offenen Sinnen und erleuchteten Herzen den Vorgängen in ihr nachdenken, stets auf den Einen großen Schöpfer hinweis't, der mit gleicher Liebe alle Wesen umfängt und das Körnlein im Schooß der Erde wie das Ebenbild seines Geistes ihrer Bestimmung entgegenführt.

So treffend Luthers Gleichnisse sind, so leiden sie doch daran, daß Todtes (Leichnam) mit Lebendem (Kirschzweig, Ei) verglichen wird.

4. Aus Luthers Tischreden.

(Lüben und Nacke, Lesebuch VI. Nr. 8.)

Vorbemerkung. Alles, was von Luthers gelegentlichen Unterredungen von ihm selbst oder von Andern niedergeschrieben wurde, sammelte man später und stellte es unter dem allgemeinen Titel: „Tischreden" übersichtlich zusammen, obgleich sehr viele der aufgezeichneten Aeußerungen nicht bei Tische gemacht wurden. (S. Nr. 8.) Die meisten derselben sind religiösen Inhalts und selbst die wenigen, welche sich über weltliche Dinge verbreiten, stehen immer in irgend einer Beziehung zum Christenthum. Aus dem reichen Schatze dieser „Tischreden" wollen wir einige Körnlein näher betrachten.

I.

1. Erläuterungen.

„Doctor der heiligen Schrift" = Lehrer der heil. Schrift.

„Kinderlehre", der den Kindern vom Geistlichen ertheilte Religionsunterricht.

„Ausstudiren noch auslernen.“ — Studiren im gewöhnlichen Sinne heißt, sich auf eine Universität begeben, um sich eine Wissenschaft zu eigen zu machen. Wer dies thut, heißt ein Studiosus oder Student. Man sagt jedoch auch von einem Prediger, er studire, wenn er sich durch Denken, Lesen und Schreiben auf eine Predigt oder auf eine andere öffentliche Rede vorbereitet oder überhaupt in seinem geistlichen Berufe weiter fortbildet. In diesem Sinne behauptet Luther mit Recht, noch nicht ausstudirt zu haben, in diesem Sinne hat noch Niemand ausstudirt, da das Gebiet des Forschens ein unbegrenztes ist. Bemüht sich Jemand, das von Andern bereits Festgestellte, Erforschte sich zu eigen zu machen, so lernt er, und er hat ausgelernt, wenn er Alles gefaßt und dem Gedächtnisse eingeprägt hat.

Item (latein.) = desgleichen.

„Gabriel müßte mein Knecht“ u. s. w. [Gabriel, Michael, Raphaël, die Namen der drei Erz-Engel.] — Luther wählt diese Gleichnisse, um das Verhältniß der Engel zu den Menschen sinnlich zu veranschaulichen. (Psalm 91, 11. 12.)

„Denn sie mir“ = weil sie mir.

Gott läßt mich „in einen Kerker werfen oder im Wasser ersäuft werden.“ Luther zieht es vor, statt des allgemeinen Gedankens: „er läßt mich unglücklich werden“, lieber gleich ein paar anschauliche Unglücksfälle hinzustellen. Es ist dies eine besondere Eigenthümlichkeit seiner Schreib- und Redeweise, hervorgegangen aus dem Bestreben, sich so verständlich als möglich auszudrücken.

„wie wohl“, d. h. wie gut wir diese Worte verstehen. Luther sagt dies natürlich nur ironisch (spöttelnd), da er, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, gerade das Gegentheil meint.

„wie der Glaube zappelt.“ Eine Prosopopöie (Personendichtung, Personification, Darstellung des Unpersönlichen und Leblosen als Person). Von einem Fische sagen wir: er zappelt, wenn er sich an der Angel heftig hin- und herbewegt, um sich zu befreien. Man wendet das Wort im uneigentlichen Sinne auch auf den Menschen an, z. B. in der Redensart: er hat lange zappeln müssen, was so viel heißt, als: er hat sich lange bemühen müssen, um aus irgend einer bedrängten Lage herauszukommen. Luther gebraucht den Begriff nun selbst bei abstracten Dingen. Der ursprünglichen Bedeutung desselben gemäß soll er uns hier den persönlich gedachten Glauben als nach Befreiung aus bedrängter Lage ringend veranschaulichen. Der Glaube wird durch das Unglück wankend gemacht, aber im Hinblick auf Gott den Vater sucht er sich wieder zu befestigen.

2. Abfragen des Inhalts.

Was sagt Luther zunächst von sich aus? Daß er, obwohl Doctor der heiligen Schrift, doch noch nicht aus der Kinderlehre gekommen sei, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser noch nicht recht verstehe, es nicht ausstudiren noch auslernen könne. — Was thue er jedoch noch täglich? Er lerne daran und bete den Katechismus mit seinen beiden Kindern. — Welche Vermuthung spricht Luther in Form einer Frage aus? Daß wohl Niemand das erste Wort im Vaterunser: „der du bist im Himmel" durchaus und gründlich verstehe. — Was schließt er aus dem Verständniß dieser Worte und dem Glauben, daß Gott, der allmächtige Schöpfer, Erhalter und Regierer, zugleich auch sein Vater sei? Daß er (Luther) auch ein Herr der Welt, Christus sein Bruder und Alles sein Eigen sei. — Welche weitern Folgerungen zieht er aus diesem Schlusse? Daß Gabriel sein Knecht, Raphael sein Fuhrmann und alle Engel seine Diener sein müßten, von Gott ihm gegeben, daß sie ihm oft in allen Nöthen beiständen. — Was thue Gott aber zur Uebung und Bewährung dieses Glaubens? Er lasse schwere Schicksale über uns ergehen. — Was würden wir in diesen Schicksalen erkennen? Wie wenig wir noch obige Worte verständen, wie schwach unser Glaube sei, und wie leicht wir dahin kämen, an der Wahrheit der Bibelworte zu zweifeln.

3. Inhalts-Angabe und Grundthema.

Allgemein gefaßt, würde der Inhalt folgendermaßen anzugeben sein: Ein Mensch mag noch so weise sein, so wird er doch nie die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser ganz verstehen lernen. Zu dieser Ueberzeugung wird Jeder gelangen, der nur z. B. den Anfang des Vaterunser gründlich durchdenkt. Verstände er diese Worte und hätte er den festen Glauben, daß der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden sein Vater sei, so müßte er sich selbst als theilhaftig dieser Herrschaft denken, Christus für seinen Bruder und die Engel für seine Diener halten, dazu bestimmt, ihn auf allen seinen Wegen zu behüten und zu bewahren. Wäre dieser Glaube nun fest und unerschütterlich in ihm geworden, so würde kein noch so großes Unglück denselben wankend machen können. Aber leider bewährt sich oft der Glaube im Unglück nicht; der Mensch sieht ein, daß er jene Worte noch nicht verstanden; sein Glaube wankt, und der Zweifel an die Wahrheit des Bibelwortes gewinnt in seinem Herzen Raum.

Grundthema: Das Verständniß des göttlichen Wortes macht stark im Glauben.

II.

Bei der Kürze der nun folgenden Aussprüche beschränken wir uns auf Angabe der nöthigsten Erläuterungen und des Grundgedankens.

„Anno" (latein.) = im Jahre. — „Für dem Tisch", veraltet für: vor dem Tische.

„mit allem Fleiß" = anhaltend und aufmerksam. Fleiß ist die anhaltende und eifrige Beschäftigung mit einer Sache.

„Obst und Pfirsichen." Wir rechnen jetzt zum Obst alle diejenigen Baumfrüchte, deren Samen mit einem eßbaren Fleische umgeben sind, also auch die Pfirsichen.

„so" hat hier die jetzt ungebräuchliche Bedeutung von „welche."

„sich in Hoffnung freuen" = auf etwas noch zu Erwartendes sich freuen.

„Conterfei" = Abbild.

Luther vergleicht die Freude der Kinder auf den in Aussicht stehenden Obstschmaus mit der Freude eines Menschen auf ein zukünftiges Glück und wünscht, daß alle so freudig dem jüngsten Tage, dem Tage des Gerichtes, möchten entgegen sehen können.

III.

„dadurch allein der Mensch" u. s. w. Der andern Vorzüge des Menschen vor dem Thiere erwähnt Luther weiter nicht. Er will sagen: hätte der Mensch auch weiter nichts als die Rede, so wäre er dadurch schon hinlänglich vom Thiere unterschieden.

Reden. Sprechen. Das kleine Kind, das die Laute, welche zu einem ihm vorgesprochenen Worte gehören, hervorbringt, gleichviel ob es sich Etwas dabei denkt, spricht; drückt es dagegen durch Worte seine Gedanken aus, so redet es. Sprechen lernt auch der Papagei, reden nie, weil er sich des Sinnes der nachgesprochenen Worte nicht bewußt ist.

„daß das Wort einer hohen Art und Verstandes sein muß." Sinn: Die Fähigkeit zu reden setzt eine geistige Thätigkeit, den Gebrauch des Verstandes, voraus.

Jedenfalls hat Luther mit dieser letzten Aeußerung nicht bloß auf die hohe Bedeutung der Sprache im Allgemeinen, sondern auch besonders auf die des göttlichen Wortes hindeuten wollen.

IV.

„Die Welt", im biblischen Sinne entweder die Menschen in der Welt im Allgemeinen (Ps. 33, 8. Joh. 3, 16. 1. Joh. 5, 19 u. a.) oder, wie es auch hier genommen ist, die irdisch

(weltlich) gesinnten Menschen, die Kinder der Welt, wie sie Luc. 16, 8 genannt werden. (Vergl. auch: Matth. 18, 7. Joh. 15, 18.)

„sie hat zu schwache Beine dazu." Ein Gleichniß. Ein Mensch mit schwachen Beinen kann eben so wenig eine schwere, wenn auch kostbare Bürde tragen, als ein irdisch gesinnter Mensch ohne den Beistand des heil. Geistes gute Tage und Wohlfahrt ertragen kann. „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen." (Göthe.)

Sich überheben. Stolz sein. Der Mensch ist gar zu gern geneigt, sein äußeres Wohlergehen, Ehre vor der Welt u. s. w. nur als eine Folge seiner guten Eigenschaften, die er dann gewöhnlich für vorzüglicher hält, als sie wirklich sind, zu betrachten; er bekommt eine zu hohe Meinung von sich, er überhebt sich; blickt er dabei auch noch mit Geringschätzung auf Andere herab, so ist er stolz.

„Aus der Haut fahren." Ein volksthümlicher bildlicher Ausdruck, der so viel heißt, als: wegen außergewöhnlicher, besonders unangenehmer Ereignisse in große innere Bewegung gerathen, außer sich sein. Man fühlt sich gewissermaßen durch den Körper (Haut) beengt.

Wider Gott schnurren und murren. Beide Zeitwörter haben hier die gleiche Bedeutung des Aeußerns von Unwillen und Mißvergnügen über die göttliche Vorsehung. Ihre Zusammenstellung beruht auf der Vorliebe des deutschen Volkes für den Reim, die sich in zahlreichen ähnlichen Zusammenstellungen kundgiebt; z. B.: Saus und Braus, Lug und Trug, Gut und Blut, Handel und Wandel u. s. w.

Hülfe. Beistand. Wenn Jemand ins Wasser fiele und dadurch in Lebensgefahr geriethe, so würde jeder gute Mensch ihm Hülfe zu bringen oder Beistand zu gewähren suchen. Das Erstere würde geschehen, wenn der Unglückliche selbst ganz außer Stand wäre, sich zu helfen, das Letztere dagegen, wenn er den Versuch machte, sich selbst zu retten; er gebrauchte dann nur unserer Unterstützung, unseres Mitwirkens, unseres Dabeiseins. Darum gebraucht man das Wort Beistand nur in dem Falle, wenn Jemand einen Andern bei einem Unternehmen, das seine Kräfte übersteigt, behülflich wäre. In diesem Sinne spricht man z. B. auch von einem Rechts-Beistande. Der Beistand des heiligen Geistes setzt also immer auch eine Bemühung von unserer Seite voraus.

Grundthema: Der wahre Christ erträgt unter dem Beistande des heiligen Geistes Freud und Leid mit gleicher Seelenruhe.

V.

Gleißen. Heucheln. Man gebraucht diese Bezeichnung nur von Menschen, die sich äußerlich anders stellen, als sie innerlich wirklich sind. Der Heuchler kann bei seiner Falschheit verschiedene, ja die entgegengesetztesten Zwecke haben; hat er aber nur den, durch angenommene Tugenden zu gleißen, d. i. zu glänzen, bewundert zu werden, so ist er ein Gleißner. Herodes war den Weisen aus dem Morgenlande gegenüber bloß ein Heuchler (— warum?), während die Pharisäer und Schriftgelehrten Heuchler und Gleißner zugleich waren. Ein heuchlerischer und gleißnerischer Rathgeber ist also ein solcher, der scheinbar dem Nächsten zu Liebe guten Rath ertheilt, in der That aber nur, um dadurch für sich Vortheil zu erlangen und bewundert zu werden.

„ansehnlich" bedeutet hier so viel als angesehen, vornehm, einflußreich.

Es hat Hände und Füße, gewöhnlich Hand und Fuß, eine bildliche Redensart, die man bei Dingen anwendet, die zweckmäßig und brauchbar sind. Ein Aufsatz hat Hand und Fuß, wenn er verständig angelegt und ausgearbeitet worden ist; der Rath eines Heuchlers und Gleißners scheint dem Rathsuchenden beim Anhören Hände und Füße zu haben; wenn's aber angehen, d. h. wenn er ausgeführt werden soll, so stehet's wie ein stätiger Gaul, d. h. so erweis't er sich zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes eben so unbrauchbar, als ein Pferd, das hartnäckig stillsteht, zum Reiten.

VI.

„Ein Mensch, der sich ergeben hat auf der Welt Reichthum und Ehre", d. h. dessen ganzes Streben nur darauf gerichtet ist, irdische, vergängliche Güter zu erlangen. Luther vergleicht einen solchen Menschen mit einem Kinde, das einen äußerlich schönen, inwendig aber faulen Apfel in der Hand hält. So wenig es bei dem Apfel auf die äußere schöne Gestalt und Farbe ankommt, eben so wenig kommt es bei dem Menschen allein auf den Besitz äußerer Vorzüge an. Diese verbergen oft ein schlechtes Gemüth, so wie das schöne Aeußere des Apfels oft ein ungenießbares Fleisch umschließt. Wie das unerfahrene Kind beim Genusse des Apfels seine Täuschung bereuen und einsehen wird, daß ihm die äußere Schönheit allein nichts nützt, so wird auch der irdisch gesinnte Mensch sein Streben nach Gütern dieser Welt bitter bereuen und einsehen, daß sie ihm ohne den Besitz der höhern himmlischen Güter nichts nützen.

Was für eine Lehre geht daraus für jeden Menschen hervor?

VII.

So wie ein Schneeball, je länger man ihn wälzt, desto größer wird, so führt die Eine Lüge immer noch mehrere herbei, da der Lügner, wenn er der Entdeckung der Wahrheit vorbeugen will, stets gezwungen ist, neue Lügen zu erfinden (Ps. 101, 7.).

VIII.

Dr. Justus Jonas, Professor in Wittenberg, war der treue Freund und Gehülfe Luthers, an dessen Sterbebette er stand. Er selbst starb im Jahre 1555 als Generalsuperintendent der fränkischen Kirchen im Fürstenthum Coburg.

Der Sinn der Worte Luthers ist folgender: „Wie könnt ihr denn verlangen, daß Gott euch die Gabe vergelten soll, da er selbst sie euch zuvor gegeben hat? Frei, ohne Nebenzwecke dabei zu haben, mit einfältigem (offenem, redlichem) Herzen, aus reiner Liebe und gern soll man geben." Luther sprach diese Worte lachend, um den Dr. der Theologie, der das Alles selbst wissen konnte, nicht zu beschämen.

Mit dieser kurzen Anekdote vergleiche man die ausführliche poetische Bearbeitung derselben Begebenheit unter der Ueberschrift: „Das Almosen" von Hagenbach (Leseb. IV., Nr. 144), wo der Gegensatz zwischen dem fröhlichen und mißmüthigen Geber trefflich dargestellt worden ist:

Herr Luther fuhr schnell in die Taschen,
Und wie er's eben mocht' erhaschen,
Warf er zwei Groschen wohlgemuth
Dem armen Schelmen in den Hut.
Herr Jonas bracht's nicht schnell zuwege,
Er ziehet ein Beutelchen aus der Ficke
Und mustert die Groschen und Dreierstücke,
Auch prüft er strenge das Gepräge
Von jeder Seit' mit scharfem Blicke,
Und erst nach langem Drehn und Wenden
Entläßt er den Dreier seinen Händen.

Eine Erläuterung des Hagenbach'schen Gedichts von Westphal enthält der 8. Band des „Praktischen Schulmanns" von Lüben. Leipzig, 1859.

IX.

„Schlecht und einfältiglich", veraltete Ausdrücke für schlicht (ungekünstelt) und einfach.

„Der große Haufe" = das Volk im engern Sinne, der weniger gebildete Theil des ganzen Volkes.

„herſcharren mit Worten“ = eine Menge Worte unter vielen Bewegungen und Geberden hervorbringen. Scharren hatte früher auch den Begriff von räuspern.

„Grobe, bäuriſche Gleichniſſe“ ſind ſolche, deren Deutung keine Schwierigkeiten macht. Wie man aus der äußern Erſcheinung eines Bauern, aus ſeinen Worten und ſeinem Benehmen gleich auf ſein Inneres ſchließen kann, ſo ſoll man aus dem Bilde auch gleich die Deutung erkennen können.

Dr. Jonas (ſ. oben VIII). Philippus iſt der Vorname Melanchthons, den Luther hier meint.

„griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Brocken“ = einzelne Wörter und Redensarten in dieſen Sprachen, hergenommen von dem Zerbröckeln des Brotes (zerbrechen in kleine Theilchen).

Das arme Volk ſteht da „wie eine Kuh“, d. h. es verſteht nichts von den gelehrten Sachen. Die Kuh iſt das Bild gutmüthiger Dummheit.

Luther empfiehlt alſo hier den Predigern das leichtfaßliche, volksthümliche Predigen, worin er ſelbſt mit gutem Beiſpiele voranging, da das gelehrte Predigen Niemandem nütze, den Gelehrten nicht, weil dieſe die Schrift ſelbſt leſen könnten; dem gemeinen Volke nicht, weil es ſie nicht verſtände.

5. Ein Brief Luther's an ſeinen kleinen Sohn Hans.

(Lüben und Nacke, Leſebuch II. 96.)

Iſt ohne Erklärung verſtändlich.

Luther's Lebensgeſchichte.

1. Eine kurze Biographie Luther's enthält der V. Theil unſeres Leſebuches unter Nr. 60. Ueber ſeinen denkwürdigen Aufenthalt auf der Wartburg giebt das im IV. Theile enthaltene Gedicht von Joh. Falk: „Wie Luther auf der Wartburg ſaß“, einige Auskunft. Weiteres Material findet der Lehrer in zahlreichen, leicht zugänglichen Schriften, weshalb wir hier von einer ausführlicheren Lebensbeſchreibung abſehen können.

2. Was Luther für die Reinigung der chriſtlichen Religion gethan hat, übergehen wir hier; Hans Sachs deutet es in ſeinem im VI. Theile unſeres Leſebuches enthaltenen „Epithaphium“ trefflich an. Dagegen müſſen wir wenigſtens darauf hinweiſen, was ihm die deutſche Sprache namentlich durch ſeine Bibelüberſetzung verdankt.

Der kurze Ueberblick des vorigen Zeitraumes der Literaturgeſchichte hat uns erkennen laſſen, daß im 15. und zu Anfange

des 16. Jahrhunderts die Sprachverwilderung einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte; die einzelnen unausgebildeten Mundarten, namentlich die niederdeutschen, waren an die Stelle des schönen, kräftigen Mittelhochdeutsch getreten und hatten Unsicherheit und Willkür in den Ausdruck gebracht. Das erkannte Luther vollkommen klar und faßte den Entschluß, eine deutsche Prosa zu schaffen. Sein natürlicher Takt, sein richtiges Sprachgefühl, seine genaue Bekanntschaft mit dem Volke, mit seiner Denk- und Ausdrucksweise, leiteten ihn hierbei, und seine wahrhaft patriotischen Bestrebungen wurden daher vom besten Erfolg gekrönt. „Luther wurde durch seine Bibelübersetzung Stammvater des neuen Sprachenbaues.“ (Voß.) „Er hat die classische Büchersprache der Deutschen zuerst fixirt“ (Herder, B. 25, S. 376).

Luther benutzte als Grundlage seiner Sprache die in der sächsischen Canzlei übliche hochdeutsche Mundart, damit, wie er selbst sagt, Ober- und Niederländer ihn verstehen möchten. Aber er belebte nicht bloß das Vorgefundene neu, sondern wußte es auch zum Ausdruck christlicher Anschauung und Gesinnung, die seine Sprache als der wahre Lebensathem durchdringt, zu beleben. Aus dem reichen Schatze unserer Sprache hob er das Innerlichste und Geistigste zum Ausdruck der Religion hervor, so daß bei der Kraft und Tiefe seines von dem göttlichen Geist durchdrungenen Gemüthes die ganze Herrlichkeit des göttlichen Wortes in seine Uebersetzung überging und auf dem neuen und fremden Boden ein heimathliches Land, ein neues Vaterland wiederfand. So wurde die Bibelsprache zugleich die erste Offenbarung unserer Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, religiösen und poetischen Stärke, so wurde die Bibel der große Nationalschatz der deutschen Literatur, ein Volksbuch, das für die verschiedenen deutschen Volksstämme einen Vereinigungspunkt bildete, wie er bei der Gestaltung der äußerlichen politischen Verhältnisse in Deutschland nicht gewonnen werden konnte. Aeußerlich trat diese Einigung durch die Neugestaltung einer allgemeinen Schrift- und Büchersprache, der Sprache der Gebildeten, des Hochdeutschen, hervor, einer Sprache, die sich durch grammatische Reinheit, durch Verständlichkeit und Schärfe der Bezeichnung, sowie durch Fülle, Wärme und Innigkeit auszeichnete. Der Religion hatte Luther die Muttersprache für immer erobert; die Predigt, das protestantische Kirchenlied und alle Dichtung, welche damit zusammenhing, mußte deutsch bleiben.

Man sieht es übrigens der Luther'schen Bibelübersetzung kaum an, wie viel Zeit und Mühe auf das Einzelnste verwandt worden ist. Nur das neue Testament und die 5 Bücher Mosis übersetzte Luther auf der Wartburg, die übrigen Bücher des alten Testamentes erschienen später, und erst 1534 war die ganze Bibelüber-

setzung vollendet. Ueber die Schwierigkeiten des Uebersetzungswerkes spricht sich Luther selbst in Briefen an seine Freunde also aus: „Wir arbeiten jetzt", so schreibt er 1528 an Wencesl. Link, „an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach, Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kukuk nachsingen." Und an einem andern Orte: „Ich habe mich dessen beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wol oft begegnet, daß wir 14 Tag, 3—4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum 3 Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern: läuft Einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist."

Die Luther'sche Uebersetzung ist auch vorzüglich darum eine für das Volk berechnete, weil sie die rechte Mitte hält zwischen einer vom Original sich allzusehr entfernenden Freiheit und einer, dem Geiste der Muttersprache zuwiderlaufenden Aengstlichkeit. Wie Luther dies meinte, geht aus folgendem Beispiele hervor: Bei dem Gruße des Engels an Maria bemerkt er, daß er wirklich laute: „Maria voll Gnaden; allein wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab' ich's verdeutscht: Du Holdselige! und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das also verdeutschen müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria; denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unsrer Sprache."

Luther's Sorgfalt, das Rechte für's Volk zu treffen, ging ins Unglaubliche. Genau und umständlich erkundigt er sich über die Benennung gewisser Thiere, Raubvögel und Gewürme, die in der Bibel vorkommen. Oft mischte er sich unter die gemeinen Leute, um ihnen ihre Redensarten gleichsam am Munde abzusehen, und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrath guter volksmäßiger

Ausdrücke an die Hand zu geben; denn die „Schloß- und Hofwörter“ könne er nicht gebrauchen. Einst ließ er sich — nach der Erzählung des Mathesius — von einem Fleischer einen Schöps abstechen und sich von ihm den ganzen innern Bau desselben erklären, damit er die richtigen Ausdrücke habe bei der Uebersetzung derjenigen Stellen in der Bibel, welche von dem levitischen Opferdienste, den Eingeweiden der Thiere u. s. w. handeln.

Gab sich Luther solche Mühe, um das werthe Bibelbuch in das Herz des deutschen Volkes zu verpflanzen, und es, nach seinem eigenen Ausdruck, nicht nur zu einem Lesebuche, sondern zu einem Lebensbuche und Lebensworte zu machen; so müssen wir schon deshalb dasselbe in hohen Ehren halten und uns befleißigen, es so zu benutzen, wie es in der Absicht seines unsterblichen Uebersetzers gelegen hat.

Literatur.

A. Luther's Werke.

Walch, Luther's sämmtliche Schriften. 24 Quartbände. Halle, 1734—53. Die beste Ausgabe, aber nur noch antiquarisch zu 40—45 Thlrn. zu haben.

Irmischer, Luther's sämmtliche Werke, kritisch und historisch bearbeitet. Frankfurt a. M. 1857 vollendet. 67 Bände. 33½ Thlr.

B. Auszüge aus Luther's Werken.

Zimmermann, Geist aus Luther's Schriften oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens. 4 Bde. Darmstadt, 1828—1831. 6 Thlr.

Luther's Schriften für das deutsche christliche Volk. Eisleben, 1846—1854. 24 Hefte. 5 Thlr. 14 Sgr.

Außer diesen umfassenderen Auszügen sind noch zahlreiche Ausgaben einzelner Theile von Luther's Werken vorhanden.

Brauchbare Ausgaben von Luther's Kirchenliedern sind:

v. Winterfeld, Luther's deutsche geistliche Lieder nebst Singeweisen. Leipzig, 1840. Mit Holzschnitten. 4. Preis 5 Thlr.

Wackernagel, Luther's geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Mit Randzeichnungen von G. König. Stuttgart, 1848. Neue, weniger umfangreiche Ausgabe. 1856. 1 Thlr.

Schneider, Luther's geistliche Lieder, nebst einer kurzen Geschichte ihrer Entstehung. 2. Aufl. Berlin, 1856. 10 Sgr.

Dreyer, Luther's sämmtliche geistliche Lieder mit Singweisen, historischen Nachweisen, Erzählungen ꝛc. Karlsruhe, 1857. 10 Sgr.

C. Schriften über Luther.

Pfizer, Luther's Leben. Stuttgart, 1839. 1½ Thlr.

Zimmermann, Luther's Leben. Zweite Aufl. Darmstadt, 1855. 1 Thlr.

Becker, Luther in den Hauptzügen seines Lebens geschildert. Leipzig, 1856. 1 Thlr.

Jäckel, Leben und Wirken Luther's im Geiste unserer Zeit. 3 Bde. Leipzig. geb. 3 Thlr.

Joh. Falk, Luther und die Reformation in Volksliedern. Leipzig, 1830. 5 Sgr.

König, Luther, der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen. 4. Stuttgart, 1857. geb. 2⅔ Thlr. (Schön.)

Außer diesen Schriften existiren noch eine große Anzahl Lebensbeschreibungen Luther's.

XII. Hans Sachs.

1. Ein Epithaphium oder klagred, ob der Leich Doctor Martini Lutheri.

(Lüben und Nacke, Lesebuch VI. Thl. Nr. 9. Hopf, Hans Sachs, I. 89.)

Vorbem. Um den Schüler mit der Schriftsprache des Reformations-Zeitalters bekannt zu machen, haben wir die beiden von H. Sachs aufgenommenen Stücke ganz treu nach dem Original abdrucken lassen. Wenn dadurch das Lesen etwas erschwert werden sollte, so wird dieser Nachtheil doch durch den Vortheil überwogen, nun ein ganzes Bild von einigen Werken des alten kernigen Dichters zu haben.

1. Erläuterungen.

V. 3. „Hornung", die ältere Benennung für den Februar. — Luther starb bekanntlich am 18. Februar 1546.

4. „Schwermüthigkeit" drückt mehr aus als Schwermuth. Ein großes Unglück ist wohl geeignet, einem Menschen den leichten Muth, den Frohsinn zu rauben und ihn trübsinnig zu machen oder, wie wir auch sagen können, in Schwermuth zu

versenken, da Schwermuth eben jenen Sinn bezeichnet (Muth), dem es zu schwer, also nicht möglich scheint, das Unglück zu tragen. Da nun in der Nachsilbe heit, die mit keit gleichbedeutend ist, der Begriff des Seins, der Art oder des Zustandes liegt, so drückt das Wort Schwermüthigkeit den ganzen Zustand eines von Schwermuth heimgesuchten Menschen aus. Bei H. Sachs war die Schwermuth nicht in Folge eines Unglücks, sondern scheinbar ohne alle Ursache entstanden: „er west (= wußte) selbst nicht, was ihm was." Die unerklärbare Vorahnung eines Unglücks war es, die sich hier als Schwermuth äußerte.

5. „was" (jetzt: war) ist das Imperfectum von wesen (jetzt: sein). Die neuere Form wurde erst kurz nach Hans Sachs gebräuchlich.

6. „Gleich traurig auf mir selber saß" = für sich allein.

7. „Gedanken tief" — „Unmuth groß" sind wieder ein paar Beispiele von der Vorliebe der älteren Dichter für die Stellung des attributiven Adjectivs nach dem Hauptworte.

8. „vnmuth" (Unmuth) = unangenehme Gemüthsstimmung, Mißvergnügen, das besonders das verabscheut, was für die Ursache des Uebels gehalten wird.

9. „Mich daucht" (däuchte). In dieser alten Form ist däuchten das Imperfectum von dünken und deshalb mit dem Accusativ verbunden; die neuere Sprache hat aber ein selbstständiges Zeitwort mit dem Dativ daraus gemacht. Wir sagen deshalb jetzt „mir däuchte," was so viel heißt, als: es schien mir, kam mir so vor.

10. „Erbaut nach Sechsischem Exempel," nach der Art und Weise, wie man die Kirchen in Sachsen erbaute.

11. „beleucht" = erleuchtet.

12. „Mit edlem reuchwerk (Räucherwerk) wohl durchreucht" (durchräuchert) = durch Verbrennung kostbarer wohlriechender Stoffe hatte sich überall ein angenehmer Geruch verbreitet.

14. „ein Todtenpar" (eine Todtenbahre). Bahre kommt her von dem alten bären = tragen; eine Bahre ist demnach ein Werkzeug zum Tragen (eine Trage) und eine Todtenbahre zum Tragen des Todten bestimmt. Da dieser in einem Sarge liegt, so muß vorausgesetzt werden, daß der Träumende die Bahre mit dem Sarge sah, was auch durch V. 20 zur Gewißheit wird.

16. „gebild" = abgebildet. Der Schild mit der Rose und dem Kreuz soll Luther's selbsterfundenes Wappen bedeuten, das „Merkzeichen seiner Theologie," wie er's nennt. Warum H. Sachs des dazu gehörigen Herzens und Ringes nicht gedenkt, wissen wir nicht zu erklären. In einem Briefe Luther's an den Syndicus der Stadt Nürnberg, Lazarus Spengler, den er

am 8. Juli 1530 von Coburg aus schrieb, deutet er das Wappen also: „Das Erste sollte ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das (nämlich das Herz) seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. Denn so man von Herzen gläubet, wird man gerecht. Ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificirt (ertödtet), und soll auch wehe thun, noch (dennoch) läßt er das Herz in seiner Farbe, verderbet die Natur nicht, das ist, es tödtet nicht, sondern behält lebendig. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiße fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude giebt, darum soll die Rose weiß und nicht roth sein. Denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig; jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset; aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höheste, edelste, köstlichste Erz ist."

19. „trawrigkleich" = trauriglich. In dieser Form ist das Wort stets Adverbium; es bezieht sich hier auf das Erseufzen. Ohne die Silbe lich wäre es ein Adjectiv und müßte sich auf eine Person oder Sache beziehen.

22. „Chor" = die Emporkirche, wo sich in der Regel der Platz des Sängerchores befindet.

24. Die Theologie oder Gottesgelahrtheit erscheint hier in der Gestalt eines weißgekleideten Weibes, um dadurch anzudeuten, daß sie es mit reinen, göttlichen Dingen zu thun habe.

25. „stund hin", hinstehen, alte und jetzt noch zuweilen dichterisch gebrauchte Form für sich hinstellen; eben so sagt man noch statt: „setze dich hin zu ihm" — „sitze hin zu ihm."

26. „Sie wand jhr Händ" = sie bewegte die verschlungenen Hände bogenförmig hin und her (gleichbedeutend mit: die Hände ringen). — „Sie rauft ihr Haar" = sie riß sich an den Haaren. Beides sind Zeichen der Verzweiflung.

27. „Gar kläglich mit wainen durchbrach." Der innerlich empfundene Schmerz der Theologie gab sich äußerlich durch Thränen zu erkennen; sie brach in Thränen aus.

34. Die Feinde zu dämpfen = sie zu unterdrücken, eine vom Feuer hergenommene bildliche Redensart. Das Feuer dämpft man, wenn man es durch geeignete Löschmittel am Weiterumsichgreifen hindert.

35. „disputiren“ = in Wechselrede streiten, wissenschaftlich streiten.

36. „erledigen“ = ledig, d. h. los machen, befreien.

37. „Gezwengknuß“ (Zwang) = das Gezwungensein. Wer gezwungen worden ist, hat seinen freien Willen der Willkür eines Mächtigern unterordnen müssen; ist dies nicht auf gewaltsame Weise geschehen, so ist er genöthigt worden.

41. „Hertzenleyd“, Herzeleid = im Innern empfundener Schmerz, tiefe Betrübniß.

43. „Vermayligt“, vermayligen oder vermeilen = entheiligen, verunreinigen.

44. „zerhudelt“ = übel zugerichtet.

45. „hin- und widerzogen“ = hin- und herziehen.

46. „Zerkrüppeln“ = zum Krüppel machen, verstümmeln. Die alte Vorsilbe zer steht häufig statt der neuern ver.

47. „geradprecht“, eigentlich mit dem Rade zerbrochen, gerädert; hier in dem Sinne von verstümmelt, gemißhandelt. Man radbrecht eine Sprache, wenn man sie nur in unverständlichen Bruchstücken zu reden vermag.

Zwicken und zwacken bezeichnen beide ein schmerzhaftes, aber schnell vorübergehendes Zusammenkneipen empfindender Theile. Beide Wörter alliteriren.

49. „Durch jhr gottlose Menschen Lehr“, d. h. durch eine Lehre, welche nicht, wie die in der Bibel enthaltene, von Gott stammt, sondern von Menschen erdacht worden ist.

55. „Wath“ (mittelhd. wat) = Gewand, Kleidung.

56. „vnflath“ = Unreinigkeit, bibl. Ausdruck für Lasterhaftigkeit.

66. „Noch“ = dennoch.

69. „Von wegen Gottes und auch mein“ = weder von Gott noch von mir hast du dich abwendig machen lassen.

72. „wirdt“, alte Form für werde..

74. Fürcht dir nit = fürchte dich nicht.

79. „Die werden dich handhaben fein.“ Handhaben heißt eigentlich: mit der Hand halten und gebrauchen, z. B. ein Werkzeug; im uneigentlichen Sinne bedeutet es: ausüben, verwalten, behandeln; z. B. Recht und Gesetz. Fein heißt hier s. v. a. gehörig, recht. Fein handhaben also = gehörig behandeln.

84. „aller massen“, allermaßen = unter allen Umständen.

87. „die Pforten der Hellen“ = die Macht des Bösen. (Matth. 16, 18.)

88. „fellen (fällen) = zu Falle bringen.

90 bezieht sich auf **V. 97**, weshalb das Wörtchen „das" als das Bindewort „daß" betrachtet werden muß.

92. „Apostolischer Krieger" = ein Mann, der im Sinne und Geiste der Apostel Jesu kämpfte.

100. „das wünscht Hans Sachs." Fast in jedem seiner Gedichte nennt sich H. Sachs zum Schluß und erklärt dadurch das Veröffentlichte für sein geistiges Eigenthum.

2. Abfragen des Inhalts.

In welcher Gemüthsstimmung befand sich H. Sachs am 17. Hornung des Jahres 1546? Sein Herz war mit Schwermuth erfüllt, ohne daß er wußte, was ihm fehlte. — Was that er in seinem Unmuthe? Er legte sich nieder und entschlief sogleich. — Ein Traumbild entfaltet sich vor seinen schlummernden Sinnen; wohin versetzt es den Dichter? In einen nach Sächsischer Weise erbauten, hell erleuchteten und mit edlem Rauchwerk durchdufteten Tempel. — Was bemerkt er mitten in diesem Tempel? Eine mit schwarzem Tuche bedeckte Todtenbahre, über welcher ein Schild hängt, auf dem eine Rose mit einem hindurchgehenden Kreuze abgebildet ist. — Auf welchen Gedanken bringt ihn das Gesehene? — Daß vielleicht unter dem Tuche die Leiche Luthers sich befände. — Was für eine Erscheinung unterbricht seine Gedanken? Ein Weib in schneeweißem Gewande, Theologia genannt, tritt aus dem Chore heraus und stellt sich zur Todtenbahre. Unter welchen Geberden und mit welchen Worten redet sie die Leiche an? Indem sie ihre Hände ringt und ihr Haar rauft, spricht sie unter Weinen und Seufzen: „Gott müsse es erbarmen, daß du treuer und kühner Held, der du von Gott selbst erwählt wardst, mit Schrift und Wort meine Feinde zu bewältigen, jetzt hier todt liegst." — Womit vergleicht das Weib die von ihren Feinden ihr angethane Schmach? Mit der Trübsal und dem Zwange der babylonischen Gefangenschaft, in welcher sie, von ihren Feinden auf das Grausamste und bis zur Unkenntlichkeit gemartert und geplagt, fast ganz vergessen worden sei. — Wie schildert sie die von ihrem Erretter ihr erwiesenen Wohlthaten? Er habe sie durch Waschen und Baden von ihrem Schmutz befreit und ihre Wunden geheilt, so daß sie wieder in ihrer anfänglichen Reinheit dastehe. — Worauf legt sie bei Aufzählung dieser Wohlthaten noch einen besondern Werth? Auf die Treue und Beständigkeit, mit welcher der Gottesheld, trotz der ihn bedrohenden Gefahren, ihr geholfen habe. — Welche Befürchtung spricht sie am Schlusse ihrer Rede aus? Daß sie nach des Helden Tode nun inmitten ihrer Feinde ohne Verfechter sein werde. Ergriffen von dem Jammer des Weibes, wendet sich nun H. Sachs selbst an sie und sucht sie durch welche Ver-

sicherung zu trösten? Daß sie in Gottes Hut stehe, der ihr treffliche noch lebende Männer und die ganze christliche Gemeinde in Deutschland zu ihrem Schutze gegeben habe, so daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen würden. — Welche Bitte richtet er dann an sie? Sie möge nun aufhören, über Luthers Tod zu trauern, da ihm Gott nach langem, siegreich vollbrachtem Kampfe endlich die ewige Ruhe gegeben habe. — Und was wünscht er zum Schluß sich und Allen? Daß Christus uns nach dem Elende dieser Welt zur ewigen Freude verhelfen möge.

3. Inhalts-Angabe.

Am 17. Februar 1546 träumt dem, in Schwermuth und tiefe Gedanken versunkenen Dichter, daß er sich in einer hell erleuchteten, von Weihrauch duftenden Sächsischen Kirche befände, in deren Mitte eine Todtenbahre und das Wappenschild Luthers ihn auf die Vermuthung bringt, daß die Leiche Luthers unter dem Bahrtuche liege. Da tritt die Theologie in Gestalt eines weißgekleideten Weibes zur Todtenbahre und äußert durch Geberden der Verzweiflung ihren Schmerz über den Tod Luthers. Unter Thränen beklagt sie den Tod dessen, der sie aus ihrer Trübsal und ihrem babylonischen Gefängniß befreit habe. Sie schildert die von ihren Feinden ihr angethane Schmach, die Besudelung ihres Kleides und Verstümmelung ihres Leibes bis zur Unkenntlichkeit, mit glühenden Farben; ebenso auch ihre Errettung durch Luther, namentlich seine Treue und Beständigkeit trotz des Wüthens der geistlichen und weltlichen Mächte. Nach seinem Tode glaubt sie nun wieder inmitten ihrer Feinde allein und verlassen dazustehen. Hans Sachs aber tröstete sie damit, daß Gott selbst sie in seiner Hut habe, daß noch genug vortreffliche Männer lebten, die sie rein erhalten würden von aller Menschenlehre und daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten. Zuletzt ermahnt er sie, dem Doctor Martin die nach hartem Kampfe wohlverdiente ewige Ruhe zu gönnen, und wünscht, daß Christus Allen dazu verhelfen wolle.

4. Gliederung des Gedichtes.

Das Gedicht zerfällt in drei leicht erkennbare Theile, von denen der erste und dritte den zweiten wie in einen Rahmen einfassen. Durch den ersten Theil bereitet der Dichter den Leser auf den eigentlichen Kern des Gedichtes angemessen vor, indem er ihn durch Angabe des bedeutungsvollen 17. Februar des 1546. Jahres, so wie durch Andeutung seiner Empfindungen an den Tod des großen Reformators erinnert und den Gegenstand des

Traumes ahnen läßt. — Der Traum selbst (V. 9—97) gliedert sich wieder in drei Abschnitte. Der erste versetzt uns an den Ort des Traumes und in die Nähe des nur erst durch ein Symbol (Rose und Kreuz) angedeuteten Hauptgegenstandes desselben; in dem zweiten läßt uns der Dichter durch eine, fast nur redend dargestellte allegorische Person, die Theologie, diesen Hauptgegenstand enthüllen, bewundern und seinen Verlust betrauern. In den Worten der klagenden Theologie liegt sein ganzes Herz, und mit Begeisterung singt er nun durch ihren Mund das Lob des großen Mannes, dessen Tod ihn in so tiefe Schwermuth versenkte. Die kummervoll ausgesprochene Frage am Schlusse der Rede, welche aus dem Vorhergegangenen natürlich folgt, veranlaßt die tröstende Antwort, die den dritten Abschnitt des Traumes bildet. In ihr bekundet Hans Sachs seinen festen Glauben an die gute Sache der Reformation und ihren unbehinderten Fortgang und gönnt dem Ueberwinder und Sieger Luther die ewige Ruhe. Damit ist der Traum zu Ende, obgleich es der Dichter nicht ausdrücklich sagt. Es schien ihm natürlich, hier noch in wenigen Worten den Wunsch nach einem seligen Ende für sich und Alle anzuschließen.

Uebersichtlich dargestellt, würde das Ganze in folgender Gliederung erscheinen:

I. Eingang. Hindeutung auf den Gegenstand des Traumes durch Angabe der Zeit desselben und Andeutung der Empfindungen des Dichters. V. 1—8.

II. Der Traum. V. 9—97.
- A. Angabe des Ortes und Hauptgegenstandes, den der Dichter im Traume sieht, und Vermuthung über denselben. V. 9—21.
- B. Das Auftreten der Theologie. V. 22—73.
  1. Ihre äußere Erscheinung. V. 22—28.
  2. Ihre Rede. V. 29—73.
     - a. Klage über Luthers, ihres Befreiers, Tod. V. 29—36.
     - b. Schilderung ihres Zustandes vor Luther. V. 37—51.
     - c. Luthers Verdienst um die Theologie. V. 52—69.
     - d. Die durch Luthers Tod erregten Zweifel an der Fortdauer ihres glücklichen Zustandes. V. 70—73.
- C. Des Dichters Troftrede. V. 74—97.
  1. Hinweisung auf die noch lebenden Reformatoren und die Ausbreitung der Reformation. V. 74—88.
  2. Bitte, Luther die ewige Ruhe zu gönnen. V. 89—97.

III. Schluß. Wunsch, daß Gott allen Christen dazu verhelfen möge. V. 98—100.

5. Grundgedanke.

Die Ueberschrift bezeichnet hinlänglich den Zweck des Gedichts. Es soll ein Epitaphium sein, d. h. ein Grabmal, gesetzt dem Andenken des großen Reformators. Auf dem ersten Drucke des Gedichts, das gleich nach dem Tode Luthers auf einem halben Bogen erschien, befand sich überdies noch ein Bild, das einen geschlossenen Sarg darstellte, auf den zur Rechten ein Mann mit der einen Hand zeigt, zur Linken aber eine weibliche Figur mit ringenden Händen die niedergeschlagenen Augen richtet. Ueber dem Sarge befindet sich Luthers Wappenschild mit der Rose und dem Kreuz.

Die „klagred" bildet jedenfalls den Mittelpunkt des Ganzen, doch dient sie dem Dichter nicht allein zur Bekleidung des Grundgedankens. So hoch er Luthern verehrt, so tief er seinen Verlust beklagt: die Sache selbst steht ihm höher. Nicht Luther schuf die Reformation, „Gott hat dich selbst in seiner Hut;" er gebrauchte Luther nur als ein Werkzeug zur Ausführung seiner höhern Pläne, für die er nach Luthers Tode wieder andere Männer auserwählen wird. Der Grundgedanke würde also folgender sein: Der Tod des großen Reformators giebt uns gerechte Veranlassung zur Klage, aber er soll uns nicht entmuthigen, da Gott auch ohne Luther sein Werk weiter führen wird.

6. Lesevortrag.

V. 1—28 erfordert den ernsten Erzählton. Die Rede der Theologie muß im Ton tiefster Bekümmerniß beginnen, dann bei Aufzählung der ihr angethanen Schmach den steigender Entrüstung annehmen, hierauf bei Erzählung der Befreiung durch Luther in rührende Begeisterung übergehen und zuletzt mit der wieder in tiefer Bekümmerniß auszurufenden Frage schließen. Die ganze Antwort des Sachs durchwehe der gehobene Ton der Ermuthigung, der nur im Schluß zu leisem Gebetston abfällt.

2. Gesprech Sanct Peter mit den Lands-Knechten.

(Lüben u. Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 10. — Hopf, Hans Sachs. I. 168. 31.)

1. Erläuterungen.

1. **Vers.** Landsknechte. Bei der Umgestaltung des deutschen Kriegswesens durch Kaiser Maximilian I. (1493—1519) leistete Georg von Frondsberg die wesentlichste Hülfe; denn

er war es, der rüstige und in Waffen geübte Leute, die damals unter selbstgewählten Hauptleuten im Lande umherzogen und sich für Geld von jedem Landesfürsten anwerben ließen, sammelte und aus ihnen, durch strenge Kriegszucht sowohl als durch beständige Waffenübungen, ein Heer bildete, das auch den Winter über beisammen blieb und bald den größten und mächtigsten Feinden furchtbar wurde. Dies waren die deutschen Landsknechte, von denen ein altes Lied singt:

Wohl auf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich, seid guter Ding;
Wir loben Gott den Herren,
Dazu den edlen Küning;
Er legt uns ein gewaltigen Haufen ins Feld,
Es soll kein Landsknecht trauern um Geld,
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stüwern und Sonnenkronen.

Der Herzog aus Burgunde,
Derselbig treulose Mann,
Wollt uns dem elend Franzosen
Schändlich verrathen han.
Das schaffet Gott durch seine Güt,
Gott woll uns den edlen Küning behüt;
Er ist ein edler Herre,
Wir dienen ihm allzeit gerne.

Beim Bauern muß ich dreschen,
Und essen saure Milch;
Beim Küning trag ich volle Fleschen,
Beim Bauern ein groben Zwilch;
Beim Küning tret ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adeligen Sitten.

Es soll kein Landsknecht garten
Vor eines Bauern Haus;
Denn er muß tratten (das Vieh treiben) und harken,
Daß ihm der Schweiß bricht aus,
Dazu das Mark in seine Gebein;
Viel lieber dien' ich dem Küning allein,
Denn einem reichen Bauern,
Er giebt uns das Geld mit Trauern.

Der uns dies neue Liedlein sang,
Von Neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Landsknecht gut,
Ist gelegen vor mancher Stadt;
In mancher Feldschlacht ist er gewesen,
In vielen Stürmen hat er genesen,
Dem edlen Küning zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.

Vergleiche auch das „Lied vom Landsknecht" von Hoffmann von Fallersleben in dessen Gedichten, Seite 223.

2. „garteten", gingen fechten (betteln) von Haus zu Haus.

4. „da trug sie ihr Straß hinauf" u. s. w. Eine Prosopöie. Sinn: Sie kamen auf ihrem Wege auch hinauf an das Himmelsthor.

8. Der fromme Glaube früherer Jahrhunderte deutete die Worte Jesu in Matth. 16, 19: „Ich will dir (Petrus) die Schlüssel des Himmelreichs geben", wörtlich und dachte sich Petrus als den Hüter und Schließer der Himmelsthür.

11. „ein arm Rott", ein Trupp armer Menschen.

12. „es thut jhn (ihnen) noth", sie bedürfen es.

13. „hinnen", zusammengezogen aus hier innen.

14 u. 15. „warten", „harren." Der Herr sagt: „Laß sie warten", d. h. laß sie so lange an dem Orte, wo sie sind, bleiben, bis sie hereingerufen werden; die Landsknechte aber mußten harren, d. h. so lange warten, daß sie darüber ungeduldig wurden. Das Harren hat stets den Nebenbegriff eines unangenehmen Gefühls.

16. „scharren." Die Zusammenstellung dieses Wortes mit fluchen deutet darauf hin, daß mit demselben hier nicht das laute Hin- und Herreiben der Füße auf dem Boden gemeint ist, sondern das unter Schnarchen und Räuspern hervorgestoßene Fluchen. Diesen Begriff hat „scharren" noch jetzt im Oberdeutschen.

19. „Meint sie redten von Geistling dingen" = von geistlichen (frommen, göttlichen) Dingen.

24. „hinwider jehen" (sagen), entgegnen, antworten.

25. „ihr" (ihrer) für sie.

26. „Ich sich wol" = ich sehe wohl.

28. „Den Himmel uns zu enge machen." Wir würden bei ihren muthwilligen Streichen kein ruhiges Plätzchen mehr im Himmel finden, und so würde er uns zu enge, zu klein werden.

30. „durch dein Ehr" = um deiner Ehre willen. Es würde uns nicht zur Ehre gereichen, so fromme Leute draußen zu lassen.

32. „mit jhn (ihnen) behangen sein" = du mußt sehr an ihnen hangen, gern mit ihnen zu thun haben.

33. „Schau, wie du's wieder bringst hinaus" = du magst hernach zusehen (Mittel und Wege finden), wie du sie wieder hinausbringst.

39. „Knockten sie nieder auff ein plan" = kauerten sie sich nieder auf eine ebene Stelle.

40. „umbschantzen" (umschanzen) = mit Würfel um Geld spielen. Die Umschanze (mittelhd. schanez, franz. chance) = der Glückswurf. Beim Würfelspiel die Zeit zu vergeuden, war eine Hauptuntugend der Landsknechte.

42. „Ein Hader" = ein heftiger Wortwechsel.

45. Von Leder zucken oder ziehen = den Degen aus der (ledernen) Scheide ziehen.

46. „Vnd hawten da mit kräfften zsammen" = hauten (schlugen) mit aller Kraft Jemanden so, daß er zu Boden stürzte.

49. „Strauß", alter und dichterischer Ausdruck für lärmender Kampf.

50. „zant die Landsknecht an"; anzanen (wahrscheinlich aus dem mittelhochd. zant, Zahn, entstanden) heißt so viel als Jemanden unter widerlicher Verzerrung des Mundes oder des Gesichts angrinsen. Hier und da noch in der Volkssprache gebräuchlich.

51. „palgen" (balgen) = sich mit Einem ringend schlagen.

52. „an den lichten Galgen." Ein lichter Wald ist ein solcher, in welchem die Bäume in großen Zwischenräumen auseinander stehen. In ähnlicher Weise stehen die drei Säulen des Galgens auseinander, weshalb man den vom Walde hergenommenen Ausdruck auch auf den Galgen anwendet.

61. „der ding verstund ich nit" = ich verstand das Wesen der Landsknechte nicht richtig zu beurtheilen.

63. „ein Witzung" = eine Belehrung durch Schaden. Das altd. Zeitwort witzen hatte nämlich die Bedeutung von klug machen (mit Witz oder Verstand versehen), belehren, unterrichten; während die besondere Bedeutung des Wortes witzigen (witzegen), von welchem die Witzung abstammt, auch noch den Nebenbegriff von strafen, peinigen hatte.

71. „einen Lerman" (Lärmen) = Ruf der Trommel zur Versammlung des Fußvolks.

78. „Sanct Peter thut mit jhn brummen" = er ist unzufrieden mit ihnen, will nichts von ihnen wissen und zeigt dies äußerlich durch ein verdrießliches Gesicht.

79. „auf schwankweiß" = als einen Schwank, d. h. als eine scherzhafte, launige Erzählung, bei welcher der Verfasser keine böse Nebenabsicht im Auge gehabt, die er arglos (siehe V. 80) niedergeschrieben hat.

81. „Anno Salutis" = im Jahre des Heils (nämlich nach Christi Geburt). Hans Sachs hatte das Gedicht am 1. Januar 1557 angefertigt.

2. Abfragen des Inhalts.

Womit beginnt der Dichter seine Erzählung? Er erzählt uns von neun armen Landsknechten, die, weil kein Krieg im Lande war, von Haus zu Hause bettelten. — Wohin kamen sie auf ihrer Wanderung? Vor das Himmelsthor, bei welchem Petrus Wache hielt. — Was that Petrus auf das Begehren der Landsknechte, in den Himmel eingelassen zu werden? Er bat den Herrn, ihren Wunsch zu erfüllen. — Wie benahmen sich die Landsknechte, als ihrem Begehren nicht sogleich nachgekommen wurde? Sie fluchten und tobten. — Wozu veranlaßte Petrus dies Benehmen, das er irrthümlich für ein Gott wohlgefälliges hielt? Noch einmal den Herrn um die Aufnahme so frommer Leute zu bitten. — Was entgegnete ihm der Herr? Er (Petrus) kenne die Landsknechte nicht, die durch ihren Muthwillen ihnen bald den Himmel zu enge machen würden. — Was hatte endlich Petrus wiederholtes Bitten zur Folge? Daß der Herr es ihm erlaubte, sie herein zu lassen. — Petrus ließ sie nun mit Freuden ein; aber wodurch rechtfertigten sie des Herrn Meinung von ihnen? Sie waren kaum im Himmel, so bettelten sie überall Geld zusammen, setzten sich dann zum Spiel nieder und fingen, ehe noch eine Viertelstunde vergangen war, eine Schlägerei an. — Wie benahmen sie sich gegen Petrus, der ihren Streit schlichten wollte? Sie sahen ihn tückisch an und schlugen nach ihm, so daß er fliehen mußte. — Was entgegnete ihm der Herr auf seine Klage über die Landsknechte? Es geschähe ihm ganz recht, da er auf seine Warnungen nicht gehört habe. — Womit entschuldigt sich Petrus? Er habe ihre Reden nicht richtig verstanden, wolle aber künftig keinen Landsknecht wieder hereinlassen. — Welchen Rath giebt ihm der Herr? Er solle vor dem Himmel von einem Engel eine Trommel rühren lassen. Welchen Erfolg hatte die Befolgung dieses Rathes? Auf den Lärm der Trommel liefen die Landsknechte sogleich zum Himmel hinaus, und Petrus schloß nun die Pforte und ließ seitdem nie wieder einen Landsknecht hinein. — Was erklärt Hans Sachs

zum Schluß? Daß man dies Gedicht nur als einen harmlosen Schwank zu nehmen habe.

2. Gliederung des Gedichtes.

So einfach der Gedankengang in diesem Schwank ist, so einfach ist die Gliederung desselben. Wir können folgende Abschnitte unterscheiden:

I. Die Landsknechte vor dem Himmel. V. 1–35.
   A. Ankunft derselben. V. 1—7.
   B. Wechselgespräch zwischen Petrus und dem Herrn wegen ihrer Aufnahme in den Himmel. V. 8—35.

II. Die Landsknechte im Himmel. V. 36—74.
   A. Das Glücksspiel und der Streit. V. 36—48.
   B. Petri Zorn, Klage und Reue. V. 49—65.
   C. Die gelungene List. V. 66—74.

III. Die ausgesperrten Landsknechte. V. 75—78.
   Schlußbemerkung des Dichters. V. 79—81.

4. Inhalts-Angabe.

Neun arme Landsknechte ziehen, weil kein Krieg im Lande ist, fechtend von Haus zu Haus, gelangen endlich an die Himmelspforte und begehren Einlaß. Der wachehaltende Petrus bittet den Herrn, die armen Leute einzulassen. Als der Herr dieser Bitte nicht sogleich nachkommt, fangen die Landsknechte vor Ungeduld an zu fluchen; Petrus aber hält ihre Reden für gottesfürchtige und wiederholt seine Bitte, trotz der Warnungen des Herrn, so dringend, daß dieser sie ihm endlich mit der Bemerkung gewährt, er möge zusehen, wie er die Landsknechte wieder hinausbekäme. Kaum sind diese von Petrus mit Freuden eingelassen, so erbetteln sie sich Geld, sitzen dann zum Würfelspiel nieder und gerathen endlich dabei in einen so heftigen und lärmenden Streit, daß Petrus herbeigelaufen kommt. Zürnend verweis't er ihnen ihr ungeziemendes Betragen; die Landsknechte aber kehren sich nicht daran und wollen sich sogar an der Person des heiligen Apostels vergreifen, weshalb dieser voll Schrecken entflieht und dem Herrn seine Noth klagt. Der Herr erinnert ihn an seine frühere Warnung, und da Petrus versichert, durch Mißverständniß der Reden der Landsknechte getäuscht worden zu sein, künftig aber vorsichtiger sein zu wollen, so räth er ihm, durch Anwendung einer List die Landsknechte vor das Himmelsthor zu locken. Petrus geht darauf ein und läßt demzufolge von einem Engel

vor dem Himmelsthore Lärm schlagen, worauf die Landsknechte eilends dem wohlbekannten Rufe der Trommel folgen und den Himmel verlassen. Geschwind verschließt nun Petrus die Pforte und läßt seitdem nie wieder einen Landsknecht ein.

5. Des Dichters Zweck bei Abfassung des Gedichtes.

Von einem Grundgedanken kann hier eigentlich nicht wohl die Rede sein, da Hans Sachs bei Abfassung dieses Schwankes, wie er das Gedicht selbst nennt, gewiß zunächst weiter keinen Zweck gehabt hat, als seine Leser auf angenehme Weise zu unterhalten. Wie hätte er aber diesen Zweck besser erreichen können, als durch Darstellung des Lebens und Treibens jener verrufenen und gefürchteten Söldner. Eine gewöhnliche Erzählung ihrer schlechten Streiche, wie z. B. in seinem „Landsknecht-Spiegel", würde aber nicht hinreichend gewesen sein, die Verderbtheit dieser Burschen auf komische Weise darzustellen; deshalb greift er zu einem außergewöhnlichen Mittel, versetzt sie in den Himmel und weis't nun auf schalkhafte Weise die Unverbesserlichkeit der Landsknechte nach, die sogar am Orte der Seligen und in unmittelbarer Nähe des Herrn und seines Apostels ihre Spiel- und Händelsucht nicht unterdrücken können, ja selbst dem Letztern sich widersetzen und nur durch List entfernt werden können. Das Hineinziehen der himmlischen Personen in seine Schilderung der Landsknechte gewährte ihm überdies den Vortheil, seine Meisterschaft in Darstellung heiliger Personen, die er mit besonderer Vorliebe behandelte, zu zeigen. Fast die meisten seiner Schwänke haben den Himmel als Ort und den Herrn oder seine Apostel als Personen der Darstellung. Wir erinnern nur an den Schwank von St. Peter, der in Selbstüberschätzung sich vermißt, besser die Welt regieren zu können, als der Herr, und doch nicht einmal im Stande ist, eine Geiß in Ordnung zu halten; ferner an den Schneider, der das „Hinter die Hölle werfen", das er auf Erden getrieben, vom Himmel aus an einer armen Frau strafen will, und auf naive Weise von dem Herrn zurechtgewiesen wird.

Daß übrigens Hans Sachs in seinem Schwanke es hier vorzugsweise auf die Landsknechte abgesehen hat, können wir aus der fast gleichzeitigen Abfassung eines ähnlichen Schwankes („Der Teuffel lest kein Landsknecht mehr in die hell fahren") schließen, in welchem als Seitenstück zu dem vorliegenden die Landsknechte als so schreckliche Bösewichter dargestellt werden, daß selbst der Teufel sie nicht in der Hölle haben will. Beelzebub, der von dem Teufel abgeschickt wird, einen der so berüchtigten Söldner nach der Hölle abzuführen, ist so erschrocken über das wüste Treiben der zechenden Rotte, daß er, seines Lebens sich nicht mehr sicher wäh-

nend, unverrichteter Dinge zu seinem Herrn zurückkehrt und ihm dringend räth, ja sich um keinen Landsknecht mehr zu bekümmern: „Sie machten uns wohl die Höll' zu eng (vergl. V. 28 unseres Gedichtes). Der Teufel ist ganz damit einverstanden, und Hans Sachs schließt das Gedicht mit den Worten Lucifers:

Die Landsfriedbrecher und Mordbrenner,
Verräther und all schädlich Männer,
Münzfälscher und falsche Juristen,
Und dazu all unglaublos Christen,
Verstockt, die nit Buß wollen würken,
Juden, Ketzer, Heiden und Türken,
Gottlos' Mönch, Nonnen und Pfaffen,
Die wölln wir um ihr Unzucht strafen,
Auf daß kein Unrath uns erwachs
Von den Landsknechten, wünscht Hans Sachs.

6. Form der Darstellung.

Hans Sachs nennt seine Erzählung ein Gespräch und einen Schwank. Durch beide Ausdrücke ist die Form nicht treffend genug bezeichnet. Ein Gespräch ist sie nur theilweise, und die Bezeichnung Schwank läßt eine Seite derselben unberücksichtigt, die doch stark hervortritt, nämlich die kirchlich-religiöse. Eine einfache, poetische Erzählung einer aus dem Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens stammenden Begebenheit mit wunderbarem Verlaufe nennt man aber eine Legende. Dienen komische Ereignisse, wie hier, zum Gegenstande der Legende, so heißt sie eine komische; diese darf aber in ihrer Darstellung nie die Grenze heitern Frohsinns überschreiten und in Leichtfertigkeit ausarten. Die größte Meisterschaft in Behandlung der Legende zeigte Herder.

Als Versart bedient Hans Sachs sich der schon früher erwähnten kurzen Reimpaare mit vier Hebungen, eine Form, die damals für erzählende Gedichte sehr beliebt war, auch bereits im Parzival von Wolfram von Eschenbach, im Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, im Iwein von Hartmann von Aue angewandt wurde. Die gelehrten Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts verwarfen die Reimpaare und suchten sie durch den Namen Knittelverse lächerlich zu machen, den dieselben allerdings durch das Ueberhandnehmen harter Wortkürzungen oder Wortverlängerungen und durch willkürliche Behandlung des Reimes verdient hatten. Unser Dichter selbst ist durch folgenden Knittelvers:

Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu.

dem Spotte preisgegeben worden. Göthe bildete die Hans Sachsische Versart in seiner Legende „das Hufeisen“ nach und hat sie dadurch hinreichend gewürdigt.

7. Bemerkungen über die handelnden Personen.

1. Die Landsknechte. Diese rein geschichtlichen Personen kannte H. Sachs aus eigener Anschauung, und eine treue Charakteristik derselben konnte ihm nicht eben schwer fallen. Obwohl er sie nun hier nicht so ausführlich darstellt, als in seinem „Landsknecht-Spiegel“, so theilt er doch so viel Züge aus ihrer Denk- und Lebensweise mit, daß diese sich leicht zu einem abgerundeten Bilde verschmelzen lassen.

Wer erkennt nicht schon aus den ersten Zeilen des Gedichtes die vagabondirenden Landstreicher, die kein Haus verschonen und wäre es selbst vom lieben Gott und seinen Engeln bewohnt! Ihre Armuth ist so groß wie ihre Frechheit und Unverschämtheit; sie fluchen und wettern, wenn ihrem Begehren nicht sogleich nachgekommen wird, und an einen Dank für das Empfangene ist vollends nicht zu denken. Die Art der Verwendung des Erbettelten entspricht der Art ihrer Forderung. Es wird verspielt; und wie ein Laster das andere im Gefolge hat, so entwickelt sich auch bald Streit, höchst wahrscheinlich in Folge eines Betrugs, und nun sind die Landsknechte in ihrem Elemente: da sie den Feind nicht schlagen können, so befriedigen sie ihre Lust am Kampfe durch eine Schlägerei unter einander selbst. Wehe dem, der sie in diesem Vergnügen stören wollte! Es würde ihm ergehen, wie dem armen Petrus, der kaum mit heiler Haut davon kommt. Nur Etwas vermag sie auseinander zu bringen, der Ruf der Lärmtrommel. Sie sind ganze Soldaten. Mechanisch zu gehorchen gewohnt, folgen sie dem bekannten Schalle; die nahe Aussicht auf Kampf und Beute läßt sie alles Uebrige vergessen, selbst die List übersehen, durch deren Ausführung sie auf immer vom Himmel ausgeschlossen werden.

2. Petrus. In der Darstellung des Charakters dieses Apostels ist sich Hans Sachs in den zahlreichen von Petrus handelnden Gedichten stets gleich geblieben. Immer finden wir den, dem Herrn mit großer Liebe anhangenden, aber eigenwilligen, sich und seine Erfahrungen überschätzenden und nach Einsehung seines Irrthums beschämt und reumüthig sich zeigenden Jünger. Die biblische Erzählung von der Verläugnung Jesu hat offenbar die einzelnen Züge zur Charakterschilderung des Petrus dem Dichter an die Hand gegeben. So bereitwillig er sich dort erklärt, für den Herrn in den Tod zu gehen, so bereitwillig nimmt er sich hier der „armen Rotte“ an. Hindernisse, die sich der Ausführung

seines Entschlusses möglicher Weise in den Weg stellen können, sieht er nirgends; im Bewußtsein seiner Kraft und Einsicht erscheint ihm selbst die Warnung des Weisesten als überflüssig, und nun er dennoch seine Selbsttäuschung einsieht, wie bitterböse wird er da, wie „zant“ er die frommen Landsknechte an! Aber er hat gefehlt, und wenn er sich auch mit Unkenntniß der Dinge entschuldigen will, so nimmt er doch die mildstrafenden Worte des Herrn reumüthig hin und ist froh, den Fehler wieder gut machen zu können.

3. Der Herr. In welcher milden Ruhe und Heiterkeit erscheint uns hier das Bild des Herrn! Nicht unmüthig werdend über das thörichte Begehren seines Apostels, sucht er ihn durch Belehrung von seinem Irrthum zu überzeugen, und da ihm dies nicht gelingt, gewährt er ihm seine Bitte und läßt ihn „durch Schaden klug werden.“ Und wie milde und doch eindringlich ist sein strafendes Wort, wie voll Versöhnung sein Gemüth! Weit entfernt, seinen Jünger die Folgen des selbstverschuldeten Ungemachs tragen zu lassen, hilft er dem Bereuenden durch bereitwillig ertheilten Rath aus aller Verlegenheit, ein hohes Vorbild gebend, wie man die Fehler des Nächsten schonend beurtheilen und durch Wohlthun strafen soll.

8. Lesen.

Die schmucklose Einfalt der Legende erfordert den angemessenen ruhig-heitern Ton, der selbst in dem Gespräche vorwalten muß. Sind übrigens die Charaktere der handelnden Personen richtig aufgefaßt, so ergiebt sich der zu wählende Leseton von selbst und leicht wird die erst schmeichelnde, dann dringende Bitte, so wie die naive, mit Aengstlichkeit gemischte Entschuldigung des Petrus und die Ruhe und Bestimmtheit sowie der spätere sanfte Vorwurf in den Worten des Herrn getroffen werden.

Leben und Charakteristik des Dichters Hans Sachs.

1. Hans Sachs wurde in der freien Reichsstadt Nürnberg am 5. November 1494 geboren. Obgleich sein Vater nur ein gemeiner Bürger, seines Handwerks ein Schneider war, so verwendete er doch große Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohnes, den er schon vom 7. Jahre seines Alters an, Ostern 1501, in die lateinische Schule schickte. Hans Sachs sagt selbst in einem spätern Gedichte von seiner Kindheit also:

Als ich in meiner Kindlichen Jugend,
Wurd zogen auf gut sitten und Tugend,

Von mein Eltern auf zucht und ehr,
Dergleich hernach auch durch die lehr
Der Präceptor [1]) auff der hohen Schul,
So sassen auf der Künsten Stul,
Der Grammatica und Rhetorica [2]),
Der Logica [3]) und Musica [4]),
Arithmetica, Astronomia,
Poeterey [5]) und Philosophia,
Da mein sinnreich Ingenium [6])
Die lehr mit hohem fleiß annumb,
Da ich lehrt [7]) Griechisch und Latein
Artlich wohl reden, war und rein,
Rechnen lehrt ich auch mit verstand,
Die ausmessung mancherley Land,
Auch lehrt ich die Kunst der Gestirn,
Der Menschen geburt Judicirn [8]),
Auch die erkentnuß der Natur,
Auf Erden mancher Creatur
Im Lufft, Wasser, Feuer und Erden,
Darzu mit hertzlichen begerden
Begriff, Gesangeskunst subtil,
Manch süß liebliches Seytenspil,
Lehrt auch endlich die Poetrey,
Darinn an Tag zu geben frey
Manniches Höfliches Gedicht, u. s. w.

Im 15. Jahre (1508) mußte Hans Sachs die Bücher mit der Ahle und dem Schuster-Hammer vertauschen, und von all' dem mühsam Erlernten konnte er nichts weiter mehr ausbilden, als die Poeterei. Die ersten Früchte des genossenen Unterrichts zeigte der junge Sachs auf seiner Wanderschaft, welche er 1510, im 17. Jahre, nach abgelaufener Lehrzeit antrat und 5 Jahre fortsetzte. Er ging über Regensburg, Passau und Salzburg hinauf bis nach Hall in Tyrol, ward in Innsbruck Kaiser Maximilians Waidmann, wanderte dann durch Bayern über München nach Franken und hielt sich besonders zu Würzburg und Frankfurt auf. Von hier aus zog er den Rhein entlang und kam über Coblenz und Aachen. Ueberall pflegte er nicht bloß seines Handwerks, sondern auch der Dichtkunst. Wo er Meistergesang hörte, lernte er schnell die Bar und Töne (Lieder und Weisen),

---

[1]) Lehrer. [2]) Redekunst. [3]) Denklehre. [4]) Kenntniß der alten Literatur. [5]) Dichtkunst. [6]) Angeborene Geistesfähigkeit. [7]) Lernte. [8]) Beurtheilung.

half die Singschule verwalten und dichtete zu München, wo ihn der Leinweber Leonhard Nonnenbeck unterwies, in seinem 20. Jahre (1514) sein erstes Lied „in des Marners langem Tone", das er der Gottheit widmete. In der Uebung seines Nebenwerks fand er das einzige Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib, und noch im hohen Alter gedenkt er mit Freuden jener Jahre, in denen er sich alles Trunkes, Spieles, wie überhaupt jeder Ausschweifung enthalten habe.

Dem Rufe seines Vaters und der Sehnsucht des eigenen Herzens folgend, kehrte er 1515 nach seiner Vaterstadt Nürnberg zurück, woselbst er sich nicht nur das Meisterrecht seines Handwerks erwarb, sondern auch die schönste Gelegenheit fand, seine geliebte Kunst zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Im Jahre 1519 verheirathete er sich mit Kunigunde Creuzer aus dem nahegelegenen Flecken Wendelstein, wohnte längere Zeit in einer Vorstadt Nürnbergs (Wöhrd genannt), wo er zugleich einen Kram hielt, zog im Jahre 1540 in die Gegend der Lorenzkirche und wohnte zuletzt im Mehlgäßlein am Spitalkirchhofe, wo jetzt das Wirthshaus „zum goldenen Bären" steht. Daß er sich in gutem Wohlstande befunden haben muß, geht aus folgender Stelle eines seiner Gedichte hervor:

Auch fiel mir zu in dieser Zeit
Groß Wohlfahrt in mancherley stück,
Als Reichthumb, ehr, lob und groß glück,
Wohlzogne Kind, ein treu Ehweib,
Schön, stark, und auch gesunder Leib,
Jedermann hielt mich hoch und ehrlich,
Auch hielt ich mich dapfer und herrlich.

Im Jahre 1560 starb ihm die geliebte Gattin, mit der er 41 Jahre in glücklichster Ehe gelebt, und hinterließ ihm 2 Söhne und 5 Töchter, die er alle überlebte. Am 2. September 1561 verheirathete sich Hans Sachs wieder mit Barbara Harscher, mit der er bis in sein höchstes Alter lebte. Zwei Jahre vor seinem Ende wurde der noch als betagter Greis so rührige Mann geistesschwach; Gehör und Sprachvermögen verschwanden. Da saß er denn, nach der Erzählung Adam Puschmann's von Görlitz, eines seiner dankbaren Schüler, schneeweiß und grau wie eine Taube an Haar und Bart, hinter seinem Pulte vor seinem großen Buche, und neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Besuchenden und sah sie mit seinem milden, lieblichen Greisenantlitz freundlich an, bis er im 82. Jahre seines Lebens, am 19. Januar 1576, sanft entschlummerte.

2. Werfen wir nun einen Blick auf seine poetischen Schöpfungen, so überrascht uns zuerst die ungeheure Menge derselben. Seit

dem Jahre 1516 bis wenige Jahre vor seinem Tode pflegte er fast unausgesetzt der Dichtkunst, und wenn wir auch annehmen dürfen, daß er in der ersten Zeit seines bürgerlichen Lebens, der Klugheit gemäß, mehr Schuhe als Verse gemacht, mehr gelesen als geschrieben, mehr gelernt als gelehrt hat, so steigerte sich doch seine poetische Thätigkeit späterhin dermaßen, daß er im Jahre 1567 nicht weniger als 1773 Schwänke, Schauspiele u. dgl. und 4275 Meistergesänge, in Summa also 6048 Gedichte zählte. Sehr leicht können wir ihm dies nachzählen, da er mit peinlicher Genauigkeit jedem Gedichte sein „Hans Sachs", so wie Jahr und Tag der Verfertigung anhing. Daß unter dieser Masse von Gedichten Vieles sich befindet, was nicht den geringsten poetischen Werth hat, kann nicht befremden. Hans Sachs war überhaupt kein schöpferischer Kopf; er besaß das glückliche Talent, etwas Gegebenes schnell aufzufassen und auf eine ungezwungene Weise darzustellen (er dichtete Alles und erdichtete Nichts, wie J. Grimm treffend bemerkt). Dies gelang ihm namentlich bei den weltlichen Erzählungen fast unübertrefflich, da er von Natur mit heiterer Laune und dem ergötzlichsten Humor begabt war. Auch seine dramatischen Producte, und unter diesen wieder die Fastnachtsspiele, verdienen als für damalige Zeit gelungene bezeichnet zu werden. Weniger geschickt war er in der Behandlung geistlicher Stoffe, z. B. der poetischen Bearbeitung von Psalmen und sonstigen biblischen Stücken, und den wenigsten Werth haben seine Meistergesänge, in denen wir nur den fertigen Reimer, nie den Dichter erblicken. So sehr er sich bestrebte, in der äußern Form es den Dichtern des Mittelalters nachzuthun, so genügt doch schon ein gründlicher Blick in die besprochenen Proben, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß eine Reform der deutschen Verskunst, wie sie später durch Opitz ausgeführt wurde, dringend nothwendig war. Demungeachtet haben die meisten Gedichte Hans Sachsens ihre Verdienste, und es giebt wenige Dichter der spätern Zeit, die an Lebendigkeit der Darstellung, an gesundem Gefühl und natürlichem treffendem Ausdrucke den Nürnberger Schuster überragen.

Die durch die Reformation hervorgerufene Bewegung der Gemüther, die namentlich auch in Nürnberg zu Gunsten der neuen Lehre sich äußerte, konnte einen so klaren und verständigen Kopf, wie Hans Sachs war, nicht unberührt lassen. In der That gehört er mit zu den frühesten Verehrern Luthers und bezeugt in einer Menge von Gedichten seinen Eifer für dessen Werk. Zu den bekanntesten gehört ein am 8. Juli 1523 verfaßtes, das einige Bogen stark, mit vielen Holzschnitten verziert ist, und dessen Titel und Anfang also lauten:

Die Wittembergisch Nachtigal
Die man jetzt höret überal.

Wacht auff es nahend gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunikliche Nachtigal,
Ihr stimb durchklinget Berg und Thal,
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auff von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolcken geht
Daraus die liechte Sonn thut plicken,
Des Mondes schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen glinster
Die gantzen Herd Schaf hat geblend,
Das sie sich haben abgewend
Von ihrem Hirten und der Weyd,
Und haben sie verlassen beyd,
Sind gangen nach des Mondes schein,
In die Wildnuß den Holtzweg ein,
Haben gehört deß Löwen stimb
Und sind auch nachgefolget ihm,
Der sie geführt hat mit liste
Gantz weit abwegs tieff in die Wüste,
Da habens ihr süß Weyd verloren,
Hant gessen Unkraut, Distel, Dorn,
Auch leget ihn der Löw strick verborgen,
Darein die Schaf fielen mit sorgen,
Da sie der Löw dann fand verstricket,
Zuriß er sie, darnach verschlicket.
Zu solcher Hut haben geholffen
Ein gantzer Hauff reissender Wolffen,
Haben die elende Herd besessen,
Mit scheren, melcken, schinden, fressen, u. s. w.

Das bald nach dieser Zeit erschienene „Enchiridion" (s. S. 157) begeisterte ihn zur Dichtung von Kirchenliedern, von denen die ersten drei unter dem Titel erschienen: „Etliche geystliche, in der schrifft gegrünte lieder für die layen zu singen. Hans Sachs. 1525." Das bekannteste und trefflichste seiner Kirchenlieder, „Warum betrübst du dich mein Herz", befand sich schon in dem Nürnberger Gesangbuche von 1580, hat seitdem stets einen ehrenwerthen Platz in den verschiedensten evangelischen Gesangbüchern behauptet und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden.

Von Sachsens Theilnahme an Luther und der Reformation giebt auch das oben besprochene „Epitaphium" lebendiges Zeugniß.

So sehr nun Hans Sachs zu seiner Zeit verehrt wurde, so sehr verlor er an Ansehen nach seinem Tode, und erst zu Ende des 17. Jahrhunderts machten einzelne Dichter auf seine kaum beachteten Werke aufmerksam. In höherem Grade geschah dies im 18. Jahrhundert, namentlich von Herder, Wieland und Göthe. So sagt Herder in seinen Briefen über ältere deutsche Dichter*): „Hans Sachs bleibt in Deutschland, vielleicht in Europa, der Meistersänger Meister. In seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, deutsche Urbanität (feine Lebensart), Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhundert in seiner Art einen Hans Sachs wünschte." Göthe aber setzte dem alten Dichter ein unvergängliches Denkmal in der „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung", mit dessen Schluß wir auch am besten schließen können.

Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.
In Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Der neueste Biograph (Hoffmann) unseres Dichters sagt: „Sachs ist ein Dichter des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, ein Vorkämpfer der neuen Ideen, ein Mann voll Wissen, Weisheit, Einsicht, Ueberblick auf alle Weltverhältnisse, und steht auf der Höhe der Zeit ohne Nebenbuhler."

Literatur.

A. Gesammtausgaben.

Von 1558 bis 1588 erschien eine Ausgabe in Nürnberg in 5 Foliobänden, von welchen die drei ersten mehrmals aufgelegt wurden.

Von 1612 bis 1617 erschien eine Ausgabe in 5 Quartbänden in Kempten.

1712 kam eine Ausgabe in 5 Quartbänden in Augsburg heraus.

Alle diese Ausgaben sind jetzt in der Regel nur in öffentlichen Bibliotheken anzutreffen.

*) Sämmtliche Werke in 40 Bänden. 25. B. S. 374. (Band XIII. zur Literatur und Kunst.)

B. Auszüge.

Götz, Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländischen Dichtkunst. 4 Bdchn. Nürnberg, 1829. 1830. 2 Thlr.

Hopf, Hans Sachs. Eine Auswahl aus dessen Werken. 2 Bdchn. Nürnberg, 1856. 1½ Thlr. (Gut.)

Hans Sachs im Gewande seiner Zeit. Folio. Mit alten Holzschnitten. Gotha, 1821. 1 Thlr. 20 Sgr.

C. Schriften über Hans Sachs.

Hoffmann, J. L., Hans Sachs. Sein Leben und Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen. Nürnberg, 1847. 1 Thlr. (Gut.)

Rückblick auf den vierten Zeitraum.

Der vorige (dritte) Zeitraum gehört, wie wir gesehen haben, zu den unfruchtbaren für die Literatur; die wohlthuende Frische und Ursprünglichkeit früherer Zeiten starb in demselben allmählich ab und machte völliger Dürre Platz. Aus diesem traurigen Zustande erlöste die mit dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts eintretende Reformation die Literatur. Sie erregte neues, und zwar vorherrschend protestantisches Leben. Es entbrannte der Kampf gegen das Papstthum und setzte die besten Köpfe während der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Bewegung. Um nicht in demselben zu erliegen, wurde 1540 durch Ignaz von Loyola der Orden der „Gesellschaft Jesu" gestiftet. Die Protestanten erkannten bald die Gefahren, welche ihnen aus dem Jesuitismus erwachsen konnten, und traten sofort in die Schranken. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts kann daher als ein Kampf gegen den Jesuitismus bezeichnet werden.

Mit der kirchlichen Bewegung im 16. Jahrhundert war zugleich eine politische entstanden, was der allgemeinen Geistesentwickelung und literarischen Thätigkeit förderlich war. Als aber die Bauern sich erhoben und ihre Forderung nach angemessener Freiheit mit Gräuelthaten begleiteten, da gab die Reformation die Sache der politischen Bewegung nicht nur auf, sondern trat ihr sogar feindlich entgegen. Luthers mächtiges Wort wirkte vernichtender als die gesammte Macht des Adels und der Fürsten.

Diese Wendung der Dinge wirkte lähmend auf die Literatur ein. Während dieselbe in England (Shakespeare), Italien (Ariosto

und Tasso), Spanien (Lopez de Vega und Cervantes) und selbst in Portugal (Camoens) durch den sich entwickelnden nationalen Geist sich bis zur höchsten Blüthe erhob, sank sie in Deutschland immer tiefer und tiefer und erhielt sich nicht einmal auf der Stufe, auf welcher sie im vorigen Zeitraum gestanden hatte. Dies galt besonders von der Poesie, die sich nur da zu größerer Bedeutsamkeit erhob, wo sie noch von der Kraft des reformatorischen Geistes getragen wurde, wie im Kirchenliede, oder wo sie zugleich auf volksthümlicher Grundlage beruhte, wie bei Hans Sachs.

Besser als die Poesie gedieh die Prosa, und in ihr ist namentlich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wo der ursprüngliche freie und nationale Geist der Reformation noch wirkte, Bedeutendes geleistet worden. Den größten Antheil hieran hat unbestritten Luther. Ebenso war er es auch, der einen heilsamen Einfluß auf die Wissenschaft ausübte, die Gelehrten zu freier Forschung antrieb. Der Pedantismus der damaligen Gelehrten und der bei ihnen noch immer herrschende Gebrauch der lateinischen Sprache lähmte jedoch diesen Aufschwung bald, und ihre literarische Thätigkeit sank zu unfruchtbaren theologischen Zänkereien herab. Nachhaltigeren Erfolg hatte die Gründung der Stadt- und Landschulen, welche Luther und seine Anhänger mit lobenswerthem Eifer zu fördern suchten. Der gegenwärtige Bildungsstand Deutschlands ist die Folge dieser wohlthätigen Anstalten.

Neben Luther sind es besonders Ulrich von Hutten, der Vorläufer der Reformation und der edle Repräsentant ihrer politischen Seite, Ulrich Zwingli, der Reformator der Schweiz, der dem demokratischen Ursprunge der Reformation treu blieb, Hans Sachs, das größte poetische Talent der ganzen Zeit, und endlich Johannes Fischart, der gewaltigste Gegner des Jesuitismus, welche vortheilhaft auf den Gang der Literatur einwirken.

I. Die Poesie.

Die kunstmäßige Dichtung befand sich in den Händen der Ungebildeten und dauerte im Meistersange in verkümmerter Gestalt fort. Gegen Ende des Zeitraumes fingen die Gelehrten an sich mit Poesie zu beschäftigen, im Ganzen aber ohne Erfolg. Die Sprache der Poesie blieb auf dem früheren Standpunkte stehen, da der Gebrauch der Mundart ungeschwächt fortdauerte. Erst in der zweiten Hälfte des Zeitraums beginnen die Dialekte von dem Einfluß der Schriftsprache zurück zu treten. Die Verskunst blieb roh.

Wie im vorigen Zeitraum, so wurden auch in diesem alle Gattungen der Poesie behandelt, mit einigem Erfolg jedoch nur

die, welche auf volksthümlicher Grundlage beruhten. Im Lyrischen hob sich namentlich das Volkslied und nebst diesem das Kirchenlied, das volksthümlicher Natur war, zu hoher Blüthe; im Epischen fand nur die Erzählung, namentlich die komische, der Schwank, umfassende und glückliche Behandlung. Das Drama machte Fortschritte, entwickelte sich aber nicht zu künstlerischer Gestaltung. Die didaktische Poesie, für welche die Zeit geeignet erschien, blieb hinter den Leistungen der früheren Jahrhunderte weit zurück.

A. Lyrische Poesie.

1. Der Meistersang ist am würdigsten durch Hans Sachs vertreten,

2. das Kirchenlied durch Luther.

Ueber Beide haben wir bereits das Nöthigste mitgetheilt.

3. Sehr erfreulich entwickelte sich das Volkslied. Man dichtete ältere Volkslieder nach den gegenwärtigen Verhältnissen selbstständig um und schuf auch neue. Die Stoffe, welche behandelt wurden, waren im Ganzen die des vorigen Jahrhunderts. In vielen Liedern sprach sich muthwilliger Uebermuth aus, der sich in manchen bis zur unsittlichen Ausgelassenheit steigerte. Die Reformatoren und späteren Geistlichen erhoben deshalb laute Klagen über das Singen von „Gassenhauern.“ Es giebt viele Sammlungen von Volksliedern aus dieser Zeit.

B. Epische Poesie.

1. Die alten Volks- und Kunstepen kamen nach und nach in Vergessenheit; der epische Geist sank daher immer tiefer und machte sich beinahe nur noch in kleinen poetischen Erzählungen geltend.

2. Die Thiersage wurde in diesem Zeitraume zwar nicht bearbeitet, aber der „Reineke Vos“ rief eine Anzahl von Gedichten hervor, welche das Thierleben episch zu schildern versuchten, um daran Belehrungen aller Art zu knüpfen, oder um die Schilderungen aus dem Thierleben zu satirischer Darstellung des Menschenlebens zu benutzen. Zu den besten hierher gehörigen Dichtungen gehören der „Froschmeuseler“ von Rollenhagen, der „Mückenkrieg“ von Fuchs, und die „Flöhhatz“ von Fischart.

a. Georg Rollenhagen, geboren den 2. April 1542 zu Bernau in der Mark, studirte seit 1560 in Wittenberg, wurde 1563 Rector der Johannesschule in Halberstadt, 1567 Prorector und 1575 Rector in Magdeburg, seit 1573 zugleich Prediger. Er

starb am 18. Mai 1609. Sein „*Froschmeuseler*“ erschien 1595 und dann öfter in Magdeburg, zuletzt 1819 in Tübingen. In neuerer Zeit wurde das Gedicht umgearbeitet (von Stenzel. Köln, 1796), auszugsweise erneuert (von Lappe. Stralsund, 1816) und modernisirt (von R. Benedix. Wesel, 1841. Friedr. Seidel. Langensalza, 1861).

b. *Hans Christoph Fuchs* war ein fränkischer Ritter, Erbherr auf Wallenburg und Arnschwang. Von seinem Leben ist Nichts bekannt. Sein „*Mückenkrieg*“ ist eine Bearbeitung des im Macaronischen Stile geschriebenen Gedichtes „Moscaea“, das den Italiener *Teofilo Folengo* zum Verfasser hat. Es erschien 1580 zu Schmalkalden unter dem Titel:

Muckenkrieg, ein artiges Gedicht, wie die Mucken neben jren Consorten, sich wieder die Amaysen vnd jren Beystand zu Felde gelagert, auch endlich zu beyden teilen ein starkes treffen, vnd grewliche Schlacht miteinander gehalten haben; in drei Büchern abgetheilt, 1580 gedruckt zu Schmalkalden, bey Michael Schmuck.

Eine neuere, in der Schreibart etwas gemodelte, sonst aber treue Ausgabe besorgte *Büsching* (Leipzig, 1806. 15 Sgr.).

Genthe hat das Werk unter dem Titel:

H. C. Fuchs's heroisch-komisches Gedicht der *Mückenkrieg*. Nach der Ausgabe von a. 1600, mit den Varianten der Schnurr'schen Bearbeitung von 1612, und einer Einleitung neu herausgegeben (Eisleben, 1833). 15 Sgr.

c. *Johannes Fischart*, geboren zu Mainz um 1558, daher er sich *Mentzer* nannte, besuchte die Schule zu Worms, lebte zu Straßburg, reiste viel, war Advokat in Speier, 1586 Amtmann zu Jerbach, starb 1590. Er war für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts das, was Luther für die erste war. In ihm verbinden sich vielseitiges Talent, ausgebreitete Gelehrsamkeit und gesinnungsvolle Charaktergröße. Er ist in der Prosa bedeutender als in der Poesie. Seine „*Flöhhatz*“ erschien 1573 zu Straßburg.

3. Unter den Dichtern von *Fabeln*, *Erzählungen* und *Schwänken* zeichnen sich *Hans Sachs*, *Fischart*, *Erasmus Alberus* (aus Sprendlingen in der Wetterau), *Burkhard Waldis* (aus Allendorf in Hessen) aus. (Heinr. Kurz hat 1862 den „Ehrpus“ von B. Waldis herausgegeben. Leipzig. 4 Thlr.)

C. Dramatische Poesie.

Als Dramatiker verdienen nur *Hans Sachs* und *Jakob Ayrer* Erwähnung. Letzterer lebte eine Zeit lang als Eisenkrämer

in Nürnberg, wanderte dann nach Bamberg und trieb juridische Studien, kehrte seiner protestantischen Religion wegen wieder nach Nürnberg zurück und wurde dort kaiserlicher Notar und Gerichtsprokurator, als welcher er 1605 starb. Er bildete sich nach Hans Sachs, übertraf ihn jedoch bald in der Anordnung, während er ihm an Gemüthlichkeit, Witz und Menschenkenntniß nicht gleich kam. Er dichtete 30 Tragödien und Komödien und 36 Fastnachtspiele.

II. Die Prosa.

1. Unter den Prosadichtungen nehmen die Volksbücher die erste Stellung ein. Sie sind aus älteren Volkssagen und landkundigen Schwänken entstanden und voll frischesten Lebens und heitersten Witzes. Görres sagt von ihnen: „Ein tief eingreifendes Moment in den Büchern ist der durchaus stammhafte, sinnlich kräftige, derbe, markirte Charakter, in dem sie gedacht und gedichtet sind, mit Holzstöcken und starken Lichtern und schwarzen Schatten abgedruckt, mit wenigen festen, groben und kecken Strichen viel und gut bezeichnend. So nur kann die Poesie dem Volke etwas sein; nur für den starken, derb anschlagenden Ton hat dieser grob gefaserte Boden Resonanz, und die starke Fiber kann dem tief Einschneidenden nur ertönen."

Brauchbare Ausgaben der Volksbücher haben wir von

Simrock, Deutsche Volksbücher, nach den ächtesten Ausgaben hergestellt. 8 Bände. Frankfurt, 1846—50. 10 Thlr. 28 Sgr. In den letzten Jahren erschien davon eine neue Ausgabe.

Marbach, Deutsche Volksbücher. Leipzig, 1838—49. 52 Hefte à 2½ Sgr.

Schwab, Buch der schönsten Geschichten und Sagen. 2 Bände. Stuttgart, 1843. 2 Thlr.

Görres, Die deutschen Volksbücher. Heidelberg, 1807. 1½ Thlr.

Um einen Einblick in die Volksbücher zu gewähren und zur Lectüre derselben zu veranlassen, geben wir den Hauptinhalt von einigen an.

a. Das Volksbuch von „Doctor Faust." Der Sage nach war Faust eines Bauern Sohn, aus Rod bei Weimar gebürtig. Seine Eltern waren christliche Leute, und sein Ohm, der zu Wittenberg seßhaft und ein vermögender Bürger war, hat Fausten auferzogen und wie sein Kind gehalten. Er nahm ihn zum Erben an, ließ ihn in die Schule gehen und Theologie studiren. Da Faust als ein gelehriger Kopf zum Studiren geeignet und geneigt war, ist er bald so weit gekommen, daß man ihn zum Magister examinirte, und daß er Doctor der Theologie ward. Weil

er aber einen hoffährtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allzeit den Spekulirer genannt hat, ist er in böse Gesellschaft gerathen, hat die heilige Schrift eine Weile hinter die Thür und unter die Bank gelegt und ein ruch- und gottloses Leben geführt. Er begab sich gen Krakau, wo eine der Zauberei halber berühmte Hochschule war, und fand allda seines Gleichen, die mit chaldäischen, persischen und griechischen Worten und Beschwörungsformeln umgingen. Das gefiel dem Dr. Faust wohl; er spekulirte und studirte darin Tag und Nacht und wollte sich hernach nicht mehr Theolog nennen lassen, sondern ward ein Weltmensch, ein Sternseher (Astrolog) und Mathematiker, nannte sich Doctor der Medicin, half auch vielen Leuten mit Kräutern, Wurzeln und Recepten und war dabei redselig und in der göttlichen Schrift wohlerfahren. Faust's Sinn war dahin gerichtet, das zu lieben, was nicht zu lieben war; dem trachtete er Tag und Nacht nach; er wollte alle Gründe von Himmel und Erden erforschen, denn sein leichtfertiger Vorwitz stachelte und reizte ihn also, daß er sich auf eine Zeit vornahm, etliche zauberische Vokabeln, Figuren und Beschwörungen zu versuchen und ins Werk zu setzen, damit er den Teufel vor sich fordern möchte. In einem Walde auf einem Kreuzwege machte er mit einem Stab etliche Zirkel und beschwor also den Teufel in der Nacht zwischen 9 und 10 Uhr. Der böse Geist aber suchte ihn zu äffen, machte ein großes Geräusch und erschien unter allerlei Gestalten, als Drache, feurige Kugel und endlich als grauer Mönch. Diesen forderte Faust auf, daß er morgen Nachts um 12 Uhr in seiner Behausung erscheine; und als er sich einfand, machte Faust wieder allerlei Gaukelspiel und forderte vom bösen Geiste, daß er ihm solle unterthänig sein und ihm alle Fragen beantworten, die er an ihn thun werde. Der Böse will sich aber auf Nichts einlassen, bis ihm von seinem obersten Herrn Gewalt gegeben sei. Ein andermal trug Faust sein Begehren wieder vor. Darauf antwortete der böse Geist, Mephistopheles genannt, daß er ihm in Allem willfahren und gehorsamen wollte, sofern er ihm dagegen auch etliche Artikel leistete. Nämlich Faust solle ihm versprechen, daß er sein, des Geistes, eigen sein wolle, und daß er solches zu mehrerer Bekräftigung mit seinem eigenen Blute bezeugen und sich ihm also verschreiben wolle, daß er drittens allen christgläubigen Menschen feind sein wolle, und daß er endlich den christlichen Glauben abschwöre. Dafür solle Faust Alles haben, wornach sein Herz gelüste. Faust versprach dies Alles dem Mephistopheles, und so begab er sich in die Schlingen des Bösen. Der verstockte und verwegene Faust, der mit sich und der Welt zerfallen war und nur von einem Geiste der andern Welt Hülfe hoffte, setzte diesem seine briefliche Urkunde auf und unterschrieb sie mit seinem Blute. Nach dieser Urkunde sollte er nach

Verlauf des 24. Jahres der Willkür des Teufels anheim fallen. Von nun an war Mephistopheles Fausten in Allem dienstbar. Faust wohnte im Hause seines frommen Oheims mit einem jungen Schüler, Christoph Wagner, der sein Diener war. Dieser fand auch Gefallen an dem Gaukelspiel des bösen Geistes, der im Hause gewöhnlich in der Gestalt eines grauen Mönches oder eines schwarzen zottigen Hundes erschien. Faust hatte täglich, vermöge seiner zauberischen Kunst, die besten Speisen: sobald er das Fenster aufthat und einen Vogel nannte, den er haben wollte, flog er ihm zum Fenster hinein. Obgleich es ihm an nichts fehlte, so hatte er doch keine innere Ruhe und Zufriedenheit. Darum ergab sich Faust auf Anrathen und mit Beihülfe des Bösen einem liederlichen, unzüchtigen Leben. Nur zuweilen, wenn der Böse ihm erzählte, wie Luzifer anfangs ein Engel gewesen, aber hernach zu Fall gekommen und von Gott in die Hölle verstoßen sei, regte sich im Faust der gute Geist, und er sprach: wie wird es mir ergehen, da ich auch von Gott abgefallen und ungläubig und vermessen bin? Aber er verharrte verstockt in seinem Vorwitze, seiner Zauberei und bösen Lust, denn der Teufel besuchte ihn unter allerlei verführerischen Gestalten. So war nun Faust ins 24. Jahr seines Bündnisses gekommen, und als sein Ende herannahete, vermachte er Alles seinem Famulus Wagner. Er fing nun an zu klagen und seinen gottlosen Lebenswandel zu bereuen, aber es war zu spät. Der Teufel kam und holte Fausten ab. —

In der Faustsage stellt sich der Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben näher dar als der Zwiespalt im Menschen zwischen Natur und Geist, Wissen und Glauben, Irdischem und Göttlichem. Das Eigenthümliche der Sage ist der kecke Muth; da Faust den selbstsüchtigen Lebensgenuß zu seinem Lebensprincipe macht, und dieses Princip ein durch und durch böses und sündiges ist, so läßt die Sage auch ganz consequent den Faust zur Hölle fahren. Daß es gegen das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts wirklich einen Johannes Faust gegeben habe, geht aus einer Menge historischer Zeugnisse von Augenzeugen, die ihn gesehen zu haben versichern, hervor. Er soll aus Kundlingen in Schwaben gebürtig gewesen sein und lebte gleichzeitig mit dem Zauberkünstler Paracelsus und dem gleich berüchtigten Cornelius Agrippa. Auch gedenkt Melanchthon seiner in seinen Briefen als seines Zeitgenossen. Aus allen diesen Zeugnissen geht so viel hervor, daß er als ein pfiffiger, verschlagener, seinem Jahrhundert in geistiger Bildung und technischer Geschicklichkeit überlegener Mensch erscheint, der besonders seine Wichtigkeit eben durch sein Zeitalter erhielt. Jedes Zeitalter hatte übrigens gewissermaßen seinen Faust; alle die von ihnen erzählten Einzelnheiten sammelten sich endlich in dem letzten Faust, der nun Alles vollbrachte,

was Jene gethan, und noch etwas mehr. Alles, was die Geschichte seines Lebens von seinen Zauberkünsten erzählt, ist früher viele Jahrhunderte im Volke umgelaufen, und wirklich ist kaum ein Factum in Faust's Leben, das sich nicht mit einer früheren, gleichlautenden Tradition belegen ließe.

Literatur. Frankfurt, 1587. Mehrfach bearbeitet von Maler Müller, Klinger, Goethe u. a. Vergl. Vernaleken, Literaturbuch, und v. d. Hagen, über die ältesten Darstellungen der Faustsage. 1844.

b. Die Sage vom „ewigen Juden." Im Jahre 1547 erschien in der Gegend von Hamburg ein Mensch barfuß, in zerrissenem Unterkleid, einem umgürteten Leibrock, welcher ihm bis auf die Kniee ging, und einem Mantel, der bis auf die Füße reichte. Er schien etwa 50 Jahr alt zu sein, gab sich aber für einen Zeitgenossen von Christus aus, erzählte, er sei ein Schuhmacher in Jerusalem gewesen, und wie Christus auf seinem Leidenswege mit dem Kreuze an seinem Hause vorbeigekommen, habe er dort ruhen wollen, er habe ihn aber weggetrieben; darauf habe Christus gesprochen: „Ich will allhie stehen und ruhen, aber du sollt gehen bis an den jüngsten Tag;" — er habe sich dann aufgemacht und wandere nun bis zu diesem Augenblick. Er erzählte dabei aus der Geschichte, was Alles sich seit jener Zeit begeben, und lebte übrigens mäßig und eingezogen. Früher schon, im 13. Jahrhundert, hatte ein gleicher Wandersmann sich sehen lassen, und um dieselbe Zeit, wie in Hamburg, sollte er auch in England, Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Persien, Polen und Schweden zum Vorschein gekommen sein. So gestaltete sich die Sage, welche zunächst in dem Volksbuche erzählt wird; weiterhin folgt eine langweilige Erinnerung an den christlichen Leser von diesem Juden. —

Die ewige Unruhe erscheint also als der Fluch, der auf dem Unglauben ruht, stellt sich dar in dem Umherstreifen nach Nord und Süd, und hat zur Folge eine unfreiwillige Unsterblichkeit, nicht sterben zu können und nicht leben zu wollen.

Literatur. Reval, 1614. Poetisch bearbeitet von A. W. Schlegel, Schubart u. A.

c. „Die Schildbürger." Wie im Eulenspiegel ein Einzelner zum Träger aller Witze und Späße gemacht wurde, die bis dahin von verschiedenen Personen zur Welt gefördert waren, so mußten sich die Bewohner der Stadt Schilda alle Narrheiten, die bisher von Bürgern und Magistraten größerer und kleinerer Städte gewissermaßen gemeindeartig betrieben wurden, anheften lassen. Jeder Landstrich Deutschlands hatte einen Ort, wohin die

Einfalt verlegt wurde; in Niedersachsen waren es Buxtehude, Schöppenstedt, Teterow, in Brandenburg Polkwitz, in Bayern Fünsingen, in Thüringen Krähwinkel, in Schwaben Tripstrill, in Hessen Schwarzenborn u. s. w. Die einfältigen Thaten der Bewohner dieser Orte sammelten sich unter dem einen Namen der Schildbürger und wurden in dieser Zusammendichtung erhalten. Aus dem Leben gingen sie in die Bücher, aus den Büchern wieder in das Volk über.

Literatur. Nürnberg, ohne Jahreszahl. Etwa um 1550.

d. „Der Finkenritter." Ein Schwank, der das übermäßige Lügen der Landfahrer des 16. Jahrhunderts trefflich charakterisirt und in alle Fernen führt, in welchen nichts als das Umgekehrte des Gewöhnlichen geschaut wird. Der Ritter kommt in das Schlaraffenland, wo die steinernen Birnbäume stehen, der Bach brennt, die Bauern mit Stroh löschen, die Hunde von den Hasen gefangen, die Wölfe von den Schafen gehängt werden. Alle erdenkbaren Unmöglichkeiten werden unter dem Schein der Wahrheit aufgeführt, und es wird hiermit zugleich außer dem damaligen Hange zu Reisen das Fabelhafte der Reisebücher verspottet. Uebrigens war er ein Vorläufer des Münchhausen im 18. Jahrhundert, für welchen Bürger eine Menge Züge aus den drei zuletzt aufgeführten Volksbüchern entlehnte.

„Wir sehen in allen diesen Werken", sagt Vilmar, „das Bestreben des deutschen Geistes, in der letzten Zeit seiner unvermittelten dichterischen Selbstständigkeit gleichsam mit dem Bewußtsein und sichern Vorgefühl, daß es die letzten Zeiten seien, in denen er ganz er selbst sei, mit sich selbst abzuschließen und das Erbe auch der kleinen Dinge, der leichten Spiele, der lustigen Phantasiegebilde und der launigen Scherze, in festen Gestalten, so zu sagen gezählt und kapitalisirt, den Kindern und Enkeln zu übermachen, damit diese, einer andern Welt angehörig, als der greise Ahn, das von ihnen verachtete Spargut des Aeltervaters wenigstens den Urenkeln unangetastet überliefern könnten und müßten, diesem vielleicht zu größerer Freude als den undankbaren Kindern und Enkeln. Es ist so geschehen; wer spricht noch von dem stolzfüßigen Geversel und Geschreibsel des 17. und des angehenden 18. Jahrhunderts? Der Eulenspiegel und die Schildbürger und der Faust aber sind in aller Munde geblieben, und noch heute finden wir darin poetischen Genuß, den wir im ganzen 17. Jahrhundert völlig umsonst suchen."

Literatur. Straßburg, 1559.

2. Die didaktische Prosa ist durch die Bibelübersetzungen und zahlreiche theologische Schriften repräsentirt. Luthers Bibelübersetzung überragt alle anderen Arbeiten dieser

Art. Angeregt durch Luther, lieferten in jener Zeit noch Bibelübersetzungen: Leo Jud, im Sinne Zwingli's gehalten (Zürich, 1534 ff.), Dr. Joh. Eck, der bitterste Gegner Luthers (Leipzig, 1537), Joh. Dietemberger (Mainz, 1534), Joh. Bugenhagen (Lübeck, 1533).

Unter den Erbauungsschriften der Protestanten nehmen die „Vier Bücher vom wahren Christenthum" und das „Paradiesgärtlein" von Johannes Arnd eine sehr hohe Stelle ein und werden noch gegenwärtig von vielen gern gelesen.

Joh. Arnd wurde am 27. December 1555 zu Ballenstedt am Harz geboren, erhielt dort 1583 eine Anstellung als Diaconus, ward dann nach einander Pfarrer in Badeborn (bei Ballenstedt), Quedlinburg, Braunschweig, Eisleben, 1611 Generalsuperintendent in Celle, wo er am 11. Mai 1621 starb.

Als Kanzelredner erlangten verdienten Ruf: Luther, Zwingli, Arnd und Johannes Mathesius (geb. 1504 zu Rochlitz, gest. 1565 als Pfarrer im Joachimsthal), von dem wir auch eine Lebensbeschreibung Luthers besitzen.

Fünfter Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des 17. bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts. (1625—1725.)

XIII. Martin Opitz.

1. Morgenlied.

(M. Opitii Geistliche Poëmata. Danzig, 1638. S. 231. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 11)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1 und 2. Mit „Licht" und „Sonne der Gerechtigkeit" bezeichnet der Dichter Gott. Beide Ausdrücke stehen in passender Beziehung zur „angenehmen Morgenzeit." Die nähere Bestimmung des Wortes „Licht": „geboren aus dem Licht", führt auf den Gedanken, daß Gott aus dem Lichte hervorgegangen sei, also einen Anfang genommen habe, was der Lehre von Gottes Ewigkeit entgegen sein würde. Wahrscheinlich soll aber diese Bestimmung nur als eine Steigerung des Wortes Licht angesehen werden. „Sonne der Gerechtigkeit" bedeutet so viel als höchste Gerechtigkeit.

V. 5. „Drum will uns gehören", darum gebührt sich's, ist es Pflicht.

V. 10. „Deiner Liebe Brunst", Innigkeit, Unermeßlichkeit der göttlichen Liebe.

2. Str. V. 1. „Deines Geistes Morgenröthe", das Licht deines Geistes, im Sinne von Heiligkeit.

V. 2. „In unsern dunkeln Herzen", sündhaften Herzen.

V. 4. „Der eiteln Werke kalten Schein", werthlose, aus Scheinheiligkeit hervorgegangene Handlungen.

V. 5. „wanken", gehen ohne Gottes Erleuchtung unsicher, „auf falscher Bahn."

V. 6. „Thun und auch Gedanken“, Denken und Handeln.

V. 7. „Deine Sonne geben“, erleuchten, Gutes und Böses richtig erkennen lassen.

V. 8. „Daß es wandeln kann“, richtig wandeln kann.

3. Str. V. 6. „Unsern Lauf zu treiben“, unsern Lebenslauf (Leben) angemessen einrichten.

2. Inhalts-Angabe.

1. Wir sollen es für unsere Pflicht erachten, Gott für den schönen Morgen zu danken, und ihn bitten, daß er uns recht innig die Größe seiner Liebe empfinden lasse.

2. Möge Gott unsere sündhaften Herzen mit seinem Lichte erleuchten, daß alle Scheinheiligkeit in uns ertödtet werde und wir nach seinem Willen denken und handeln.

3. Möge Gott die Glieder der Kirche durch das Band des Friedens einigen und Verfolgung, Trübsal und Gefahr vom Vaterlande fernhalten, damit wir unser kurzes Erdenleben ungestört vollbringen und ihm einst im Himmel Lob singen können.

3. Gedankengang.

Der Dichter dankt Gott zuerst für den schönen Morgen und bittet ihn, zu bewirken, daß er die Größe seiner Liebe recht empfinde. Dann spricht er den Wunsch aus, daß Gott sein Herz erleuchten möge, damit alle Scheinheiligkeit in ihm ertödtet werde und all sein Denken und Thun nach Gottes Willen geschehe. Hieran reihet er die Bitte für das Wohlergehen der Kirche und des Vaterlandes, damit er ein ruhiges Leben führen und dereinst Gott in Ewigkeit preisen könne.

2. Vertrauen auf Gott.

(Opitz, Gedichte, 1637, Bd. II. S. 667. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 12.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 5 u. 6. „Der mag ohn' Sorgen wachen, mag schlafen, wie er will“, der mag machen was er will, es geräth wohl.

2. Str. V. 3. „Laß Neid und Eifer stechen.“ Eifer bezeichnet hier das Mißvergnügen über die Vorzüge Anderer und das Bestreben, sie auch zu erlangen, ist also in dem Sinne von Eifersucht zu nehmen. Von dem sinnverwandten Neid unter-

scheidet sich Eifersucht dadurch, daß ihr Begehren ausschließlich auf persönliche Vorzüge gerichtet ist. — „Stechen“ = verletzen, verwunden.

3. Str. „Ich lege Neid und Hassen beständig unter mich“, ich unterdrücke diese bösen Leidenschaften.

Inhalts-Angabe.

Wer auf Gott vertraut und einen wahren Freund besitzt, braucht die Bosheit der Welt nicht zu fürchten und wird sie nie erwiedern.

3. Form der Darstellung.

Das Lied ist in achtzeiligen Strophen geschrieben; die Verse bestehen aus dreifüßigen Jamben und haben abwechselnd weibliche und männliche Reime. Der Refrain drückt zwar den Grundgedanken selbst nicht aus, deutet aber doch auf denselben hin.

Leben und Charakteristik des Dichters Opitz.

1. Martin Opitz, geboren den 23. Decbr. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, wo sein Vater später Rathsherr war, zeigte schon früh eine große Lernbegierde und erwarb sich die Achtung seiner Lehrer, welche ihrerseits seine nicht gewöhnlichen Talente mit Liebe pflegten. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, auf welcher er mit Kaspar Kirchner und Bernh. Wilh. Nüßler einen Freundschaftsbund schloß, der ihn sein ganzes Leben lang beglückte. Im J. 1614 bezog er das Magdalenäum in Breslau, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte und sich rasch und früh entwickelte, auch schon glückliche Versuche in der Poesie machte, wie eine 1616 in Görlitz erschienene Sammlung von 17 kleinen lateinischen Gedichten zu Ehren angesehener Bunzlauer beweist. Da er sich auf den Rath seiner Freunde entschloß, sich den schönen Wissenschaften und der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, so bezog er im J. 1617 das erst vor Kurzem gegründete, aber schon rühmlich bekannte akademische Gymnasium in Beuthen (in Oberschlesien), wo er vorzüglich Gelegenheit fand, seine bedeutenden Kenntnisse in der griechischen und römischen Literatur zu erweitern und sein poetisches Talent auszubilden. Im J. 1618 bezog er die Universität in Frankfurt an der Oder, wo er mit seinem Freunde Nüßler wieder zusammentraf. Da er aber im Uebrigen dort keine Befriedigung fand, ging er ein Jahr darauf nach Heidelberg, wo er im Hause des geheimen Raths Lingelsheim, dessen Söhne er unterrichtete, in sehr angenehmen

Verhältnissen lebte. Zudem erwarb er sich die Freundschaft mehrerer gelehrter Männer, die nicht ohne großen Einfluß auf seine weitere Entwickelung blieben, und noch einflußreicher vielleicht war sein vertrauter Umgang mit einigen talentvollen Jünglingen, unter welchen wir nur den auch für die deutsche Literatur wichtigen Zinkgref, sowie den Dänen Hamilton nennen, mit welchem er gegen Ende des Jahres 1620, da der Krieg und die Pest sich der Pfalz näherten, nach den Niederlanden ging. Der dortige Aufenthalt war für ihn von wichtigen Folgen; denn die formell geregelte, aber auch steife holländische Poesie, für die er schon eine große Vorliebe bewiesen hatte und die er jetzt an der Quelle kennen lernte, gewann ihn nun ganz, so daß er sich dieselbe von jetzt an vorzugsweise zum Muster nahm. Nachdem er seinen Freund Hamilton nach Holstein begleitet und dort einige Monate in angenehmen Umgebungen verweilt hatte, kehrte er Ende des J. 1621 nach Schlesien zurück, wo er bald eine Anstellung am Hofe des Herzogs von Liegnitz fand. Doch folgte er schon im folgenden Jahre einem Rufe des Fürsten von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Weißenburg, wo er, mit gelehrten Forschungen beschäftigt und von Jedermann wegen seiner reichen Kenntnisse geschätzt, in durchaus glücklichen und seinen Wünschen entsprechenden Verhältnissen lebte. Aber bald ergriff ihn das Heimweh mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er um seine Entlassung bat und ins Vaterland zurückeilte, wo er, ohne einen bestimmten Wirkungskreis zu haben, sich durch sein Talent und seine Gewandtheit eine angenehme Lage schuf. Im J. 1625 ging er mit seinem Freunde Kirchner in Geschäften des Herzogs von Liegnitz nach Wien, wo ihn Kaiser Ferdinand II. wegen eines Trauergedichtes auf den Erzherzog Karl eigenhändig zum Dichter krönte. Im J. 1626 trat er in die Dienste des berüchtigten Burggrafen Karl Hannibal zu Dohna, wobei ihm Muße genug blieb, seine poetischen Arbeiten, die er nie unterbrochen hatte, fortzusetzen. Sein Name gewann immer höhern Glanz, so daß sich sogar der Kaiser bewogen fand, ihn als Zeichen seiner und der allgemeinen Anerkennung in den Adelstand zu erheben (1628) und ihm nach dem Flüßchen, an welchem seine Vaterstadt liegt, den Beinamen „von Boberfeld" zu ertheilen. Im J. 1629 wurde er auch in die „Fruchtbringende Gesellschaft" unter dem Namen des „Gekrönten" aufgenommen. Eine Reise nach Paris, die er im J. 1630 in Geschäften des Burggrafen machte, wurde besonders durch die Freundschaft, die er mit dem berühmten Niederländer Hugo Grotius schloß, für ihn wichtig, und es wuchs sein Ruhm im Vaterlande, da man ihn auch in der Fremde geehrt wußte. Nach dem Tode des Burggrafen hielt sich

Opitz zuerst bei den Herzogen von Liegnitz und Brieg auf, ohne jedoch in Dienst zu treten, ging 1634 mit dem Letztern nach Thorn, bald darauf aber nach Danzig, wo er, vom König von Polen zum Sekretär und Historiographen ernannt, einer schönen und ruhigen Zukunft entgegensah. 1636 unternahm er eine Reise nach Königsberg. Simon Dach feierte seine Anwesenheit durch eine Ode, in der er Opitzens Hauptverdienst treffend in folgender Strophe ausdrückt:

Ja, Herr Opitz, Eurer Kunst
Mag es Deutschland ewig danken,
Daß der frembden Sprachen Gunst
Merklich schon beginnt zu wanken,
Und man nunmehr insgemein
Lieber deutsch begehrt zu sein.

Im Jahre 1639 wüthete die Pest in Danzig. Als Opitz am 17. Aug. über die Straße ging, wurde er von einem, mit Geschwüren und Eiterbeulen überdeckten Bettler um ein Almosen angesprochen; während er ihm nun die Gabe reichte, entsetzte er sich über dessen Anblick so sehr, daß er sich bald darnach selbst von der Pest ergriffen sah und im kräftigsten Mannesalter am 20. Aug. 1639 sein Leben lassen mußte. In der Oberpfarrkirche St. Marien ist er beerdigt. Nicht bloß in Danzig, in allen Gauen Deutschlands drückte man durch Lieder seinen Schmerz über den frühen Tod des Dichters aus.

2. Beinahe zwei Jahrhunderte lang hieß Opitz allgemein der „Vater der deutschen Dichtkunst", obwohl er nichts weniger als ein erfindungsreicher, gedanken- und sprachgewaltiger Geist, höchstens ein Talent war. Ein Theil des allgemeinen, ungemessenen Beifalls, den er im Leben wie im Tode gefunden hat, ist erklärlich: er verdarb es mit Niemandem: zu gleicher Zeit übersetzte er für den Burggrafen zu Dohna ein zur Katholisirung seiner schlesischen Landsleute und Glaubensgenossen bestimmtes katholisches Buch, und für den Rath zu Breslau, den erbitterten Gegner Dohnas, des sogenannten schlesischen Seligmachers, des Hugo Grotius Gedicht von der christlichen Religion; — an alle Großen, an die schlesischen Herzoge wie an die dänischen Prinzen, an den Kaiser Ferdinand wie an den König von Polen und später Oxenstierna wußte er sich anzuschließen, alle sang er gewissermaßen der Reihe nach an oder widmete ihnen seine Schriften, und galt eben darum bei seinen schwachen, in lauter Aeußerlichkeiten befangenen Zeitgenossen so sehr viel. Der andere Theil jenes ungeheuern Beifalls ist jedoch wohl begründet; allerdings liegt er fast durchaus nicht in dem Stoffe der Dichtungen, wohl aber in der Form derselben, in welcher Opitz unbestritten Meister und Vorbild für die

folgenden Zeiten der Poesie war. Opitz hat zuerst die Sprache Luthers auch zur Sprache der Poesie erhoben und ihr hierdurch erst recht eigentlich die Alleinherrschaft erobert; er hat, wenn auch nicht zuerst der Zeit nach, doch zuerst mit Erfolg für die Reinheit der Sprache gewirkt und die Poesie sowohl von den fremden Wörtern und Redensarten, als von den mundartischen Einmischungen gesäubert, und dem dichterischen Ausdrucke Adel und Würde zurückgegeben; er hat die noch jetzt beinahe vollständig gültige Prosodie oder Zeitmessung, wenn auch nicht geschaffen, doch bis zu hohem Grade ausgebildet und zur allgemeinen Anerkennung gebracht; er hat endlich, und dies ist nicht sein geringstes Verdienst, die deutsche Dichtkunst aus der Mißachtung gerettet, in die sie bei Gelehrten und Vornehmen gesunken war, indem er sie formell veredelte und Stoffe behandelte, welche der Bildung jener Klassen entsprachen. Freilich hat er durch den Weg der Nachahmung, den er einschlug, die Poesie ihres nationalen Charakters beraubt und diesen überhaupt so vollständig zurückgedrängt, daß selbst die Ahnung einer deutschen Kunst auf ein ganzes Jahrhundert verloren ging; allein so traurig gerade diese Seite seiner Wirksamkeit ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß die unglückliche Zeit, in welcher er lebte, eine andere Entwickelung ganz unmöglich machte, und daß er uns doch wenigstens das rettete, was allein zu retten war, nämlich die Sprache, die ohne seine Bemühungen ohne Zweifel der vollendetsten Barbarei verfallen wäre.

Schon als Jüngling erkannte Opitz seine Aufgabe; denn schon 1618, als er noch in Beuthen war, gab er die kleine, aber höchst wichtige und einflußreiche, in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift „Aristarch *), oder von der Verachtung der deutschen Sprache" heraus, in welcher sich sein Bestreben in ganz entschiedener Weise kund giebt, einerseits die Rechte der deutschen Sprache gegen ihre Verächter und Verderber zu wahren, und andrerseits auf die Möglichkeit einer neuen Gestaltung der Kunst aufmerksam zu machen. Viel wichtiger ist jedoch sein Hauptwerk, das berühmte „Buch von der deutschen Poeterey" das er im J. 1624 in Zeit von fünf Tagen niederschrieb **). Die wichtigsten und einflußreichsten Bemerkungen, welche er aufstellt, sind in Kurzem folgende. Die Dichter sollen die reine hochdeutsche Sprache

---

*) Aristarchus war ein berühmter altgriechischer Grammatiker, ein scharfer Beurtheiler der Gedichte Homers und Pindars. Ein späterer Grieche dieses Namens war strenger Kunstrichter.

**) Vorbild dafür war ihm wohl der französische Dichter Malherbe, geb. zu Caen um das Jahr 1555, gest. zu Paris 1628, der in Sprach- und Versbehandlung der eigentliche Begründer der neueren klassischen Literatur Frankreichs wurde.

gebrauchen; sie sollen die Natur nachahmen, die Dinge aber nicht sowohl beschreiben, wie sie sind, als vielmehr, wie sie sein könnten oder sollten. Zugleich sollen sie aber auch die Alten zu Mustern nehmen. Was er sodann von den einzelnen Dichtungsarten, von der Erfindung und Anordnung der Gedichte sagt, berührt nur ganz Aeußerliches; wichtiger ist das Kapitel, in welchem er „von der Zubereitung und Zier der Worte" spricht. Großes Gewicht legt er auf den Gebrauch der Epitheta oder schmückenden Beiwörter, „an denen bei den Deutschen großer Mangel gewesen", weshalb „man sie von den Griechen und Lateinischen absehen und sich zu Nutze machen möge." Auch dem Reim widmet er große Aufmerksamkeit, und verlangt vor Allem die möglichste Reinheit desselben. Der wichtigste Abschnitt ist der, in welchem er auf Regelmäßigkeit des Versbaues dringt. Er forderte einen steten Wechsel von betonten und unbetonten Silben, um auf diese Weise die jambischen und trochäischen Verse der Alten nachzuahmen. Endlich verlangt er, daß man sich vorzugsweise des Alexandriners bediene, welcher den heroischen Versen der Griechen und Römer entspräche.

In der Herausgabe dieses Buches besteht denn auch das Hauptverdienst Opitzens; seine Gedichte selbst erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Bei weitem das Beste, was er hierin geschrieben hat, sind seine „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Kriegs", fast auch die älteste seiner Poesien, da sie schon 1620 und 1621 gedichtet sind; freilich kamen sie erst 1633 an das Tageslicht, da sie stark protestantisch gefärbt sind, der Dichter sich aber zunächst die Lorbeerkrone bei Kaiser Ferdinand holen und bei Graf Dohna nicht anstoßen wollte. Freilich oft voll Gelehrsamkeit und oft beinahe so aussehend, als wären sie aus dem Lateinischen übersetzt, haben sie doch, im Vergleich mit allen übrigen beschreibenden Gedichten Opitzens, allein Wahrheit. Nächst diesen Gedichten dürften mehrere der lyrischen Stücke zu setzen sein; weit geringer sind die andern beschreibenden Gedichte: „Zlatna (ein Flecken in Siebenbürgen, wo sich Opitz oft aufhielt) oder von Ruhe des Gemüths" (1623), Vielguet (ein schlesischer Landsitz) oder vom wahren Glücke" (1624), und besonders „Vesuvius" (1633), ein so langweilig beschreibendes Gedicht, wie unter den bessern Dichtern dieser Periode kein einziger wieder eins geliefert hat. Armselig kann man sein Singspiel „Daphne, eine Schäferei", (Schäferspiel) betitelt, nennen; trocken und dürftig seine zahlreichen Bearbeitungen biblischer Stücke. Den größten Raum unter seinen Werken nehmen die Uebersetzungen (von Sophokles Antigone, Senecas Trojanerinnen und von holländischen und französischen Poesien) ein; doch gerade hierin ist er weniger zu tadeln, als bei andern Unternehmungen; die Kunst des eigentlichen, vom Um-

schmelzen und Bearbeiten verschiedenen Uebersetzens fremder Poesien ist von ihm nicht allein zuerst, sondern auch gleich mit einem gewissen Erfolge geübt worden, namentlich ist die „Antigone“ noch heute ganz lesbar. Ein großes Verdienst hat sich Opitz durch die Erhaltung des „Annoliedes“, einer bedeutenden Dichtung aus dem 12. Jahrhundert, erworben. Die Herausgabe desselben war sein Schwanengesang: im Juli 1639 erschien es, wenige Wochen später starb Opitz an der Pest, und seine Papiere, mit ihnen die kostbare Handschrift, welche dies Gedicht enthielt, wurden verbrannt, so daß uns, da eine zweite Handschrift bis jetzt noch nicht wieder entdeckt wurde, das Annolied bloß durch den von Opitz besorgten Druck erhalten ist.

Literatur.

A. Gesammtausgabe von Opitz' Schriften.

Martini Opitii, acht Bücher deutscher Poematum, durch ihn selber herausgegeben, auch also vbermehret und versehen, das die vorigen damitte nicht zu vergleichen sindt. In Verlegung David Müllers, Buchhändler in Breslaw 1625, gedruckt zu Brieg durch Augustinum Gründer.

Dies ist die beste Ausgabe. Eine von Zinkgref besorgte Ausgabe erschien 1624 in Straßburg. Später sind noch verschiedene Ausgaben erschienen, im Ganzen zehn. Die Danziger Ausgabe von 1641 zeichnet sich durch Vollständigkeit aus. Am allgemeinsten verbreitet ist die neunte Ausgabe, 1680 von Fallgiebel besorgt. Die zehnte, mehr als hundert Jahre nach Opitz' Tode veranstaltete Ausgabe ist von Triller; sie ist die schlechteste, da der Herausgeber vielfache Veränderungen mit dem Texte vorgenommen hat.

B. Auszüge.

Wilh. Müller, Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Leipzig, 1822. 10 Sgr.

C. Schriften über Opitz.

Lindner, Umständliche Nachricht von des weltberühmten Schlesiers Martin Opitz von Boberfeldt Leben, Tode und Schriften, nebst einigen alten und neuen Lehrgedichten auf ihn. Hirschberg, 1740 u. 41. 2 Theile.

Friedrich Strehlke, Martin Opitz. Eine Monographie. Leipzig, 1856. 8 Sgr.

Hoffmann von Fallersleben hat verschiedene Abhandlungen über Opitz erscheinen lassen, eine in seinen „Politischen Ge-

dichten aus der deutschen Vorzeit", Leipzig, 1843, eine zweite in den „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte", B. 2, Leipzig, 1845; sie führt den Titel: „Martin Opitz von Boberfeldt bis zu seinem 22. Jahre." 1858 erschien in Leipzig: „Martin Opitz von Boberfeld. Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700." 6 Sgr.

XIV. Paul Fleming.

1. Ueber Herrn Martin Opitzen auf Boberfeld sein Ableben.

(P. Flemings Teutsche Poëmata. Lübecker Ausg. 1642. S. 188. Naumburger Ausg. S. 190. — Lüben u. Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 13.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1. „Elyserfeld", Elysium, Aufenthaltsort der Seligen.

V. 2. „Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten." Pindar war der größte Lyriker Griechenlands, geb. 522 v. Chr. in Theben. Homer ist der berühmte Dichter der „Ilias" und „Odyssee." Virgilius Maro, gewöhnlich bloß Virgil genannt, war der größte Dichter der Römer im Epos, in der Idylle und im Lehrgedicht, geb. 70 v. Chr. zu Andes unweit Mantua.

V. 4. „Die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt", so daß man deinen Geist für den ihrigen halten konnte.

3. Str. „Germania ist todt", Anspielung auf die damaligen zerrütteten Zustände Deutschlands.

2. Inhalts-Angabe.

Der Tod Opitzens begeistert den Dichter zu einem Lobgedicht auf den Geschiedenen, das uns recht deutlich zeigt, welch' hohe Stellung in der Literatur man damals Opitz anwies. Es stellt ihn als ebenbürtig neben die größten Dichter des Alterthums, erklärt ihn für unsterblich und hält es für nicht der Mühe werth, nach dem Untergange Deutschlands und dem Tode seines größten Dichters noch irgend Etwas zu schreiben.

3. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist ein Sonett in Alexandrinern, welches Versmaß jedoch hier mit einer solchen Lebendigkeit behandelt ist, daß seine steife Natur vollständig überwunden wird. Flemings Sonette überhaupt stehen in ihrer Zeit ganz unübertroffen da. Er hat das Wesen des Sonetts in seiner tiefsten Bedeutung erfaßt und ihm eine Lieblichkeit, Anmuth und Zartheit eingehaucht, die nur wenige Dichter in diesem Umfang erreicht haben, und der Vollendung der Form entspricht die Kernhaftigkeit und Fülle des Inhalts.

2. Gottergebenheit.

„In allen meinen Thaten.“

(P. Flemings Teutsche Poëmata. Lübeck, 1642. S. 287. In der Naumburger Ausgabe S. 286. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 14.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1. „In allen meinen Thaten“, in allen meinen Unternehmungen.

V. 2. „rathen“, Rath geben.

2. Str. V. 1. „spät und frühe“, Nacht und Tag. Sinn: Wenn ich auch Tag und Nacht sorge und mich abmühe, es ist doch umsonst.

3. Str. V. 2. „versehen“, beschlossen, bestimmt.

V. 5. „Was ihm von mir beliebet“, was sein Belieben und Wille über mich ist.

V. 6. „erkiest“, erwählt.

4. Str. V. 1. „Ich traue seiner Gnaden“, seiner gnädigen Fürsorge.

V. 2. „Schaden“, besonders Schaden an der Seele, wie aus dem Folgenden hervorgeht.

V. 3. „Uebel“, Leibes und der Seele.

V. 4. „Sätzen“, Gebote und Satzungen (3 Mose 18, 4. „Meine Satzungen sollt ihr halten.“)

V. 5. „verletzen“, Schaden oder Uebel zufügen.

5. Str. V. 2. „In Gnaden mich entbinden“ nach dem Reichthum seiner Gnade mich davon befreien.

V. 3. „durchstreichen meine Schuld“, vertilgen, vernichten, als wenn sie gar nicht dagewesen wäre. Es liegt diesem Gedanken die Vorstellung zu Grunde, daß Gott unsere Schuld aufschreibt, daß er einen Schuldbrief von uns hat, den er nun durchstreichen soll, da wir ihn nie bezahlen können.

V. 5. „stracks“, sogleich, sofort.

6. Str. V. 3. „Lieg’“, an einem Orte verweilen.

V. 4. „In Schwachheit und in Banden“, in Krankheit und Gefangenschaft des Leibes oder der Seele schmachten.

V. 5. „Und was mir stößt zu Handen“, zustößt, mich trifft.

7. Str. V. 2 u. 3. „unverdrossen an mein Verhängniß gehn“, ohne Verdruß und ohne Zagen, also muthig, alle Schicksale ertragen, die Gott über mich verhängt hat.

V. 4. „Kein Unfall“, kein Unglück, welches mich trifft, wird mir zu schwer werden, ich werde es freudig „überstehn“, d. h. ertragen.

9. Str. V. 1. „So sei nun, Seele, deine“, gehöre dir selbst an, sei muthig und getrost, laß dich durch Nichts in deinem Gottvertrauen irre machen. Die Lesart „seine“ statt „deine“ ist falsch.

V. 5. „Dein Vater aus der Höhe“, dein himmlischer Vater.

2. Inhalts-Angabe.

In allen meinen Unternehmungen gebe ich mich der göttlichen Fürsorge hin, weil Gott mächtig in Rath und That ist (Str. 1), für mich sorgt (Str. 2), mir das bestimmt, was meine Seligkeit herbeiführt (Str. 3), mich vor allem Schaden und Uebel schützt (Str. 4), mich mit Geduld trägt, mir meine Sünden vergiebt (Str. 5.) und mich zu jeder Zeit und überall mit seinem Worte tröstet (Str. 6). Diese freudige Hingabe an Gott will ich bethätigen, indem ich unverdrossen und gern trage, was er über mich beschlossen hat (Str. 7), mein Leben und Sterben ihm anheimstelle (Str. 8) und in allen Sachen auf seinen Rath traue (Str. 9).

3. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter spricht zuerst den Vorsatz aus, sich in allem Vorhaben der göttlichen Fürsorge überlassen zu wollen. Hierauf vergegenwärtigt er sich die Gründe dafür. Obenan steht ihm Gottes Allmacht. Der Gedanke an dieselbe leitet ihn auf die ewige Ohnmacht, die ihn nöthigt, Alles in Gottes Vatergunst zu stellen, welche in Weisheit nur das herbeiführen werde, was für seine Seligkeit heilsam sei. In diesem Vertrauen hofft er, von Uebeln aller Art verschont zu bleiben und Vergebung seiner Sünden zu erlangen, wenn er sich Gottes Wort, das ihm allezeit den besten Trost gewähre, zur Richtschnur nähme. Nun (von Str. 7 an)

zeigt der Sänger, wie sich diese freudige Hingabe in Gottes Rath und väterliche Fürsorge bethätige, nämlich indem er unverdrossen und freudig trage, was Gott über ihn beschlossen habe, sein Leben und Sterben ihm befehle und in allen Sachen auf seinen Rath traue.

Hieraus ist zugleich ersichtlich, daß das Lied aus zwei Haupttheilen besteht, von denen der erste die ersten sechs Strophen umfaßt und die Gründe für das freudige Hingeben in Gottes Rath und väterliche Fürsorge ausspricht, der zweite aber angiebt, wie sich diese freudige Hingabe bethätigt.

4. Grundgedanke.

Als biblische Grundlage können die Worte aus 2 Sam. 15, 26: „Siehe, hier bin ich; er mache es mit mir, wie es ihm wohlgefällt", angesehen werden. Im Anschluß hiervon ist der Grundgedanke des Liedes: die freudige Hingabe des Christen in Gottes Rath und väterliche Fürsehung. Die von uns für das Lied gewählte Ueberschrift deutet diesen Grundgedanken an.

5. Literaturhistorisches.

Fleming hat nur dies eine geistliche Lied gedichtet. Veranlassung dazu gab ihm eine Gesandtschaftsreise nach dem Orient, die er im Jahre 1635 antrat. Das Lied sollte ihm selbst zur Stärkung und Erhebung dienen. In seiner ursprünglichen Fassung ist es daher auch ein Reiselied und enthält 15 Strophen, von denen 6 ausschließlich auf die Reise Bezug haben. Nachdem man aber das Lied liebgewonnen hatte und als „Pilgerlied aller Christen" betrachtete, ließ man diese Strophen weg und verpflanzte es in dieser verkürzten Gestalt in alle evangelischen Gesangbücher. Das Lied hatte ursprünglich eine eigene Melodie; man zog es aber schon früh vor, es nach der leichtern und bekannten von „Nun ruhen alle Wälder" zu singen, und verlängerte deshalb die Schlußzeile um zwei Silben. Der Vergleichung halber geben wir nachstehend das ganze Lied im Urtext.

Nach des VI. Psalmens Weise.

1. In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rahten,
Der alles kan und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Sol's anders wol gelingen,
Selbst geben Raht und That.

2. Nichts ist es spat und frühe
Ümm alle meine Mühe,
Mein sorgen ist ümmsonst:
Er mags mit seinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stells in seine Gunst.

3. Es kan mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nähm' es, wie ers giebet:
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

4. Ich traue seiner Gnaden,
Die mich für allen Schaden,
Für allem übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

5. Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld!
Er wird auff mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen,
Und haben noch Gedult.

6. Ich zieh in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt:
Sein Segen wird mir lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

7. Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen
Und Christus ist bei mir:
Der Helffer in Gefahren,
Der kan mich doch bewahren,
Wie dorte, so auch hier.

8. Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wol helffen hin und her:
Gesundheit, Heyl und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und alles nach Begehr.

9. Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie:
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie.

10. Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder
Lieg' oder zieh ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stoßt zu handen,
So tröstet mich sein Wort.

11. Hat er es denn beschlossen
So wil ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Vnfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich wil ihn überstehn.

12. Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut,
Es sey heut' oder morgen;
Dafür laß ich ihn sorgen:
Er weiß die rechte Zeit.

13. Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblichs zu:
So werd ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

14. Indeß wird er den meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, seyn,
Wird beyderseits gewehren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

15. So sey nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Raht.

Leben und Charakteristik P. Fleming's.

1. Paul Fleming (nicht Flemming), am 5. October 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren, erhielt von seinem Vater, der zuerst Lehrer, dann Pfarrer war und sich eines schönen Wohlstandes erfreute, eine liebevolle und zweckmäßige Erziehung. Seine höhere Bildung begann er auf der Fürstenschule zu Mei-

ßen, von wo er die Universität zu Leipzig bezog, um sich der Medicin zu widmen, welche er mit ernstem Fleiße studirte. Mit eben solchem Ernste und wohl auch mit noch größerer Liebe pflegte er aber der Poesie, in der er sich schon früh versucht hatte; und seine Dichtungen fanden bald solchen Beifall, daß er noch als Student die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten erhielt. Freundschaft, Liebe und Kunst vereinigten sich, ihm ein schönes Dasein zu verschaffen, als der unselige Krieg, der damals sein Vaterland verwüstete, ihn aus demselben vertrieb. Er bewarb sich um eine Stelle bei der Gesandtschaft, welche der Herzog von Schleswig-Holstein nach Persien zu schicken beabsichtigte, um mit diesem fernen Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und er hatte sogar das Glück, einer ersten Gesandtschaft nach Moskau beigegeben zu werden, welche die Aufgabe hatte, den Czar günstig für die Hauptunternehmung zu stimmen. Zu der langen gefahrvollen Fahrt bereitete er sich ernst und würdig durch Abfassung des Liedes: „In allen meinen Thaten" vor. Auf der Rückreise wurde er mit vielen Andern von der Gesandtschaft in Reval zurückgelassen, wo er in höchst angenehmen Verhältnissen mehrere Monate verblieb, bis die große Reise angetreten werden konnte. Dies geschah im October 1635. Die aus mehr als hundert Personen bestehende Gesandtschaft ging über Moskau nach dem schönen Astrachan, wo sie im September 1636 anlangte. In lieblichen Liedern besang Fleming die Erlebnisse auf dieser schönen Reise. Doch nagte bald Mißmuth an seiner Seele über einen „freundgestalteten Feind", denn der stolze, ränkevolle und mißtrauische Gesandtschaftsführer Brüggemann haßte den offenen, freimüthigen Jüngling, behandelte das ganze Comitat tyrannisch und übermüthig und klagte es der heimlichen Verschwörung gegen ihn an. Von Astrachan ging es im October über das caspische Meer, wo sie einen sehr gefährlichen Sturm zu bestehen hatten. Der Mast zersplitterte, und das Schiff wurde leck, und nur nach langen Mühen und Aengsten gelang es ihnen, sich ans Ufer zu retten. Fleming und sein Freund Olearius*) hatten sich ein paar leere Fässer um den Hals gehängt, um, wenn das Schiff unterginge, todt oder lebendig ans Land getrieben zu werden. Gegen Ende des Jahres kam die Gesandtschaft endlich nach Schamachia, dann im Juni 1637 nach Ordebil. Hierauf hatten sie unter den größten Beschwerden das Taurusgebirge zu übersteigen, wo sie oft des Nachts an Felsabgründen umherirren mußten, und langten endlich im August 1637 in dem prächtigen Ispahan an, dessen Herrlichkeiten Fleming in schönen Liedern besang.

*) Adam Olearius aus Aschersleben (1600—1671) hatte in lobenswerther Prosa die Gesandtschaftsreise geschildert. 1647.

Kaum dort angelangt, gerieth die ganze Gesandtschaft in die größte Lebensgefahr durch einen Streit, der zwischen ihrer Dienerschaft und einigen Leuten von einer gerade auch anwesenden indischen Gesandtschaft beim Abladen des Gepäcks entstand. Die Indier überfielen die Gesandtschaft und tödteten Einige derselben. Fleming flüchtete sich bei diesem Ueberfall in die armenische Kirche, und das Haus des Herrn gewährte ihm Schutz und Rettung. Im December 1637 trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an durch die blühende Landschaft Kisan, das alte Hyrcanien; die schöne Natur begeisterte Fleming zu manchen köstlichen Versen. Aber hier schon ergriff ihn eine Ahnung seines frühen Todes, denn er sprach es in einigen seiner Lieder aus, der schwere Zug mache ihn täglich mürber und habe sein stärkstes Theil schon umgebracht. Daneben fraß auch an seinem Herzen der Gram über seinen Vater, dessen Trost er gewesen, und über sein unglückliches Vaterland, von dem ihn oft Trauerposten erschreckten, so wie die Reue, daß er sie verlassen und seine Jugend übel verbracht habe, weil die Reise, die er zuvor als ruhmvoll für sein Vaterland ansah, sich als verfehlt darstellte. Unter den größten Gefahren hatten sie nun noch sich durch die wilden tatarischen Völkerschaften durchzuschlagen, wo sie oft auf dürren Haiden unter den Höhlen der Schlangen ihr Nachtlager aufschlagen mußten und die feindlich gesinnten Tataren auf sie lauerten. Im Mai 1638 erreichte die Gesandtschaft das freundliche Circassien und Astrachan wieder. Aber auch dort war die Gefahr noch nicht vorüber; durch Brüggemann's verrätherische Verläumdungen gerieth die ganze Gesandtschaftsbegleitung in Gefahr, vom Patriarchen nach Sibirien gebracht zu werden. Endlich kamen sie im Jahre 1639 nach Moskau und im April nach Reval, wo Fleming nicht nur die früheren Bekanntschaften erneute, sondern sich auch mit der Tochter des angesehenen Kaufmanns Niehusen verlobte. Im Juni 1639 langte die Gesandtschaft wieder in Gottorf an; doch verweilte Fleming nicht lange daselbst, sondern reiste bald darauf nach Leiden, um sich dort die medicinische Doctorwürde zu erwerben. Von dort ging er nach Hamburg, wo er sich als praktischer Arzt niederzulassen und sich mit seiner Braut zu vermählen gedachte. Aber er sollte des so sehr ersehnten Glückes nicht theilhaftig werden; es ergriff ihn nicht lange nachher eine heftige Krankheit, welcher er am 2. April 1640 im 31. Jahre seines Lebens erlag.

2. Fleming ist hauptsächlich Lyriker, und als solcher, mit Ausnahme einiger Lieder, zwar nicht groß zu nennen, aber unvergleichbar viel wahrer als Opitz und als der ganze große Troß seiner Nachbeter. Er ragt vor allen seinen Zeitgenossen vornehmlich dadurch hervor, daß er ein objectiver Dichter im vollsten Sinne des Wortes war, daß er sich nicht erst Verhältnisse

erfand, sondern diese aus seinem reich bewegten innern und äußern Leben entnahm und mit aller dichterischen Freiheit behandelte. Dabei kam ihm seine klare Weltanschauung, sein offener Sinn für alle Erscheinungen des Lebens und der Natur zu Hülfe, wodurch sich ihm eine Mannigfaltigkeit des Stoffs sowohl als der Auffassung erschloß, die wir bei andern Dichtern der Zeit vergeblich suchen. Zum Verdienst muß ihm auch angerechnet werden, daß er die Gelegenheitspoesie, statt sie so handwerksmäßig wie Opitz selbst und bei weitem die meisten Folgenden zu treiben, poetisch zu befruchten und zu beleben verstanden hat. So sind die beiden Gedichte an Deutschland und an seine Stiefmutter wirklich gut, das bekannte Sonett „an sich" („Sei dennoch unverzagt, gieb dennoch unverloren") sogar trefflich zu nennen, und die Grabschrift, die er drei Tage vor seinem Tode selbst schrieb, giebt Zeugniß von seiner hellen, starken Dichterfreudigkeit, zu welcher sich zwar die Eitelkeit mischt, mit der das ganze damalige Geschlecht angesteckt war, die jedoch bei ihm verzeihlicher ist, als bei vielen Andern, die sich oft größer dünkten als Fleming, ohne die Wahrheit und Lebendigkeit seiner Poesien zu erreichen.

Literatur.

A. Gesammtausgaben.

Paul Flemings Teutsche Poëmata. Lübeck in Verlegung Laurentz Jauchen Buchhandlung. Ohne Jahreszahl (1642).

Paul Flemings Geist- und Weltliche Poëmata. In Verlegung Christian Kolbens, Buchhändl. zur Naumburg. Merseburg, Druckts Christian Gottsik, F. S. Hoff-Buchdr. Im Jahr 1685. (Mit „Voran-Rede" von Joh. Georg Albinus. Sonst der Lübecker Ausgabe gleich.)

B. Auszüge.

G. Schwab, P. Flemings erlesene Gedichte und Leben. Stuttgart, 1820. 1 Thlr.

W. Müller, Bibliothek deutscher Dichter. Bd. 3. Leipzig, 1822. 1½ Thlr.

Gebauer, Deutscher Dichtersaal. Bd. 3. Leipzig, 1834. (4 Bände) 2 Thlr.

C. Schriften über Fleming.

Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale. Bd. IV. Berlin, 1827.

Boas, Deutsche Dichter. Bd. I. Berlin, 1837. 1⅔ Thlr. (Als Roman behandelt.)
Schmitt, K. W., Paul Fleming, nach seiner literaturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt. Marburg, 1851. 5 Sgr.
Wangenheim, F. Th., P. Fleming oder die Gesandtschaftsreise nach Persien. (Roman) 3 Bände. Leipzig, 1842. 3¾ Thlr.

XV. Heinrich Albert.

Morgenlied.

„Gott des Himmels und der Erden."

(Albert, Lustwäldlein. Nr. 104. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 15.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 2. „Vater, Sohn und heil'ger Geist", eine Hinweisung auf die dreifache Offenbarung Gottes als des versorgenden Vaters, des welterlösenden Sohnes und des weltheiligenden Geistes.

V. 5. „starke Hand", Allmacht. In der Bibel werden bekanntlich häufig verschiedene menschliche Gliedmaßen als bildliche Bezeichnungen der göttlichen Eigenschaften gebraucht.

2. Str. V. 5 u. 6. „Daß des bösen Feindes List mein nicht mächtig worden ist", daß der Teufel mich nicht überlistet und in seine Gewalt bekommen hat, daß ich also vor der Sünde und ihrem Elende bewahrt geblieben.

3. Str. V. 1. „Laß die Nacht auch meiner Sünden", die Finsterniß, in der ich lebe und wandle, so lange ich der Sünde diene.

V. 3 u. 4. „O Herr Jesu, laß mich finden deine Wunden offen steh'n", laß die Gnadenwirkungen deines Leidens und Sterbens auch für mich noch fortdauern, um in ihnen theils die gesuchte Vergebung („Hülf", V. 5), theils die Kraft („Rath", V. 5), zu empfangen, im Kampfe gegen die Sünde („Missethat", V. 6) zu überwinden.

4. Str. V. 2. „Geistlich auferstehen mag"; wie ich nämlich durch den Schlaf von leiblicher Schwäche befreit worden bin, so bewirke, daß der Morgen mich auch frei findet von der die Sünde zur Folge habenden Schwäche.

V. 4. „dein großer Tag“, der jüngste, letzte Tag, auf den das „Gericht“ folgt.

5. Str. V. 2. „Gang“, Wege, Wollen und Thun.

V. 4. „Hort“, Fels, der nicht weicht noch wankt, auf den man sich daher fest verlassen kann.

V. 6. „recht bewahret“, sichern Schutz finden.

6. Str. V. 1 u. 2. „Meinen Leib und meine Seele sammt den Sinnen und Verstand“, mich selbst mit allen meinen Kräften.

V. 5. „mein Schild“, mein Beschützer; „mein' Ehr' und Ruhm“, ich rechne mir's zur großen Ehre an, wenn du dich meiner annimmst.

V. 6. „dein Eigenthum“, als dir ganz angehörig.

7. Str. V. 4. „mich halt' in guter Acht“, mich wohl behüte und bewahre.

2. Inhalts-Angabe und Gedankengang.

Der Sänger dankt Gott, dem allmächtigen Regierer der Welt, innig dafür, daß er ihn in der verflossenen Nacht vor allen Gefahren und Nöthen des Leibes und der Seele behütet und bewacht habe (Str. 1 u. 2), und knüpft hieran die Bitte, daß mit dieser Nacht auch seine Sünden ein Ende nehmen, Jesus ihm gnädig sein (Str. 3) und diesen Morgen ihm zur geistlichen Auferstehung machen möge, damit er im Gericht des jüngsten Tages bestehen könne (Str. 4). Um aber in dem begonnenen neuen Leben nicht wieder in den alten Zustand zurückzufallen, bittet er Gott, ihn nach seinem Wort zu leiten, ihn zu beschützen, ihn als Eigenthum anzunehmen (Str. 5 u. 6), durch seinen Engel ihn vor dem bösen Feinde zu bewahren und endlich nach dem Himmel zur Ruhe zu tragen (Str. 7).

3. Grundgedanke.

Das Lied ist ein herzliches Dank- und Bittgebet zu Gott in früher Morgenstunde. Als biblische Grundlage kann Ps. 31, 4—6: „Du bist mein Fels und meine Burg, und um deines Namens willen wollest du mich leiten und führen. Du wollest mich aus dem Netze ziehen, das sie mir gestellt haben; denn du bist meine Stärke. In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott“, angesehen werden.

Leben und Charakteristik Alberts.

1. Heinrich Albert, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Alberti genannt, wurde den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im

Voigtlande geboren. Nach vollendeten Schuljahren bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit Musik, die er endlich auch zu seinem Lebensberufe erwählte. Nachdem dieser Entschluß feststand, ging er nach Dresden, wo die Gelegenheit zu seiner musikalischen Ausbildung günstiger war. 1626 wandte er sich nach Königsberg. Nachdem er sich durch seine Compositionen beliebt gemacht hatte, erhielt er dort 1631 eine Organistenstelle. Die Annehmlichkeit seiner Verhältnisse wurde noch erhöht durch den Umgang mit einflußreichen gebildeten Freunden, unter denen die Dichter Robert Roberthin (kurfürstlich brandenburgischer Rath und Obersecretair bei der Preußischen Regierung), Simon Dach und Georg Mylius hervorragten. Sie versammelten sich oft in seinem Garten, um sich ungestört der Freundschaft und der Poesie widmen zu können. Albert gab den Freunden poetische Namen (er selbst hieß Damon) und schnitt sie einst, mit Reimen versehen, in die Kürbisse seines Gartens. Später componirte er diese Reime und andere Gedichte, namentlich auch die von Simon Dach, und gab sie unter dem Titel „Musikalische Kürbs-Hütte" heraus.*) Sein ganzes Leben war der Kunst und der edlen Freundschaft gewidmet. Er starb am 6. Oktober 1651.

2. Alberts Lieder sind meistens geistlichen Inhalts und beschäftigen sich, wie die ähnlichen seiner Freunde, gern mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit des Menschen und den Tod; doch herrscht keineswegs eine trübe oder niedergebeugte Stimmung in ihnen; die Wehmuth, die den Dichter bei diesen Empfindungen erfüllt, erhält durch den innigen Glauben an Gottes Güte einen belebenden Charakter von seelenvoller Freudigkeit, der den Leser wohlthätig durchdringt. Mehrere seiner geistlichen Lieder sind in die Gesangbücher übergegangen, ganz allgemein „Gott des Himmels und der Erden", das Begräbnißlied „Daß alle Menschen sterblich sein" und „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet." Die Melodièn dieser Lieder rühren vom Dichter selbst her. Die wenigen weltlichen Lieder, welche Albert gedichtet hat, zeichnen sich durch gefällige und anmuthige Darstellung aus, namentlich ein Hochzeitlied, welches Herder unter dem Titel „Amor

---

*) Hierauf bezieht sich folgende Strophe von Roberthin:

> Wer hofft', aus Eurem kleinen Garten
> So liebe Früchte zu erwarten,
> Als Ihr, mein Albert, uns bereit?
> Ihr laßt der Kürbse Schrift uns lehren
> Die schnelle Wegflucht dieser Zeit,
> Und in den Stimmen macht ihr hören
> Den Vorschmack süßer Ewigkeit.

im Tanze" in seine Volkslieder aufgenommen hat. Auch einige heitere Parodien auf Lieder von Opitz und Dach sind unserm Dichter wohlgelungen.

Literatur.

Albert, Musikalische Kürbishütte oder Arien etlicher, theils geistlicher, theils weltlicher, zur Andacht, guten Sitten, keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder. Acht Theile in Folio. Königsberg, 1642—1650.

Albert, Poetisch musikalisches Lustwäldlein. Königsberg, 1646—48.

XVI. Simon Dach.

Lied der Freundschaft.

„Der Mensch hat nichts so eigen."

(Albert, Lustwäldlein. Königsberg. Nr. 35. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 16.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1. „Der Mensch hat nichts so eigen", es ist dem Menschen nichts so natürlich 2c.

V. 4. „Wenn er mit seines Gleichen", mit Gleichgesinnten.

V. 5. „Soll treten in ein Band", ein Bündniß eingehen.

V. 7. „Verspricht sich", verspricht sich selbst.

2. Str. V. 8. „So uns betreten hat", betroffen.

3. Str. V. 1 u. 2. „Was kann die Freude machen, die Einsamkeit verhehlt?" Wie gering ist die Freude, welche man allein genießt? „Verhehlen" hat die Bedeutung von verbergen, so daß der Satz heißen würde: Die Freude wird von der Einsamkeit verborgen gehalten.

V. 3. „Das giebt ein doppelt Lachen", die Freude wird verdoppelt.

V. 5 u. 6. „Der kann sein Leid vergessen, der es von Herzen sagt." Der Leidende findet Erleichterung in der offenen Mittheilung seines Kummers.

V. 7 und 8. „Der muß sich selbst auffressen, der insgeheim sich nagt." Derjenige, der seinen Kummer für sich behält, wird empfindlich von ihm gepeinigt.

4. Str. V. 1. „Gott stehet mir vor Allen“, Gott liebe ich mehr als Alle.

V. 2 u. 3. „Dann soll mir auch gefallen, der sich mir herzlich giebt.“ Angenehm und lieb soll der mir sein, der sich mir ganz offen, ohne Rückhalt hingiebt.

V. 4. „Mit diesen Bund'sgesellen“, mit Gott und solchen Freunden.

5. Str. Ich hab', ich habe Herzen

So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wissentlich berührt!
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seelen hold,
Ich lieb euch mehr, ihr Brüder,
Als alles Erdengold.

V. 2. „wie gebührt“, wie sich's gebührt, wie es mir als angemessen zukommt. Der Dichter spricht also unumwunden aus, daß sein für Freundschaft so empfängliches Herz wohl so treffliche Freunde verdiene, als er sie habe.

V. 4. „berührt“, sich wissentlich nie Heuchelei oder verletzende Scherze haben zu Schulden kommen lassen.

Die 5. Strophe ist nach Herders Vorgange (s. dessen „Stimme der Völker in Liedern“ B. XVI. S. 376 der sämmtlichen Werke, B. IV. S. 376 zur schönen Literatur) im Lesebuche weggeblieben.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Treue und Freundschaft erweisen, gehört zu den schönsten Zierden des Menschen.

2. Es ist ein ganz angemessener Gebrauch unsrer Rede, wenn wir sie benutzen, Andere um Rath zu fragen und ihnen unser Leid zu klagen.

3. Die Freude wird durch Mittheilung vermehrt, das Leid vermindert („Getheilter Schmerz ist halber Schmerz; getheilte Freude ist doppelte Freude!“)

4. Gott und Jeder, der sich mir offen und herzlich hingiebt, sind meine Freunde; mit ihnen ertrage ich jede Noth, bewältige das Schlimmste und scheue selbst den Tod nicht.

5. Ich habe wahrhaft treue Freunde und liebe sie mehr als alle irdischen Güter.

3. Grundgedanke.

„Ein treuer Freund ist mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens.“ Sir. 6, 15. 16.

4. Stilaufgabe.

Nach Besprechung dieses Liedes kann man den Schülern der Oberklasse die Aufgabe stellen, eine Abhandlung über die Freundschaft zu schreiben und dabei das zu benutzen, was Claudius über die Freundschaft sagt. Nach einer geeigneten Einleitung würde zunächst der Begriff von Freundschaft festzustellen, dann vom Wesen und Nutzen wahrer Freundschaft und hierauf von der Vorsicht bei der Wahl eines Freundes zu reden sein.

In Kellners „Materialien für den Unterricht im Gedankenausdrucke“ findet sich eine ausgeführte Disposition über dies Thema.

Leben und Charakteristik S. Dach's.

1. Simon Dach wurde am 29. Juli 1605 zu Memel geboren, wo sein Vater Dolmetscher der litthauischen Sprache war. Von frühester Jugend zeigte Dach erfreuliche Anlagen, welche die Eltern durch eine sorgfältige Erziehung auszubilden bemüht waren. Vorzugsweise zeichnete er sich durch musikalische Befähigung aus, die er ohne Lehrer zu fördern wußte. Bis zu seinem vierzehnten Jahre besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und wurde dann nach Königsberg gesandt, wo er unter Aufsicht seines Oheims Vogler die Domschule frequentirte. Aber schon im J. 1620 mußte er, weil in Königsberg die Pest ausbrach, heimkehren. Als die Krankheit gewichen war, ging er wieder zu seinem Oheim nach Königsberg, von wo er mit Martin Wolder als dessen Famulus sich nach Wittenberg begab und die dortige Stadtschule drei Jahre lang benutzte. Als Wolder ihm vorschlug, nun auf die Universität überzugehen, hielt er sich dafür noch nicht reif genug, da er in seinen Kenntnissen der Logik, Rhetorik und des Griechischen noch vielfache Lücken entdeckte. Um sich gründlicher vorzubereiten, wählte er das Gymnasium zu Magdeburg, wo er auch bald so weit kam, daß er in griechischer Sprache disputiren konnte. Im J. 1626 flüchtete er von Magdeburg vor der Pest und den Wallenstein'schen und Mansfeld'schen Truppen durch die Mark über Lüneburg, Hamburg und Danzig nach Königsberg, wo er bis ans Ende seiner Tage verblieb. 1633 wurde er Collaborator an der Domschule und verwaltete sein Amt mit so angestrengtem

Fleiße, daß seine Gesundheit darüber zerrüttet wurde. In dem Conrectorate, das er 1636 antrat, wurde sein Zustand eher schlimmer als besser. Um diese Zeit bewarb er sich um die Tochter des Pfarrers von Tharau, in der Gegend von Königsberg, Aennchen mit Namen; ein glücklicherer Nebenbuhler aber trug den Sieg über ihn davon. Das zum wahren Volksliede gewordene „Aennchen von Tharau ist, die mir gefällt“ verdankt diesem Liebesverhältniß seine Entstehung. Jetzt lernte ihn auch Roberthin kennen und schätzen; er munterte ihn auf, sein poetisches Talent auszubilden. Auch Georg Wilhelm und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, wurden aufmerksam auf ihn, und der Gunst seines Fürsten verdankte er im J. 1639 die erledigte Professur der Poesie in Königsberg, wie ihm der Kurfürst auch das Gütchen Cuxheim geschenkt haben soll. Seit 1641 war Dach glücklich verheirathet und genoß außerdem die Freundschaft der hervorragendsten Männer Königsberg's, namentlich der schon genannten Poeten Roberthin und Albert. Als diese aber starben, der Tod ihm auch drei seiner Kinder raubte, bemächtigte sich seiner eine trübe Stimmung, die zuletzt in Hypochondrie überging. Nach jahrelangem Krankenlager starb er den 15. April 1659.

2. Dach ist eine poetische Natur, aber nicht so bedeutend, als man gewöhnlich behauptet und er selbst wohl glaubte. Denn in einem Gedichte an den Kurfürsten, in dem er ihn um ein Stückchen Land bittet, sagt er voll Selbstgefühl:

„Phöbus ist bei mir daheime;
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir;
Meine sind die ersten Saiten:
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier.“

Zunächst mangelt es ihm an Mannigfaltigkeit der Gedanken, wie des Ausdrucks, weshalb er meistens dieselben Stoffe in den nämlichen oder ähnlichen Wendungen wiederholt. Ebenso vermißt man eine tiefere poetische Auffassung, ja wenn auch einzelne Lieder mit ächt poetischen Gedanken beginnen, so weiß sie der Dichter nicht festzuhalten, und er sinkt oft zur bloßen Reimerei herab. In manchen Gedichten erfreuen uns lebendige Anklänge an den Volksgesang; allein auch in diesen geht dieser Ton selten bis zum Ende durch. Die Sprache ist zwar im Ganzen gebildet, aber ebenfalls sehr ungleich, und wir finden oft in einem und demselben Gedichte neben den edelsten Ausdrücken noch viele prosaische oder gar anstößige Wörter und Wendungen. Aber dennoch zeich-

nen sich viele von Dach's Liedern durch Wohllaut aus, und in allen spricht sich Wahrheit des Gefühls aus, was um so wohlthätiger berührt, als wir sie bei den gleichzeitigen Dichtern nur selten wahrnehmen. Seine geistlichen Lieder gehören zu seinen gelungensten Poesien. Sie sind von wahrer Frömmigkeit durchdrungen, beschäftigen sich oft und gern mit Todesgedanken, die aber, wie bei Albert, durch die hoffnungsvolle Ueberzeugung seines kindlich vertrauenden Gemüths, daß der Tod ein höheres Leben anbahnt, den Dichter zur wehmüthigen Sehnsucht nach dem bessern Leben stimmen, so daß er seinen ihm vorangegangenen Freunden zuruft: „Freuet Euch, ich komme bald!"

Dach dichtete im Ganzen 150 Lieder. Zu den noch jetzt als Kirchenlieder gebräuchlichen gehören:

„Ich bin ja, Herr, in deiner Macht."
„Was willst du, armes Leben."
„O Gott, einst lässest du mich hin."
„O wie selig seid ihr doch ihr Frommen."
„Du siehest, Mensch, wie fort und fort."
„Wer wird nach diesem Leben."
„Du Gott, bist außer aller Zeit."

Literatur.

Dach's Gedichte sind in einer vollständigen Sammlung nicht erschienen; die meisten wurden bei seinen Lebzeiten einzeln gedruckt. Die besten stehen in Albert's „Arien" und „Lustwäldlein." Nach seinem Tode erschien:

Churbrandenburgische Rose, Adler, Löwe, Zepter. Königsberg, 1681. Das Buch enthält nur Gelegenheitsgedichte und ist jetzt selten; häufiger ist eine eben so schlechte zweite Sammlung:

Simon Dachen Poetische Werke. Königsberg, 1696.

A. Gebauer, Simon Dach und seine Freunde als Kirchenliederdichter. Tübingen, 1828. 17½ Sgr.

XVII. Paul Gerhardt.

1. Vertrauen auf Gott.

„Befiehl du deine Wege."

(Wackernagel, P. Gerhardts geistl. Lieder. Nr. 66. Becker, P. Gerhardts geistl. Lieder. S. 293. — Lüben und Nacke, Lesebuch. III. Thl. Nr. 168.)

1. Erläuterungen.

1. Str. „Befiehl du deine Wege." Befehlen hat hier den Sinn von anvertrauen; so befiehlt z. B. der Sterbende seine Seele Gott. — Unter der Menschen Wege versteht man bildlich die Art und Weise, wie es Jemandem ergeht (Hiob 23, 10; 33, 21); Gottes Wege (Str. 4) sind die von seiner Weisheit und Liebe ganz eigenthümlich gewählten, oft von Menschen unerkannten Mittel, Werkzeuge und Schicksale, deren er sich bedient, um die Menschen ihrer Bestimmung näher zu führen (Jes. 55, 8. Röm. 11, 33); die Wege der Wolken u. s. w. sind die von ihnen durchmessenen Lufträume; sie werden Bahnen genannt, wenn sie nach ein und derselben Richtung und in bedeutender Breitenausdehnung gehen. Der Lauf der Wolken ist die größere oder geringere Geschwindigkeit, mit welcher sie einen bestimmten Raum durchmessen.

V. 2. „was dein Herze kränkt" (krank macht), was dir tiefen Kummer verursacht.

V. 3. „der den Himmel lenkt", der alle Weltkörper nach bestimmten Gesetzen sich bewegen läßt.

2. V. 5. Sorgen und Grämen. Der Sorgende sucht durch Nachdenken über sein Uebel Mittel und Wege zur Beseitigung desselben aufzufinden; der sich Grämende fühlt nur den ihm durch das Uebel verursachten Schmerz, ohne den Willen oder die Kraft zur Auffindung tröstender und heilender Mittel zu besitzen.

V. 6. Selbsteigene Pein ist Pein, die man sich selbst zufügt, hier: das selbstquälerische Verharren bei dem Gedanken an ein Uebel. Vielleicht gedenkt der Dichter auch jener freiwilligen Bußübungen und Kasteiungen, wie sie Mönche und Einsiedler sich auferlegten.

V. 7. „Läßt Gott ihm (sich) gar nichts nehmen" u. s. w. Nicht durch Sorgen und Grämen wird ein Uebel gehoben, sondern durch vertrauensvolles Gebet zu Gott um Beseitigung desselben.

3. V. 4. „Dem sterblichen Geblüt“, der hinfällige, aus Fleisch und Blut bestehende Mensch. Geblüt im eigentlichen Sinne des Wortes ist die ganze Masse des in einem Körper umlaufenden Blutes.

V. 5. „erlesen“, dichterischer Ausdruck für auslesen, auswählen.

V. 7. „Und bringst zum Stand und Wesen.“ Eine Sache zu Stande bringen heißt, sie in einen geordneten, fertigen, vollkommenen Zustand versetzen, sie ausführen. Unter dem Wesen eines Dinges versteht man das wahrhafte Sein, die wahre innerliche Beschaffenheit oder eigenthümliche Natur eines Dinges, die es zu dem macht, was es ist, auch: die Wesenheit. „Zum Stand und Wesen bringen“ heißt also: zur Vollendung bringen, daß es so geschieht, wie es geschehen soll.

4. V. 1. „Weg' hast du allerwegen“, Gott hat überall Wege, seine Menschenkinder zu führen; auch fehlt es ihm nicht an „Mitteln“, solche Wege auszuführen.

V. 4. „Dein Gang ist lauter Licht.“ So wie das Licht durch seinen Schein und seine Wärme Segen verbreitet, so auch verbreitet Gottes Gang, d. h. sein unsichtbares, aber allgegenwärtiges Walten Heil und Segen, indem es des Menschen Verstand erleuchtet und sein Gemüth erwärmt.

V. 5. „Dein Werk kann Niemand hindern“, was du vorhast, kann Niemand weder verzögern noch gänzlich zerstören.

V. 8. „ersprießlich“, nützlich, heilsam, förderlich, zum Besten dient.

5. V. 1. „alle Teufel“, alle bösen Mächte.

V. 2. „Hier wollten widerstehn“, bei dem Werke und in der Arbeit Gottes widerstreben wollten.

V. 4. „Gott nicht zurücke gehn“, wird seinen ewigen Rathschluß nicht ändern.

V. 5. Zweck und Ziel. Alles, was durch Mittel erreicht werden soll, ist Zweck. Das Kind benutzt den Unterricht und erreicht dadurch den Zweck, ein für das Leben brauchbarer, gebildeter Mensch zu werden. Gott hat bei der oft unerklärlichen Führung der Menschen stets den Zweck, sie für das Himmelreich zu erziehen. Erscheint uns der Zweck, den wir bei Ausführung einer Sache haben, als der Punkt, auf den wir unverwandt hinblicken und über den hinaus unser Streben nicht reicht, so nennen wir ihn Ziel. „Zu seinem Zweck und Ziel“ heißt hier: zu seiner Bestimmung und Vollendung kommen.

6. V. 1. „arme Seele“, leidende, trostbedürftige Seele.

V. 3—5. „Gott wird dich aus der Höhle“ u. s. w. Ein sehr schönes Bild. Die Seele, als ein sinnliches Wesen gedacht, sucht den Schlägen des Schicksals zu entfliehen. Ruhelos

vom Kummer hin und her getrieben, verbirgt sie sich in einer Höhle. Aber mit tröstendem Worte tritt der Dichter herzu: Ueberlaß dich nicht hoffnungslosem Schmerze, sei unverzagt; denn Gott wird nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit dich deinem Elende entrücken, dich wieder in einen glücklichen Zustand versetzen. — Diese Lesart: „Da dich der Kummer plagt", ist nicht richtig; es heißt im Original „jagt."

V. 8. „Die Sonn' der schönsten Freud'." Die Errettung aus der Kummer-Höhle wird mit dem Aufgang der Sonne verglichen, welche die Schatten der Finsterniß vertreibt.

7. Der Dichter fährt in seinem ermunternden Zurufe fort, indem er der gedrückten Seele räth, ihren Schmerzen und Sorgen „Gute Nacht" zu sagen, sich von ihnen loszumachen, sie einschlummern zu lassen.

V. 7. „Gott sitzt im Regimente", er regiert die Welt, leitet die Schicksale der Menschen.

8. V. 3—8. „Und wird sich so verhalten" u. s. w. Das Ganze ist ein Satz und hat den Sinn: Du wirst dich wundern, wenn du siehst, wie Gott deine dich so bekümmernde Sache auf wunderbare Weise zum Besten führt. Der Strophe liegt auch der Spruch zu Grunde: Jes. 28, 29. Sein Rath ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.

9. V. 2. „Mit seinem Trost verziehn", mit der glücklichen Wendung deines Schicksals noch warten, nicht sogleich mit Trost nahe sein.

V. 3. „an seinem Theile", was ihn betrifft.

V. 4 u. 5. „Als hätt' in seinem Sinn er deiner sich begeben", als hätte er seine Gedanken von dir abgewendet, dich aufgegeben, aufgehört, für dich zu sorgen.

V. 7. „In Angst und Nöthen schweben." Wie der Vogel in freier Luft, zwischen Himmel und Erde schwebt, so schwebt der Mensch gewissermaßen auch in einem unsichtbaren Elemente, das ihm, weil es von allen Seiten auf ihn einwirkt, weder gestattet, sich gen Himmel zu erheben, noch auf der Erde festen Fuß zu fassen, und zur Ruhe zu kommen.

10. „Wird's aber sich befinden", ergeben, herausstellen.

V. 3. „So wird er dich entbinden", von deiner Angst losbinden, befreien.

V. 5. „Er wird dein Herze lösen", erlösen, losmachen.

V. 7 u. 8. „Die du zu keinem Bösen bisher getragen hast", die dir nicht zu deinem Schaden von Gott auferlegt worden ist.

11. V. 1. „Kind der Treue", ein Mensch, der fest auf Gott vertraut und aus diesem Vertrauen geläutert hervorgegangen ist.

V. 2—4. „Du hast und trägst davon — — den Sieg", nämlich über die erduldete Angst und Noth, „und Ehrenkron", nämlich am Tage des Gerichts als Preis des Siegs. — „Dank-Geschrei", mit lautem Dank.

V. 5. „Gott giebt dir selbst die Palmen" u. s. w. Der Palmen bediente man sich im Morgenlande beim ehrenvollen Empfange vornehmer Personen (Neh. 8, 15. 1 Macc. 13, 51 u. a.). Der Dichter stellt also bildlich dar, daß der vertrauensvoll Gott Anhängende nach überstandener Prüfung ehrenvoll belohnt werden soll.

12. V. 3. „Stärk' uns're Füß' und Hände." Füße und Hände, als Sinnbilder unseres Thuns und Handelns, also: Gieb uns Kraft, nach deinem Gebote zu handeln.

V. 5 u. 6. Sich Gottes Pflege und Treue empfehlen heißt, sich seiner dauernden Obhut und Fürsorge übergeben.

2. Inhalts-Angabe der einzelnen Strophen.

1. Str. Uebergieb dich ganz der treuen Leitung Gottes, der Himmel und Erde lenkt und regiert.

2. Aus den Nöthen dieses Lebens hilft nur vertrauensvolles Aufblicken zu Gott.

3. Gott allein weiß, was uns nützt oder schadet; was er zu unserm Heile erwählt, das führt er auch aus.

4 u. 5. Nie fehlt es ihm dazu an Mitteln; nichts kann ihn an der Ausführung seiner segensvollen Werke hindern, selbst nicht der Widerstand des Teufels.

6 u. 7. Darum soll unsere Seele unverzagt der göttlichen Regierung vertrauen und allen Sorgen sich entschlagen.

8. In seiner Weisheit wird er selbst dann helfen, wenn alle Rettung unmöglich scheint.

9 u. 10. Anfangs wird es zwar scheinen, als hätte er deiner ganz vergessen; wenn du aber vertrauensvoll an ihn glaubst, so wird er dich erretten, eh' du's denkst.

11. Dein Vertrauen wird belohnt werden, dein Leid in Freude sich verwandeln.

12. Darum befreie uns, Gott, von aller Noth, und stärke unser Vertrauen auf dich, so werden wir gewiß zum Himmel eingehen.

3. Gliederung.

Das Lied besteht aus drei Haupttheilen, die sich durch die Anfangswörter der einzelnen Strophen abgrenzen, nämlich:

1) die Aufforderung: Befiehl dem Herrn deine Wege! Str. 1—5,
2) die Ermahnung: Hoffe auf ihn! Str. 6—8, und
3) die Gewißheit: Er wird's wohl machen. Str. 9—11.

Hieran knüpft sich noch Str. 12: das Schlußgebet um Erlösung und Stärkung bis ans Ende.

4. Angabe des Grundgedankens.

Aus jeder Strophe dieses trostvollsten aller Kirchenlieder tritt uns die glaubensvolle Mahnung entgegen: „Vertraue auf Gott!" Mit diesem Gedanken beginnt und schließt das Lied, und selbst äußerlich ist es uns dadurch vor Augen gestellt, daß die Anfangsworte jeder einzelnen Strophe zusammen den Spruch bilden: Psalm 37, 5: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen *)."

5. Form der Darstellung.

Das Lied ist in achtzeiligen Strophen geschrieben. Die Verse haben drei, seltener vier Hebungen. Die sich kreuzenden Reime sind abwechselnd weiblich und männlich. Mit geringen Ausnahmen (Str. 3 dein statt deine, Str. 4 Weg statt Wege, Str. 10 wengsten statt wenigsten, Str. 11 Dankgeschreie statt Dankgeschrei) ist die Sprache wohllautend, fließend und ungekünstelt. Was der Verfasser dachte, entströmte in voller Ursprünglichkeit dem gläubigen Herzen und geht eben deshalb auch wieder zu Herzen.

Die Melodie des Liedes „Herzlich thut mich verlangen" war ursprünglich die Melodie eines weltlichen Liedes von einem der größten Tonsetzer des 16. Jahrhunderts, von Hans Leo Haßler aus Nürnberg, und findet sich als solche zuerst in einer Liedersammlung desselben vom Jahr 1601. Paul Gerhardt legte sie auch seinem Passionsliede „O Haupt voll Blut und Wunden" unter, weshalb sie häufig nach diesem benannt wird. Sie gehört zu den ausdrucksvollsten, erhabensten Melodien unserer Kirchenlieder.

---

*) Ein Gedicht, dessen Strophen oder Verse mit Wörtern oder Buchstaben beginnen, die zusammengestellt Sätze oder Namen bilden, zu welchen der Inhalt des Ganzen in einiger Beziehung steht, nennt man Akrostichon (Namengedicht, Leisten-Verse).

6. Lesevortrag.

Wenn gleich die rechte Stimmung beim Lesen des Liedes auch den rechten, d. h. den ernsten, feierlichen, vertrauensvollen Gebets-Ton treffen wird, so erfordert der Vortrag desselben doch eine genaue Abwägung der Betonung im Einzelnen, da sonst die schönen Gegensätze in fast allen Strophen nicht genau sich herausstellen möchten. Wir machen namentlich auf folgende aufmerksam:

Str. 1. Wolken, Luft und Winden — dein Fuß. Str. 2. Herrn, sein Werk — dein Werk. Sorgen, Grämen, selbsteigner Pein (Steigerung) — erbeten. Str. 3. gut sei — schade. Str. 4. Thun — Segen. Gang — Licht. Werk — hindern. Arbeit — ruhn. Str. 5. Teufel, widerstehn — Gott, zurücke gehn. Str. 7. Du, Alles führen — Gott führet Alles. Str. 8. Hinaus geführet — bekümmert. Str. 9 u. 10. In der 9. Strophe, die, sowie die beiden ersten Verse der 10., Vordersätze bilden, muß der Ton sich fort und fort steigern, bis er in dem 3. und 5. Verse der 10. Strophe seine größte Stärke erreicht. Str. 11. Freudenpsalmen — Leid.

Ferner sind die Appositionen: O Vater! (Str. 3) O du arme Seele! (Str. 6) Du Kind der Treue! (Str. 11), die so geeignet sind, den rührenden Ausdruck des Ganzen noch zu heben, nicht zu übersehen. Die Betonung weiterer einzelner Wörter ergiebt sich leicht nach geschehener Erläuterung.

7. Zur Geschichte des Liedes.

Die Umstände, unter denen dies Lied gedichtet worden, sollen folgende gewesen sein:

Gerhardt, ein gar gewissenhafter Mann, der fest an seinem Glauben hielt, wollte sich durch seinen Kurfürsten, der dem reformirten Bekenntniß zugethan war, den Mund nicht schließen lassen, frei und offen gegen die reformirte Lehre zu zeugen. Deshalb wurde er im Jahre 1666 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Da mußte er nun mit Weib und Kindern, ohne Aussicht auf anderweitige Versorgung, den Wanderstab ergreifen. Er zog seinem alten Vaterlande, Sachsen, zu. Unterwegs kehrte er in einer Herberge ein, wo der Kummer sein treues Weib so überwältigte, daß sie ganz zu Boden gedrückt war und sich gar nicht mehr fassen konnte. Gerhardt aber, in starkem Gottvertrauen, sprach ihr Trost zu und sagte ihr den schönen Spruch vor, mit dem auch einst Joh. Bugenhagen, Luthers treuer College zu Wittenberg, in seinen Kümmernissen sich jedesmal getröstet hatte: „Befiehl dem Herrn deine Wege ꝛc." Darauf ging er hinaus in den Garten, der hinter dem Hause war, setzte sich unter

einen Apfelbaum und dichtete dies herrliche Lied. Nachdem er das Lied vollendet hatte, brachte er es seiner bekümmerten Ehefrau, der es zu großem Troste gereichte, als er es ihr mit kräftiger Stimme vorlas. Selbigen Abend noch traten zwei fremde Herren in die Wirthsstube ein, da Gerhardt und die Seinen saßen. Die ließen sich in ein Gespräch ein mit der kummervollen Familie und sagten sie seien zwei Abgeordnete des Herzogs Christian von Merseburg. Im weitern Verlauf ihrer Unterhaltung kam es endlich heraus, daß sie nach Berlin reisen müßten, um einen gewissen Gerhardt, einen abgesetzten Prediger, nach Merseburg einzuladen. Welche Freude, welches Staunen, als die flüchtige Familie das vernahm! wie schnell hatte es der Herr, dem sie ihren Weg befohlen, nun wohl gemacht und ihnen mit einem Mal die Sonne der schönsten Freude aufgehen lassen! Gerhardt gab sich sogleich zu erkennen, und jene zwei überreichten ihm nun ein Handschreiben des Herzogs, in welchem ihm bis zu seiner Wiederanstellung ein ansehnliches Jahrgeld zugesichert war. Mit Thränen der Rührung wandte sich hierauf Gerhardt zu seiner Frau, hielt ihr das Schreiben hin und sprach: „Siehe, wie Gott sorget! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege 2c.?" — In der Folge kam nun dieses Lied, das bald nachher gedruckt wurde, dem Kurfürsten in die Hände und gewann seinen Beifall. „Wer mag der Mann sein, der dieses schöne Lied gemacht hat?" fragte er. „Es ist Gerhardt", war die Antwort, „den Euer Durchlaucht haben des Landes verweisen lassen." Jetzt bereute der Kurfürst sein ehemaliges hartes Urtheil und hätte Gerhardt gern wieder geholt, wiewohl zu spät, denn derselbe hatte nun wieder ein Amt und Brod zu Lübben in der Niederlausitz, wo er seit dem Jahre 1669 als Archidiakonus angestellt war *).

Wahr mag es nun sein, daß Gerhardt seine Frau einst in irgend einer Kümmerniß mit solchem Liede getröstet hat, und bestätigt ist es auch, daß der große Kurfürst nachmals Gerhardt's geistliche Lieder sehr hoch hielt und besonders dieses Lied immer im Munde und im Herzen geführt hat; die übrigen Umstände aber sind alle sagenhaft. Denn dieses Lied kommt schon im J. 1656 gedruckt vor, als noch an keine Absetzung Gerhardt's von seiner Berliner Predigerstelle zu denken war; selbst aber nachdem er im J. 1666 seines Amtes entsetzt war, lebte er bis zu seiner Abreise nach Lübben im J. 1669 ruhig und ohne Nahrungssorgen, im Genuß des Beichtgeldes und von der Bürgerschaft unterstützt, in Berlin. Auch hatte er seine Frau schon zu Ostern 1668 durch

*) Die Sage ist poetisch sehr schön bearbeitet von Schmidt v. Lübeck. S. Lesebuch von Lüben und Nacke, V. Thl. Nr. 100.

den Tod verloren, ehe er noch Berlin verließ und nach der Stadt Lübben zog, die allerdings im Gebiet des Herzogs von Merseburg lag.

Wahrscheinlich dichtete Gerhardt das Lied gegen Ende Mai 1657. Im Januar dieses Jahres war ihm ein Töchterlein gestorben. Dieser Verlust und vielfache Nahrungssorgen wirkten namentlich sehr nachtheilig auf Gerhardts Frau ein und machten sie zuletzt ganz schwermüthig. Gerhardt sah ihren herben Kummer und erinnerte sie an den schönen Spruch Ps. 37, 5: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn.“ Von der Fülle und Wahrheit dieses Bibelwortes aber selbst mächtig ergriffen, ging er in den Garten hinaus und dichtete dort auf einer Bank sitzend das Lied. Er brachte es der bekümmerten Hausfrau, las es ihr vor und tröstete sie damit. Am Abend meldete sich ein gewisser H. Martin Richter mit einem Schreiben des Berliner Magistrats an. Es enthielt die einstimmige Wahl Gerhardts zum Diakonus an der St. Nicolai-Kirche zu Berlin, verbunden mit der Bitte, die Wahl anzunehmen und sich womöglich bis Mitte Juli in Berlin einzufinden. Mit Thränen in den Augen las Gerhardt das Schreiben und überreichte es seiner Gattin mit den Worten: „Siehe, wie Gott sorgt! Sagte ich Dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen?“

Von der religiösen Bedeutung, welche dieses Lied im Laufe der Zeit gewann, sind uns viele Zeugnisse aufbewahrt worden. Wir theilen nur einige Züge mit:

In dem schlesischen Feldzug von 1806 auf 1807 drang in das Pfarrhaus eines schlesischen Dorfes ein Haufe von etwa 30 Dragonern der deutschen Contingentstruppen stürmisch ein. Sie bedrängten den Pfarrer mit seiner Familie sehr hart. Ein dabei befindlicher Obristlieutnant begehrte allerlei Erfrischungen für seine Leute, die der Pfarrer anzuschaffen außer Stande war. Nun fügte derselbe gar schwere Drohungen hinzu, falls nicht das Gewünschte in drei Stunden angeschafft sei. Man durchsuchte das ganze Haus; Alles war schon aufgezehrt. Da nahm Amalie, die Tochter des Pfarrers, als sie den großen Schmerz der Eltern sah, ihre Harfe und sang dieses Lied. Noch hatte sie den Gesang nicht geendet, als sich die Thüre öffnete und der Obristlieutnant leise hereintrat. Er winkte dem erschrockenen Mädchen zu, fortzufahren, und als sie geendet, sprach er ganz milde und sichtlich gerührt: „Frommes Kind, ich danke Ihnen für den schon lange entbehrten Genuß solcher Erbauung. Sei'n Sie ruhig, in drei Stunden befreie ich Sie von ihren Drängern, deren Keiner mit einer Drohung oder Forderung Sie mehr belästigen soll.“ Früh um die dritte Stunde zogen die Dragoner ab.

Dieses Lied nahmen die Deutschen auch über den atlantischen

Ocean nach Amerika mit, und als der Grundstein zu der ersten lutherischen Kirche zu Philadelphia im Staate Pennsylvanien am 2. Mai 1743 gelegt wurde und am 20. Octbr. desselben Jahres der erste lutherische Prediger Amerika's, Heinrich Melchior Mühlberger, die erste Predigt darin beim Einweihungsgottesdienste hielt, wurde dasselbe angestimmt und damit die evangelische Kirche und ihr Gedeihen in der neuen Welt dem Herrn befohlen.

Noch ist aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer schönen Sitte zu erwähnen, die damals auf dem Gymnasium zu Schleusingen anzutreffen war. So oft nämlich dort ein gewesener Schüler nach gehaltener Abschiedsrede fortzog, begleiteten ihn seine Mitschüler mit diesem schönen Gesang zur Stadt hinaus*).

8. Vergleichung des Liedes mit Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott."

Gläubiges Gottvertrauen spricht sich in beiden Liedern als Grundgedanke aus, aber bei Luther entsprang das Vertrauen aus dem Glauben an die Versöhnung durch Christum, bei Gerhardt aus dem Glauben an die Liebe Gottes. Während Gerhardt diesen Gedanken fast ausschließlich als eine Mahnung sich oder einem Mitchristen vorhält und in Betrachtungen über die göttliche Vorsehung sich ergeht, ertönt er aus dem ganzen Luther'schen Liede als ein Losungswort des gesammten Protestantismus heraus als die Parole im Gottesstreite gegen Welt und Teufel. Darum berührt uns der Glaubensmuth Luthers in seinen kraftvollen, schlagenden Aeußerungen viel unmittelbarer, als der mehr ruhig und reflectirend erscheinende des Gerhardt. Es läßt sich dies leicht aus den äußeren Veranlassungen erklären, welche beide Lieder schufen. Von dem Gerhardt'schen können wir nicht bestimmt behaupten, daß es auch nur eine mittelbare Frucht der damaligen Kämpfe zwischen Lutheranern und Reformirten gewesen sei, wenigstens bietet der Inhalt des Liedes keinerlei Veranlassung zu dieser Behauptung dar; das Luther'sche Lied dagegen entstammte einer Zeit der großartigsten geistigen Erhebung fast eines ganzen Volkes, und der Dichter befand sich als Führer an der Spitze der Bewegung, durchdrungen von der weltgeschichtlichen Bedeutung einer Sache, der er sein Leben zu opfern nicht anstand. Darum

---

*) S. Koch a. a. O. II. pag. 281 ff. Die Sage ist vom Superintendenten F. Chr. Fulda im Hallischen patriotischen Wochenblatte, Jahrgang 1799, S. 143 ff. erzählt.

erhielt auch sein Lied, das durch Zeit und Umstände recht eigentlich zum Feldgeschrei des kämpfenden Protestantismus bestimmt war, eine größere Bedeutung für die protestantische Kirche als Gemeinschaft bekennender Glaubensgenossen, während Gerhardt's Lied, auf dem allgemeinen christlich-religiösen Standpunkte stehend, von geringerer Bedeutung für den Protestantismus wurde.

Beide Lieder beruhen ferner auf biblischer Grundlage und athmen den biblischen Geist; doch das Luther'sche in einem höhern Grade, als das Gerhardt'sche, sowie jenes auch in der Ausdrucksweise, namentlich in dem Gebrauche der Bilder mehr an die Bibel erinnert, als dieses. Dort finden wir einen ganzen Psalm, aber nach neutestamentlicher Anschauungsweise in schlagender Kürze, hier nur einen einzelnen, aber lang ausgesponnenen Vers poetisch wiedergegeben. Endlich ist auch die Melodie beider dem Inhalte treffend angepaßt, nur daß auch wieder die Luther'sche, als die zugleich mit dem Text geschaffene, ursprünglicher und unmittelbarer wirkt.

2. Sommergesang.

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'."

(Wackernagel, P. Gerhardt's geistliche Lieder. Nr. 103. Becker, P. Gerhardt's geistliche Lieder, S. 426. Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Nr. 17.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1. „Geh aus, mein Herz." So redet der Dichter sich selbst an. Nicht mit dem prüfenden, klügelnden Verstande will er die Natur betrachten, sondern mit dem Gemüth sich in sie versenken.

V. 5 u. 6. „Und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben." Statt mir und dir würden wir jetzt sagen: für mich und für dich. Uebrigens ist die Anhäufung von Wörtern mit ein und demselben Vokal (i) unschön und deshalb zu tadeln.

2. V. 6. „Als Salomonis Seide." Der Farbenschmuck der Blumen ist schöner, als die Seide Salomo's. Matth. 6, 29. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine.

3. V. 6. „Berg, Hügel, Thal und Felder." Die Folge der zur Anschauung gebrachten Theile der Landschaft ist zu beachten. Vom Berge herab führt uns der Dichter über den Hügel ins Thal und das daranstoßende Feld.

4. V. 6. „Ins tiefe Gras." Da hier der Gegensatz

von Höhe und Tiefe hervorgehoben werden soll, so muß man sich das Gras als tief unten im Thale befindlich denken. Aus den höher liegenden Wäldern kommt das Wild herab, um auf den Thalwiesen zu weiden. Ohne den bestimmt hervorgehobenen Gegensatz könnte man sich unter tiefem Grase auch langes, hoch emporgeschossenes denken.

5. V. 2. „malen sich", schmücken sich.

V. 3. „schattenreiche Myrthen", die in der deutschen Landschaft natürlich fehlen, aber durch Weidengebüsch ersetzt werden.

8. V. 3. „Erweckt mir alle Sinnen", begeistert mich, versetzt mich in dichterische Stimmung.

V. 5. „was dem Höchsten klingt", wohlgefällt, ihn preist.

V. 6. „Aus meinem Herzen rinnen", hervorquellen.

9. Den Himmel vergleicht der Dichter mit Rücksicht auf seine scheinbare äußere Gestalt mit einem „reichen Zelte"; er nennt ihn ein „goldenes Schloß", um dadurch den glückseligen Aufenthaltsort der Dahingeschiedenen sinnlich zu veranschaulichen.

10. V. 2. „Christi Garten", der Himmel als Aufenthaltsort der Seligen.

V. 4. „Seraphim" ist die Mehrzahl von Seraph und bezeichnet Engel höherer Art, die dem Throne Gottes näher stehen, als andere. Jes. 6, 2.

V. 5. „Mit eingestimmtem Mund und Stimm", im harmonischen Chorgesange.

V. 6. „Allelujah", oder Halleluja, lobet den Herrn! Hebräisch, von halal, preisen, und jàh, Abkürzung von Jehova.

11. V. 2. „Ach süßer Gott" sagt der Dichter in dem Gedanken an die Liebe Gottes, die so angenehme Empfindungen in ihm erweckt.

V. 3. „meine Palmen" Vergl. die Erläuterung zur 11. Str. des vorigen Liedes, S. 225.

12. V. 2. „dieses Leibes Joch." Im eigentlichen Sinne versteht man unter Joch die hölzerne Vorlage (das Gestell) am Halse der Ochsen, an der man die Stränge zu befestigen pflegt, im uneigentlichen Sinne jede harte Bedrückung und schwere Last. Obige Worte bedeuten also s. v. a. das Elend dieses Lebens.

V. 6. „Zu deinem Lobe neigen", geneigt sein, Gott zu preisen.

13. V. 3. „Daß ich dir stetig blühe" u. s. w. Der Dichter wünscht, daß er durch seinen Glauben Gott erfreuen möge, so wie ein Gewächs durch seine herrliche Blüthe den Gärtner erfreut. Wie aber eine Blüthe ohne Frucht nur wenig Werth hat, so auch der Glaube ohne Glaubensfrüchte. Eine Frucht kann nur in der Wärme des Sommers sich entwickeln; deshalb erbittet

sich der Dichter zur Erzielung der Glaubensfrüchte den Sommer seiner Gnade, d. h. die Milde und Geduld Gottes, gegenüber der menschlichen Schwachheit.

14. führt das Bild noch weiter aus, indem sich der Dichter in biblischem Sinne und Geiste (Matth. 7, 17) mit einem Baume, einer schönen Blume und einer Pflanze vergleicht.

V. 3. „bekleiben" (kleben bleiben), anwurzeln, Wurzel.

15. V. 1. „Erwähle mich zum Paradeis", für das Paradies.

V. 2. „Und laß mich bis zur letzten Reis'", zur Todesstunde, zur Reise in den Himmel.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Str. Der Dichter ermuntert sich selbst zur freudigen Betrachtung der Schönheit des Sommers.

2. Schilderung des sich entwickelnden Pflanzenlebens.

3. u. 4. Schilderung des Lebens der Vögel in Feld, Wald, am Hause und im Hofe, so wie das des Wildes im Gebirge.

5. u. 6. Schilderung der Wiesen mit ihren muntern Bächen, den lustigen Heerden und den umherschwärmenden Bienen. Der Saft des Weinstocks entwickelt sich mehr und mehr.

7. Alles freut sich über das gewaltige Wachsen des Weizens und preis't den gütigen Gott.

8. Der Dichter fühlt sich deshalb gedrungen, mit einzustimmen in das Lob Gottes.

9.—11. Er schließt aus der Herrlichkeit dieser Erde auf diejenige des Himmels und wünscht, dort zu sein, um Gott nach der Weise der Engel preisen zu können.

12. Indessen will er überall Gott loben.

13.—15. Schließlich bittet er um Gottes Geist und Segen, damit er ein gläubiger und frommer Mensch werde und Gott ewig dienen könne.

3. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht zerfällt in zwei leicht erkennbare Theile, deren Inhalt durch eine einleitende Strophe (1. u. 8.) angedeutet wird. In dem ersten Theile (Str. 1—7) sehen wir den Dichter im Drange seines Herzens hinauseilen in Gottes herrliche Welt, um sich an den Gaben des Schöpfers zu erfreuen. Das Haus mit seiner drückenden Enge bleibt hinter ihm; er tritt in den Garten und betrachtet mit Entzücken die belaubten Bäume, den grünenden Rasen und die schön gefärbten Narzissen und Tulpen. Aber er eilt weiter. Vor ihm liegt eine reizende Landschaft ausge-

breitet, reizend durch den Wechsel von Berg und Thal, Wald und Feld, durch den heraufdämmernden Morgen, dessen Stille nur erst die vereinzelten Stimmen früh erwachender Singvögel unterbrechen. Die Lerche steigt jubelnd auf, Schwärme wilder Tauben rauschen nach den fernen Wäldern, und der liebliche Gesang der Nachtigall übertönt Alles. Nach und nach wird es heller. Des Dichters Weg führt an einem Dorfe vorbei, in welchem es bereits lebendiger geworden ist; denn die Henne führt ihre Küchlein ins Freie, der Storch auf dem Dache baut an seinem Hause, die Schwalbe fliegt nach Futter aus für ihre Jungen, und der Hirt ist bereits mit seiner Heerde ausgezogen, da ihn der Dichter später auf der Wiese findet, die gewiß auch dem Storche seine Nahrung liefert. Ein rauschender, von dichtem Gebüsch umsäumter Bach leitet dorthin. Hirsche und Rehe haben die höher liegenden Wälder verlassen und springen lustig im Grase umher. Und nun ist die Sonne völlig heraufgestiegen, die Blüthen der Wiesengewächse haben sich den wärmenden Strahlen erschlossen, und Schaaren summender Bienen fliegen von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln. In dem nahegelegenen Weinberge beginnen die Reben unter dem Einflusse der Sonnenwärme zu grünen und zu treiben, und weiterhin prangt ein Weizenfeld in strotzender Fülle. Hier hält der Dichter in seiner Morgenwanderung inne. Ein Gespräch munterer Landleute, die in der Frühe des Morgens zur Feldarbeit gegangen sind, weckt ihn aus seinen stillen Betrachtungen. Er hört, wie sie Gottes Güte preisen, der auf's Neue seinen reichen Tisch gedeckt für Thiere und Menschen, und nun hält es ihn nicht länger; das übervolle Herz entlädt sich und strömt in dem allgemeinen Jubel auch seine Empfindungen aus.

Zweiter Theil. Von der Erde erhebt er sich zum Himmel. Die Sommerpracht dieser „armen Erde", „dieses Tropfens am Eimer", wie sie Klopstock in seiner „Frühlingsfeier" nennt, erweckt in ihm den natürlichen Gedanken, daß es unendlich herrlicher droben in dem „reichen Himmelszelte" und „güldenen Schlosse", in dem ewigen „Garten Christi" sein müsse, wo Tausende von Engeln Gottes Lob singen. Eine Sehnsucht, dort oben zu sein und mit einzustimmen in den Chor der himmlischen Heerschaaren, ergreift sein empfindendes Herz. Aber noch fühlt er des irdischen Lebens Bürde, und darum will er hier schon wie überall den Schöpfer preisen. Seine dem Himmlischen zugewendete Seele ergießt sich in gläubigem Gebete. Dem irdischen Sommer mit seinen Blüthen und Früchten entziehen sich seine Betrachtungen, um dem Sommer der göttlichen Gnade sich zuzuwenden, deren Segen er erfleht, damit auch er Glaubensfrüchte bringen, ein fest wurzelnder Baum und die schönste Blume in Gottes Garten werden könne. Den Rückweg nach dem heimischen Herde antretend,

gedenkt er der letzten Wanderung, Gott bittend, daß ihr Ziel das Paradies sein und daß er ihn bis dahin an Leib und Seele grünen lassen möge. Mit dem ausgesprochenen Entschluß, dann Gott hier und dort ewig zu dienen, beschließt der Dichter sein Lied.

Der Gedankengang in demselben ist ein durchaus einfacher, logisch fortschreitender, nirgends Lücken zeigender. Beide Theile stehen in genauer Beziehung zu einander und sind durch die mittelste Strophe auf natürliche Weise verbunden, so daß wir nicht gewaltsam aus der Betrachtung der Sommerfreude herausgerissen, sondern durch das ungesuchte Hinüberführen in das analoge, aber höhere geistige Gebiet nur feierlicher gestimmt werden. Dadurch erhalten die Reflexionen des zweiten Theiles einen Reiz, den sie andern Falls nach vorangegangener frischer, concreter Schilderung selten haben.

Eine Uebersicht der Gliederung des Liedes würde folgende Abschnitte ergeben:

I. Schilderung des Sommers. (Str. 1—7.)
 A. Einleitende Strophe. Entschluß, den Sommer im Freien zu betrachten. (Str. 1.)
 B. Die Wanderung. (Str. 2—7.)
  1. Der Sommer sorgt für das Gedeihen der Pflanzen. (Str. 2.)
  2. Der Sommer erfreuet die Thiere. (Str. 3—6.)
   a. Im Felde und Walde.
   b. Am Hause und im Hofe.
   c. Auf der Wiese.
  3. Der Sommer sorgt für den Menschen. (Str. 6 u. 7.)
   a. Er schafft Honig und Wein,
   b. das tägliche Brot.

II. Gedanken bei Betrachtung des Sommers. (St. 8—15.)
 A. Einleitende Strophe. Entschluß, Gott zu loben. (Str. 8.)
 B. Vergleichung des irdischen Sommers mit dem himmlischen. (Str. 9 u. 10.)
 C. Sehnsucht nach dem Letztern und erneuter Entschluß, Gott überall zu loben. (Str. 11 u. 12.)
 D. Gebet um Gottes Segen und Gnade. (Str. 13—15.)

4. Grundgedanke.

Die Betrachtung der Natur im Sommer begeistert zum Lobe Gottes und zur Betrachtung der himmlischen Freuden.

5. Form der Darstellung.

Die sechszeiligen Strophen sind zweigliederig. Jedes Glied besteht aus zwei vierfüßigen und einem dreifüßigen jambischen Verse. Erstere haben männliche, sich berührende, ungetrennte, letztere weibliche, umschlingende Reime. Die Schönheit des sprachlichen Ausdrucks wird nur selten durch Verkürzungen oder Verlängerungen von Wörtern (wie ihr in Str. 4 und selbsten in Str. 8) oder durch die gehäufte Aufeinanderfolge gleichlautender Vokale (s. Erläuterungen Str. 1) gestört. Die Einfachheit der Form, namentlich des ersten Theiles, bildet mit dem Stoffe selbst ein so inniges Ganzes, daß man dies Lied mit recht zu den *lieblichsten* Dichtungen Gerhardt's und des Ganzen 17. Jahrhunderts zählt.

Von der heitern Melodie desselben versichert Palmer, die Gesichter der Kinder sähen zweimal fröhlicher aus, so oft sie dieselbe anstimmen dürften. In einigen Gesangbüchern ist das Lied nach der Melodie: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn", zu singen aufgeführt.

6. Lesevortrag.

Der erste Theil des Liedes erfordert den ruhig-heitern Ton der Schilderung, während der zweite in Str. 8—10 zu begeisterten Ausrufungen sich steigert und von da ab allmählich in ernsten, flehenden Gebetston übergeht. Die richtige Betonung des Einzelnen ist ohne alle Schwierigkeiten.

Literatur. Ueber dies Lied ist ein besonderes Büchlein geschrieben, das den Titel führt: „Gerhardt'sche Sommerlust, oder erbauliche Erklärung des lieblichen Sommerliedes: „Geh aus, mein rc.", denen Gläubigen und Garten-Freunden, welche sich in und auf den Sommer dieses und jenes Lebens freuen, zu andächtiger Gemüthsbelustigung rc. von G. H. Götze, Dr. und der Lübeckischen Kirchen Superintendent. Lübeck, 1728."

Leben und Charakteristik Paul Gerhardt's.

1. Von Paul Gerhardt's Kindheit wissen wir weiter nichts, als daß er im Jahre 1606 (oder 1607) zu Gräfenhainichen, einem kleinen Städtchen im jetzigen Regierungsbezirk Merseburg, geboren wurde und der Sohn des dortigen Bürgermeisters war. Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges mögen nicht ohne Einwirkung auf seine äußern Lebensverhältnisse so wie auf seinen Charakter geblieben sein, wenigstens waren sie mittel-

bare Ursache, daß er noch im Jahre 1651, also in einem Alter von 45 Jahren, weiter nichts als Candidat der Theologie war und als Privatlehrer im Hause des Kammergerichts-Advokaten Andreas Berthold zu Berlin lebte. Mit dessen Tochter, Anna Maria, verheirathete er sich noch in demselben Jahre, weil er endlich auf die Empfehlung des Brandenburgischen Consistoriums eine Pfarrstelle zu Mittenwalde erhielt. Dort blieb er bis zum Jahre 1657 und folgte dann einem Rufe als dritter Diakonus an der St. Nicolaikirche nach Berlin. Bald wußte er sich durch gediegene Predigten und treue, herzliche Seelsorge die Achtung und Liebe seiner neuen Gemeinde zu erwerben; durch seine herrlichen geistlichen Lieder aber, die er schon während seines Privatstandes zu dichten angefangen hatte, verschaffte er sich nicht bloß in Berlin, sondern weit und breit einen geachteten Namen. In demselben Jahre jedoch, in welchem die erste Sammlung derselben erschien, 1666, wurde er seines, neun Jahre segensreich verwalteten Amtes entsetzt.

Gerhardt gehörte nämlich, wie sämmtliche Geistliche Berlins, zu den strengen Lutheranern der Wittenberger Schule und hielt es für seine Pflicht, einer damals vorgeschlagenen Vereinigung der verschiedenen christlichen Kirchen, welche des reformirten Kurfürsten Friedrich Wilhelm ganzen Beifall erhielt, entschieden entgegen zu arbeiten. Da er hierin von seinen lutherischen Amtsgenossen unterstützt wurde, so entbrannte bald auf allen Kanzeln ein heftiger Wortkampf; ja im Jahre 1661 führte man sogar im Gymnasium ein Schauspiel auf unter dem Titel: „Das heil. Abendmahl", bei welchem aller Witz aufgeboten wurde, um die Reformirten lächerlich zu machen. Diesen Feindseligkeiten auf gütlichem Wege ein Ende zu machen, veranstaltete der Kurfürst in dem Jahre 1662 und 1663 unter Leitung des Oberpräsidenten Schwerin in Berlin ein Religionsgespräch, das jedoch die Gemüther nur noch mehr erbitterte und es zu keiner Entscheidung kommen ließ. Deshalb erschien am 16. Sept. 1664 für die Geistlichen beider Parteien ein geschärftes Edict gegen Verunglimpfungen und Verketzerungen auf der Kanzel, in welchem zugleich alle diejenigen mit Amtsentsetzungen bedroht wurden, die sich nicht durch Ausstellung bündiger Reverse auf das Edict verpflichten wollten. Viele hundert Geistliche unterschrieben, obwohl mit Widerwillen, den Revers, aber Gerhardt weigerte sich dessen, nicht achtend des Volkswitzes, der den Ehefrauen der Pfarrherren die Worte in den Mund legte: „Schreibt, schreibt, lieber Herre, schreibt, auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!"

In dieser Zeit, nämlich im Sept. 1665, verlor er durch den Tod seinen hoffnungsvollen Sohn Andreas Christian; doch bewies der gläubige Liederdichter durch Abfassung des schönen Liedes:

„Du bist zwar mein und bleibest mein", daß er sich zu trösten wußte. Im folgenden Jahr traf ihn abermals ein harter Schlag; denn als er sich durchaus weigerte, den Revers zu unterschreiben, weil er in der Lehrfreiheit sich nicht wollte beschränken lassen, so wurde er seines Amtes entsetzt. Aber mit unerschrockenem Muthe rief er aus: „Es ist nur ein solches ein geringes Berlinisches Leiden; ich bin auch bereit, mit meinem Blute die evangelische Wahrheit zu besiegeln und als Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten." Die Bürgerschaft und die Gewerke Berlins, die ihren berühmtesten und liebsten Prediger nicht von sich lassen wollten, verwandten sich für ihn beim Magistrat und dieser beim Kurfürsten. Allein Alles war vergeblich, bis endlich auf Verwendung der Stände (1667) dem geprüften Manne die Unterschrift erlassen und er wieder in sein Amt eingesetzt wurde, wobei ihm jedoch der Kurfürst sagen ließ, Se. Durchlaucht lebten der gnädigsten Zuversicht, er werde auch ohne Revers sich den Edicten gemäß zu bezeigen wissen.

Diese gutgemeinte Bemerkung belastete aber gerade das Gemüth Gerhardt's auf's Schwerste, der sich dadurch für eben so gebunden erachtete, als durch eine Unterschrift. Er reichte deshalb schleunigst eine Vorstellung beim Magistrate ein, in welcher es u. A. hieß: „Mein Gewissen will mir darüber voller Unruh und Schrecken werden; was aber mit bösem Gewissen geschieht, das ist vor Gott ein Gräuel und zieht nicht den Segen, sondern den Fluch nach sich, womit aber weder meiner Gemeine, noch mir würde gerathen sein." Und an den Kurfürsten selbst schrieb er: „Sollte ich mich denn nun in dasjenige, dessen ich mich hiebevor aus höchst dringender Noth entzogen, auf's Neue wieder einlassen, würde ich mir selbst höchst schädlich sein und eben die Wunde, die ich vorher mit so großer Herzensangst von mir abzuwenden gesucht, nur, so zu reden, mit eigenen Händen in meine Seele schlagen. Ich kann nicht anders finden, als daß ich, wo ich so wieder in mein Amt treten sollte, Gottes Zorn und schwere Strafe auf mich laden würde."

Diese Erklärung hatte den gewünschten Erfolg. Gerhardt's Stelle wurde nun durch einen Andern besetzt, und in seiner Gewissenserleichterung dichtete er das Lied: „Ich danke dir mit Freuden." Da der Eintritt des Nachfolgers erst im Spätjahr 1668 erfolgte, so bezog Gerhardt bis dahin noch das Beichtgeld und die Accidenzien seiner alten Stelle, und von diesen Einnahmen, so wie von manchen Liebesgaben der Gemeine, ernährte Gerhardt sich und die Seinen. Im September dieses Jahres erhielt er einen Ruf als Archidiakonus nach Lübben, konnte jedoch den Umzug dorthin erst Ende Mai 1669 bewerkstelligen, woran theils Krankheiten in seiner Familie, theils weitläufige Verhandlungen

mit dem dortigen Magistrat Schuld waren. Seine Frau erlebte diesen Glückswechsel nicht mehr; denn schon im März 1668 starb sie und hinterließ dem Gatten ein einziges sechsjähriges Söhnlein; zwei waren ihm früher schon gestorben.

In Lübben wirkte er noch sieben Jahre lang zum Segen seiner neuen Gemeinde, obwohl er viel trübe Tage hatte und oft von großer Schwermuth befallen wurde. Dann erhob sich aber seine Seele auf den Schwingen des Liedes über alles Herzeleid dieser armen Erde.

Kurz vor seinem Ende setzte er für seinen vierzehnjährigen Sohn, Paul Friedrich, ein Testament auf, in welchem die Gedanken seines Liedes: „Ich bin ein Gast auf Erden", niedergelegt waren. In diesem Testamente giebt er seinem Sohne schließlich noch folgende Regeln:

„Die heilige Theologiam studire auf reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten und hüte dich ja vor Synkretisten (Vereinigern verschiedener Lehrmeinungen), denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu."

„In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes."

„Insonderheit:

1. thue nichts Böses, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben, denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen;

2. außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du dann, daß dich der Zorn erhitzet habe, so schweige stockstille und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast;

3. der fleischlichen, sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rathe frommer, getreuer und verständiger Leute;

4. thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenket hat und da er dich in der heil. Taufe zu seinem Kinde und Erben auf- und angenommen hat;

5. den Geiz fleuch als die Hölle, laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, obs gleich nicht allzuviel ist; beschert dir aber der liebe Gott ein Mehres, so bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauch des zeitlichen Guts bewahren wolle.

„Summa: Bete fleißig, studire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß be-

ständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt abscheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen."

Als er sein Ende fühlte, rief der sterbende Dichter den 8. Vers seines Liedes: „Warum sollt ich mich denn grämen", der also lautet: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöthen, schließt das Thor der bittern Leiden, und macht Bahn, da man kann gehn zu Himmelsfreuden", sich selbst noch ermunternd zu, und ging dann über die Wiederholung desselben am 7. Juni 1676 in seinem 70. Lebensjahre getröstet heim zu den „Himmelsfreuden." In der Kirche zu Lübben ließ man sein lebensgroßes Bildniß aufhängen mit der Unterschrift: „Theologus in cribro satanae versatus." (Ein Gottesgelehrter, im Siebe des Satans gerüttelt.)

2. Wir haben von Gerhardt im Ganzen 124 geistliche Lieder, von welchen außer den schon genannten die bekanntesten sind:

„Auf, auf mein Herz mit Freuden";
„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld";
„O Haupt voll Blut und Wunden";
„Herr Jesu, meine Liebe";
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt";
„Ich singe dir mit Herz und Mund";
„Ist Gott für mich, so trete";
„Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun";
„Ich preise dich und singe";
„Nun laßt uns gehn und treten";
„O Welt sieh hier dein Leben";
„O Jesu Christ dein Kripplein ist";
„Sollt ich meinem Gott nicht singen";
„Schwing dich auf zu deinem Gott";
„Wie soll ich dich empfangen";
„Zeuch ein zu deinen Thoren";
„Wohl dem Menschen, der nicht wandelt";
„Fröhlich soll mein Herze springen";
„Gott Vater, sende deinen Geist."

Die erste vollständige Ausgabe derselben besorgte J. G. Ebeling 1666 und 67 in Berlin in 10 Folioheften, jedes von 12 Liedern.

Gerhardt stand noch fest auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses; deshalb athmen seine Lieder noch den Luther'schen Geist. Aber schon finden wir in ihnen Spuren des Uebergangscharakters seiner Zeit, in welchem neben dem christlichen Gemeindebewußtsein sich das persönliche Gefühlsleben geltend machte. Mit ihm schließt die Reihe der streng kirchlichen Dichter. Diejenigen, welche nach ihm sangen, und von denen

Georg Neumark, 1621—1681, („Wer nur den lieben Gott läßt walten"),

Johann Frank, 1618—1677, („Herr ich habe mißgehandelt" — „Schmücke dich, o liebe Seele" — „Jesu meine Freude" — „Du o schönes Weltgebäude"),

Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, 1627—1667, („Jesus meine Zuversicht" — „Ich will von meiner Missethat"),

Samuel Rodigast, 1649—1708, („Was Gott thut, das ist wohlgethan"),

Joh. Georg Albinus, 1624—1679, („Alle Menschen müssen sterben" — „Straf mich nicht in deinem Zorn") und

Joh. Rist, 1607—1667, („O Ewigkeit, du Donnerwort" — „O Traurigkeit! o Herzeleid!" — „Werde munter mein Gemüthe"), die vorzüglichsten sind, singen nicht mehr im Namen und mit dem Mund der Kirche, sondern im Namen ihrer eigenen Person, und ihre Lieder betreffen nun weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr persönliche Herzenszustände und Lebensereignisse im Privatleben." („Daniel, in der Einl. zu seinem „evangel. Kirchengesangbuch." Halle, 1842.)

Wir können die Betrachtung der Gerhardt'schen Lieder nicht besser schließen, als mit einigen Sätzen aus der schönen Charakteristik, welche Gervinus (III. 353 u. ff.) von ihm giebt. Er sagt: Gerhardt ging auf Luthers echteste Weise wie kein Anderer zurück, nur so modificirt, wie es die Verhältnisse verlangten. Luthers Zeit gab der Glaube an die Gnade und das Versöhnungswerk, die Erlösung und Sprengung der Höllenpforten das gläubige Vertrauen; ihm giebt's der Glaube an Gottes Liebe. Bei Luther nahm der alte zornig aussehende Gott der Katholischen die himmlische Miene der Gnade und Barmherzigkeit an, bei Gerhardt ist der gnädige Gerechte ein mild liebender Mann, mit dem er traulich redet. Gerhardt ist durchgehend getrost und froh von Gemüthe; wie jene alten Volksdichter, ist er ungeheuchelt und unangestrengt fromm; gutartig und freundlich macht ihn die Seligkeit seines Glaubens; in Sprechart ist er gefällig, einfältig und wohlthuend, wie in seiner Denkart.

Literatur.

A. Lieder.

Seit dem Jahre 1649 fand man Gerhardt's Lieder zerstreut in einzelnen Gesangbüchern. 1666 und 1667 sammelte sie sein Freund, Joh. Georg Ebeling, Musikdirektor an der St.

Nicolaikirche zu Berlin, setzte sie in Musik und gab sie in zehn Dutzenden heraus.

Otto Schulz, Paul Gerhardt's geistliche Andachten, nach der ersten durch J. G. Ebeling (1666—67) besorgten Ausgabe, mit Einleitung rc. Berlin, 1852. 1⅔ Thlr.

K. F. Ph. Wackernagel, Paul Gerhardts geistliche Lieder, getreu nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wieder abgedruckt. Stuttgart, 1843. 15 Sgr.

Dasselbe Werk, neue Auflage in Taschenformat. Ebendaselbst. 1855. 13½ Sgr. Velinp. 24 Sgr.

C. F. Becker, Paul Gerhardts geistliche Lieder. Mit den Singweisen. Zweite Aufl. Leipzig, 1856. 2 Thlr.

B. Schriften über Gerhardt.

E. G. Roth, Paul Gerhardt nach seinem Leben und Wirken. Leipzig, 1829. 11¼ Sgr.

O. Schulz, Paul Gerhardt und der große Kurfürst. Berlin, 1840. 2½ Sgr. Rief eine Gegenschrift von Pischon und ein Sendschreiben an denselben von Schulz hervor. Berlin, 1841.

Langbecker, Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Berlin, 1841. 7½ Sgr.

Victor Strauß, Leben des Paulus Gerhardt. Bielefeld, 1844. 5 Sgr.

E. A. Wildenhahn, Paul Gerhardt, ein kirchengeschichtliches Lebensbild. Leipzig, 1845. 1½ Thlr.

F. W. Sommerlad, Paul Gerhardt. Ein Lebensbild für die reifere Jugend bearbeitet. Mit einem Titelbild. Leipzig, 1860. 16 Sgr.

J. F. Bachmann, Paul Gerhardt. Ein Vortrag. Nebst einem Anhange über die ersten Ausgaben der Praxis Pietatis Melica von Joh. Crüger sammt 18 darin enthaltenen Liedern P. Gerhardts. Berlin, 1863. ⅓ Thlr.

XVIII. Georg Neumark.

Trostlied.

„Wer nur den lieben Gott läßt walten."

(G. Neumarks Fortgepflanzter Lustwald I. 29. Lüben u. Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 18.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1. „Wer nur den lieben Gott läßt walten", seine Angelegenheiten von Gott läßt lenken, regieren.

V. 2. „allzeit", in allen Lagen des Lebens.

V. 3. „wunderlich erhalten", auf wunderbare Weise erhalten. Der Urtext lautet: „Der wird Ihn wunderlich erhalten."

V. 6. „Der hat auf keinen Sand gebaut", auf keinen unsichern Grund, vielmehr auf einen Felsen gebaut.

2. V. 2. „unser Weh und Ach", unser Klagen und Jammern.

3. V. 1. „Man halte nur ein wenig stille", fügte sich ohne Murren und Widerstreben in Gottes Willen.

V. 2. „Und sei doch in sich selbst vergnügt", in seinem Herzen.

4. V. 2. Urtext: „Er weiß wohl, wenn es nützlich sei", wann, zu welcher Zeit das Helfen und Erfreuen nützlich sei. Später hat man dafür gesetzt: „was uns nützlich sei."

V. 5. „eh wir uns versehn", ganz unerwartet.

5. V. 1. „Drangsalshitze", in der Zeit der höchsten Noth.

V. 3. Urtext: „Und daß Gott dem im Schooße sitze." Abänderung: „Und daß der Gott im Schooße sitze." So ist es unserer jetzigen Ausdrucksweise angemessener. Gott im Schooße sitzen heißt: von ihm ganz besonders geliebt, vielleicht gar Andern vorgezogen werden.

V. 4. „Der sich mit stetem Glücke speist", der beständig Glück hat und sich daran erquickt, wie der reiche Mann im Evangelio, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte (Luc. 16, 19).

V. 5. „die Folgezeit", die Zukunft.

V. 6. „Und setzet Jeglichem sein Ziel", dem Bedrängten wie dem äußerlich Beglückten.

6. V. 1. „schlechte Sachen", unbedeutende, leichte Sachen.

V. 2. „Alles gleich", das Eine so leicht wie das Andere.

V. 5. „Wundermann" wird Gott genannt, weil sein Thun und Walten oft wunderbar und unbegreiflich erscheint.

7. V. 1. „Singen", in guten Tagen Gott danken; „beten", in bösen Tagen seine Hülfe erflehen.

V. 3. „Und trau' des Himmels reichem Segen", hoffe auf Gottes Segen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Wer seine Angelegenheiten Gott leiten läßt, ihm vertraut, der darf seiner Erhaltung in der größten Noth gewiß sein.

2. Durch Jammern und Klagen über unser Unglück verschlimmern wir dasselbe.

3. Man füge sich ohne Widerstreben in Gottes Willen und sei überzeugt, daß er unsere Noth kennt.

4. Er weiß uns auch zu rechter Zeit durch seine Hülfe zu erfreuen und thut das, wenn er uns treu erfunden hat.

5. In der Noth dürfen wir nicht an Gott verzagen, nicht glauben, daß die äußerlich Glücklichen die Begünstigten seien; die künftigen Zeiten vermögen leicht eine Aenderung herbeizuführen.

6. Gott hat unsere Schicksale in der Hand und kann mit Leichtigkeit Angenehmes in Unangenehmes verwandeln, und umgekehrt.

7. Darum sei gottesfürchtig und pflichttreu, vertraue auf Gott, er wird dich nicht verlassen.

3. Gliederung.

Das Lied zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil, Str. 1—3, giebt an, wie sich das Gottvertrauen äußert, nämlich

a. in der freudigen Gewißheit unserer wunderbaren Erhaltung, Str. 1.

b. in der völligen Dahingabe aller unnützen Sorgen und maßlosen Klagen, Str. 2,

c. in der getrosten Ergebung in Gottes Willen, Str. 3.

Im zweiten Theile, Str. 4—6, wird gezeigt, worauf sich das Gottvertrauen gründet, nämlich darauf, daß

a. Gott sehr wohl weiß, was uns fehlt, und die rechte Zeit der Freude und Hülfe kennt, Str. 4,

b. alle unsere Schicksale in seiner Hand hat. Str. 5 u. 6.

Hieran schließt sich dann in Str. 7 die Aufforderung, auf Gott, als den rechten Helfer, seine Zuversicht zu setzen.

4. Grundgedanke.

Der Grundgedanke dieses Trostliedes läßt sich mit Ps. 55, 23: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, er wird dich wohl versorgen", bezeichnen. Des Dichters Wahlspruch: „Ut fert divina voluntas", d. i. „wie Gott will, so halt ich still", hat in diesem Liede seinen Ausdruck gefunden.

5. Geschichtliches.

Auf einer Reise von Königsberg über Danzig nach Hamburg war Neumark in letzterem Orte in so drückende Verhältnisse gerathen, daß er Alles, zuletzt sogar seine Gambe (Kniegeige), die er meisterhaft spielte und die ihn überall hin begleitete, versetzen mußte. Als jedoch die Noth am höchsten war, kam auch die Rettung; in Folge dringender Empfehlung und glücklich bestandener Prüfung nahm ihn der schwedische Resident Schering Rosenhan zum Secretair mit 100 Thlrn. Besoldung. Das erste empfangene Geld verwandte er zur Einlösung seines geliebten Instrumentes. Und hierauf soll er das schöne Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten" gedichtet und componirt und das erste Mal unter vielen Thränen gesungen und gespielt haben. — Hofrath Joh. Fr. Kind hat die Abfassungsgeschichte dieses Liedes besungen.

Leben und Charakteristik Neumarks.

1. Georg Neumark wurde am 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er von 1630—1640 auf dem Gymnasium zu Schleusingen. Um den Kriegsunruhen zu entgehen, die das mittlere Deutschland unsicher machten, zog er 1642 nach Königsberg, um die Rechte zu studiren. Nebenher beschäftigte er sich auch mit der Musik, für die er sehr begabt war, und mit der Dichtkunst, die unter Simon Dach und seinen Anhängern dort in schönster Blüthe stand. Durch Beides erwarb er sich viele Freunde und Gönner, so daß er seine Jugend hier angenehm verlebte. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Königsberg trafen ihn jedoch mehrfach schwere Unglücksfälle; so verzehrte eine Feuersbrunst 1646 seine Habe „bis auf den letzten Heller." Aber diese traurigen Geschicke stärkten nur seinen Muth und erhöhten sein Gottvertrauen. 1649 und 1650 lebte er in Thorn, wo er sich im Schooße edler Freunde so glücklich fühlte, daß er Thorn seine zweite Heimath nannte. Endlich beschloß er, nach Thüringen zurückzukehren. Er nahm den Weg über Hamburg, befand sich aber dort, wie schon erwähnt, in so dürftigen äußern Umständen, daß er zuletzt sein Lieblingsinstrument, die Gambe (Viola di Gamba), versetzen mußte. Eine Anstellung beim schwedischen Residenten (Regierungs-Bevollmächtigten), Schering Rosenhan, rettete ihn aus dieser Noth und erzeugte zugleich die Stimmung zu „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Aber schon im nächsten Jahre, 1651, verließ er diese Stelle und wandte sich nach Weimar, wo er am Hofe Herzog Wil-

helms IV., des edlen Beschützers der Dichtkunst und Oberhaupts der „Fruchtbringenden Gesellschaft", gute Aufnahme fand und bald zum Kanzleiregistrator und Bibliothekar ernannt wurde. Nun konnte er ungestört der Dichtkunst leben. 1653 wurde er unter dem Namen des „Sprossenden" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und drei Jahre später, 1656, ward er deren Secretair oder Erzschreinhalter. Zuletzt ernannte ihn der Herzog noch zum Archivsecretair und kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen. Er starb, sechszig Jahr alt, zu Weimar den 8. Juli 1681.

2. Neumark hat geistliche und weltliche Lieder gedichtet, aber nur in ersteren Bedeutendes geleistet, weil nur diese aus der innersten Tiefe seines Gemüths entsprungen sind. Von den geistlichen Liedern stammen aber wieder die schönsten aus der Zeit, „da Thränen und Sorgen sein tägliches Frühstück waren." Der Grundzug seines Herzens war Gottvertrauen. Wenn er diesen Ton anschlug, so erschlossen sich alle bildenden Kräfte seiner Seele, und es entströmten ihr die herrlichsten Gesänge, Gesänge voll wahrer Begeisterung, Tiefe des Gefühls und Innigkeit der Empfindung. Daraus und aus der Einfachheit der Darstellung ist es auch erklärlich, daß seine Gesänge uns so ergreifen und immer tröstend und beruhigend auf uns wirken.

Zu den verbreitetsten geistlichen Liedern Neumarks gehören:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten";
„Sei nur getrost und unverzagt";
„Halt' inn', o großer Gott, zu strafen";
„Höchster Gott voll Gnad' und Güte";
„Wenn ich denk' in meinem Herzen";
„Es hat uns heißen treten";
„An deinem Wort, am höchsten Gut."

Neumarks weltliche Lieder sind größtentheils Gelegenheitsgedichte, die er zum Lobe des Herzogs oder bei festlichen Gelegenheiten in der Familie desselben verfaßte. In seinem schlecht erzählten Schäferroman „Hirten Filamon" (Königsberg, 1648) fällt er in den Ton der „Pegnitzschäfer" (s. den Rückblick des 5. Zeitraums), mit denen er sonst eine Art von Gegensatz bildet.

Literatur.

Von den zahlreichen Schriften Neumarks nennen wir hier nur folgende:

Poetisch Musikalisch Lust-Wäldgen. Hamburg, 1652.

Fortgepflanzter Musikalisch-Poetischer Lustwald. Hamburg, 1657.

Diesem Werke ist Neumarks Bildniß mit folgender Strophe von Joh. Seb. Jacobi, beider Rechte Licent., vorgedruckt:

So sieht Herr Neumark aus, der Tugend lieber Sohn,
der Orpheus unsrer Zeit, der deutschen Sprache Kron',
des weitberühmter Geist schon zu den Sternen steiget;
das auch der Friedensheld, der große Ferdinand,
der Atlas Römsches-Reichs, ihm seine Gnad' erzeiget.
Wer liebt ihn denn nun nicht, als Neid und Unverstand?

Poetisch Historischer Lustgarten. Frankfurt, 1666.
Poetische Tafeln oder gründliche Unterrichtung zur Versch- und Reimkunst. 1667.
Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum. Oder ausführlicher Bericht, Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzungen, Eigenschaften, und dessen Fortpflantzung, samt einem vollkommenen Verzeichnüß, aller, dieses Palmen-Ordens Mitglieder derer Nahmen, Gewächsen und Worten. Nürnberg, 1668. (Für die Geschichte der Sprachgesellschaften wichtig.)

XIX. Johann Scheffler.

Ermahnung zur Nachfolge Jesu.

„Mir nach! spricht Christus, unser Held."

(Scheffler, Heilige Seelenlust. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 19.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 3. „Verläugnet euch", setzt Alles hintenan, was euch lieb und theuer ist und woran euer Herz hängt, wenn es sich mit den Forderungen des Christenthums nicht verträgt; „verlaßt die Welt", laßt ab von ihr, entsagt ihrem Dienste, doch nicht in der buchstäblichen Auffassung der Mönche und Einsiedler.

V. 4. „Folgt meinem Ruf und Schalle", hört auf den Schall meiner Stimme, die zur Nachfolge auffordert.

V. 5. „Nehmt euer Kreuz und Ungemach auf euch", die Leiden und Trübsale, welche mit der treuen Nachfolge Jesu unmittelbar verbunden sind.

V. 6. „folgt meinem Wandel nach", Lebenswandel, der auch ein Wandel voll Kreuz und Ungemach, voll Kampf und Leiden war.

2. V. 1. „Ich bin das Licht." Wie die Sonne die sichtbare Welt erleuchtet und erwärmt und so Leben erzeugt, so erleuchtet Christus durch sein Wort die Menschen, führt sie zur rechten Erkenntniß Gottes und seines Willens, und erwärmt sie für alles Gute, und die Frucht davon ist geistiges, göttliches Leben.

V. 1 u. 2. „ich leucht' euch für mit heil'gem Tugend-Leben", mein sündenfreier, musterhafter Lebenswandel leuchtet euch voran, läßt euch deutlich den Weg erkennen, den ihr zu gehen habt.

V. 4. „Darf nicht im Finstern schweben", braucht nicht mehr in Ungewißheit hin und her zu schwanken. Würde „darf" im Sinne von verbieten (du darfst nicht) genommen, dann bedeutete „Finsterniß" Sünde.

3. V. 3 und 4. „Mein Mund der fleußt (fließt) zu jeder Zeit von süßem Sanftmuthsöle." Wie das Oel sanft und milde fließend ist, so waren Jesu Worte allezeit sanft und milde, der Ausdruck der süßesten Sanftmuth und Freundlichkeit.

V. 5 u. 6. „Mein Geist, Gemüthe, Kraft und Sinn", ich nach meinem ganzen innern Wesen bin Gott ergeben und richte meinen Blick auf ihn.

4. Christus thut Alles, um uns auf den rechten Weg zur Seligkeit zu führen; ein Christ, der sich durch solche Aufopferung nicht zur Nachfolge, zum ernsten Kampf gegen die Sünde bestimmen läßt, kann mit Recht ein „böser Knecht genannt werden.

5. V. 1 u. 2. Wer auf diese Weise (durch Abstehen vom Kampfe) „seine Seel' zu finden meint", sein Leben zu erhalten sucht, der wird es sicherlich verlieren.

V. 3 u. 4. Wer sein Leben um meinetwillen, wie z. B. die Apostel, zu „verlieren scheint", wird seiner Seele das wahrhaftige Leben im Reiche Gottes sichern.

V. 6. „Ist mein nicht werth und meiner Zier", verdient nicht, mein Jünger zu sein und an meiner Herrlichkeit Theil zu nehmen.

6. V. 2. „Mit Leib und Seel' nachgehen", mit ungetheiltem Herzen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Christus fordert alle seine Bekenner auf, ihm mit Verläugnung alles Unchristlichen nachzufolgen und seinetwegen selbst Leiden und Trübsale auf sich zu nehmen.

2. Christus geht uns hierbei mit seinem leuchtenden Beispiele voran und weist den Weg zum wahrhaftigen Lebenswandel, so daß Niemand darüber zweifelhaft sein kann.

3. Jesus ist voll Demuth und Liebe, mild und freundlich, Gott ergeben und achtet auf seinen Willen.

4. In diesem Kampfe, welchen die wahre Nachfolge Jesu erfordert, will Christus uns allen Beistand leisten, erwartet aber dabei, daß auch wir unsere Schuldigkeit thun.

5. Wer Leben und Heil ohne Christum glaubt erlangen zu können, wird beide verlieren; was wir dagegen um seinetwillen hergeben, bahnt den Weg zu Gott und macht uns Jesu würdig.

6. Wir wollen uns ihm ganz ergeben, auch im Leiden ausharren, um ewig glücklich zu werden.

3. Gliederung und Gedankengang.

Zunächst ergeht an alle Christen die Aufforderung, Jesu unter Selbstverläugnung und Entsagung nachzufolgen (1). Darauf werden die Gründe für diese Nachfolge angegeben. Christus geht mit leuchtendem Beispiel voran und zeigt den wahrhaftigen Weg zum ewigen Leben (2. u. 3.); er steht uns im Kampfe bei; was wir seinetwegen aufopfern und ertragen, führt himmelwärts (4. u. 5.). Diese überzeugenden Gründe führen den Entschluß zur Nachfolge herbei, der im Schlußverse ausgesprochen wird.

Das Lied zerfällt sonach in zwei Haupttheile mit folgender Gliederung:

I. Aufforderung Jesu an seine Bekenner, ihm nachzufolgen (Str. 1—5).
   1. Wie? Unter Selbstverläugnung und Weltentsagung, Kreuz und Ungemach (Str. 1).
   2. Warum?
      a) Weil uns in seinem Leben vorgebildet ist, was wir zu erstreben und welchen Weg wir also einzuschlagen haben (Str. 2 u. 3).
      b) Weil er uns in dem durch die Nachfolge nöthig werdenden Kampf allen Beistand leistet (Str. 4).
      c) Weil wir uns mit ihm die Seele retten und zu Gott kommen (Str. 5).

II. Antwort der Christen, Jesu Rufe folgen zu wollen, um das ewige Leben zu erlangen (Str. 6).

4. Grundgedanke.

Der Grundgedanke des Liedes ist passend durch die Ueberschrift desselben ausgedrückt: Ermahnung zur Nachfolge Jesu.

Als biblische Grundlage ist anzusehen Matth. 16, 24—25: Will mir Jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's finden.

Hier und da bedient sich der Dichter geradezu biblischer Ausdrücke oder läßt sie wenigstens durchklingen. So erinnert

Str. 2 an: Joh. 8, 12. Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Str. 3 an: Matth. 11, 29. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

Str. 4 an: Eph. 6, 10. Seid mächtig in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke.

Str. 5 an: Matth. 16, 25 und Joh. 12, 25. Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben.

Str. 6 an: 2 Tim. 2, 5. So Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.

5. Literaturhistorisches.

Das Lied gehört einer Reihe von Dichtungen an, die zu einem Ganzen vereinigt sind und das Verhältniß der Seele (Psyche) zu Jesu als das einer Braut zum Bräutigam darstellen. Folgende Ueberschriften und Liederanfänge werden das noch deutlicher erkennen lassen:

1. Psyche verspricht sich, ihn bis in den Tod zu lieben.
   „Ich will dich lieben, meine Stärke."
2. Sie sucht ihren Bräutigam.
   „Wo ist der Schönste, den ich liebe,
   Wo ist mein Seelen-Bräutigam?"
3. Sie vergleicht das Jesulein einem Blümelein,
   „Ich weiß ein liebes Blümelein,
   Mit Gottes Thau begossen."
4. Sie bittet, daß ihr sein Leiden möge zu Statten kommen.
   „Die Seele Christi heil'ge mich."
5. Sie ergiebt sich der ewigen Liebe.
   „Liebe, die du mich zum Bilde
   Deiner Gottheit hast gemacht."

6. Sie giebt Bericht, wo Jesus anzutreffen sei.
„Wollt ihr den Herren finden,
So sucht ihn, weil es Zeit.“

7. Sie vermahnet zur Nachfolgung Christi.
„Mir nach! spricht Christus, unser Held.“

Leben und Charakteristik Schefflers.

1. Johann Scheffler wurde 1624 zu Breslau von lutherischen Eltern geboren. Nach dem spanischen Mystiker und Dichter Johann ab Angelis nannte er sich später Angelus und setzte hierzu noch den Namen Silesius, da er, wie bemerkt, von Geburt ein Schlesier war. Er besuchte das Gymnasium und machte schon früh dichterische Versuche. Seine Lehrer und gleichstrebende Mitschüler wurden ihm in seiner poetischen Entwickelung förderlich. Er widmete sich der Medicin und bezog im Jahre 1643 die Universität zu Straßburg. Nach Vollendung seiner Studien reiste er nach Holland, wo er die Schriften Jakob Böhme's (eines bekannten Mystikers) kennen lernte und in nähere Berührung mit den dort sich aufhaltenden Mystikern kam. Von dort begab er sich nach Padua, setzte seine Studien fort und erwarb sich 1648 die Doctorwürde. Noch in demselben Jahre kehrte er in die Heimath zurück, und schon im folgenden wurde er zum Leibarzt des Herzogs von Oels ernannt, welche Stelle er jedoch schon nach drei Jahren wieder aufgab, um einen gewiß schon lange vorher beabsichtigten Schritt zu thun: er ging nämlich am 12. Juli 1653 zur katholischen Kirche über. Die starre, am Buchstaben festhaltende Orthodoxie der damaligen Lutherischen Kirche, die vielfache Beschäftigung mit der mystischen Theologie, der Umgang mit Jakob Böhme's Schüler von Frankenberg und die damals in Schlesien herrschende Schwärmerei mögen hierzu Veranlassung gegeben haben. 1661 trat er in den Minoritenorden und erhielt die Priesterweihe; drei Jahre später ernannte ihn der Fürstbischof von Breslau zum Hofmarschall und bischöflichen Rath. In dieser Zeit ließ Scheffler eine Reihe von Schriften gegen den Protestantismus erscheinen, in denen er sich oft sehr unwürdiger Waffen bedient und so leidenschaftlich wird, daß man noch in neuerer Zeit die Vermuthung ausgesprochen hat, der Theologe und der Lyriker Angelus Silesius seien zwei ganz verschiedene Personen. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich, nachdem er seine Stellen aufgegeben, in das Stift der Kreuzherren zu St. Matthias zurück, wo er seine Muße der Sammlung seiner theologischen oder vielmehr polemischen Schriften widmete. Er starb am 9. Juli 1677 im 53. Lebensjahre.

2. Schefflers lyrische Dichtungen erschienen 1657, vier Jahre nach seinem Uebertritt zum Katholicismus, stammen aber wohl aus einer früheren Zeit, da er ja schon in früher Jugend dichtete. Sie sind in ihrer ganzen Richtung und Sprache denen eines älteren niederrheinischen Dichters, nämlich Spee's (geb. 1591 zu Kaiserswerth, gest. 1635), verwandt, zeichnen sich jedoch vor diesen durch größere Weichheit und Sentimentalität aus, weshalb sie auch bei den Pietisten lebhaften Anklang fanden. Dadurch ist er Vorbild für die späteren süßlichen Tändeleien der Herrnhuter geworden. Die späteren Lieder Schefflers unterscheiden sich vortheilhaft durch hinreißende Kraft der Empfindung, wie das schöne „Mir nach! spricht Christus, unser Held" beweist; leider ist ihre Zahl aber nicht so groß. Man ersieht aber daraus, daß der Uebertritt zum Katholicismus mächtig auf sein ganzes Wesen eingewirkt hat; aus der in schwärmerischer Liebe zu ihrem himmlischen Bräutigam aufgehenden Psyche ist ein ernster Mann geworden, der bereit ist, für das, was er liebt, die Waffen zu ergreifen und nöthigen Falls das Leben zu opfern. Kann Scheffler auch nicht zu den bedeutendsten Dichtern gezählt werden, so muß man doch anerkennen, daß seine Lieder sich durch Wahrheit des Gefühls und Tiefe der Empfindung auszeichnen. Dazu kommt noch, daß alle formell vorzüglich gelungen sind, die Sprache darin reich, der Ausdruck poetisch und von hoher Anschaulichkeit, die Darstellung ungezwungen und gewandt, rhythmisch meistens untadelhaft und von großem Wohllaut ist. Daher sind auch die meisten seiner Lieder schon früh componirt worden.

In unsere Gesangbücher sind vorzugsweise von Schefflers Liedern übergegangen:

„Die Seele Christi heil'ge mich."
„Guter Hirte, willst du nicht deines Schäfleins dich erbarmen."
„Ich will dich lieben, meine Stärke."
„Jesu, komm doch selbst zu mir."
„Liebe, die du mich zum Bilde."
„Liebster Jesu, was für Müh'."
„Mir nach! spricht Christus, unser Held."
„O du Liebe meiner Liebe."
„O treuer Jesu, der du bist."

Größeren Ruf, als durch seine lyrischen Dichtungen, hat Scheffler durch seinen „Cherubinischen Wandersmann" erlangt. Dies Werk besteht aus sechs Büchern, die im Ganzen 1675 in Alexandrinern geschriebene Sprüche enthalten, von denen die meisten nur aus zwei Alexandrinern bestehen. Die Bücher sind zu verschiedenen Zeiten gedichtet und daher auch von unglei-

cher Beschaffenheit. In den früher abgefaßten herrscht nämlich das tiefste Dunkel der Mystik, während die späteren, namentlich die des sechsten Buches, die lauterste Moral in ächt christlichem Sinne enthalten. Es steht das in Einklang mit seinen Poesien und erklärt sich leicht. So lange nämlich Scheffler einer Kirche angehörte, mit der er innerlich zerfallen war, zog er sich in sich selbst zurück und überließ sich sehnsüchtiger Schwärmerei, die durch eifrige Beschäftigung mit mystischen Schriften genährt wurde. Nachdem er sich von Allem, was ihm in religiöser Beziehung widerwärtig war, frei gemacht hatte, trat sein ursprüngliches männliches Wesen hervor und gab sich in offener, klarer Sprache und verständlichen Gedanken kund.

Des bessern Verständnisses halber geben wir von beiden Arten von Sprüchen einige Proben.

1. Das größte Heiligthum. (III, 93.)

Kein größer Heiligthum kann man auf Erden finden,
Als einen keuschen Leib mit einer Seel' ohn' Sünden.

2. Der Jahres-Beschluß. (III, 249.)

Es wird das alte Jahr, das sich nun schleußt, gehalten,
Als wenn's vergangen wär'; und dies ist wahr, mein Christ,
Wo du ein neuer Mensch in Gott geworden bist;
Ist's nicht, so lebst du noch wahrhaftig in dem alten.

3. Den Himmel kann man stehlen. (V, 105.)

Wer heimlich Gutes wirkt, sein Geld austheilt verhohlen,
Der hat das Himmelreich gar meisterlich gestohlen.

4. Der Reiche ist wahrhaft arm. (V, 157.)

Der Reiche, wann er viel von seiner Armuth spricht,
So glaub' es ihm nur gern: er lügt wahrhaftig nicht.

* * *

5. Gott lebt nicht ohne mich. (I, 8.)

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben:
Werd' ich zu nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.

6. Ich habe von Gott und Gott von mir. (I, 9.)

Ich bin so groß, als Gott, Er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht sein.

Aus den beiden letzten Nummern ist deutlich zu erkennen, wie die Mystik zum Pantheismus führt.

Literatur.

Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. Breslau, 1657.
Winterer und Sprenger, Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder von Angelus Silesius. Bearbeitet und als Andachtsbuch herausgegeben. Mannheim, 1838. 25 Sgr. (Modernisirt; manche Lieder sind ganz umgedichtet.)
Illustrirte Ausgabe. Stuttgart, 1845. 1 Thlr.
Geistreiche Sinn- und Schlußreime. Wien, 1657, in den folgenden Ausgaben unter dem Titel:
Cherubinischer Wandersmann, oder: Geistreiche Sinn- und Schlußreime, zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend. Wien, 1657; zweite, mit dem 6. Buche vermehrte Ausgabe, Glatz, 1674; neue Ausgabe, München, 1827.
Auswahl von Christoph von Schmid. Augsburg, 1839; von Hermes, Magdeburg, 1845. 5 Sgr.
Sinnliche Betrachtung der letzten Dinge. Schweidnitz, 1675.

XX. Joachim Neander.

Der Lobende.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!"

(Neander, Bundes-Lieder. Bremen, 1683. S. 47. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 20.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1. „König der Ehren" wird Gott genannt, weil er alle Ehre verdient.

V. 2. „Meine geliebte Seele"; so redet der Dichter seine eigene Seele an, weil er die innere Gewißheit hat, von Gott geliebt zu werden; Ps. 103, 1 heißt es auch: „Lobe den Herrn, meine Seele"; „das ist mein Begehren", mein inniger Wunsch.

V. 3. „Kommet zu Hauf"; nicht bloß der Dichter selbst hat das Verlangen, Gott zu loben; er wünscht vielmehr, daß sich Alle dazu vereinigen sollen.

V. 4. „Psalter und Harfe wacht auf", zwei beim Gottesdienst der Juden gebrauchte musikalische Instrumente; sie sollen „aufwachen", ihre Stimme vernehmen und im Verein mit dem Gesange der Gläubigen „die Musicam hören" lassen. In der vierten Ausgabe der „Bundes-Lieder" erklärt der ungenannte Herausgeber „Psalter und Harfe" durch „Herz und Stimme", „Musicam" durch „Lobgesang", wogegen an und für sich nichts einzuwenden ist.

2. V. 1. „auf Adelers Fittichen", gleich dem Adler, der nach der Sage seine ermüdeten Jungen auf seinen Flügeln trägt; „sicher geführet", ohne Gefahr für uns, auch in der Noth, wenn die Kräfte ermatten wollten.

V. 3 u. 4. „Der dich erhält, wie es dir selber gefällt", wie du es dir nur wünschen kannst, wenn du dein wahres Heil im Auge hast.

V. 5. „Hast du nicht dieses verspüret", empfunden, erkannt, daß Alles zu deinem Besten diente.

3. V. 5. „Ueber dir Flügel gebreitet", dich vor Gefahren beschützt.

4. V. 2. „mit Strömen der Liebe geregnet", Gott hat uns seine Liebe im reichsten Maße erwiesen.

V. 5. „Der dir mit Liebe begegnet", entgegenkommt.

5. V. 2. „Alles, was Odem hat", alles Lebendige, die ganze belebte Natur; „lebe mit Abrahams Samen", mit den geistigen Nachkommen Abrahams, also mit Allen, die ihm im Glauben und Wandel gleichen.

V. 3. „Er ist dein Licht", von ihm erhältst du alle heilsame Erkenntniß.

V. 5. „Lobende, schließe mit Amen!" Lobende Seele, schließe mit dem Vorsatz, die gefaßten Beschlüsse ausführen zu wollen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Alle Menschen sollen Gott lobpreisen.
2. Wir sollen Gott für seine herrliche Regierung loben.
3. Wir sollen Gott als den weisen Schöpfer und gnädigen Beschützer loben.
4. Wir sollen Gott als den allmächtigen und liebevollen Segenspender loben.
5. Alle sollen Gott, den Geber aller heilsamen Erkenntniß, loben.

3. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter fordert seine Seele auf, den Herrn zu loben, und giebt hierzu verschiedene Gründe an. Sie soll ihn loben:

1. als den mächtigen König der Ehren (Str. 1),
2. als den herrlichen Weltregierer (Str. 2),
3. als den weisen Schöpfer und gnädigen Beschützer des Menschen (Str. 3),
4. als den allmächtigen und liebevollen Segenspender (Str. 4),
5. als ihr Licht (Str. 5).

4. Grundgedanke.

Das Gedicht ist eine Aufforderung an die Seele, Gott gemeinsam mit allen Gläubigen zu loben.

Als biblische Grundlage ist neben andern Psalmstellen besonders zu betrachten: Ps. 103, 1 u. 2 „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.“ In den ersten Ausgaben der „Bundes-Lieder“ steht auch Ps. 103, 1 als Motto über dem Liede.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den Hymnen, da es nicht bloß zur Verherrlichung Gottes auffordert, sondern ihn selbst in hoher Begeisterung preiset. Die Sprache darin ist edel, kraftvoll, musikalisch wohllautend und steht im schönsten Einklang mit der lobpreisenden Stimmung des Gedichts. Der Strophenbau ist kunstvoll und sehr wirksam, woran die rasch fortschreitenden Daktylen natürlich den größten Antheil haben; das Gedicht fordert geradezu zum frohen Gesang und zur Instrumentalbegleitung heraus, ist auch mehrfach componirt worden. Die beiden ersten Verse sind immer fünffüßig, enden aber mit einem Trochäus, da fortlaufende daktylische Ausgänge keinen Ruhepunkt gewähren. Der dritte Vers ist zweifüßig daktylisch, der letzte Fuß aber nur in der Hebung gebraucht; ihm entspricht der nächste dreifüßige daktylische Vers, während die letzte Zeile mit einem Trochäus endet, was jedenfalls sehr passend ist.

Leben und Charakteristik Neanders.

1. Joachim Neander wurde 1650 in Bremen von reformirten Eltern (der Vater war Lehrer) geboren. Er widmete sich der Theologie, trieb dieselbe jedoch anfangs mit leerem Herzen und betrachtete sie nur als Mittel zu einer künftigen angenehmen Stellung. Ein eigenthümlicher Vorfall brachte jedoch eine gewaltige Veränderung in ihm hervor und verlieh ihm den zu einem

christlichen Prediger und Seelsorger erforderlichen Sinn. Eines Tages ging er nämlich mit zwei gleichgesinnten Kameraden in die St. Martini-Kirche zu Bremen, um aus der Predigt Under-Eyck's, der im Rufe eines Schwärmers und Mystikers stand, Stoff zu Spöttereien zu holen. Allein diese Absicht wurde vollständig vereitelt; statt zum Lachen gereizt zu werden, erhielt er starke Veranlassung zum Weinen. Under-Eyck traf sein Herz so mächtig, daß ihm die Thränen in die Augen traten, während des Schlußgebetes flossen sie ihm stromweise, und beim Nachhausegehen sagte er zu seinen Kameraden: „Ich muß zu dem Manne gehen und ihn noch weiter über den Zustand meines Herzens hören.“ Sie wollten es ihm ausreden, aber er ging doch hin und öffnete dem frommen Manne sein ganzes Herz. Dieser richtete ihn liebreich auf und unterwies ihn in den Wegen des Herrn. Von nun an gewann sein ganzes Wesen eine andere Richtung. Bald darauf wurde er Hofmeister einiger Kaufmannssöhne in Frankfurt a. M., begleitete dieselben später nach Heidelberg und setzte dort seine Studien in stiller Zurückgezogenheit fort. Nachdem er mit seinen Zöglingen wieder zurückgekehrt war, lernte er in Frankfurt den berühmten Spener und dessen Freunde kennen und trat in nähern Verkehr mit ihnen. Dieser Umgang befestigte ihn in seiner durch Under-Eyck begründeten religiösen Anschauungsweise und war ihm so theuer, daß er diesem Freundeskreise die von ihm 1679 herausgegebenen „Bundes-Lieder“ widmete, über die Spener große Freude gehabt haben soll.

Im Jahre 1674 wurde er als Rector des reformirten Gymnasiums nach Düsseldorf berufen. Die Anstalt blühte unter seiner Leitung. Da er aber nach dem Vorgange Speners besondere Erbauungsstunden hielt, in Folge dessen Manche sich vom öffentlichen Abendmahl zurückzogen, auch in der Kirche einfältig-biblisch predigte, so wurde der Neid rege; man beschuldigte ihn der Heterodoxie (Irrlehre) und verdrängte ihn aus seiner Stelle, ungeachtet seine Schüler für ihn auftraten und zeugten. Er wurde am 24. Mai 1679 aus seinem Amte entlassen und folgte noch in demselben Jahre einem Rufe seiner Vaterstadt, die ihn zum Prediger an der St. Martini-Kirche ernannte, an derselben Kirche also, in der seine Bekehrung begonnen hatte. Aber schon im folgenden Jahre raffte ihn der Tod weg; er starb am 31. Mai 1680.

2. Neander ist der bedeutendste Liederdichter der reformirten Kirche und mit Recht der Paul Gerhardt derselben genannt worden. Wenn aber auch zugegeben werden muß, daß seine Lieder den Gerhardt'schen an poetischem Werthe nachstehen, so erreichen sie dieselben doch durch die Wahrheit, Kraft und Wärme des religiösen Gefühls, so wie durch die tiefe Gemüthlichkeit, die in ihnen lebt, und die von unwiderstehlicher Wirkung auf das andächtige

Herz ist. Seine Sprache ist durchaus edel und würdig, voll Wohllaut. Dabei war er, wie David und Luther, der Gesangesweisen mächtig und componirte manche seiner Lieder selbst.

Zu den bekannteren Neander'schen Liedern gehören:
„Abermal ein Jahr verflossen."
„Der Tag ist hin, mein Jesu, bei mir bleibe."
„Du unbegreiflich höchstes Gut."
„Himmel, Erde, Luft und Meer zeugen von des Schöpfers Ehre."
„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren."
„Meine Hoffnung stehet feste."
„Sieh, hier bin ich, Ehren-König."
„Unser Herrscher, unser König, unser allerhöchstes Gut."
„Wie fleucht dahin der Menschen Zeit."
„Wunderbarer König, Herrscher von uns Allen."

Literatur.

A und *Ω* Joachimi Neandri, Glaub- und Liebesübung: aufgemuntert durch einfältige Bundes-Lieder und Dankpsalmen. Neugesetzt nach bekannt- und unbekannten Sangweisen. Bremen, 1679. Zweiter Druck: 1683. (*A* u. *Ω* = Alpha und Omega, der erste und letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, hier in der Bedeutung: Anfang und Ende, das Erste und Letzte, das Wichtigste und Liebste.)

J. M. Kohlmann, Joachim Neander. In: Piper, Evangel. Kalender für 1852. (Enthält die erste zuverlässige Nachricht über Neander.)

— „Joachim Neander, sein Herkommen und sein Geburtsjahr", in der Zeitschrift: Blicke in die Zeit nach der Schrift. Nr. 4 von 1855. Bremen.

Vormbaum, Joachim Neanders Leben und Lieder. Elberfeld, 1860. 12 Sgr.

XXI. Christoph von Grimmelshausen.

Schall der Nacht.

(Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Leipzig, 1848. I. S. 32—34. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 129.)

1. Erläuterungen.

Es ist Mitternacht. Ein durch feindliche Truppen aus seinem väterlichen Hause vertriebener Knabe hat endlich Obdach in der

Hütte eines Einsiedlers, tief im Spessart, gefunden. Da erweckt ihn obiges Lied. Es macht auf den in tiefster Rohheit erwachsenen Knaben einen mächtigen Eindruck: „Während dieses Gesanges“, sagt er selbst in seiner Lebensbeschreibung, „bedünkte mich wahrhaftig, als wenn die Nachtigall sowohl als die Eule und Echo mit eingestimmt hätten, und wenn ich den Morgenstern jemals gehört oder dessen Melodie auf meiner Sackpfeife aufzumachen vermocht hätte, so wäre ich aus der Hütte gewischt, um meine Karten mit einzuwerfen (mitzuspielen), weil mich diese Harmonie so lieblich zu sein bedünkte.“

1. Str. Die Nachtigall wird „Trost der Nacht“ genannt, weil sie durch ihren lieblichen Gesang dem Menschen in der Finsterniß und Unheimlichkeit der Nacht gewissermaßen Trost gewährt. Durch den Anruf der Nachtigall erhält die ganze Strophe eine frischere Färbung, die noch durch die stete Wiederholung der vier letzten Zeilen erhöht und durch das ganze Lied hindurchgezogen wird.

3. Das Echo, persönlich eingeführt, um das Ganze lebendiger zu gestalten, wird wild genannt, weil es in einsamer Wildniß am lautesten ertönt.

V. 4. Es „verweist uns alle Müdigkeit“, es läßt die Müdigkeit nicht zu, da man ihm gerne lauscht.

V. 6. Es „lehrt uns den Schlaf bethören“ (betrügen), um ein so natürliches Recht bringen, den Menschen während der Nacht heimzusuchen.

5. Der Sänger will in Gemeinschaft mit der Nachtigall bis zur Morgenröthe „in Gottes Lob vertreiben“ (zubringen).

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der Dichter fordert die Nachtigall auf, ihr Lied zum Lobe Gottes erschallen zu lassen, da die andern Vögel eingeschlafen seien und sie es auch am besten verstände, Gott zu loben.
2. Der Dichter will, trotz der Finsterniß, mit einstimmen in das Lob der göttlichen Güte und Macht.
3. Auch das Echo stimmt mit ein und wehrt aller Müdigkeit.
4. Auch die Sterne scheinen, Gott zu ehren, und selbst die Eule heult zu seinem Preise.
5. Der Dichter fordert die Nachtigall nochmals auf, mit ihm bis zum Beginn des Tages Gottes Lob zu singen.

3. Grundgedanke.

Ermunterung, selbst in der Nacht mit den Geschöpfen Gottes gemeinsam sein Lob zu singen. Das

Ganze ist ein treffliches Gemälde einer, von den Stimmen der Wildniß durchtönten Sommernacht in geheimnißvoller Waldeseinsamkeit, weshalb die Ueberschrift (sie fehlt im Original) gut gewählt ist.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist in zehnzeiligen Strophen geschrieben. Die 6 ersten Verse sind 3- und 4füßige Jamben, die 4 letzten 2- und 4füßige Trochäen. Der 7. und 8. Vers sind Doppelverse, da jedes Mitte und Ende sich reimen. Dem Gedichte liegt die Melodie: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" zu Grunde.

5. Vergleichung des Liedes mit Paul Gerhardt's „Sommergesang."

Die Verherrlichung der göttlichen Güte und Macht erkennen wir als den Grundton beider Gedichte; deshalb spricht uns in beiden der fromme, heitere Geist an, der sie durchweht und selbst äußerlich in einem ansprechenden, bei beiden übereinstimmenden Versmaße sich darstellt. Beide führen uns hinaus in die Natur, aber in sehr verschiedene Landschaften. Dort umgiebt uns eine nächtliche, nur erst vom Eulengeschrei und dem Echo belebte Wildniß mit der einsamen Klause eines alten Einsiedlers; hier ein blühendes Gefilde voll Sang und Klang, über welches der strahlende Morgenhimmel sich ausbreitet. In seiner Wälderöde fühlt dort der Klausner das Drückende der Einsamkeit und fordert deshalb die Nachtigall auf, mit ihm gemeinsam die Nacht hindurch Gottes Lob zu singen; während der beschauliche Wanderer hier inmitten der lebendigen Natur keine Veranlassung findet, Andere zum Lobe Gottes aufzufordern, sondern vielmehr diese Aufforderung von außen her selbst erhält. In dem ersten Liede ahnen wir bloß die Gründe, welche den Dichter bewegen, Gottes Lob zu singen, und vom Lobgesange selbst erfahren wir auch nichts; in dem zweiten Liede dagegen folgt die Lobpreisung selbst unmittelbar aus der Anschauung der göttlichen Werke.

6. Literaturhistorisches.

Das Gedicht „Schall der Nacht" findet sich in dem Roman: „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus." Da dieser Roman zu den besten nicht nur des 17. Jahrhunderts, sondern überhaupt gehört, so geben wir nachstehend den Hauptinhalt desselben an.

7. Hauptinhalt des Romans: „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.“

Der Verfasser rollt in diesem Buche ein lebendiges Gemälde des dreißigjährigen Krieges vor uns auf. Mit einer Wahrheit und Treue, die auf eigene Theilnahme an jenem Kriege schließen lassen, schildert er das verwilderte Volksleben fast in allen Abstufungen: das wüste und tolle Lagerleben der Soldaten, das angst- und mühevolle der Handwerker, das Versinken des Bauers in thierische Rohheit und Stumpfsinn, und daneben wieder die Schwelgerei und Lasterhaftigkeit der Großen. Nur da, wo er Erlesenes oder Erlerntes wiedergiebt, wird er prosaisch und langweilig.

Der Held der Geschichte wird in der tiefsten Abgeschiedenheit auf einem Bauernhofe im Spessart aufgezogen, als ein Bauer- und Hirtenjunge, und die Schilderung dieses einsamen Bauernlebens gehört mit zu dem Vortrefflichsten, was jemals ist geschrieben worden. Dieses friedliche Leben wird plötzlich durch den Einfall feindlicher Schweden unterbrochen, deren Plünderungen er also beschreibt:

„Das Erste, was diese Reiter thaten, und in den schwarz gemalten Zimmern meines Knans (Vaters) anfingen, war, daß sie ihre Pferde einstellten. Hernach hatte ein Jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar Etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, so daß es sah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen Andere, die durchstürmten das Haus unten und oben. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrath große Packete zusammen, als ob sie irgend einen Krempelmarkt anstellen wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Geräth hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Melkkübel voll

garstigem Mistlachenwasser in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesichte sehr wunderliche Mienen verursachte. Dadurch zwangen sie ihn, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnehmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder und unsere Ursele auch waren.

Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man Hexen brennen wolle; maßen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch nichts bekannt hatte; einem Andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel (Knüppel) zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren heraussprang. Kurz es hatte Jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter. Allein mein Knan war meinem damaligen Bedünken nach der Glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was Andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten; und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie setzten ihn nämlich zu einem Feuer, banden ihn, so daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unsere alte Geiße wieder ablecken und dadurch also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. Mir kam das so artlich und anmuthig vor — weil ich meinen Knan niemals ein solches langwieriges Gelächter verführen gehört und gesehen — daß ich der Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstand, von Herzen mitlachen mußte. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter dem Bauer hätte suchen mögen. — Mitten in diesem Elende wandte ich Braten und war um nichts bekümmert, weil ich noch nicht recht verstand, wie dieses Alles gemeint wäre; ich half auch Nachmittags die Pferde tränken, durch welches Mittel ich zu unserem Knecht im Stalle kam, welcher zu mir mit kränklicher Stimme sprach: „O Bub! lauf weg, sonst werden dich die Reiter mitnehmen. Guck, daß du davon kommst; du siehst wohl, wie es so übel . . .“ Mehr konnte er nicht sagen.“

Den wohlgemeinten Rath befolgend, läuft nun Simplex davon, geräth immer tiefer in den Wald hinein und kommt endlich zu einem Einsiedler, bei dem er das oben besprochene Lied hört. Dieser nimmt sich des Verlassenen liebreich an und sucht ihn zu

einem „Christenmenschen" zu machen. Seine Unterweisungen werden durch folgendes Gespräch eingeleitet:

„Einsiedel. Wie heißest du? — Simplex: Ich heiße Bub'. — Einsiedel: Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist. Wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen? — Simplex: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. — Einsiedel: Wer hat dir denn das Hemd gegeben? — Simplex: Ei, mein Meuder. — Einsiedel: Wie hieß dich denn dein Meuder? — Simplex: Sie hat mich Bub' geheißen, auch Schelm, langöhriger Esel, ungehobelter Rölz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel. — Einsiedel: Wer ist denn deiner Mutter Mann gewesen? — Simplex: Niemand. — Einsiedel: Bei wem hat denn dein Meuder gewohnt? — Simplex: Bei meinem Knan. — Einsiedel: Wie hat dich denn dein Knan geheißen? — Simplex: Er hat mich auch Bub' genannt. — Einsiedel: Wie hieß aber dein Knan? — Simplex: Er heißt Knan. — Einsiedel: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen? — Simplex: Knan und auch Meister. — Einsiedel: Hat sie ihn niemals anders genannt? — Simplex: Ja, sie hat . . . — Einsiedel: Wie denn? — Simplex: Rülp, grober Bengel, volle Sau, altes Schwein, und noch wohl anders, wenn sie haderte. — Einsiedel: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen weißt! — Simplex: Eia! weißt du's doch auch nicht." — U. s. w.

Wie weit sich des Simplex Unwissenheit erstreckt, davon giebt auch folgendes Kapitel Zeugniß:

Als ich das Erstemal den Einsiedel in der Bibel lesen sah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er dich solch ein heimliches und meinem Bedünken nach sehr ernstliches Gespräch haben müßte. Ich sah wohl die Bewegung seiner Lippen, hörte auch das Gebrummel, hingegen aber sah und hörte ich Niemandem, der mit ihm redete, und ob ich zwar nichts vom Lesen und Schreiben gewußt, so merkte ich doch an seinen Augen, daß er es mit Etwas in selbigem Buche zu thun hatte. Ich gab Achtung auf das Buch, und nachdem er dasselbe beigelegt, machte ich mich dahinter, schlug es auf und bekam im ersten Griff das erste Kapitel des Hiob und die davorstehende Figur, welche ein feiner Holzschnitt und schön illuminirt war, in die Augen. Ich fragte diese Bilder nach seltsamen und meinem simplen Verstande nach ganz ungereimten Sachen; weil mir aber keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungeduldig und sagte eben, als der Einsiedel sich hinter mich schlich: „Ihr kleinen Hudler, habt ihr denn keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererst mit meinem Vater" — denn also mußte ich den Einsiedler nennen — „lange genug schwatzen können? Ich sehe wohl, daß ihr auch dem armen Knan

seine Schafe heimtreibt und das Haus angezündet habt. Halt, halt! ich will dieß Feuer noch wohl löschen und euch Einhalt thun, daß es nicht weiter Schaden thue." Damit stand ich auf, um Wasser zu holen, weil mich die Noth vorhanden zu sein bedünkte. „Wohin, Simplicius?" fragte der Einsiedel, den ich hinter mir nicht wußte. „Ei, Vater!" sagte ich, „da sind auch Krieger, die haben Schafe und wollen sie wegtreiben; sie haben's dem armen Manne genommen, mit dem du erst geredet hast. So brennt sein Haus auch schon lichterlohe, und wenn ich nicht bald lösche, so wird's verbrennen." Bei diesen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich sah. „Bleib nur", sprach der Einsiedel, „es ist noch keine Gefahr vorhanden." Ich antwortete, meiner Höflichkeit nach: „Bist du denn blind? wehre du, daß sie die Schafe nicht forttreiben, so will ich Wasser holen!" „Ei", sagte der Einsiedel, „diese Bilder leben nicht, sie sind nur gemacht, um uns vorlängst geschehene Dinge vor Augen zu stellen." Ich antwortete: „Du hast ja erst mit ihnen geredet, warum sollten sie denn nicht leben?"

Der Einsiedel mußte wider seinen Willen und seine Gewohnheit über diese meine kindische Einfalt und einfältige Kindheit lachen und sagte: „Liebes Kind, diese Bilder können nicht reden, was aber ihr Thun und Wesen sei, kann ich aus diesen schwarzen Linien sehen, welches man lesen nennt, und wenn ich dergestalt lese, so hältst du dafür, ich rede mit den Bildern, was aber nicht der Fall ist." Ich antwortete: „Wenn ich ein Mensch bin, wie du, so müßte ich auch an den schwarzen Zeilen sehen können, was du kannst; wie soll ich mich in dein Gespräch richten? Lieber Vater! berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verstehen solle?" Darauf sagte er: „Nun wohlan, mein Sohn! ich will dich lehren, daß du sowohl als ich mit diesen Bildern wirst reden, und was sie bedeuten, wirst verstehen können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich gewiß Geduld und du Fleiß anzulegen hast." Demnach schrieb er mir ein Alphabet auf birkene Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchstaben kannte, lernte ich buchstabiren, folgends lesen und endlich besser schreiben, als es der Einsiedel selbst konnte, weil ich Alles dem Druck nachmalte."

Allein der gute Einsiedel stirbt nach zwei Jahren, und Simplex wandert nun auf gut Glück in die Welt hinein, wird in Gelnhausen gefangen genommen, zum Gouverneur nach Hanau gebracht, von diesem in eine Kalbshaut gesteckt und zu seinem Leibnarren erhoben, in welcher Würde er allmählich mit den Lebensverhältnissen vertraut und ein eben so großer Schalk wird, als er früher ein unwissender Tropf war. Mitten in seinem Glück geräth er bei einer Eisfahrt in die Hände der Croaten, und

von nun an beginnt sein wechselvolles Kriegerleben, das ihn von einem Ende Deutschlands und von einem Regimente zum andern wirft. Er ergiebt sich dem Raube und der Freibeuterei, hält sich prächtige Pferde und viele Diener und verschafft sich als Jäger von Soest durch seine listigen und verwegenen Streiche einen weit und breit gefürchteten Namen. Aber rast- und ruhelos treibt es ihn weiter und weiter. Er kommt nach Frankreich, lebt bald in den glänzendsten Verhältnissen, bald in tiefster drückendster Armuth und versucht endlich, im Schwarzwalde einen häuslichen Herd zu gründen. Aber eine unglückliche Ehe verleidet ihm vollends das ungewohnte thatenlose Leben, und erst, nachdem er auf's Neue weite Reisen nach Rußland hinein gemacht und den Unbestand irdischen Glückes erkannt hatte, wirft er alles Weltliche von sich ab und begiebt sich als Einsiedler in die Einsamkeit eines Waldes, um durch ein frommes Büßerleben das wieder gut zu machen, was er durch ein hoffährtiges Weltleben verdorben.

Das ganze Werk bestand ursprünglich aus 5 Büchern; ein später hinzugefügtes sechstes, in welchem Simplex abermals als abenteuernder Held zu Wasser und zu Lande vorgeführt wird, wäre besser weggeblieben, da es alle Mängel der damaligen Literatur-Periode theilt und tief unter dem Werthe der früheren Bücher steht.

Leben und Charakteristik Grimmelshausen's.

1. Hans Jakob Christoph (Christoffel) von Grimmelshausen wurde spätestens im Jahre 1625 zu Gelnhausen in Kurhessen geboren. Als zehnjährigen Knaben griffen ihn die Hessen auf und führten ihn mit sich fort. Wahrscheinlich hatte er vorher wenig oder gar keinen Unterricht genossen, und während seiner kriegerischen Laufbahn mochte sich ihm auch nur selten Gelegenheit darbieten, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen. Dagegen lernte er das Leben und die Menschen durch und durch kennen und bildete auf diesem Wege seinen Geist kräftig aus. Später muß er sich noch gelehrte Kenntnisse erworben und sich selbst mit dem klassischen Alterthum bekannt gemacht haben, wie seine Schriften beweisen. Er trat in die Dienste des Bischofs von Straßburg und wurde zuletzt Schultheiß zu Renchen im Schwarzwalde. Er starb am 17. August 1676.

2. Grimmelshausen ist beinahe der einzige, jedenfalls der bedeutendste Träger der volksthümlichen Poesie im 17. Jahrhundert. Seine Schriften behandeln wichtige Stoffe aus dem Leben des Volkes in volksthümlicher Sprache. Sie bildeten eine Lieblingslectüre seiner Zeitgenossen, fanden aber wegen ihrer Volksthümlichkeit bei den eigentlichen Gelehrten wenig Beifall. Wie

Fischart, so liebte es auch Grimmelshausen, beinahe in jeder Schrift einen andern Namen zu gebrauchen, welchen er gewöhnlich durch Buchstabenversetzungen aus seinem wahren Namen bildete; daher ist sein wahrer Name erst spät bekannt geworden.

Grimmelshausen's Schriften zerfallen in drei Klassen. Zur ersten gehören die Romane: „Der keusche Joseph", „Dietwald und Amelinde" und „Proximus und Lympida", Werke, welche sich von den gewöhnlichen Helden- und Liebesgeschichten jener Zeit nicht unterscheiden, in Sprache und Entwickelung gesucht und unwahr sind. Die zweite Klasse umfaßt die Romane, in welchen sich der Verfasser die Aufgabe stellte, das Leben des Volkes poetisch darzustellen. Durch diese hat er seinen Ruhm gegründet. Der erste und bedeutendste darunter ist der „Simplicissimus", der zuerst 1669 zu Mömpelgard erschien. Die Charaktere in demselben sind voll lebensvollster Wahrheit und eben so gemüthlichen als witzigen Humors. Die Grundlage dazu ist spanisch. Hieran reihen sich drei spätere, ebenfalls sehr gelungene Romane: „Springinsfeld", in dem uns ein „Landstörtzer" und Bettler vorgeführt wird; „Trutz Simplex", welcher die Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin Courage enthält, einer weiblichen Abenteurerin, wie sie im Gefolge der Heere damals wohl nicht selten zu finden waren; das „Wunderbarliche Vogel-Nest", mit Bildern aus dem beschränkteren bürgerlichen Leben. Auch die Sage vom „Ersten Bärenhäuter" gehört zu dieser Gruppe, da sie ebenfalls im echten Volkston erzählt ist. Die dritte Reihe von Schriften ist didaktischer Natur, auch da, wo sie die Form der Erzählung annehmen. Sie sind in ihrer Weise vortrefflich, stehen jedoch der zweiten Gruppe nach. Hierher gehören: der „Satyrische Pilgram", die „Zweikämpfige Ratio Status", die „Verkehrte Welt", der „Fliegende Wandersmann", die „Traumgeschichte von Dir und mir" und die „Reisebeschreibung nach der neuen Mondeswelt." Nationale Fragen behandeln: der „Stolze Melcher", das „Rathstübel Plutonis", die beide die Erniedrigung Deutschlands durch die sclavische Nachahmung der Franzosen besprechen, der „Teutsche Michel", der die Herabwürdigung der Muttersprache durch die Sprachmengerei tadelt. Der „Ewig währende Calender" enthält neben Erzählungen aus der Geschichte des Kriegs eine Reihe treffender Bemerkungen über Hauswesen und Betreibung der Wirthschaft, Belehrungen über das Kalenderwesen.

Literatur.

Grimmelshausen's sämmtliche Schriften erschienen unter dem Titel: „Der aus dem Grabe der Vergessenheit wieder erstandene Teutsche Simplicissimus." Nürnberg, 1684, zuletzt 1713.

E. v. Bülow, Abenteuer des Simplicissimus. Leipzig, 1836. 1½ Thlr.
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. 3 Thle. Leipzig, 1848. Dritte Aufl. 1856 1 Thlr.
Adalb. Keller, Der abenteuerliche Simplicissimus und andere Schriften von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. Stuttgart, 1854. 2 Thlr.
H. Kurz, H. J. Christoffels v. Grimmelshausen simplicianische Schriften. 2 Theile. Leipzig, 1863. 4 Thlr.
Roquette, Ueber den Simplicissimus und seine Familie. Westermanns Monatshefte. 1860. S. 434.

Rückblick auf den fünften Zeitraum.

1. Die ungünstige Wendung, welche die Reformation im vorigen Jahrhundert nahm, wirkte fortdauernd hemmend auf die Volksentwickelung ein. Die Fürsten errangen dem Reiche und dem Kaiser gegenüber eine verderbliche Macht und Unabhängigkeit. In kirchlicher Beziehung dauerten die traurigsten Spaltungen fort, arteten in bittern Haß aus und führten namentlich im Protestantismus die traurigste Erstarrung herbei. Die Gelehrten waren in pedantische Steifheit versunken. Die von den Reformatoren kaum hervorgerufenen Schulen sanken immer tiefer und wurden kaum noch besucht. Der einbrechende dreißigjährige Krieg endlich verwüstete das ganze Land in furchtbarer Weise und bewirkte eine schreckenerregende sittliche und wissenschaftliche Verwilderung des Volkes, worüber Grimmelshausen und Moscherosch nur zu treue Auskunft geben. Der Einfluß der Fremden, namentlich der Franzosen, auf die Literatur war auch sehr bedeutend. Die Gelehrten warfen schon vorher ihre Blicke auf das Ausland, besonders auf Frankreich, wo die Poesie wieder aufblühte. Der eindringende Calvinismus und die zu Tausenden nach Deutschland sich flüchtenden französischen Protestanten verbreiteten überall französische Sitte und Bildung und ertödteten das Nationalgefühl. Die Höfe fingen an sich der französischen Sprache zu bedienen und wetteiferten mit den Gelehrten in der Verachtung der Muttersprache. Wer auf Bildung Anspruch machte, ahmte diese heillose Unsitte nach, und es dauerte nicht lange, so hatte es allerwärts das Ansehen, als wolle man die deutsche Sprache ausrotten. In Beziehung hierauf sagt Fabricius von Hilden, ein Berner Arzt, in der Vorrede zu seinem „Spiegel des Lebens“: „Unsere teutsche Sprach ist nicht

dergestalt arm vnd bawfällig, wie sie etliche naßweise nunmehr machen, die sie mit Frantzösischen und Italiänischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Briefflein fortschicken, es seye denn mit andern Sprachen dermaßen durchspickt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedörfft erkantnuß haben, zu grosser schande vnd nachtheil vnserer teutschen Sprach, die in jhr solch vollkommenheit hat, daß sie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten vnd verständlich gnug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verstehen geben."

2. Man fing endlich an, das Verderbliche dieser Sprachverunreinigung zu erkennen und suchte ihr auf verschiedene Weise entgegen zu arbeiten. An verschiedenen Orten wurden zu diesem Zwecke Sprachgesellschaften gegründet, die jedoch nur geringen Erfolg hatten, da sie die Sache meist unverständig oder pedantisch auffaßten und sich in Spielereien und Formelwesen verloren. Wir charakterisiren nachstehend kurz die bekannteren dieser Gesellschaften.

a. Die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden wurde auf Anregung des Weimarischen Geheimrathes Kaspar v. Teutleben unter vorzüglicher Theilnahme des Fürsten Ludwig von Anhalt am 24. August 1617 gebildet. Sein Zweck war, „die hochdeutsche Sprache in ihrem Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter zu erhalten"; seine Hauptbeschäftigung, deutsche Wörter für fremde Ausdrücke zu suchen und eine bessere Orthographie festzustellen. In beiden Beziehungen hat die meistens aus vornehmen Personen bestehende Gesellschaft nur Unbedeutendes geleistet; ihr Hauptverdienst war, daß sie die höheren Stände für die Sache der deutschen Nationalität, Sprache und Poesie zu gewinnen suchte.

b. Die aufrichtige Tannengesellschaft wurde 1633 zu Straßburg von Rümpler von Löwenhalt unter Mitwirkung von Matthias Schneuber gegründet. Sie hatte keinen Erfolg und löste sich, da es ihr an einflußreichen Mitgliedern fehlte, bald wieder auf.

c. Die Teutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg, 1643 durch Philipp von Zesen und Dietrich Petersen gegründet, hielt sich bis 1705. Ihr von Zesen ausgehendes Streben, für alle fremden Wörter, selbst für die längst eingebürgerten, neue zu bilden und einzuführen, erfuhr früh heftigen Widerspruch, da diese Neubildungen oft unsinnig und lächerlich waren.

d. Die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz oder der gekrönte Hirten- und Blumenorden, 1644 von Harsdörffer und Klaj zu Nürnberg gestiftet, hatte sich Sprachreinigung

und Förderung der Dichtkunst zum Ziel gesetzt, verfiel aber auch in abenteuerliche Spielereien. Er besteht noch jetzt, jedoch nur als gemüthlicher Verein gebildeter Männer.

e. Der Elbschwanenorden, 1656 von Joh. Rist gestiftet, wollte die Muttersprache durch Werke der Dichtkunst bilden, machte sich aber durch eine seltsame Orthographie und verfehlte Poesien lächerlich. Lessing sagt: „In diesem Schwanenorden waren viele Gänse."

f. Einflußreicher wurden die „deutschen Gesellschaften", welche gegen das Ende des Zeitraums an die Stelle der Sprachgesellschaften traten. Die erste derselben, 1697 von Mencke in Leipzig unter dem Namen „Görlitzer poetische Gesellschaft" gestiftet, hatte anfangs den Zweck, ihre Mitglieder zu poetischer Thätigkeit anzuregen, beschäftigte sich aber, seit Gottsched ihr Senior geworden, vorzugsweise mit Untersuchungen über deutsche Sprache und Literatur. Das weitere Verdienst dieses Vereins war, daß er ähnliche Gesellschaften hervorrief, deren Gründung jedoch in den folgenden Zeitraum fällt.

3. Als bedeutendster Erfolg der Sprachgesellschaften kann die immer allgemeiner werdende Anwendung des Neuhochdeutschen für die Poesie angesehen werden; auch wurde dem Sprachverderben durch dieselben einigermaßen Einhalt gethan. Dagegen aber fiel die Poesie in Bezug auf Form und Stoff ganz dem fremden Einfluß anheim. Die Nachahmung der Franzosen wurde allgemein und das nationale Element dadurch ganz zurückgedrängt. Da aber die Franzosen angefangen hatten, das klassische Alterthum nachzuahmen, so gereichte die Anlehnung an dieselben eher zum Nutzen als zum Schaden. Für Hebung der Prosa geschah in dieser Zeit so gut wie Nichts; die Sprachmengerei hatte so nachtheilig auf sie gewirkt, daß man kaum noch im Stande war, seine Gedanken klar, geschweige denn schön darzustellen.

I. Die Poesie.

Wie bereits bemerkt, war das Volk in Folge der andauernden Kriege und des Verfalls der Schulen in seiner Bildung zurückgeblieben und betheiligte sich daher so gut wie gar nicht an der Poesie; es sind vorherrschend die Gelehrten, welche sich damit beschäftigen. Daher leidet aber die Poesie auch unverkennbar an Trockenheit. Ihr eigentlicher Begründer ist Opitz. Die von ihm aufgestellten Gesetze beherrschten den ganzen Zeitraum, verhinderten jedoch die freie Entwickelung und die Mannigfaltigkeit der Bewegung nicht. Da dieselbe, wie immer, in einzelnen Dichtern ihren Ausdruck fand, an die sich ihre Zeitgenossen anschlossen, so

entstanden mehrere in Richtung und Form abgegrenzte Dichtergruppen oder Dichterschulen, von denen wir die bedeutenderen hier kurz zur Sprache bringen.

a. Die Opitzische oder erste Schlesische Schule.

Opitz wurde nicht bloß durch seine Dichtungen, sondern vorzüglich durch seine „deutsche Poeterey" Gründer der neuen Poesie. Da die meisten Dichter, welche sich ihm anschlossen, Schlesier waren, so nennt man diese Dichtergruppe die „erste Schlesische Schule." Sie strebte nach einer edleren und künstlerisch gebildeten Form, schloß sich zunächst den Franzosen, dann aber auch den Niederländern an. Auch den Stoff nahm man vom Auslande. Als Hauptzweck der Poesie galt der sittliche Nutzen; die Dichtungen der Schule waren daher meist von edler Haltung und reiner Gesinnung, oft aber aus diesem Grunde auch sehr nüchtern und prosaisch. Mangel an Stoff führte bald zur Gelegenheitsdichterei, die allezeit das Verderben der Kunst gewesen ist.

Innerhalb der ersten Schlesischen Schule lassen sich nach den Ländern und den ihnen angehörigen Dichtern wieder mehrere Gruppen unterscheiden.

1. Die Schlesischen Dichter. Ihr Haupt ist Opitz, über den wir bereits oben das Nöthige gesagt haben. An ihn reihen sich Andreas Gryphius, geboren am 11. October 1616 zu Großglogau, gestorben am 16. Juli 1664, einer der trefflichsten Lyriker und der größte Dramatiker des ganzen Jahrhunderts; Andreas Tscherning, geboren in Bunzlau 1611, gestorben 1659, dichtete Lieder, Oden, Epigramme von sehr mäßigem Werthe; Andreas Scultetus aus Bunzlau, um 1640; Wenzel Scherffer von Scherfenstein aus Leobschütz, gestorben 1674.

2. Die Sächsische Schule. Mittelpunkt derselben ist Paul Fleming, von dem schon oben die Rede war. Mehr oder weniger unter seinem Einflusse dichteten: Gottfried Finckelthaus aus Lützen, Christian Brehme, gestorben als Bürgermeister zu Dresden 1667, David Schirmer, Joh. Georg Schoch, Ernst Christoph Homburg aus Mühla bei Eisenach, Kaspar Ziegler aus Leipzig.

3. Die Königsberger und Preußischen Dichter. Dazu gehören: Robert Roberthin, geboren 1600, gestorben 1648, ein Freund Opitzens; Heinrich Albert; Simon Dach; Joh. Peter Titz, geboren den 10. Januar 1619 zu Liegnitz, gestorben den 7. September 1689, der gute Lieder gedichtet und durch seine „Kunst hochdeutsche Verse und Lieder zu machen" wesentlich

zur Verbreitung der Grundsätze seines Freundes Opitz beigetragen hat.

4. Die Hamburger und Niedersächsischen Dichter. Hierzu gehören: Georg Greflinger aus Regensburg, der an verschiedenen Orten, zuletzt in Hamburg lebte und dort 1682 als Notarius starb, am bedeutendsten in seinen scherzhaften Liedern; Jakob Schwieger aus Altona, geboren um 1630, dessen spätere Gedichte voll Leben und Wahrheit sind; Philipp von Zesen, Stifter der „Teutschgesinnten Genossenschaft", geboren 1619 zu Priorau bei Dessau, gestorben 1689 in Hamburg, einer der besten Dichter der Zeit; Johann Rist, geboren 1607 zu Pinneberg im Holsteinischen, gestorben 1667, dichtete viele inhaltsleere Lieder von abschreckender Breite; von seinen 658 geistlichen Liedern sind mehrere in die Gesangbücher übergegangen, von denen wir nur folgende anführen:

„Auf, auf, ihr Reichsgenossen."
„Du Lebensbrot, Herr Jesu Christ."
„Ermuntre dich, mein schwacher Geist."
„Gelobet seist du, großer Gott."
„Hilf, Herr Jesu, laß gelingen."
„Man lobt dich in der Stille."
„O Ewigkeit, Du Donnerwort."
„O Traurigkeit, o Herzeleid."
„O Gott, dir dank' ich allezeit."
„Werde munter, mein Gemüthe."

5. Die Rheinischen und Schweizerischen Dichter. Der bedeutendste Dichter dieser Gruppe ist Friedrich Spee, geboren 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf, gestorben 1635. Seine Darstellung ist volksmäßig, seine Sprache fließend und wohllautend. Liebe zu Gott und Christus ist der Gedanke, der sich durch seine Lieder wie durch sein ganzes Leben zieht. Seine religiös-allegorischen Gedichte sind erst nach seinem Tode unter dem Titel „Trutz Nachtigall", Cöln, 1649, erschienen. Sehr verdient machte Spee sich um die Abschaffung der Hexenprocesse. Andere hierher gehörige Dichter sind: Rumpler von Löwenhalt, Stifter der „Aufrichtigen Tannengesellschaft", Matthias Schneuber, Professor der Poesie in Straßburg, und Joh. Wilh. Simler aus Zürich.

b. Die Pegnitzschäfer.

Die hierzu gehörigen Dichter strebten darnach, der einseitigen Verstandesrichtung und dem Ernst der Opitzischen Schule Phantasie und Heiterkeit entgegenzusetzen. Da es aber selbst den

bedeutendsten unter ihnen an Phantasie und freier Lebensanschauung fehlte, so kamen sie nicht über die Allegorie hinaus und geriethen auf kindische Spielereien. Dazu kommt, daß der Grundton ihrer Dichtungen Schmutz und freche Unnatur ist. Nennenswerth sind nur Georg Philipp Harsdörffer, geboren 1607 zu Nürnberg, gestorben 1659, und Johann Klaj, geboren 1616, gestorben 1656 als Prediger zu Kitzingen.

c. Die zweite Schlesische Schule.

Zwei Schlesier, Hoffmannswaldau und Lohenstein, entwickelten den Gedanken der Pegnitzschäfer weiter. Sie setzten den Hauptzweck der Poesie in Ergötzung, und strebten zu diesem Zwecke nach lebendigeren Stoffen und lebendigerer Darstellung. Es gelang, der Poesie durch Bilder, lebensvolle Schilderungen, sinnlich anschauliche Gleichnisse und Beiwörter einen farbenreichen Glanz zu verleihen; aber weil man alle Wirkung nur darin suchte, so mußte man fortwährend nach neuen Bildern und Beiwörtern haschen, was bald zu Uebertreibung, Schwulst, Unwahrheit und Geschmacklosigkeit führte. Auch in Bezug auf den Inhalt herrschte das Sinnliche vor, woraus nicht selten Lüsternheit und Gemeinheit erwuchsen.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau wurde den 25. December 1618 zu Breslau geboren und starb am 18. April 1679. Daniel Kaspar von Lohenstein aus Nimptsch in Schlesien wurde am 25. Januar 1635 geboren und starb am 28. April 1683. Sein schönes Talent verkümmerte durch die Nachahmung seines Landsmannes Hoffmannswaldau.

d. Versuche, zur Natur und Einfachheit zurückzukehren.

Nach und nach wurden diese Verirrungen erkannt und bekämpft. Mit Entschiedenheit wiesen besonders zwei Männer auf das Bessere hin: Christian Weise, geboren 1642 zu Zittau, gestorben 1708, und Canitz, geboren 1654 zu Berlin, gestorben 1699. Ersterer suchte durch Beispiel und Lehre die Poesie zum Natürlichen und Volksthümlichen zurückzuführen, Letzterer veranlaßte zur Nachahmung der französischen Literatur und trug zur innern und äußern Reinigung der Poesie bei, konnte sie aber, da es ihm selbst an Talent fehlte, nicht vor platter Reimerei bewahren, zu der namentlich die Gelegenheitsdichterei verleitete.

Am Ende des Zeitraums unterstützten zwei andere Dichter die Bestrebungen dieser Männer kräftig: Brockes, geboren 1680 zu Hamburg, gestorben 1747, und Günther, geb. 1695 zu

Striegau in Schlesien, gest. 1723. Günther, nach Göthes Ausspruch „ein Dichter im vollsten Sinne des Worts", begann das innere Gemüthsleben dichterisch darzustellen; Brockes, von mäßigem Talent *), wurde dadurch einflußreich, daß er zur Schilderung der Natur zurückführte.

A. Die lyrische Poesie.

Die lyrische Poesie ist in diesem Zeitraum die verbreitetste und steht auch trotz aller Verirrungen, in die sie gerieth, am höchsten. Doch fehlt den Dichtungen meist die poetische Weihe; die Dichter hatten mehr die Form als den Inhalt im Auge. Das nationale Element wurde sehr aus der Poesie zurückgedrängt und zeigt sich nur bei den früheren Dichtern (Opitz', Zinkgref). Am häufigsten wurde das Lied, und demnächst die Ode behandelt. Zu hoher Blüthe entwickelte sich das geistliche Lied, das auch jetzt vorzugsweise von den Protestanten gepflegt wurde. An die Stelle trockener Nüchternheit, die am Ende des vorigen Zeitraums herrschend war, trat wahrhafte Andacht und innige Erhebung. Doch erschien der großartige Stil, den Luther dem geistlichen Liede aufgeprägt hatte, nicht wieder; dagegen gewann es eine subjectivere Richtung und eine größere Mannigfaltigkeit des Inhalts. Der volksmäßige Ton ging auch verloren; es schloß sich immer mehr der neuen Kunstdichtung an. Der volksmäßige Geist kam jedoch darüber nicht abhanden. Dem Geiste der Zeit folgend, machte sich aber nach und nach die didaktische Richtung geltend; man bemühte sich, die Wahrheit des christlichen Glaubens zu beweisen, während man sich früher darauf beschränkte, das kirchliche Bekenntniß einfach in begeisterter Glaubenswärme darzustellen. Dieser Entartung trat Paul Gerhardt mit Erfolg entgegen. Die altlutherische Anschauungsweise findet in ihm wieder ihren Darsteller. Aber er ist der letzte Dichter, in welchem diese objective Richtung noch hervortritt; bei den folgenden Dichtern kommt die Subjectivität entschieden zur Herrschaft und artet bei den Pegnitzschäfern in süßliche Tändelei, bei den Dichtern der zweiten Schlesischen Schule in phantastische Schwärmerei, bei den Pietisten, die sich um Spener sammelten, in sentimentale Spielerei aus. An Paul Gerhardt schließen sich an Georg Neumark, Joh. Frank, von dem die Lob- und Danklieder „Du, o schönes Weltgebäude" und „Jesu, meine Freude" herstammen, und Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, die Dichterin von

*) Hettner nennt ihn eine „platte Philisterseele." Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. I. 335.

„Jesus meine Zuversicht." Johann Scheffler, Christ. Knorr von Rosenroth, Quirinus Kuhlmann bilden mit einigen andern die Gruppe der „mystischen Dichter"; Joachim Neander und Joh. Anastasius Freylinghausen die der „pietistischen"; Benjamin Schmolcke und Erdmann Neumeister die der „orthodoxen."

Das Volkslied ist in diesem Zeitraum ohne Bedeutung.

B. Die didaktische Poesie.

Eigentliche Lehrgedichte fehlen, ungeachtet die ganze Zeit didaktisch war. Der Grund hiervon ist, daß jedes Gedicht belehren sollte. Am häufigsten und zugleich am tüchtigsten wurde das Epigramm behandelt. Es machten sich in dieser Dichtungsart bemerklich: Opitz, Fleming, Zesen, Rist, Harsdörffer, Hoffmannswaldau, Scheffler, A. Gryphius, Friedr. von Logau, Wernicke u. A.

C. Die epische Poesie.

Die epische Poesie tritt in diesem Zeitraum ganz zurück; denn mit dem erstorbenen Nationalgefühl war auch die letzte Erinnerung an das alte Volksepos und die Heldensage verschwunden. Selbst der Schwank erscheint kaum noch.

D. Die dramatische Poesie.

Aehnlich erging es der dramatischen Poesie. Der dreißigjährige Krieg hatte allen die Lust zu dramatischen Aufführungen und Dichtungen verleidet. Nach dem Frieden tauchte das volksmäßige Schauspiel zwar in ziemlich reicher Fülle wieder auf, allein es erscheint nicht mehr in seiner reinen Form, sondern unter dem Einflusse fremder Vorbilder, nämlich der „englischen Komödien", denn die „Haupt- und Staatsactionen", welche lange Zeit die Bühne beherrschten, waren in der That nichts Anderes, als Nachbildungen jener fremden Stücke. Das Kunstdrama beruhte auf Nachahmung. Das Trauerspiel wurde von Opitz begründet und besonders von A. Gryphius selbstständig behandelt. Als Lustspieldichter steht Gryphius jedoch höher. Das von Opitz eingeführte Schäferspiel fand zahlreiche Nachahmung; die große Mehrzahl dieser Dichtungen ist jedoch beinahe werthlos.

II. Die Prosa.

Die Prosa litt in diesem Zeitraum, wie schon oben bemerkt wurde, durch die massenhafte Einmischung fremder Wörter und

Redeformen so sehr, daß klare Darstellungen kaum noch möglich waren; der Sinn für Wohllaut der Sprache und das Gefühl für die rhythmische Bewegung des Satzes gingen verloren. Am reinsten haben sich die Prosadichtungen erhalten. Grimmelshausen zeichnet sich sehr vortheilhaft im Abenteuer-Roman aus. Sein „Simplicissimus" wurde vielfach nachgeahmt. Auch an „Robinsonaden" fehlte es nicht. Fabeln und Parabeln treten nur in einzelnen Versuchen vor, die jedoch zum Theil erfreulich sind. Die Satyren wurden meistens in Prosa geschrieben. Das Beste darin lieferte Moscherosch, geboren 1601, gestorben 1669, Joh. Balthasar Schupp, geboren 1610, gestorben 1661, Grimmelshausen und Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Megerle, geboren 1642, gestorben 1709. Hauptwerk des Letzteren ist „Judas der Ertz-Schelm", sagenhafte Geschichte Judas Ischariots, daran die Besprechung der mannigfachsten Lebensverhältnisse geknüpft ist. Die historische Prosa bietet in einzelnen Schriften eine vergleichsweise Reinheit der Sprache dar, ist aber im Ganzen breit und unbeholfen. Am schlimmsten stand es mit der didaktischen Prosa. Wirklich hervorragend darin ist Leibnitz, geboren 1646 in Leipzig, gestorben 1716 zu Hannover, einer der vielseitigsten Gelehrten und Denker seiner Zeit. Leider ist der größere Theil seiner Schriften in lateinischer oder französischer Sprache geschrieben. Der darin herrschende Geist übte aber dennoch einen großen Einfluß auf die Literatur aus, da die meisten und besten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts von seinem Geiste durchdrungen sind. Thomasius, Professor in Halle, führte den Gebrauch der Muttersprache für wissenschaftliche Schriften ein. In der rhetorischen Prosa, die sehr darniederlag, sind nur nennenswerth: Philipp Jakob Spener, geboren 1635, gestorben 1705 als Consistorialrath in Berlin, August Hermann Francke, geboren 1663, gestorben 1727, Stifter der berühmten Waisenanstalt in Halle, Schupp und Abraham a Santa Clara.

Sechster Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis ungefähr 1770. 1725—1770.

XXII. Albrecht von Haller.

I. Poesie.

A. Fabeln.

1. Der Fuchs und die Trauben.

(Haller, Versuch schweizerischer Gedichte. 4. Aufl. Göttingen, 1748. S. 210. — 12. Aufl. Bern, 1828. S. 206. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. 134.)

B. Lyrische Gedichte.

2. Morgengedanken.

(Haller, Versuch Schweizerischer Gedichte. Göttingen, 5. Aufl. 1749, S. 11. 6. Aufl. 1751, S. 17. Bern, 11. Aufl. 1777, S. 1. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. 21.)

1. Erläuterungen.

2. Str. V. 1. „Der Himmel färbt sich mit Purpurn und Saphiren", färbt sich schön roth und blau. Der Saphir ist ein werthvoller, reinblauer Edelstein.

V. 3 und 4. Das „bleiche Heer der Nacht", Mond und Sterne, entflieht vor dem Rosenglanze der Morgenröthe. Der rosenrothe Glanz der als Person gedachten Morgenröthe bildet einen Stirnschmuck derselben, gleichsam ihr Diadem.

3. Str. V. 1. „rothe Morgenthor", Morgenröthe; „heitere Sternenbühne", Sternenhimmel.

V. 2. „verklärte Licht der Welt", die Sonne, das Sonnenlicht.

V. 3. „blitzender Rubin", die aufgehende Sonne. Der orientalische Rubin, mit dem Saphir zu einer Mineralgattung gehörend, ist ein hochrother Edelstein von hohem Werth.

V. 4. „brennend Gold“, durch das Morgenroth erzeugter goldgelber Schein.

4. Str. V. 3. „Ambraduft.“ Der graue Ambra ist eine wohlriechende Masse, welche sich im Darmkanal des Pottfisches erzeugt und als Parfüm verwendet wird.

5. Str. V. 1. „Feldmann.“ In den drei ersten Ausgaben stand dafür „Ackersmann“; jetzt würde der Dichter sich wahrscheinlich des Wortes „Landmann“ bedienen.

7. Str. „Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet.“ Die Fackel ist der Mond; der Gedanke ist also: die Fackel, die als Mond uns leuchtet, steckst du an.

V. 4. „Du theil'st der Sterne Lauf und Ruh.“ Du hast festgestellt, wie lange die Sterne laufen, wie lange sie ruhen (für uns nicht scheinen) sollen.

8. Str. „Thon und Staub“, Bezeichnung für die erdigen Mineralien. Der Gedanke des 1. und 2. Verses weicht zu sehr von dem wahrscheinlichen Vorgange beim Entstehen der Berge und Erze ab, als daß er im Stande wäre, eine angemessene Vorstellung zu erzeugen.

9. Str. V. 1. „Den Fisch, der Ströme bläst und mit dem Schwanze stürmt“, der Walfisch, der zu den Säugethieren gehört.

V. 2. „Hast du mit Adern ausgehöhlt“, mit Adern erfüllt; in den früheren Ausgaben hieß es: „Hast du die Adern ausgehöhlt.“

V. 4. „Knochenberg“ ist nicht ausschließlich für Knochengerüst gebraucht, sondern soll das ganze Thier bezeichnen und seine außerordentliche Größe hervorheben.

10. Str. V. 1. „Gewölber“, falsche Mehrzahl für Gewölbe.

V. 2. „Gegründet auf den leeren Ort“, der nur mit Aether erfüllte Himmelsraum.

V. 3. „Der Gottheit große Stadt“, das Weltall mit allen seinen Himmelskörpern.

11. Str. „ohn' Ende sein“, ewig sein.

2. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter beginnt mit einer Schilderung des Morgens: der Mond geht unter, die Nebel zerfließen, die Sterne erbleichen vor dem Licht des Tages, der sich durch die glühende Morgenröthe ankündigt. Jetzt steigt die Sonne empor, mit ihren Strahlen die Wolken röthend und das Feld bedeckend. Rosen und Lilien öffnen sich und verbreiten Wohlgerüche. Der Landmann eilt an seine Arbeit, und die Vögel durchschwärmen singend die Luft. Alle

diese Erscheinungen lenken den gefühlvollen Dichter (Str. 6) auf den Urquell alles Erschaffenen hin, auf Gott, den er als Schöpfer und Leiter der Welt erkennt. Von Gottes Größe durchdrungen, bekennt er demuthsvoll, daß er zu gering sei, um dessen Lob zu singen, der den Himmel geschaffen.

Demgemäß besteht das Gedicht aus folgenden drei Theilen:
1. Schilderung des Morgens (Str. 1—5);
2. Gott als Schöpfer des Alls (Str. 6—10);
3. Bekenntniß der eigenen Unwürdigkeit gegenüber der göttlichen Größe (Str. 11 und 12).

3. Grundgedanke.

Der Sonnenaufgang erweckt in dem gefühlvollen Menschen demuthsvolle Gedanken über die göttliche Größe und die Nichtigkeit des Menschen.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Ode. Die vierzeiligen Strophen desselben bestehen aus Alexandrinern (1. und 3. Vers) und vierfüßigen Jamben (2. und 4. Vers) mit männlichem Reim.

Die Ode soll sich im Allgemeinen durch Bilderreichthum und gewähltere Sprache auszeichnen. Beides hat unser Dichter angestrebt; aber er hat die Bilder offenbar zu sehr gehäuft und ist auch nicht immer ganz glücklich in der Wahl derselben gewesen, wovon besonders die 8., 9. und 10. Strophe Zeugniß ablegen. Auch die schmückenden Beiwörter sind nicht überall nach jetzigem Geschmack und tragen mit den Bildern wesentlich zu der Geziertheit bei, an der das Gedicht leidet. Sonst herrscht aber ein schönes Ebenmaß in demselben. Auch ist es voll von guten Gedanken und ausgezeichnet durch würdige, männliche Ruhe.

Haller selbst erklärt das Mangelhafte der Darstellung in seinen Gedichten theils aus dem Umstande, daß ihm als Schweizer die deutsche Sprache nicht geläufig genug, theils daraus, daß Lohenstein sein erstes Vorbild gewesen sei. (Ueber Lohenstein siehe S. 313.)

5. Literaturhistorisches.

Hierzu kommt noch, daß dies Gedicht aus der frühesten Jugend des Dichters stammt. Es entstand am 21. März 1725, also im 17. Lebensjahre des Dichters, in einer einzigen bewegten Morgenstunde, als eine öffentliche Disputation seiner wartete. Er sagt

darüber selbst: „Dieses kleine Gedicht ist das älteste unter denen, die ich der Erhaltung noch einigermaßen würdig gefunden habe. Es ist auch die Frucht einer einzigen Stunde und deswegen auch so unvollkommen, daß ich billiges Bedenken getragen habe, es beizubehalten. Die Kenner werden deswegen, und in Betracht des unreifen Alters des Verfassers, es mit schonenden Augen ansehen."

3. Trauer-Ode

beim Absterben seiner geliebten Mariane.

Nov. 1736.

(Haller, Versuch Schweizerischer Gedichte. Bern, 1777, S. 220. Göttingen, 1749, S. 157. 1751, S. 215–221.)

Im Herbst 1736 folgte Haller einem Rufe als Professor nach Göttingen. Bei der Einfahrt in diese Stadt schlug der Wagen um und verletzte Hallers junge Gattin derart, daß sie einige Wochen darnach starb. Dieser Verlust war für ihn so schmerzhaft, daß er in tiefe Trauer versank und monatelang Thränen vergoß. In dieser Stimmung dichtete er die hier genannte Trauer-Ode, die wohl richtiger als Elegie bezeichnet wird. Den oft getadelten, allzu erwägenden Eingang abgerechnet, gehört das Gedicht mit zu den besseren des Dichters. Er versenkt sich darin mitten in den Gegenstand und vergegenwärtigt sich mit aller Innigkeit der zartesten Liebe das Bild der Verlorenen in den leisesten und seelenvollsten Zügen. Mehrfach werden in schmuckloser Wahrheit Scenen stillen Lebensglückes eingeflochten, durch welche der Schmerz hindurchleuchtet. An und für sich dürften solche Mittheilungen in einer Ode oder Elegie Tadel verdienen; aber dennoch regt das Gedicht durch seine ganze Haltung unsere Gefühle auf und macht, daß wir es wohl mehr als einmal lesen.

Schiller sagt in seiner Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung": „Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert und folgendermaßen anfängt:

„Soll ich von deinem Tode singen,
O Mariane, welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht" u. s. w.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkaltet sein mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu sein."

Diese oft nachgesprochene Ansicht ist schwerlich richtig, bedarf wenigstens großer Einschränkung.

Ein halbes Jahr später (Februar 1737) dichtete Haller eine zweite Ode auf die Verstorbene (s. S. 222 seiner Gedichte), in der er sich gegen den Trost sträubt, den Freunde ihm zu gewähren suchten; und als Bodmer zwei Jahre später den schwermuthsvollen Schmerz des Dichters durch die Entgegenhaltung des eigenen Schmerzes beim Verluste seines Sohnes mildern wollte und ihn ermahnte, den unseligen Ort zu verlassen, der ihm sein Liebstes geraubt, und nach der Heimat zurückzukehren, sieht er darin nur eine Ermunterung zum neuen Erguß seiner Trauer. (Siehe die „Antwort an Herrn Joh. Jac. Bodmer", Nr. 23, Seite 252 der 11. Aufl. der Gedichte.) Eine Ode auf die verstorbene zweite Gattin („Ueber den Tod seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Bucher", Februar 1741, Nr. 24, Seite 265 der Gedichte) steht der ersteren weit nach.

Für Deutschland muß Haller, der Zeit nach, als der erste Odendichter genannt werden.

C. Beschreibende Gedichte.

4. Die Alpen.

1729.

(Haller, Versuch Schweizerischer Gedichte. Bern, 1777, S. 21. 1749, S. 26. 1751, Nr. 4, S. 24.)

1. Veranlassung.

Im Jahre 1728 machte Haller mit seinem für die Naturwissenschaften begeisterten Freunde Professor Gesner aus Zürich eine große Alpenreise, auf der er das Material zu seiner Geschichte der schweizerischen Gewächse sammelte. Die unmittelbare Anschauung der großartigen Naturgebilde und die Beobachtung der schlichten Hirten gewährte ihm großen Genuß und hohe Befriedigung, und diese Stimmung reifte den Entschluß, das Angeschaute und Beobachtete in einem Gedicht niederzulegen. Es geschah im Jahre 1729, und das Gedicht trägt die Ueberschrift: „Die Alpen." Folgendes ist der wesentliche Inhalt desselben.

2. Inhaltsangabe.

Vergeblich sucht der Sterbliche außer sich ein goldenes Zeitalter, denn dasselbe ruht nur in der Seele. Ihr, Schüler der Natur (das Schweizervolk), besitzt es in eurer Armuth und Einfalt, gehoben durch die Freiheit. In Eintracht und Fröhlichkeit

folgt ihr ungelehrt und ungezwungen den Gesetzen der Weisen des Alterthums. Die Freiheit theilt dem Volke gleichmäßig Vergnügen, Ruhe und Mühe zu. Ihr bedürft der Wissenschaft nicht, denn die Lehre der Natur ist euch in's Herz geschrieben; und euer Leben fließt in ungestörtem Frieden dahin. So feiert ihr in fröhlicher Kraft euere Volksspiele. Hier waltet die reine Liebe, thut sich ungeziert kund und bewährt sich durch Treue. Arbeit bewahrt den Seelenfrieden und die Gesundheit. (Strophe 1—17.) — Beim Erscheinen des ersten Grases treibt der Hirte sein Vieh den Alpen zu; er zieht mit dem ersten Gruß der Lerche aus, und mit der sinkenden Sonne empfängt ihn die Hirtin. Ein frohlockendes Lied begleitet den Hirten in die Ernte des Heues und des Obstes. Wenn ihm dagegen Wein versagt ist, der den Menschen zum Thiere macht, so eröffnet ihm der Herbst eigenthümliche Schätze in der Gemsjagd und in der Bereitung der Butter, des Käses und Ziegers. Ruhe und Scherz versüßen die sorgenlosen Tage des Winters, und die Nachbarn ergötzen sich durch kluge Gespräche, wobei der Eine seine Witterungskunde entfaltet, der Andere ein selbst gedichtetes Lied vorträgt, hier ein Greis alte Schlachten schildert, dort ein Anderer das Glück des Vaterlandes preist, während Alles um uns darbt und in den Ketten hungert; und ein Dritter seine Kenntniß von den Naturschätzen seines Vaterlandes entfaltet. Denn am Hochgebirge hat die Natur alle Seltenheiten und Bedürfnisse des Lebens vereint. Von der Höhe des Gebirges sieht das Auge den Wohnplatz mehrerer Völker; die nähern Berge aber zeigen eine mannigfaltige Abwechselung von Hügeln und Thälern, von Felsenwänden, Wasserfällen und fruchtbaren Abhängen. Allein die Natur ist überall schön und wunderbar, in und über der Erde, im Glanze der Alpenblumen, wie im funkelnden Krystall, in den warmen Quellen und im Golde der Aar. Aber der Hirte läßt diesen Schatz, der ihm zu Füßen rollt, dahin fließen. Dieses genügsame Volk sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern, es lebt immer gleich und stirbt, wie es lebt. (Str. 18—49.)

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht besteht aus 49 zehnzeiligen, aus Alexandrinern gebauten Strophen. Die Reime sind in den ersten acht Versen gekreuzte, abwechselnd weibliche und männliche, in den beiden letzten ungetrennte, weibliche. Jede Strophe enthält ein abgerundetes Gemälde, bei dessen Herstellung der Dichter sich bemühte, der auftauchenden Forderung seiner Zeit gerecht zu werden, nach welcher „die Stärke der Gedanken gegen das Ende steigen muß.“ Diese Beengungen erschwerten dem Dichter die Arbeit so, daß er die „Nebenstunden vieler Monate dazu verwenden mußte“, und

doch nicht mit dem Erfolge zufrieden war. „Man sieht", sagt er, „ohne mein Warnen noch viele Spuren des Lohenstein'schen Geschmackes darin."

Der Verfasser hat in dem Gedicht Beschreibung und Betrachtung, Natur- und Sittenschilderung zu einem belebten Ganzen verbunden, in dem das mehrmals von ihm behandelte Thema von dem Verderbniß der Sitten im Gegensatz zu idyllischer Unschuld die Grundlage bildet. In Folge dessen ist das ganze vorherrschend didaktisch, in einzelnen Partien idyllisch.

Die Wirkung des Gedichts war in jener Zeit, in der man sich von der Ueppigkeit und Ueberfeinerung der großen Welt ermüdet fühlte und nach Einfachheit und Natürlichkeit sehnte, eine außerordentliche. Die Genauigkeit, mit welcher der als Gelehrter rühmlichst bekannte Dichter die Naturscenen schilderte, ließen keinen Zweifel an der Wahrheit des Berichteten aufkommen. Schon sein Biograph Zimmermann sagt: „Es wird hieraus (nämlich aus dem vorher Mitgetheilten) erhellen, wie sehr der Herr Haller in seinen Gedichten der Natur gefolget, und wie wenig das Feuer der Einbildungskraft ihn über die Schranken hinaus gehoben habe, die dieselbe setzet. Diese Anerkennung ist auch um so viel nothwendiger, da verschiedene angebliche Kunstrichter in den Haller'schen Beschreibungen geglaubt haben Fehler zu finden, weil ihnen eben diese nähere Kenntniß der Natur, auf die ich sie nunmehr verweise, gefehlt hat." (Seite 68.) Was man mit Vergnügen gelesen, wollte man aber auch mit eigenen Augen schauen und wo möglich selbst durchleben. Das Gedicht wurde so Veranlassung zu den mit jedem Jahre sich mehrenden, durch die jetzigen Verkehrsmittel sehr erleichterten Wanderungen nach der Schweiz.

Wie von der Ode, so kann man auch von dem beschreibenden Gedicht sagen, daß Haller der Erste war, der uns ein solches lieferte.

D. Lehrgedichte.

5. Ueber den Ursprung des Uebels.

1784.

(Haller, Versuch Schweizerischer Gedichte. Göttingen. 1749, S. 122. 1751, S. 162. Bern, 1777, S. 161.

1. Hauptinhalt des Gedichts.

Das ziemlich umfangreiche Gedicht zerfällt in drei Bücher. Im ersten Buche schildert der Dichter den Zustand der Menschen

als einen unglücklichen und entwickelt die Gründe, welche dieselben für eine Beschwerde über den Schöpfer zu haben glauben; im zweiten und dritten Buche sucht er das Vorhandensein des Uebels in der Welt aus den Absichten Gottes zu rechtfertigen, indem er nachweist, daß die Ursachen des moralischen Uebels in den Menschen selbst liegen.

2. Gedankengang.

I. Buch. V. 1—64. Der Dichter schildert eine herrliche Schweizerlandschaft (im Berner Lande), deren Anblick ihn an einem schönen Abende entzückte und zu dem Bekenntniß nöthigte, daß die Welt zum Wohl ihrer Bewohner geschaffen sei. V. 65—118. Indem er über diesen Satz weiter nachsinnt, erinnert er sich der Klagen, welche so häufig erhoben werden, findet dieselben in der innern Welt und entwirft nun ein mit jenem Naturbilde lebhaft contrastirendes Gemälde der sittlichen Welt und des leidenvollen Menschenlebens. V. 119—142. Der Gedanke an diese Leiden bewegt ihn zu fragen, warum der Allgütige und Allweise eine so unvollkommene Welt geschaffen habe. V. 143—146. Der Dichter erschrickt vor dieser Frage als einer Gotteslästerung; nach Gottes Willen solle man die Laster fliehen, ohne zu fragen, warum sie vorhanden seien. V. 147—162. Wenn aber irreligiöse Menschen aus dem Dasein des Uebels in der Welt Schmähungen gegen ihren Schöpfer ableiten, so glaubt der Dichter ihnen mit der Fackel der Wahrheit entgegentreten zu müssen.

II. Buch. V. 1—64. Im Anfange der Zeiten ließ Gott aus allen möglichen Welten die trefflichsten in die Wirklichkeit treten. Erst schuf er die Körperwelt, dann die Geisterwelt. Die letztere stattete er mit freiem Willen aus. Er erkannte wohl, wohin die Freiheit führen könne; allein „er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm, aus Wahl ihm hold zu sein.“ V. 65—108. Die neugeschaffnen Geister waren ursprünglich alle gut, an Erkenntniß jedoch sehr verschieden, wenngleich alle in ihrer Art vollkommen. V. 109—160. Der Mensch („Zweideutig Mitteldinq von Engel und von Vieh, Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie“) steht tiefer als die Geister; er hat zwei Haupttriebe: „Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe.“ Hieran reihet sich eine Schilderung der Selbst- und Nächstenliebe in ihren Wirkungen. V. 161—212. Außerdem gab Gott dem Menschen, um ihn achtsam auf das Wohl seiner Seele zu erhalten, Empfindlichkeit für den Schmerz und das Gewissen („Der Werke Richterin, der Prüfstein unsers Thuns“). Jeder ist sonach mit dem Nöthigen für die Lebensfahrt ausgestattet, wenngleich die Gaben verschieden vertheilt sind.

III. Buch. V. 1—60. Gottes Zweck und unser Glück wurde durch den Sündenfall vernichtet. Schilderung dieses Falls, Ursachen („Gold, Ehr' und Wollust herrscht“), Allgemeinheit und Wirkung desselben für das Herz, den Körper und den Geist des Menschen. V. 161—170. Der Dichter verläßt hier den bisherigen Gang der Entwickelung und schildert als Gegensatz die Seligkeit der von Gott nicht Abgefallenen. Dann kommt er auf den verlassenen Punkt zurück und frägt, V. 171—182, warum Gott nicht lieber das ursprüngliche Nichts habe fortbestehen lassen, wenn keine Welt ohne Uebel bestehen könne. V. 183—202. Die Menschen können diese Frage nicht beantworten, weil sie keine Einsicht in den Zusammenhang der ganzen Schöpfung haben, sie vielmehr die Welt nur ihrem kleinsten Theile nach kennen. V. 203—214. Daß uns aber Gott liebe, sehen wir aus dem Bau des menschlichen Körpers, V. 215—218, und wir dürfen erwarten, daß er eben so gütig und väterlich für unsere Seele gesorgt habe. V. 219—232. Die ganze Schöpfung beweist ja die Güte Gottes, und wenn unser Geist einst in die Geheimnisse derselben dringen kann, werden wir einsehen lernen, daß auch das Uebel in der Welt sich mit der Weisheit, Gnade und Gerechtigkeit Gottes vereinigen lasse. Der Dichter schließt mit den Worten:

„Wann unser Geist, gestärkt, dereinst dein Licht verträgt
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt;
Wenn du der Thaten **Grund** uns würdigest zu lehren,
Dann werden Alle dich, o Vater, recht verehren.“

3. Zweck des Gedichts.

Das Gedicht ist eine Theodicée, d. h. es hat den Zweck, die Weltregierung Gottes, den vorhandenen Uebeln gegenüber, zu rechtfertigen.

4. Form der Darstellung und Composition.

Die **Verse** sind Alexandriner mit ungetrennten, abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen. Die **Sprache** ist voll Kraft und Begeisterung, oft erhaben, immer gedrängt und klar; die Bilder sind kühn. Die **allgemeinen Ideen**, die dem Gedicht in allen Theilen zu Grunde liegen, sind überall angemessen versinnlicht, individualisirt und dadurch aus dem Gebiete des abstracten Denkens in das der poetischen Anschauung gebracht. Es sind auf diese Weise eine Anzahl ansprechender Gemälde entstanden. Alle diese Gemälde sind zu einer lebendigen Einheit verbunden, die der Dichter dadurch hervorgebracht zu haben scheint,

daß er zuerst eine allgemeine Skizze der Landschaft entwarf, sie gleichsam in einen Rahmen faßte und dadurch der Phantasie des Lesers die nöthigen Grenzen setzte, dann erst die Hauptpunkte hervorhob (9—15), um welche die einzelnen Bilder sich leicht gruppiren ließen (20—51), und endlich das Ganze mit einem der wichtigsten Momente des Gemäldes schloß (52—60.) — Auch die Schilderungen der Zustände aus der innern Welt gelingen unserm Dichter gut (Buch I. 77—118; II. 25—64; 133—155; 175—182 u. s. w.); er erscheint als feiner und tiefer Beobachter der verborgensten Falten des menschlichen Herzens, als gründlicher Denker, wie er auch hinwiederum diesen Zuständen ihre poetische Seite abzugewinnen versteht; sie werden vorzüglich dadurch zur Anschaulichkeit gebracht, daß er am Schlusse seiner Schilderungen die einzelnen Momente in Einen Brennpunkt zusammenfaßt (Buch I. 115—118. II. 56—62; 181—182 u. s. w.) Die Darstellung der Weltschöpfung (Buch II. 1 ff., besonders 9 ff.) ist ganz im Geiste der biblischen Urkunden gehalten, obgleich nicht sclavisch nacherzählt, sondern mit freiem selbstständigem Geist aufgefaßt. Ergreifend und bis in's Innere der Seele dringend ist die Schilderung des moralischen Verderbens in der Welt (Buch III. 53 ff.), so wie der Wirkungen, die der Sündenfall auf die Menschen hatte (III. 81 ff.), welche durch die Befriedigung aller ihrer Wünsche niemals zur Ruhe gelangen können. Anschaulichkeit gewähren hier besonders die historischen Anspielungen (Buch III. 94. 124); und einzelne Stellen (z. B. Buch III. 133—140; 144, 150; 155 u. a. m.) glänzen durch ihre inhaltschwere, kurze und kraftvolle Sprache.

Unter Hallers Lehrgedichten ist das besprochene von jeher als das bedeutendste anerkannt worden; er selbst hielt es für sein bestes. In der Vorbemerkung zu demselben sagt er: „Dieses Gedicht habe ich allemal mit einer vorzüglichen Liebe angesehen. Die mir wohl bekannte Rauhigkeit einiger Stellen entschuldigte ich mit der moralischen Unmöglichkeit, gewisse Vorwürfe zugleich stark und dennoch angenehm zu malen. Die lange Mühe, die ich daran gewandt, und die über ein Jahr gedauert hat, vermehrte meine Liebe, indem uns ordentlich alles lieber ist, was uns theuer zu stehen kommt. Ich unterzog mich dieser Arbeit aus Hochachtung für einen Freund, der die Früchte seiner Tugend nunmehr in der Ewigkeit genießt. Das Ende gefiel ihm am wenigsten. Er sah es für zu kurz, zu abgebrochen und zu unvollständig an. Es können in der That noch bessere Ursachen für die Mängel der Welt gesagt werden. Aber ein Dichter ist kein Weltweiser, er malt und rührt und erweiset nicht. Ich habe also dieses Gedicht unverändert beibehalten, ob ich wohl bei gewissen Stellen hätte wünschen mögen, daß ich die gleichen Dinge deutlicher und fließender hätte

sagen können." Seine nachmalige Strenge in der Orthodoxie nöthigte ihm später das Geständniß ab, „daß die Mittel unverantwortlich verschwiegen worden seien, die Gott zum Wiederherstellen der Seelen angewendet habe, die Menschwerdung Christi, sein Leiden, die aus der Ewigkeit uns verkündete Wahrheit, sein Genugthun für unsere Sünden, das uns den Zutritt zu der Begnadigung eröffnet."

Zu den Lehrgedichten Hallers sind noch zu rechnen: Nr. V. „Gedanken über Vernunft, Aberglaube und Unglaube." 1729. Nr. 16. „Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit." 1736. Er strebte hierin englischen Dichtern nach, überragte aber bald durch tieferen Gehalt und männlichen Ernst alle seine Zeitgenossen, wurde daher auch in dieser Dichtungsart Vorläufer und Muster. „War irgend Jemand gemacht", sagt Gervinus (IV. 32), „der Lehrdichtung Ansehen zu verschaffen, so war freilich Er es, der eine Riesenlast von Gelehrsamkeit trug, die sich in seinen zahllosen Beiträgen zu den „Göttinger Anzeigen" in ihrer ganzen Breite, in seiner Physiologie in ihrer größten Tiefe darlegte."

E. Romane.

Haller hat sich auch in Romanen versucht. Dieselben sind jedoch geradezu didaktischer Art, und die Poesie hat nur geringen Antheil an ihrer Herstellung. Nach seinem eigenen Geständniß wählte er die dichterische Einkleidung nur in der Absicht, „einige Leser anzulocken, die ein bloß ernsthaftes Buch niemals in die Hände nehmen." Der Zweck seiner Romane war, nachzuweisen, daß die Staatsverfassung eines Landes an sich, wenn auch nicht gleichgültig, doch für das Glück des Volkes nicht allein maßgebend sei, daß vielmehr jede Verfassung die trefflichsten Folgen haben könne, wenn sie nur der ihr zunächst zum Grunde liegenden Idee gemäß behandelt und ausgeführt würde.

Haller gilt als Gründer des politischen Romans.

Wir haben drei Romane von ihm, „Usong", „Alfred" und „Fabius und Kato."

Der „Usong" sollte darthun, daß selbst eine unumschränkte Regierung das Glück der Völker befördern könne, wenn der Monarch die dem Wesen einer solchen Verfassung entsprechende Stellung eines Vaters seiner Unterthanen einzunehmen wisse und ihnen an Einsicht und Tugend vorleuchte. Um zu zeigen, von welchen politischen Grundsätzen sich Haller überhaupt leiten ließ, werden

folgende Sätze aus dem vierten (letzten) Buche des Usong ausreichen. Seite 369 ff. heißt es:

„Fürchte nichts so sehr als deine eigene Macht; sie ist unumschränkt. . . Diese Macht ist nur dann ein Gut, wenn die Weisheit sie lenkt. . . Schränke dich selber ein! theile deine Macht mit den Gesetzen, mit den Feierlichkeiten, mit der Staatsverfassung; behalte nur so viel als, das allgemeine Beste zu bewirken, erfordert wird! . . . Beleuchte eine jede Forderung deines Willens, ehe sie zur That wird; verwirf sie, sobald du sie nicht deinem Volke bekennen darfst: sie ist deine Feindin. . . Aber daß dein Reich wohl verwaltet werde, so mußt du selbst herrschen; liebe also die Arbeit; sie ist die Mutter der Ehre, und die Ehre zeigt die Sicherheit. . . Bezwinge dich, laß nicht den Unmuth dein Gesicht verstellen! . . . Berathschlage dich alle Tage mit den Häuptern der Staatsverwaltung; eine der Säulen des Reichs würde sinken, sobald du eine der Abtheilungen verabsäumtest. . . Hilf den Wissenschaften auch beim Volke auf; niemand ist aufrührerischer als Barbaren, und gesittete Völker lassen sich mit einer Schnur lenken, da bei jenen ein Gebiß nöthig ist. . . Halt auf's genaueste Treu und Glauben; die Untreue kann zuweilen in einem Augenblick vortheilhaft sein, aber sie hinterläßt ein dauerhaftes Uebel. — Habe keinen Liebling! . . . Verändere die Verfassung von Persien nicht, auch bei den scheinbarsten Gründen, ohne den Rath aller vier Abtheilungen, und auch diesen laß dir geschrieben geben! . . . Ehre den Gottesdienst; bleibe bei dem Glauben deines Ahnherrn; aber dulde alle andern Glaubensverwandten. . . Brauche die Geistlichen nicht zu weltlichen Geschäften; sie haben eine schwere Pflicht, die Ewigkeit ist ihr Geschäft; sie würden schlechte Geistliche werden und enge Begriffe in der Verwaltung des Staates beibehalten."

Im „Alfred" erörtert Haller die Vorzüge einer gemäßigten Monarchie an dem Muster der englischen Staatsverfassung, die im vierten Buche in einem kurzen, aber recht klaren und verständigen Abriß dargestellt wird.

„Fabius und Kato" ist der Darstellung der aristokratischen Staatsverfassung gewidmet. Der Verfasser beschränkt sich aber nicht darauf, deren Vorzüge an und für sich zu besprechen, sondern er stellt sie zugleich der demokratischen Regierungsform entgegen, deren Wesen er verkennt.

II. Prosa.

In den Romanen erscheint Hallers Prosa etwas eintönig, feierlich und abgemessen, in seinen „Göttingischen Anzeigen" und

seinem „Tagebuche“ dagegen rein und zwangslos; es darf daher behauptet werden, daß er auch in dieser Darstellungsweise in seiner Zeit hervorragte. Die nachstehende Probe aus seinem Tagebuche (III. 118 ff.), die wir zugleich als einen Beitrag zu Hallers und Hagedorns Charakteristik betrachten, möge als Beleg unseres Urtheils dienen.

6. Haller und Hagedorn.

„Hagedorn ist in eben dem Jahre, aber sechs Monate früher, als ich, geboren. Beide kamen wir in einer Zeit, da die Dichtkunst aus Deutschland sich verloren hatte. Denn Brockes und Pietsch hatten nur einzelne, und jener zuweilen große Schönheiten; er überließ sich aber allzusehr der Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime aus der Feder gingen. Beide wurden wir sorgfältig erzogen: ich wurde auf's Strengste zur Arbeitsamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im zwölften Jahre. Beide hatten wir das Unglück, Waisen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir selber überließ. Beide dichteten früh, und ich schrieb eine Unendlichkeit von Versen von allen Arten, ehe ich fünfzehnjährig wurde; meine Begier war unersättlich, ich ahmte bald Brockes, bald Lohenstein und bald andere niedersächsische Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muster vor mich nahm und ein anderes ausarbeitete, das nichts vom Muster nachschreiben und doch ihm ähnlich sein sollte. Hagedorn kam doch noch in ein Gymnasium, ich aber wagte es im Jahre 1723 auf die hohe Schule zu gehen.

Beide hatten wir mehr Geschmack als Kräfte. Mein Freund schmelzte seine ersten jugendlichen Gedichte um und verbesserte sie, wie er zu mehreren Kräften in der Dichtkunst kam. Ich ging einen Schritt weiter, und an einem glücklichen Tage im Jahre 1729 verbrannte ich alle meine unzählbaren Verse: Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte und was es alles war. Ich ließ mir selber keine Spuren davon übrig; nur war ich in meinem Geschmacke noch nicht so gebessert, daß ich alle diejenigen vertilgt hätte, die es verdienten. Ein schmeichelnder Zuhörer schrieb sich noch einige ab, die ich aber selbst unterdrückt habe, und er gab sie zwanzig Jahre hernach einem Verleger ohne mein Vorwissen und zu meinem größten Verdruß. Lange hernach und jetzt mehr als jemals, war mein Geschmack besser als meine poetischen Kräfte: ich sah jenseits allein, was ich zu leisten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Ich sah, zumal im Virgil, eine Erhabenheit, die sich niemals herunterließ, wie ein Adler in der oberen Luft schwebete, eine Ausarbeitung, die

an der Harmonie, an der Malerei, am Ausdrucke nichts ungefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch Niemand nachgeahmt hat.

Hagedorn besuchte England; ich auch, und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf beide einen wichtigen Einfluß: wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bisher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen, und strebten beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte sich Hagedorn mit seinen Poesien bekannt; ich um etwas später. Ein Freund, der sich zu viel aus den meinigen machte, unternahm im Jahre 1731, eine kleine Sammlung davon drucken zu lassen. Ich erhielt, daß er mir die Besorgung überließ, wodurch ich so viel gewann, daß ich vieles weglassen und Verschiedenes verbessern konnte. Beide haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwischen den deutschen Dichtern keinen Antheil genommen. Beide waren wir wohl der wässerichten Dichtkunst eben nicht günstig und lebten mit Bodmern in Freundschaft. Aber selbst zu Felde ziehen, dieses wollten wir nicht. Ihn verschonten die sogenannten Gottschedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottsched, Schönaich, Mylius und Andere um die Wette. Das „Tintenfäßlein", „die Aesthetik in einer Nuß", „die Bemühungen" griffen mich mit der heftigsten Rachbegierde an. Man war grausam genug, meine „Mariane" schimpflich zu parodiren. Man that der „Ewigkeit" eben die Ehre an. Ein Freund schrieb mir, er habe Gottscheds Hand vor sich liegen, mit welcher er die Aesthetik corrigirt hat. Aber was sollte ich bei einem Kriege gewinnen? In einer Wissenschaft, die sich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nutzen haben; sie giebt uns einen Anlaß, die Versuche zu wiederholen und zu vermehren, und die Wahrheit kann durch das Zeugniß unparteiischer Sinne erwiesen werden. Aber in Wissenschaften, die auf dem Geschmacke beruhen, ist es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den ersten Gründen zurückzubringen, und bei einem Leser zu erzwingen, er solle sich eine Stelle gefallen lassen, die ihm nicht gefällt. Es war mir also viel leichter, harte Urtheile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Prozeß zu führen.

Hagedorn dachte auch bei der neuen Poesie wie ich, und wir blieben beide dem Reime getreu. Ich sah auch, daß unsere Gründe ungefähr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so wäre die Arbeit zu leicht, und leichte Arbeit ist auch in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmonie beibehalten und richtige Füße von langen und wirklich kurzen Silben abwechseln lassen, wie Uz und

Kleist und in Schweden Lithau gethan haben, so wäre die mechanische Arbeit sehr schwer. Und einmal fehlt dem deutschen Hexameter der Spondeus, und die einsilbigen Wörter sind zu häufig.

Selbst der neue Schwung der Sprache, der in hexametrischen Versuchen herrscht, däuchte Hagedorn eine Neuerung und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht daß wir beide Klopstocks Verdienste nicht gefühlt hätten: ich suchte ihn von Langensalza und aus dem Weißischen Hause in das meinige zu ziehen; das Glück aber sorgte besser für ihn, und seine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indessen beide bei den Reimen. Im Lehrgedichte, dünkt mich, haben die gleich langen Verse, in deren jedem ein Begriff ausgeführt ist, einen überaus deutlichen Vorzug. Das Ineinanderflechten der hexametrischen Verse, das man gewiß bis auf die höchste Ungebühr getrieben hat, steht in einer lebhaften Beschreibung und im Affecte ganz gut; aber der nüchterne Philosoph spricht feierlicher in einem in sich selbst vollkommnen Verse, der die Sache auch dem Gedächtnisse am besten eindrückt.

Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgedichten überein, die einen großen Theil seiner Gedichte ausmachten. Wir suchten beide diesem Gedichte den Nachdruck zu geben, dessen es fähig ist, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bei allen diesen Aehnlichkeiten blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der Ursachen bestand in der Lebensart. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüthe; er trank ein Glas Wein, und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Weine ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu sein. Hieraus folgt, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog und mein Vergnügen bei einem stillen Theetische oder bei Büchern suchte. —

Hieraus entstand ein großer Unterschied im ganzen Tone unserer Poesie. Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe und den Wein besang, die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Mir gefiel nichts über den verliebten Bauernkerl, und wie viel munterer würde das Gemälde sein, wenn der geschickte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freiheit und Ueberfluß den Landmann belebt.

Aber die Fröhlichkeit und die Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert, und den Boileau übertrifft. Mit dem Pope hat er eine große Aehnlichkeit in der feinen Auspolirung der Verse, worin Wenige, auch seit unseren Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam

er in der lächelnden Ironie, in der unschuldigen Schalkhaftigkeit der Satire und in der Kenntniß des gesellschaftlichen Menschen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der „Glückseligkeit“ und dem „Freunde“ vorzuziehen sei. Hagedorn schrieb rein wie Boileau, und scharfsinnig wie Horaz. Der erstere blieb zurück, sobald er nicht über die Poesie schrieb, und fiel in's Tiefste, wenn er den Menschen überhaupt zum Vorwurf seiner Satire machte. Horazen mangelte es an der Harmonie; er merkte es selber und gestand, er schreibe fast wie in Prosa; so angemessen die Ausdrücke sind, so fehlt ihm überall der Wohlklang Virgils. Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit. Dieses starke Gefühl, das eine Folge von Temperament ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit, mit einer Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beim Lesen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhülflosesten Umständen eine junge und geliebte Gattin mir von der Seite riß!

Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schwermüthigen Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorns Munterkeit unendlich unterscheidet. Ein anderer Vorzug Hagedorns war die Kenntniß der Sprache. Er lebte in Deutschland und war von seiner Jugend an im reinen Deutsch erzogen; in meinem Vaterlande, jenseit der Grenzen des deutschen Reichs, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart: wir haben auch in unseren symbolischen Büchern und in Staatsschriften andere Declinationen, andere Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen; und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden, so blieb mir allemal eine gewisse Armuth im Ausdrucke, die ich schon damals am besten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache; manchen andern drückte ich mit einem unvermeidlichen Verluste an der Reimigkeit und an dem leichten Schwunge des Verses aus.

Mein Freund blieb dabei ein Dichter und hatte daneben keine beschwerliche Arbeit. Er las, was seinen Geist zieren konnte, und besaß mehr als ein anderer die Kunst, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten aufs Angenehmste anzubringen, wodurch eben seine Lehrgedichte sich vor anderen ausnehmen, deren Stoff bloß aus den allgemeinen Begriffen der Dinge genommen ist.

Ich hingegen wurde früh von anderen Berufsarbeiten gedrückt und erlag fast völlig unter der geehrten Bürde, da des

würdigen Ministers Zutrauen mehr auf meine Achseln legte, als sie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernsthafte Geschäfte gaben keinen Stoff her, der sich in der Poesie einweben ließ; sie brachten vielmehr die Gedanken in einer Strenge und Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Die Verse wurden mir schwer; ich unternahm nicht leicht, in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr früh auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis in's Jahr 1736 nahm ich mir nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten; nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affect ein Vergnügen fand, sich abzumalen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete Hagedorn bis an seinen, zwar frühen, Tod, der schon im Jahre 1753 einfiel: und dennoch ist mein poetisches Leben noch kürzer gewesen; denn nach 1748 finde ich kaum vier neue Seiten in meinen Gedichten. Beide haben wir glücklich zu der Zeit geschwiegen, da die Natur nicht mehr redet, und die gedämpfte Einbildung der Vernunft keine Zierde mehr verleihet."

Leben und Charakteristik Hallers.

I.

1. Albrecht von Haller wurde am 18. October 1708 in Bern geboren. Sein Vater, ein Mann von vielseitiger Bildung und Neigung zur Dichtkunst, war Anwalt des großen Rathes zu Bern und konnte schon mit Stolz auf seine Vorfahren zurückblicken, da dieselben seit einem Jahrhundert im Besitz der höchsten Aemter und Würden in der Republik waren; seine Mutter war die Tochter Anton Engels, eines Mitglieds des großen Raths.

Haller war in der Jugend auffallend schwächlich und vielfach krank, mußte sich deshalb viel im Zimmer aufhalten und manche Stunde in Stille und Zurückgezogenheit verleben. In dieser Zeit waren es aber nicht bloß Spiele, die seine Zeit ausfüllten, sondern nützliche Uebungen im Schreiben, Lesen und Zeichnen, was vortheilhaft auf die Entwickelung seines reichbegabten Geistes einwirkte. Schon im vierten Lebensjahre trug er mit Predigerernst dem Hausgesinde biblische Geschichten vom Stubenofen herab vor, wo man sein Lehnstühlchen hingesetzt hatte. Um diese Zeit machte es ihm auch bereits besondere Freude, Bücher zu verfertigen, zu denen ihm anfangs die kleinen Einnahmen und Ausgaben, die täglich erlernten Wörter und dergl. das Material lie-

ferten, später die hebräischen und griechischen Wörter und Wendungen der Bibel, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, von denen er im zehnten Jahre bereits gegen 2000 beisammen hatte. So entwickelte sich schon sehr früh in ihm die Richtung auf eine allumfassende Gelehrsamkeit, wobei ihn ein außerordentliches Gedächtniß, ein wirklich unvergleichlicher Fleiß und eine höchst glückliche Auffassungsgabe gleichmäßig unterstützten. Vom sechsten Jahre an erhielt er Unterricht in den alten Sprachen; im neunten las er bereits das neue Testament griechisch, und im zwölften war der Homer schon sein Lieblingsbuch. Den ersten Unterricht leitete ein pedantischer, seines Amtes entsetzter Pfarrer, der neben anderen Erziehungsfehlern auch den beging, den allerdings etwas lebhaften Ehrtrieb des Knaben grundsätzlich zu unterdrücken. Das reizte Hallers Muthwillen; das erste lateinische Gedicht, welches er verfertigte, war eine Satire auf seinen übrigens sehr rechtschaffenen Lehrer. Nach der Versicherung seines ersten Biographen (Zimmermann) war aber des Knaben „Gemüth so rein wie der Aether, und seine Triebe so unschuldig wie die der Tauben."

Mit dem neunten Jahre kam Haller auf die Schule zu Bern und war bei seiner Aufnahme im Stande, statt der üblichen lateinischen Uebersetzung eine griechische zu liefern. Vom zwölften Jahre an verfaßte er fast täglich deutsche Gedichte, unter andern auch ein episches von 4000 Versen über den Ursprung des Schweizerbundes; im funfzehnten versuchte er sich schon in Tragödien und Komödien. Frühzeitig, nämlich schon im dreizehnten Jahre, verlor er seinen Vater. 1722 schickte man den Knaben nach Biel zu einem Freunde seines Vaters, einem Arzte, Neuhaus, welcher ihn in die Philosophie einführen sollte, ihm aber dieselbe völlig verleidete. Ersatz dafür fand er in der Beschäftigung mit der Poesie. Als einst im Hause des Nachbars Feuer ausbrach, rettete er auch nur das Heft seiner Gedichte und sah von einem benachbarten Hügel ruhig dem Ausgange des Brandes zu. Im Jahre 1720 übergab er jedoch alle diese unreifen Erzeugnisse selbst den Flammen und schonte auch von den auf der Universität gedichteten Stücken nur zwei: die oben besprochenen „Morgengedanken" und „Sehnsucht nach dem Vaterlande."

2. Es war der Wunsch der Eltern gewesen, daß Haller sich der Theologie oder Rechtsgelehrsamkeit widmen möge; der Aufenthalt in Biel lenkte ihn jedoch auf die Medicin. Fünfzehn Jahr alt, bezog er am 23. December 1723 die Universität Tübingen und studirte hier mit allem Fleiß Anatomie und Botanik, zwei Wissenschaften, in denen er später der Lehrmeister Europa's wurde. Das Studentenleben in Tübingen war aber damals nicht derart, daß es einen fleißigen und sittsamen Jüngling, wie Haller, lange hätte befriedigen und fesseln können; er verließ daher schon im

Frühjahr 1725 die dortige Universität und begab sich zur Vollendung seiner Studien nach Leyden, wo damals Boerhaave, der größte Arzt seiner Zeit und in mancher Hinsicht der Begründer der neuern medicinischen Wissenschaft, lebte und lehrte. Der berühmte Mann würdigte den jungen Schweizer seiner Freundschaft und führte ihn bereitwillig in die Anatomie ein. Eine Abhandlung über den Speichelgang verschaffte ihm 1727 die medicinische Doctorwürde und wurde die erste von ihm durch den Druck veröffentlichte Schrift.

Um seinem inneren Drange nach einer freiern und allseitigen Bildung Genüge zu thun, unternahm Haller (1726) von Leyden aus mit zweien Freunden eine Reise durch Norddeutschland und Holland. Schon hatte er sich so viel freie Weltbildung angeeignet, daß er überall bei Gelehrten und gebildeten Fürsten eine wohlwollende Aufnahme fand. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er (1727) England und Frankreich, vorzugsweise, um sich in seiner Fachwissenschaft zu vervollkommnen. 1728 begab er sich nach Basel, um unter Joh. Bernoulli noch die höhere Mathematik zu studiren. Hier wurde er durch die herrliche Natur und treffliche Menschen besonders wohlthätig angeregt, ergriff mit Liebe wieder die Botanik und wandte sich von Neuem der Poesie zu. Zu letzterer ermunterte ihn besonders Drollinger, Muralt und sein Freund Stähelin, die mehrfach die englischen Dichter rühmten und behaupteten, die deutsche Dichtkunst könne Nichts hervorbringen, was den Poesien Jener an die Seite zu stellen sei. Drollinger war selbst Dichter. Haller widmete ihm eins seiner besten Gedichte, dessen Grundgedanke im ersten Verse mit den Worten ausgesprochen ist:

„Freund! die Tugend ist kein leerer Name."

Das dem Professor Stähelin gewidmete Gedicht: „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" stammt aus dieser Zeit (1729). Von Basel aus trat Haller auch mit den Züricher Professor, Joh. Gesner, der ein werthvolles Herbarium besaß, in Verbindung. 1728 machte er mit demselben eine große botanische Reise durch die Schweizergebirge und gewann dabei das Material für sein nachmaliges Werk über die Flora der Schweiz und sein Gedicht „Die Alpen." So lange Haller in der Schweiz blieb, wiederholte er jährlich seine botanischen Excursionen und wurde so nach und nach genau mit seinem Vaterlande und dessen Naturschätzen bekannt.

3. Im Jahre 1729 kehrte Haller in seine Vaterstadt Bern zurück, um als praktischer Arzt sein Glück zu versuchen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht; gern nahm er daher (1735) die Stelle eines Bibliothekars an, die ihm die Regierung übertrug.

1732 ließ Haller in Bern, jedoch ohne sich zu nennen, seine Gedichte drucken.

Hallers wissenschaftliche Bedeutung wurde bereits mehrfach anerkannt, unter andern dadurch, daß die schwedische Gesellschaft der Wissenschaften ihn 1733 zu ihrem Mitgliede ernannte. Als daher 1736 die Universität Göttingen gestiftet wurde, erhielt er einen Ruf als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik. So lieb Haller sein Vaterland hatte und so sehr er sich in demselben eine angemessene Stellung wünschte, so folgte er diesem Rufe doch, da er ihn auf den Schauplatz des Ruhms führte. Am 30. September 1736 gelangte er in Göttingen an, hatte aber bei der Einfahrt das Unglück, daß der Wagen brach, wobei seine Gattin (Anna Maria, geborene Wyß) sich so schwer verletzte, daß sie einen Monat darauf starb. Wie schwer dieser Verlust ihn traf, davon giebt seine „Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane" Kunde. Man könnte fast sagen, daß diese Elegie sein Abschiedsgruß an die Dichtkunst war; denn seine Thätigkeit gehörte von nun an der Universität und den Wissenschaften. Jedes Jahr brachte von ihm wissenschaftliche Arbeiten über Medicin und Naturgeschichte, so daß die Zahl derselben während seines siebenzehnjährigen Aufenthaltes in Göttingen bis auf 86 stieg. Unter diesen waren die umfangreichen Werke über die Flora der Schweiz in zwei Foliobänden und die mit seinen Anmerkungen versehenen Boerhaave'schen Vorlesungen in sechs Theilen. Im Jahre 1747 übernahm er die Direction der „Göttinger gelehrten Anzeigen", für die er von 1745 an bis zu seinem Tode über 12,000 Recensionen und andere Artikel lieferte. Seine gründlichen und umsichtigen Urtheile darin sind fortlaufende Beweise von der Universalität seines Geistes und seines Wissens. Wiederholt erhebt er darin das Banner gegen Voltaire, Helvetius, Rousseau und Männer verwandter Richtung, da er von der Ausführung der Ideen derselben nur Unheil für die Menschheit erwartete. 1751 wurde in Göttingen die königliche Akademie der Wissenschaften gegründet, zu deren Präsident Haller ernannt und damit seiner Thätigkeit ein neues Gebiet übergeben wurde. In der Zeit dieser außerordentlichen wissenschaftlichen Thätigkeit beeilte sich Alles, ihm seine Hochachtung zu bezeigen. Haller wurde nach und nach Mitglied von 24 gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Die englisch-hannoversche Regiernng ernannte ihn zum Hofrath und Leibmedicus; die Vaterstadt wählte ihn 1745 zum Mitglied des großen Raths; Kaiser Franz I. erhob ihn und seine Nachkommen 1749 in den Reichs-Freiherrnstand; der König von England gab ihm eine Stelle in seinem Staatsrath. Die merkwürdigste Ehrenbezeugung, die ihm zu Theil wurde, war aber wohl die, daß ihm

der Fürst Radzivil, Commandant der polnischen Conföderirten (Verbündeten), aus Freude über seine Gedichte, ein Diplom als General-Major übersandte Höher als die genannten Auszeichnungen muß aber die angeschlagen werden, daß Friedrich der Große Haller 1749 zu gleicher Zeit mit Voltaire an seinen Hof berief, ihm eine übergroße Besoldung zusichern ließ, die Wahl seines Titels und Ranges freistellte und ihm später die Direction des Medicinalwesens im ganzen preußischen Staate übertragen wollte. Der Gegensatz, der in religiöser Beziehung zwischen ihm, Voltaire und dem Könige stattfand, bestimmte ihn aber, diesen Ruf abzulehnen. „Denken Sie sich einen Christen", sagte er zu seinem damaligen Zöglinge Zimmermann, „denken Sie sich einen Menschen, der an die Religion Jesu glaubt und sie von ganzem Herzen bekennt, nach Potsdam, zwischen den König, Voltaire, Maupertuis und d'Argens!"

4. So glänzend Hallers Verhältnisse in Göttingen waren und so sehr man sich bemühte, ihn dort bleibend zu fesseln, so fühlte er sich doch dort nicht mehr behaglich; das Gelehrten- und Bücherleben hatte seinen Reiz für ihn verloren. Auch seine Gesundheit hatte gelitten. Er sehnte sich nach einer stillen, weniger anstrengenden Thätigkeit in seiner geliebten Heimat. Sie wurde ihm 1753 in der bescheidenen Stelle eines Rathhaus-Ammanns (Saal-Inspectors) zu Theil. Bodmer, der eine literarische Thätigkeit höher schätzte, als politische Beamtungen, machte hierzu die spöttische Bemerkung, daß Haller es nun endlich so weit gebracht habe, die Thür des Rathsaales zu öffnen und zu schließen und bei festlichen Anlässen in der Amtstracht vor dem Tische zu stehen und bei Gesundheiten anzufangen. Nach und nach rückte er indeß in höhere und einflußreichere Aemter ein; man errichtete endlich sogar eine besondere Stelle für ihn, die nach seinem Tode wieder eingehen sollte. Die Schadloshaltung für alle die glänzenden Anerbietungen des Auslandes bestand aber dennoch nur in dem bescheidenen Gehalt von 1000 Franken. Mit aller Freudigkeit widmete sich aber Haller seinen Berufsgeschäften, wirkte auch mehrfach als Schriftsteller für das Gedeihen seines Vaterlandes. In den Mußestunden war er in seinen Berufswissenschaften thätig und förderte dieselben noch nach verschiedenen Richtungen hin. Kurz vor seinem Tode ehrte Joseph II. sich und ihn durch einen freundschaftlichen Besuch, der um so mehr Aufsehen machte, als er bei seiner Durchreise durch Verney Voltaire nicht hatte besuchen wollen. Haller schrieb nach diesem Besuche in sein Tagebuch: „Meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas Schmeichelhaftes widerfahren. Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott! daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten

nichts mehr werde zu fürchten, noch zu hoffen haben. Erinnere mich, daß dies allein das wahre Glück ist, dich zu erkennen, dich zu lieben, deiner Gnade versichert zu sein, und dereinst an dir einen versöhnten Gott und Richter zu finden."

Mit zunehmendem Alter neigte Haller sich strenger Orthodoxie zu, zeigte großen Hang zur Melancholie und finsterem Ernst, was seinen sonst so hellen Geist trübte. Gicht und Nervenleiden erschöpften seine Kräfte, und der häufige Genuß des Opiums, um die Schmerzen zu betäuben, vermehrten nur die Ermattung und die schwermüthige Stimmung. Er starb am 12. December 1777.

II.

Haller gehörte, wie schon erwähnt wurde, zu den gelehrtesten und geachtetsten Männern seiner Zeit, ragte aber auch nicht minder als Dichter, mit dem wir es hier nur zu thun haben, hervor. Mit Drollinger und Brockes eröffnet er auf diesem Gebiete eine neue, bessere Zeit. Entschieden erfolgreich wirkt er durch seine Poesien auf die Lyrik, das Lehrgedicht und das beschreibende Gedicht ein, bricht denselben neue Bahn und verschafft ihnen Anerkennung. Sein Verdienst in dieser Beziehung beruht vorzugsweise darauf, daß er vermöge seines klaren Verstandes, seiner sinnigen Naturanschauung und seiner reichen Kenntnisse die seither leeren Formen mit Gehalt ausstattete. Die ersten englischen Dichter bewirkten, daß er „das aufgeblähte und aufgedunsene Wesen des Lohenstein, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimmt", wie es in der Vorrede zu seinen Gedichten heißt, zu rechter Zeit erkannte und völlig verwarf. Das Publikum erkannte bald den Gedankenreichthum seiner Gedichte und war hoch erfreut darüber; Hallers Name als Gelehrter steigerte dann noch den Eindruck seiner Poesien. Sein Dichterruhm dauerte ungeschwächt beinahe ein halbes Jahrhundert. Gleim schrieb an Bodmer, daß in Berlin einige denkende Menschen seien, die Hallers Gedichte aus dem Gedächtniß herstellen könnten, wenn sie verloren gingen. Und als Schiller von Stuttgart entfloh, begleitete ihn in seinem kleinen Bündel Haller und Shakespeare. Was die Form anbelangt, so behielt Haller den damals herrschenden Alexandriner für alle seine größeren Gedichte bei. Er wollte überhaupt außer den schon eingeführten Jamben, Trochäen, Dactylen und Anapästen keine andern Versfüße in der deutschen Poesie gelten lassen. Im Allgemeinen verstand Haller die Form nicht künstlerisch zu bewältigen und in einer Weise zu fassen, daß sie durchgeschlagen wäre wie bei Klopstock, welchem der entschiedene Sieg vorbehalten sein sollte. Ueber-

haupt war ihm der Inhalt die Hauptsache. Der Dichter müsse sich hüten, sagt er, „dem Leser einige leere Zeilen vorzulegen, wobei er nichts zu denken finde, er müsse daher Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen auf einander häufen: sonst müsse er gewärtig sein, daß man ihn weglege.“ Diese Grundanschauung war jedoch zu allgemeiner Art, als daß sie genügt hätte für die lyrische Kunst; vielmehr brachte sie ihn bei vorherrschender Verstandesrichtung dahin, daß das didaktische Element in seinen Produkten das lyrische überwog. Denn seine Gedankenwucht schlug in Schwerfälligkeit um, der leichte Fluß der Rede ging verloren, das verständige Reflectiren und kühle Beschreiben trat ermüdend hervor, und obwohl er das Material der Sprache mit kühner Hand sich unterordnete, vermochte er bei aller Neuheit des Stils nicht bis zur Anmuth durchzudringen und immer den rechten Ausdruck zu treffen, der die Seele rührte. Haller selbst legte seinen Gedichten keinen großen Werth bei. Er nennt sich selbst einen Gelegenheitsdichter und erklärt, daß „ganz andere Arbeiten sein Hauptwerk“ gewesen seien. Er betrachtet seine Poesien als „mühsame Kleinigkeiten, bei denen der Verfasser Mühe und Gefahr sicher, bei den Lesern aber der Nutzen sehr unsicher ist.“ Mit dieser Ansicht nahm er, wie schon oben bemerkt wurde, schon in seinem 28. Jahre von der Poesie gleichsam Abschied. „Nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affect ein Vergnügen fand sich abzumalen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte.“ In Briefen an Bodmer sagt er geradezu, daß er kein Poet gewesen, daß ihn in seiner Jugend nur die lebhaftere Empfindung dazu gemacht habe. Auf solche Urtheile ist indeß kein großer Werth zu legen; hielt sich doch Lessing, selbst Schiller nicht für einen Dichter.

Literatur.

A. Hallers Schriften.

Versuch Schweizerischer Gedichte. Bern, 1732. 4. Auflage. Göttingen, 1748. 11. Auflage. Bern, 1777. 12. Auflage von Rud. Wyß. Bern, 1828, begleitet mit der Lebensbeschreibung des Verfassers. 1⅓ Thlr. Außerdem verschiedene Nachdrucke in Zürich.

Usong. Eine morgenländische Geschichte in vier Büchern. Bern, 1771. Leipzig, 1771. Bern, 1772, 74, 78.

Alfred, König der Angelsachsen. Bern, 1773.

Fabius und Kato. Bern und Göttingen, 1774.

Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst. (Herausgegeben von J. G. Heinzmann.) 2 Theile. Bern, 1787. (Enthält Beurtheilungen und Auszüge in Fächern der allgemeinen philosophischen und schönen Literatur, größtentheils nach den in die Göttinger Anzeigen eingerückten Aufsätzen.)

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung, mit einer einleitenden Charakteristik Hallers auf's Neue herausgegeben von Dr. C. A. Auberlen. Stuttgart, 1858. 15 Sgr.

B. Schriften über Haller.

Joh. Georg Zimmermann, Das Leben des Herrn von Haller. Zürich, 1755.

J. C. Mörikofer, Die Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. 1861. 2 Thlr. 20 Sgr. (Enthält auf Seite 19—66 in 11 Kapiteln werthvolle Nachrichten über Haller, zu denen noch lebende Enkel Hallers beigetragen haben.)

XXIII. Friedrich von Hagedorn.

A. Epigramme.

1. Phar.

(Poetische Werke. Hamburg 1757. I. 94. Ausgabe von Eschenburg. Hamburg, 1800. I. 134.)

Dies kleine Gedicht ist ein Epigramm, was man sofort an der schlagenden Kürze erkennt, mit der es seinen Gegenstand, Phar, behandelt. Phar ist hier natürlich nur eine ganz allgemeine Bezeichnung, keine irgendwie bekannte Persönlichkeit, wie das Epigramm es eigentlich verlangt. Sieht man aber auf den Inhalt des Gedichts, so erkennt man bald, daß „Phar" eigentlich für Epigramm steht, der Dichter also die Eigenschaften des Epigramms in aller Kürze angiebt. Das Epigramm soll darnach sein:

1. in Bezug auf den äußern Umfang: „klein", kurz;
2. in Bezug auf das ausgesprochene Urtheil (Witz, damals für „Verstand" gebräuchlich): „scharf, kurz und neu", möge es Lob oder Tadel treffen;

3. in Bezug auf die sprachliche Darstellung: „karg", knapp, soll alles Ueberflüssige fern halten;
4. in Bezug auf den Inhalt „verschwenderisch in Gedanken", also gedankenreich;
5. in Bezug auf sein ganzes Wesen: „der ganze Phax gleicht einer Ueberschrift." Epigramm heißt bekanntlich Aufschrift, und als solche sollte in kürzester Form die Bedeutung eines Denkmals angeben.

2. Die Poeten und ihre Verächter.

(Poetische Werke. Hamburg, 1757. I. 124. Ausgabe von Eschenburg. Hamburg, 1800. I. 173.)

Ein „Erzpoet" ist unserem Dichter offenbar ein Poet, der eine unverwüstliche Neigung hat, Alles zu besingen, auch das an und für sich Unpoetische. Unter den Meistersängern gab es viele „Erzpoeten" dieser Art, selbst der treffliche Hans Sachs streift oft genug an dieselben. Auch die große Zahl von Gelegenheitsdichtern, die Plage selbst der kleinsten Städtchen, gehört zu diesen Erzpoeten. Wie der Erzpoet, so kann auch der „Kritikus" unausstehlich werden; selbst am Besten hat er zu tadeln und verdirbt dadurch sich und Andern den Genuß. Statt sich z. B. einer gelungenen Dichtung zu erfreuen, sucht er in kleinlichem Sinne Fehler in derselben zu entdecken. Der Kritikus dieses Schlages ist überdies selten gründlicher Sachkenner, läßt sich daher auch auf das Bessermachen nicht ein oder bewirkt es, wenn es geschieht, im Sinne von Johann Ballhorn, der den gespornten Fibel-Hahn in einen ungespornten verbesserte.

Schlechter angeschrieben aber als der „Erzpoet" und der „Kritikus" steht bei unserm Dichter derjenige, der durch kein Gedicht entzückt wird oder der keinen Sinn für Poesie hat. Und darin muß man ihm beipflichten. Sagt doch auch Göthe im Tasso:

„Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei."

Opitz und Haller galten unserm Hagedorn, wie überhaupt der damaligen Zeit, für Dichter ersten Ranges. Sang doch Paul Fleming in seinem Sonett auf Opitz: „Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten", „du Herzog deutscher Saiten" u. s. w. Und wie hoch Haller erhoben wurde, haben wir in seiner Biographie gezeigt.

3. Witz und Tugend.

(Poetische Werke. Hamburg, 1757. I. 83. Ausgabe von Eschenburg. Hamburg, 1800. II. 121.)

„Homer“ kann hier für „vollendete Dichtung“ genommen werden. So sehr ein schönes Gedicht unsern Dichter auch erfreuen kann, so hoch er es also schätzt: „Witz (Verstand) und Tugend“ stehen ihm doch noch viel höher. Die Tugend „mit Kenntniß üben“ heißt dem Dichter so viel als mit Bewußtsein, das durch verständige Ueberlegung erzeugt worden ist.

Hagedorn gehört, nebst Haller, der Zeit und Bedeutsamkeit nach zu unsern ersten Epigrammatikern. Seine Epigramme zeichnen sich durch Knappheit, Anmuth des Ausdrucks und treffende Urtheile aus. Dem ernsten Haller gegenüber erscheint Hagedorn als lachender Spötter, wie seine Poesien überhaupt mehr die heitere Seite des Lebens zum Gegenstand haben.

B. Fabeln.

4. Das Hühnchen und der Diamant.

(Poetische Werke. Hamburg, 1757. II. 42. Ausgabe von Eschenburg. Hamburg, 1800. II. 57.)

Unter Hagedorns Fabeln dürfte diese wohl die bekannteste und verbreitetste sein, Sie zeichnet sich durch epigrammatische Kürze und leichte Verständlichkeit aus. Lessing hat später ähnliche Fabeln geliefert.

5. Der Hahn und der Fuchs.

Poetische Werke. Hamburg, 1757. II. 120. Ausgabe von Eschenburg, Hamburg. 1800. II. 169. Lüben und Nacke, Lesebuch. IV. Nr. 103.)

Grundgedanke.

Der beutelustige Fuchs unserer Fabel hat sich einen Hahn, der pflichttreu auf einer Scheune Wache hält, zur Mahlzeit ausersehen. Um den Hahn von der Scheune herunter zu locken, erfindet er eine Lüge, die gerade das Gegentheil seiner boshaften Absicht ausdrückt. Da der Fuchs seine Absicht im Ganzen geschickt verbirgt, zeigt er sich als listig, eine Eigenschaft, die den Fuchs bekanntlich charakterisirt und durch die er schon manches Thier berückt hat. Aber diesmal kommt er nicht an den rechten Mann. Der Hahn ist „alt“, hat viel erfahren und ist dadurch gewitzigt worden; er erkennt die Absicht des Fuchses, und um

demselben dies in feiner Weise zu verstehen zu geben, will er die „gute Zeitung" sogleich an Reinecke selbst erproben. Da der Fuchs sich dieser Probe durch die Flucht entzieht, so kommt hierdurch seine List und Lüge an den Tag, und sein Plan wird vereitelt. Die Fabel lehrt also: List und Lüge führen nicht zum Ziel.

In Bezug auf die Form sei noch bemerkt, daß der Dichter den Schlagreim angewandt hat.

6. Der Rabe und der Fuchs.

(Poetische Werke. Hamburg, 1757. II. 119. Ausgabe von Eschenburg. Hamburg, 1800. II. 167.)

Wie in der vorigen Fabel, so wendet auch in dieser der Fuchs List an, kleidet sich aber zugleich in das Gewand des Schmeichlers; denn das dem Raben geschenkte Lob ist ja nur ein verstelltes, und der dahinter steckende Eigennutz leuchtet deutlich genug hervor. Der Rabe erliegt aber in seiner Eitelkeit und Beschränktheit der Schmeichelei und verliert darüber den Käse. Die Lehre der Fabel ist zum Schluß klar ausgesprochen und ließe sich auch kurz so ausdrücken: Der Eitle läßt sich leicht vom Schmeichler berücken.

Der in der Fabel genannte „Phönix" ist ein ägyptischer Wundervogel, der der Sage nach 500 Jahr lebt, dann sich auf einem von ihm selbst bereiteten Lager verbrennt und aus seiner Asche verjüngt wieder entsteht. In unserer Fabel, wie überhaupt, ist er Sinnbild der Seltenheit und Schönheit.

Bei Hagedorn ist diese Fabel mit einer zweiten verbunden, in der der Rabe sich durch eine gleiche List rächt. Von der zweiten Fabel hat man aber wenig Notiz genommen, hauptsächlich wohl, weil der Rabe darin klüger erscheint, als er seinem ganzen Wesen nach ist. Außerdem ist diese Fabel auch in der Darstellung nicht so gelungen wie die erstere.

Hagedorns Fabeln gehören zu den gelungensten seiner Dichtungen. Sie zeichnen sich namentlich sehr vortheilhaft durch ihre leichte und anmuthige Darstellungsweise aus. Und hierdurch hat sich Hagedorn um die Fortbildung der Sprache, die im vorigen Zeitraum steif und schwerfällig war, ganz besonders verdient gemacht. Einige seiner Fabeln, wie z. B. „Das Hühnchen und der Diamant," „Die Natter und der Aal," „Der Guckguck und die Lerche," sind in der gedrängten Weise des Alterthums dargestellt, und diese gehören zum Theil mit zu seinen besten; andere, wie „Der Hahn und der Fuchs," „Der Rabe und der Fuchs," sind

mehr ausgemalt und dadurch etwas breiter, immer aber noch frei von jeder geschwätzigen Weitschweifigkeit.

Hagedorns Fabeln haben alle eine moralische Tendenz, leiden aber nirgends an moralisirender Langweiligkeit. In den meisten Fällen ist die Moral klar und ruhig ausgesprochen, in andern nur angedeutet, aber leicht aufzufinden.

Die Stoffe zu den Fabeln hat Hagedorn meistens fremden älteren und neueren Quellen entlehnt, seltener selbst erfunden. Mit großer Gewissenhaftigkeit giebt er überall seine Quellen an. Wir finden darunter außer dem ältesten griechischen Fabeldichter Aesop und einigen andern Namen die der Franzosen Lafontaine und la Motte Houdart, des Engländers Gay, der Deutschen Hugo von Trymberg und Burcard Waldis. Er benutzte aber seine Quellen völlig frei und schuf neue Gebilde daraus. Vorbild für ihn war besonders Lafontaine, der seinerseits sich wieder nach dem lateinischen Fabeldichter Phädrus gebildet hatte.

Im 17. Jahrhundert fehlte die Fabel fast ganz. Hagedorn hat das unbestrittene und große Verdienst, sie zuerst wieder förmlich neu in Deutschland eingeführt zu haben; und der Art, mit der er es gethan, haben wir es zu verdanken, daß sie so beliebt bei uns geworden ist. Hätte Hagedorn länger gelebt und sich in dieser Dichtungsart noch mehr vervollkommnen können, er würde vielleicht für immer den Mittelpunkt der Fabeldichter gebildet haben.

C. Poetische Erzählungen.

7. Johann, der Seifensieder.

(Poetische Werke. Hamburg, 1757. II. 66. Ausgabe von Eschenburg. Hamburg, 1800. II. 90. Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Nr. 22.)

1. Erläuterungen.

V. 16. „Almanach," Kalender. Wie der ganze Abschnitt, zu dem diese Zeile gehört, so ist auch diese vornehme Bezeichnung des Kalenders ganz gelungen komisch.

V. 17. „— beten," den Abendsegen lesen.

V. 18. „Die Ordnung," den Gebrauch frommer Christen, dergleichen sein Nachbar war.

V. 21. u. 22. „Er schien fast glücklicher zu preisen, als die beruf'nen sieben Weisen." Es schien, als wäre er noch glücklicher zu preisen gewesen, als die sieben berühmten Weisen. Diese waren gelehrte Griechen, die eine Art philosophischen Verein bildeten, in welchem sie ihre Ideen austauschten und durch vereintes Streben ihre Wirksamkeit erhöhten. Jeder von ihnen hatte einen Wahlspruch, in dem sich sein Charakter und seine Denkart

ausdrückte; vielleicht sind ihnen aber diese Wahlsprüche erst von Spätern zur Bezeichnung ihres Charakters beigelegt worden. Die Namen dieser sieben Weisen sind folgende: Solon von Athen, der berühmte Gesetzgeber. Sein Wahlspruch war: „Nimmer zu sehr!" (d. h. allzuscharf macht schartig). Thales von Milet, der zuerst unter den Griechen das Eintreffen einer Sonnenfinsterniß für das Jahr 610 vor Chr. berechnete und vorhersagte, mit dem Wahlspruch: „Bürgschaft bringt dir Leid!" Pittăkos von Mitylene mit dem Wahlspruch: „Wohl erwäge die Zeit!" Bias von Priene in Jonien, ein großer Redner, welcher sein Talent für den schönen Zweck verwendete, Arme und Unschuldige vor Gericht zu vertreten. Als einst seine Vaterstadt geplündert wurde, ging er, wie er war, zum Thore hinaus, indem er sagte, daß er seinen ganzen Reichthum bei sich trüge, womit er seine Kenntnisse meinte. Sein Wahlspruch war: „Mehre machen es schlimm!" (oder wie wir jetzt sagen: viele Köche verderben den Brei). Periander von Korinth, Tyrann dieser Stadt, ein Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft, aber ein sehr gewaltthätiger Herrscher. Er hatte den Wahlspruch: „Jegliches vorbedacht!" Chilon von Sparta, Ephor dieser Stadt, hatte zum Wahlspruch: „Kenne dich selbst!" Kleobūlos von Rhodos, mit dem Wahlspruche: „Maß zu halten ist gut!"

V. 23. „Als manches Haupt gelehrter Welt," mancher Gelehrte.

V. 24. „Für den achten," nämlich für den achten Weisen hält.

V. 26. „Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe," ein Nachkomme von Eltern, die sich aus Eigennutz, d. h. des Geldes halber geheirathet hatten; ihr Eigennutz war auf ihren Sprößling übergegangen.

V. 27. „Steif und bürgerlich." Beide Ausdrücke beziehen sich auf das Benehmen in geselligen Verhältnissen. „Steif" nennt man dasselbe, wenn Jemand die Formen des geselligen Verkehrs ohne Verständniß ihrer sittlichen Bedeutung sklavisch beobachtet; „bürgerlich" ist gleichbedeutend mit spießbürgerlich. Das Spießbürgerthum des vorigen Jahrhunderts hatte die Eigenthümlichkeit, sich in unverstandenen und darum bedeutungslosen, und einer besseren Geselligkeit hinderlichen, den höheren Ständen äußerlich abgesehenen geselligen Formen zu bewegen.

V. 29. „Ein Garkoch richtender Verwandten," bei dem die Verwandten täglich eine zugerichtete Mahlzeit finden konnten. „Richtende" Verwandte, solche, die ihren Nächsten richteten, ihren Wirth mit den Fehlern und Schwachheiten anderer Menschen zu unterhalten suchten. „Garkoch," der eine Garküche hält, worin man zu jeder Stunde warmes Essen erhält.

V. 32. „Und seiner Wechsel oft vergaß," auf die er Geld geborgt hatte, also sein Vermögen nicht ordentlich verwaltete. Reiche denken sonst oft an ihre Schätze; dieser aber schmauste so leidenschaftlich, daß er selbst seines Geldes und seiner Wechsel vergaß.

V. 44. „Wie fangt ihr's an?" wie betreibt ihr euer Gewerbe, daß ihr so viel verdient, um immer lustig sein zu können? Der Reiche spricht nach seiner Denkweise.

V. 48. „Vortheil," Gewinn.

V. 51. „Ich weiß die Zahl." Ein naiver Zug! Er studirte aber auch den Kalender. V. 16.

V. 59. „Roth gefärbt," in den Kalendern roth gedruckt, wie es sonst gebräuchlich war. Johann scheint zu glauben, daß der Urheber des Kalenders auch Urheber der Festtage sei.

V. 60. „Geerbt," war durch Erbschaft in den Stand gesetzt, ohne Arbeit leben zu können.

V. 63. „— zu erfreu'n," zu gefallen."

V. 73. „— schwenkt das Geld," schüttelt es um, damit er's klingen hört.

V. 77. „Band." Ein Kasten, der mit eisernen Bändern beschlagen ist.

V. 83. „— bis er glaubt," bis er sicher ist. Glaubt ward hier wohl nur des Reimes halber genommen.

V. 87. „— keine Kunst vergaß," um seinen finstern und mürrischen Herrn zu besänftigen.

V. 88. „— bei dem Kessel saß," bei dem großen Siedekessel des Seifensieders. Die Hunde lieben warme Stellen.

V. 93. u. 94. „Und manches Zärtlings dunkle Freuden ihn ewig von der Freiheit scheiden," wie das schwache, fade Vergnügen, das dem weichlichen, verzärtelten Reichen der Besitz voller Kasten giebt, seinem Frohsinn und seiner Zufriedenheit nachtheilig geworden ist.

Ramler, der die Erzählung in seiner Fabellese (I. 105) mit einigen Veränderungen wieder giebt, hat diese 6 Verse, 91 bis 96, nicht unglücklich so umgeschmolzen:

Er lernt zuletzt, daß Gut und Geld
Nicht für die Freuden schadlos hält,
Die der Zufriedene genießet,
Dem Arbeit Kost und Schlaf versüßet,
Der braucht, was ihm sein Fleiß beschert,
Und nie vermißt, was er entbehrt.

2. Inhaltsangabe.

Johann, ein Seifensieder, erwarb täglich ungefähr so viel, als er brauchte, war dabei aber so vergnügt, daß er den ganzen

Tag sang, und zwar so laut, daß die halbe Nachbarschaft es hörte. Sein Wissen war gering, sein Glück aber nicht geringer, als das der sieben Weisen Griechenlands oder eines Gelehrten der Gegenwart. In dieser Nähe wohnte ein reicher Prasser, der in der Regel erst nach Mitternacht zu Bette ging und in seinem ersten Schlafe stets durch den Gesang des früh aufstehenden Johann gestört wurde. Um dieser Unannehmlichkeit überhoben zu werden, ließ er eines Morgens den Seifensieder zu sich kommen, unterhielt sich freundlich mit ihm über sein Geschäft und seine Einnahme und gab ihm darauf 50 Thaler unter der Bedingung, daß er nicht mehr singe. Johann ging freudig auf diese Bedingung ein, erfuhr aber bald, daß das Geld nicht zufrieden und glücklich mache, vielmehr geradezu das Gegentheil bewirke. Um daher seine frühere Ruhe und Zufriedenheit wieder zu erlangen, trug er dem reichen Nachbar sein Geld wieder hin und sang darauf fröhlich weiter.

3. Grundgedanke.

Der Grundgedanke ist in der 91. bis 96. Zeile ausgesprochen. Einfacher läßt er sich so ausdrücken: Nicht Reichthum, sondern Zufriedenheit macht glücklich.

4. Die Personen der Erzählung.

a. Johann ist ein arbeitsamer, vollkommen zufriedener Mann, der durch anhaltenden Fleiß an jedem Tage so viel erwirbt, als er am nächstfolgenden gebraucht, und sich deshalb keine Sorgen macht. Sein schönstes Vergnügen ist der Gesang; vom Morgen bis zum Abend läßt er ihn erschallen und versüßt sich dadurch die Arbeit. Man wird nicht irren, wenn man ihm nach dem Ausspruche des Dichters: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder," für einen guten Menschen hält. Große Ueberlegung ist aber nicht seine Sache; ohne sich lange zu bedenken, giebt er sein größtes Vergnügen, den Gesang, für — 50 Thaler hin. Erst Erfahrung muß ihn klug machen, wie es bei Allen der Fall ist, die wenig denken. Sobald er aber das Rechte erkannt hat, wählt und thut er es auch.

b. Der reiche Erbe ist ein Mann, der nur den sinnlichen Genuß kennt, den auserlesene Speisen und Getränke und Ruhe gewähren; was ihn darin stört, ist ihm widerwärtig. Die Arbeit liebt er so wenig, daß er nicht einmal sein Vermögen ordnungsmäßig verwaltet. Erfüllt von Geldstolz, geht er steif einher und sieht über Alle verächtlich hinweg. Dabei ist er ohne Bildung und weiß sich nicht einmal im gewöhnlichen Umgange edel zu halten.

5. Form der Darstellung

Das Gedicht gehört zu den poetischen Erzählungen. Die Sprache desselben ist leicht und fließend; die vier Hauptmomente der Handlung (der Frohsinn des Johann, die Unterredung mit dem reichen Nachbar, die Bewachung und Zurückgabe des Geldes) sind mit großer Gemüthlichkeit ausgemalt, hier und da fast etwas breit. Dennoch gehört der Seifensieder zu den gelungensten unter Hagedorns Erzählungen und hat daher auch eine seltene Verbreitung gefunden. Nach seiner eigenen Angabe hat er die Grundzüge dazu von Burcard Waldis entlehnt, bei dem jedoch die Hauptperson ein Schuhflicker ist.

Wie die Fabel, so hat Hagedorn auch die poetische Erzählung, die seit dem dreißigjährigen Kriege beinahe verschwunden war, in die neuere Literatur eingeführt. Sein Vorbild war auch hier der Franzose Lafontaine. Wie bei diesem, so trägt auch bei Hagedorn jede Erzählung eine sittliche Lehre in sich. Bei einigen, zu denen der „Seifensieder" gehört, ist sie nur angedeutet, bei anderen tritt sie, wie bei den Fabeln, wie ein Aushängeschild hervor. Gleichwohl haben diese Erzählungen wenig oder nichts von einer moralischen Predigt; vielmehr behandeln sie öfter ziemlich leichtfertige Stoffe und erinnern lebhaft an Lafontaine.

Die meisten seiner Erzählungen sind etwas breit gehalten, da er gern die einflußreicheren Nebenumstände mit Behaglichkeit ausmalt. Man kann ihm aber daraus selten einen Vorwurf machen, da auf diese Weise gewöhnlich die Begebenheiten oder Charaktere in ein helleres Licht gesetzt werden. Die Sprache ist leicht und angenehm.

D. Lieder.

8. Der Mai.

(Poetische Werke. Hamburg, 1757. III. 97. Ausgabe von Eschenburg. Hamburg, 1800.

1. Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

2. Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

3. Wie gleichet doch Zephyr der Floren!
Sie haben sich weislich erkoren,
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben;
Sie liebet unzählige Farben;
Und Eifersucht trennet sie nicht.

4. Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

5. Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich schmerzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

6. Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeien,
Ihr stampfenden Tänzer! hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

7. Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth?

Von Hagedorns Liedern ist dies das am längsten bekannt gebliebene. Es wurde früher vielfach gesungen und findet sich auch jetzt noch mit einigen Textabänderungen in Liedersammlungen. Seit aber Göthe und andere Dichter von Bedeutung den Mai besungen haben, ertönt Hagedorns Mailied nur noch selten. Beim ersten Lesen erscheint das Lied ziemlich natürlich und ungeziert; eine genauere Prüfung läßt aber leicht erkennen, daß es sehr in bloßer Beschreibung befangen ist und die Frühlings-Stimmung und die dieser Jahreszeit eigenthümliche Poesie nur andeutet,

nicht wirklich ausspricht. Die zahlreichen Beiwörter, die gehäuften Hauptwörter („die Triften, den Anger, den Wald", „das Ufer, den Hügel, die Gruft") und einzelne matte Zeilen („wie lebhaft ist jetzo die Welt", „nun scheidet des Winters Gestalt", „die jugendlich scherzende Liebe empfindet die Neigung der Triebe") wirken geradezu störend. Viel Eintrag thut dem Liede auch der Umstand, daß der Dichter das eigene Gefühl der Liebe, welches im Mai erwacht und auch ihn zum Gesange begeistert hatte, dem „Bauerknecht" und der „Liese" in den Mund legt, sie fröhlich tanzend vorführt und dann mit der trivialen Frage schließt: „Was gleichet dem Landvolk an Muth?"

Um das Gesagte ganz zu empfinden, lese man Göthes „Mailied" („Zwischen Weizen und Korn") oder dessen „Frühzeitiger Frühling" („Tage der Wonne, kommt ihr so bald?"), die unmittelbar der Brust entstiegen und kein leeres und kein müßiges Wort enthalten, und mit Uhland wird man dann ausrufen:

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?"

Hagedorns „Mai" steht in seinen Werken unter den im letzten Theile befindlichen „Oden und Liedern." Der Dichter hat eine ganze Anzahl derartiger Poesien geliefert. Nach seiner eigenen Erklärung ist ihm die Ode die höhere, tiefer gehende Gattung, welche zugleich im Ausdruck höchst gewählt sein muß, während das Lied leicht an das Epigramm streifen kann. Vorbild für diese lyrischen Poesien waren unserm Dichter die Engländer und Franzosen, vielfach jedoch auch Horaz, der sein ganzes Leben über sein Liebling war und in einem langen Gedichte von ihm gefeiert worden ist. Das Hauptthema der Hagedornschen Lieder ist Wein und Liebe, überhaupt heiterer Lebensgenuß, weshalb von ihrer Verwendung in der Schule abgesehen werden muß. Indeß darf man diese Bemerkung nicht so verstehen, als wären diese Lieder durchweg schlüpferig und frivol; ruft er doch selbst in dem Gedicht „Anakreon" den Poeten zu:

„Verdienet selbst in Scherzen den Namen ächter Weisen."

Die Sprache in Hagedorns Liedern ist, wie in seinen anderen Dichtungen, leicht, beweglich, natürlich und oft in hohem Grade wohllautend. Und hierin hat es gewiß vorzugsweise seinen

Grund, daß viele derselben componirt und fleißig gesungen worden sind.

Leben und Charakteristik Hagedorns.

I.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 zu Hamburg geboren. Sein Vater, Hans Stats von Hagedorn, war dänischer Staats- und Conferenzrath und lebte als Resident (Bevollmächtigter) seiner Regierung in Hamburg, dem Mittelpunkte des damaligen niedersächsischen Kreises. Er zeichnete sich durch eine treffliche wissenschaftliche Bildung und regen Sinn für Poesie aus und vermochte durch Beides vortheilhaft auf die Geistesentwickelung seine Kinder (zwei Söhne) einzuwirken. Günstige Vermögensverhältnisse machten es ihm außerdem möglich, denselben durch die tüchtigsten Lehrer Privatunterricht ertheilen zu lassen. Er starb aber schon 1722, nachdem er wenige Jahre vorher durch allerlei Unglücksfälle den größten Theil seines Vermögens eingebüßt hatte. Die Mutter wandte nach seinem Tode allen Fleiß auf die Erziehung ihrer Söhne, schickte sie aber auf das Hamburger Gymnasium, wo sie an Wolf, Fabricius und Richey vortreffliche Lehrer fanden. Unser Friedrich wurde schon in dieser Zeit mit den vorzüglichsten Schriftstellern der neueren Literatur bekannt und machte sogar in der französischen und italienischen Sprache einige poetische Versuche. Ostern 1726 ging er nach Jena, um die Rechte zu studiren. Seine Neigung zur Poesie bewirkte jedoch, daß er seinen akademischen Studien nur geringen Fleiß widmete. 1729 kehrte er nach Hamburg zurück und ließ noch in demselben Jahre eine Sammlung seiner Jugendgedichte unter dem Titel: „Versuch einiger Gedichte oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden“ drucken. Er hat diesen übereilten Schritt später, als sein Geschmack geläuterter war, sehr bereut. Die äußeren Verhältnisse Hagedorns gestalteten sich recht bald günstig. Der dänische Gesandte für England, Freiherr von Sohlenthal, ernannte ihn zu seinem Secretär und nahm ihn 1729 mit nach London. Mit Fleiß widmete er sich hier der englischen Sprache und Literatur und veröffentlichte auch einige englische Schriften. Im Sommer 1731 kehrte er in Gesellschaft des Gesandten durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück. Im folgenden Jahre starb seine Mutter. Nachdem Hagedorn eine Zeitlang ohne Versorgung gewesen war, erhielt er 1733 eine Anstellung als Secretär bei einer Handelsgesellschaft, dem sogenannten englischen Court. Diese Stelle gewährte ihm eine reichliche Einnahme und ließ ihm dabei so viel Muße, daß er ein recht angenehmes Leben führen konnte.

Bald darauf verheirathete er sich, war aber in seiner Wahl nicht sehr glücklich, was ihn veranlaßte, außer dem Hause Umgang zu suchen. In dem besuchtesten Hamburger Kaffeehause, an den Vergnügungsorten des reizend an der Alster gelegenen Harvstehude war Hagedorn ein vielgesehener Gast. In Harvstehude zeigte man noch lange nach seinem Tode eine Linde, unter der er sich gern dem Genuß der Natur hingab. Mehrere Jahre hindurch aß er jeden Freitag zu Mittag bei seinem vertrautesten Freunde Carpser, einem geschätzten Wundarzte, und er wußte das Mahl durch Frohsinn und Witz so zu erheitern, daß die geistvollsten Männer sich dort hingezogen fühlten. In heiterer Gesellschaft ließ Hagedorn sich nicht selten zum Uebermaß der Tafelfreuden, namentlich des Weingenusses, verleiten und legte dadurch früh den Grund zu podagraischen Beschwerden und zur Wassersucht, der er am 28. Oktober 1754, im noch nicht vollendeten 47sten Lebensjahre, erlag.

II.

Hagedorn zeigte schon sehr früh Neigung zur Poesie und fing bereits an zu reimen, noch ehe er ordentlich schreiben konnte. In einem poetischen Sendschreiben, welches sich in seinem „Versuch einiger Gedichte" befindet, sagt er:

„Mich hat von Jugend auf ein starker Zug regiert,
Der den gereizten Sinn zum Dichten angeführt;
Der Kindheit liebster Scherz und kaum verständlichs Lallen
War oft ein Reimlein zart, das Andern nicht mißfallen.
Ich nahm zum Zeitvertreib die Poesie schon an,
Eh' noch der schwache Fuß zum Gehen Kraft gewann,
Und eh' die kleine Hand die Lettern deutlich schriebe,
Empfand schon meine Brust zu Versen Lust und Liebe.

Und er ist der Poesie bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Sein fleißiges Studium der alten und neuen Dichter übte einen veredelnden Einfluß auf seine Sprache aus und verlieh ihr nach und nach eine so große Anmuth, daß er endlich Alles überstrahlte, was die besten Dichter vor ihm und zu seiner Zeit geleistet hatten. Durch diesen leicht wahrzunehmenden Fortschritt unterscheidet sich Hagedorn vortheilhaft von Haller, dem über der Verbesserung die Frische und Natürlichkeit verloren ging.

Wie schon oben gezeigt wurde, sind es vorzugsweise drei Dichtungsarten, in denen Hagedorn sich auszeichnete und durch die er mit Haller der Gründer einer neuen Epoche wurde: die Fabel, die poetische Erzählung und das heitere Lied. Doch hat er auch als didaktischer Dichter, namentlich im Epi-

gramm, Treffliches geleistet. Stoff und Form lieferten ihm besonders die Franzosen, deren ganzes Wesen seiner heiteren Lebensanschauung entsprach; aber er verstand die Kunst, Beides so eigenthümlich deutsch zu gestalten, daß man den fremden Ursprung nirgends merkt.

Literatur.

A. Hagedorn's Schriften.

Versuch einiger Gedichte oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamburg, 1729.

Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Hamburg, 1738. 2. Aufl. 1752. 2 Bände.

Oden und Lieder in fünf Büchern. Hamburg, 1747. 3. Aufl. 1756.

Versuch in moralischen Gedichten. Hamburg, 1750. 4. Ausg. 1771.

Sämmtliche poetische Werke. Hamburg, 1756. 3 Theile. Mehrfach neu aufgelegt.

Poetische Werke. Mit seiner Lebensbeschreibung und Charakteristik und mit Auszügen seines Briefwechsels begleitet von Joh. Joachim Eschenburg. 5 Thle. Hamburg, 1800. (I. Lehrgedichte. II. Fabeln und Erzählungen. III. Oden und Lieder. IV. Leben. V. Briefe.) Dies ist die beste Ausgabe. 1825 erschien eine billigere Ausgabe davon, die aber auch schon im Buchhandel fehlt.

Mehrfach sind auch Nachdrucke von Hagedorns Poetischen Werken erschienen, so eine in Wien, 1765, in 3 Theilen, eine andere in Karlsruhe.

B. Schriften über Hagedorn.

Hagedorn's Leben und Charakteristik im 4. Theile der eben genannten Ausgabe seiner Werke von Eschenburg.

Dr. Karl Schmitt, Friedrich von Hagedorn, nach seiner poetischen und literaturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt. In: A. Henneberger, Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte. Erster Jahrgang. Meiningen, 1855. 28 Sgr.

XXIV. Gellert.

A. Poesie.

I. Fabeln.

1. Das Kutschpferd.

(Gellerts sämmtliche Werke. Leipzig, 1769. I. 139. Berlin, 1856. I. 148. — Lüben u. Nacke, Lesebuch. III. Thl. Nr. 119.)

1. Abfragen des Inhalts.

1. Wodurch giebt das Kutschpferd seinen Stolz zu erkennen? Durch den Blick, durch die Stimme und durch Körperbewegungen. 2. Wie pflegen Menschen ihren Stolz auszudrücken? Ganz ebenso; sie sehen auch verächtlich auf Andere herab, machen ein eigenthümliches Gesicht und drücken durch den Ton ihrer Stimme und die Art ihrer Rede aus, daß sie sich mehr und vollkommener dünken, als ihre Mitmenschen. 3. Von wem will das Kutschpferd bewundert werden? 4. Was versteht es unter Welt? Die Menschen, namentlich solche, die viel auf äußere Dinge achten. 5. Was verlangt der Ackergaul vom Kutschpferde? Daß es schweigen und es ruhig pflügen lassen soll. 6. Was hält der Ackergaul dem Stolz des Kutschpferdes entgegen? Den Nutzen, den es durch seine Arbeit auch ihm schafft.

2. Inhalts-Angabe.

Es ist in dieser Fabel von einem Kutschpferde und einem Ackergaul, der den Pflug zieht, die Rede. Ersteres bildet sich viel darauf ein, daß es sich durch schöne Körperbewegungen ein von der Welt bewundertes Ansehen geben könne; letzterer wünscht, bei seiner Arbeit nicht gestört zu werden und erinnert das Kutschpferd zugleich an den Nutzen, den es auch ihm durch das Bebauen des Feldes gewähre.

3. Grundgedanke der Fabel.

Die vornehmen Müssiggänger sollen die fleißigen Arbeiter nicht verachten.

Gellert giebt die Tendenz der Fabel selbst in folgenden Zeilen an.

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müssiggänger, wißt,

Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest bess're Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch sein,
Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

4. Lesen.

Die verschiedene Denkweise beider Pferde, der Stolz des Kutschpferdes und die Zufriedenheit des Ackergaules muß möglichst durch den Ton der Stimme ausgedrückt werden. Der Lehrer kann die Fabel auch von zwei Schülern lesen lassen und dann die angehängte Moral selbst vortragen.

2. Der Zeisig.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 5. Berlin, 1856. I. 41. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 142.)

1. Erläuterungen.

V. 3. „göttlich Lied," vorzüglich schönes Lied.

V. 4. „süße Schall," angenehm. „Schall" ist hier wohl für Ton gewählt, um den lauten, schmetternden Schlag der Nachtigall besser zu bezeichnen. Hagedorn sagt in seinem Mailiede: „Der Nachtigall reizende Lieder ertönen und locken schon wieder."

2. Inhalts-Angabe.

Vor Damons Fenster hing eine Nachtigall und ein Zeisig. Damons kleiner Sohn hörte den Gesang (Schlag) der Nachtigall, ohne sie selbst wahrzunehmen. Auf seinen Wunsch, den schönen Sänger zu sehen, nimmt der Vater beide Vögel herein und frägt den Sohn, welchen er für den Sänger halte. Der Knabe zeigte, ohne sich lange zu besinnen, auf den Zeisig, weil sein Gefieder im Vergleich zu dem der Nachtigall so schön sei.

3. Charakteristik des Knaben.

Der Knabe urtheilt bloß nach dem Eindruck, den das Aeußere des Zeisigs auf sein Gefühl macht; zu einer wirklichen Prü-

fung nimmt er sich keine Zeit. Sein Urtheil ist daher nicht bloß vorschnell und unbesonnen, sondern auch ungerecht und falsch. Niemand vermag ohne vorherige Prüfung ein gerechtes und wahres Urtheil zu fällen. Der Knabe fügt seinem Urtheil noch eine Bekräftigung („so wahr ich ehrlich bin!") hinzu, um die Vorstellung zu erregen, daß er seiner Sache ganz gewiß sei. Das verräth strafbaren Leichtsinn und zeigt von Unbescheidenheit. Sein Urtheil über die Nachtigall entspricht ganz dem über den Zeisig, enthält aber auch noch zugleich eine Verhöhnung, wodurch der Charakter des Knaben in einem übeln Lichte erscheint.

Bei solchen Eigenschaften konnte das Söhnchen natürlich nicht in der ihm vom Vater gestellten Probe bestehen.

4. Grundgedanke.

Der Dichter hat seiner Fabel die Moral selbst mit folgenden Worten hinzugefügt.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bei dem ersten Blicke
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Vor Mittheilung dieses moralischen Anhangs entwickelt der Lehrer den Hauptgedanken und läßt ihn etwa in folgender Weise fassen:

Aus äußerer Schönheit und Kleiderpracht kann man nicht auf geistige Vorzüge schließen, da sich beide nicht wie Ursache und Wirkung zu einander verhalten.

3. Der Kuckuk.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 28. Berlin, 1856. I. 59.)

Die Fabel sieht es zwar zunächst auf die richtige Bemerkung ab, daß vieles Reden von sich selbst ein sicheres Kennzeichen von Unfähigkeit sei, warnt aber indirect doch auch jeden Andern vor Ruhmredigkeit und Eigenlob.

4. Der Blinde und der Lahme.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 35. Berlin, 1856. I. 66.)

Diese Fabel weist den Ursprung und die Nothwendigkeit der Geselligkeit nach. Wir würden lieber sagen: Unsere mannigfachen Unvollkommenheiten sind ein treffliches Mittel zur Entwickelung der Nächstenliebe.

5. Die beiden Wächter.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 137. Berlin, 1856. I. 147.)

Das Streiten um Kleinigkeiten, die leidige Rechthaberei ist leider noch allerwärts in voller Blüthe und macht sich in allen Lebensverhältnissen und allen Wissensgebieten bemerklich, in Sachen der Religion oft recht widerwärtig; Jung und Alt leidet an diesem Fehler.

6. Der junge Gelehrte.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 202. Berlin, 1856. I. 200.)

Homer und Plato (Platon) sind Griechen; jener lebte um 1000 v. Chr. und ist der berühmteste Dichter, dieser um 380 v. Chr., war ein Schüler des Sokrates, wurde Stifter einer Philosophenschule und ist berühmt durch seine philosophischen Schriften. Cicero, einer der berühmtesten Staatsmänner Roms, wurde 104 v. Chr. geboren.

Sonst ist die Fabel völlig verständlich. Das Geschlecht, zu dem unser Gelehrter gehört, ist noch nicht ausgestorben.

7. Der arme Schiffer.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 101. Berlin, 1856. I. 119.)

8. Amynt.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 162. Berlin, 1856. I. 168.)

Die Personen der Fabeln Nr. 7 und 8.

In Philet und dem namenlosen „Reichen" werden uns zwei Menschen vorgeführt, wie sie sich noch heut allerwärts finden. Beide stimmen darin überein, daß sie reich sind und Geld an

Bedürftige verleihen. **Philet** verfolgt edle Zwecke dabei; er will das Wohl der Armen und Bedrängten fördern. Die Redlichen und Fleißigen darunter sind ihm persönlich bekannt, und nahet sich ihm einer derselben mit einer Bitte, so giebt er ohne peinliches Bedenken, oder sucht gar durch Anerkennung das Bewußtsein der Redlichkeit noch zu heben. „Du bist ein ordentlicher Mann, dem muß man ohne Handschrift borgen", sagt er zum bittenden Schiffer, der kein anderes Pfand hat, als seine Redlichkeit. Gellert bezeichnet diese Handlungsweise als großmüthig und zeigt in der Fabel, daß Großmuth im Geben Großmuth in der Dankbarkeit erzeugt. Das ist insofern in unserem Falle ganz richtig, als der Schiffer ja nur verpflichtet war, das Capital nebst Zinsen zurückzuzahlen; aber er beschränkt sich darauf nicht, sondern will freiwillig hingeben, was er mit dem geliehenen Capital gewonnen hat.

Der „**reiche Mann**" leihet nur gegen hohe Zinsen nicht, um Armen zu helfen; er ist ein Wucherer, wie die Fabel zeigt. Dieser Denkweise ist es ganz angemessen, daß er Hülfesuchende hart und erniedrigend behandelt und den Arbeitern ihren wohlverdienten Lohn vorenthält. Menschen, die nichts Höheres kennen, als Reichthum, kommen leicht dahin, anzunehmen, daß um Geld Alles feil ist, auch der ehrliche Name und das gute Gewissen. Daher die unverschämte Forderung des reichen Mannes an Amynt. **Amynt** ist ein trefflicher Charakter; auch die drückendste Armuth und die Aussicht auf Rettung aus derselben sind nicht im Stande, ihn vom Wege des Rechts abzubringen.

II. Erzählungen.

9. Damokles.

(**Gellerts** sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 84. Berlin, 1856. I. 106. — **Lüben** und **Nacke**, Lesebuch, VI. Nr. 23.)

1. Abfragen des Inhalts.

1. Von wem ist in den ersten 6 Zeilen (Versen) die Rede? Von einem Menschen, Namens Damokles. 2. Wie wird er genannt, noch ehe wir seinen Namen erfahren? Ein Schmeichler. 3. Was that Damokles? Er pries den Tyrannen Dionys glücklich wegen des Glanzes der äußerlichen Ehre, des reichen Ueberflusses an Volk und Gold. 4. Was entgegnete Dionys hierauf? Er sagte, daß er sein Glück nur unvollkommen kenne, und fragte ihn, ob er einmal an seine Stelle wolle? 5. Was erwiederte Damokles hierauf? 6. Was schildert der Dichter in Zeile 13 bis 25?

Die fürstlichen Freuden, welche Damokles genießt. 7. Worin bestehen diese Freuden? 8. Was bemerkt Damokles in Mitten seiner Genüsse plötzlich? 9. Was für eine Wirkung bringt die Wahrnehmung hervor? Sie erfüllt sein Herz mit Schrecken, macht ihn beben. 10. Weshalb? Weil er fürchtet, das Schwert möge herabfallen und ihn beschädigen. 11. Worin wird er durch die drohende Gefahr gestört? In seinem Glücke. 12. Welchen Wunsch ruft die Gefahr in ihm hervor? Nicht länger das fürstliche Glück zu genießen.

2. Erläuterungen.

V. 1. „Tyrann" hieß bei den Griechen jeder Herrscher, welcher sich auf unrechtmäßigem Wege in den alleinigen Besitz der Regierung gebracht hatte. Er konnte deßungeachtet ein vortrefflicher Regent sein. Jetzt bezeichnet man mit dem Worte Tyrann einen eigenmächtigen, grausamen Herrscher, einen Wütherich. Dionys ist ein solcher, was durch das am Pferdehaar hängende scharfe Schwert angedeutet wird.

V. 16. „Wollust" bezeichnet hier einen hohen Grad sinnlichen Genusses.

V. 17. „Purpur" ist die Bezeichnung einer Farbe, welche die Alten aus dem Safte verschiedener Schnecken, namentlich der Purpurschnecken des Mittelmeeres (Purpura patula) bereiteten. Diese Farbe war von vorzüglicher Schönheit, jedoch nicht bloß roth, sondern auch violett und schwärzlich. Gegenwärtig wird die rothe Purpurfarbe aus verschiedenen Schildlausarten (Coccus) gewonnen. In unserm Gedichte bezeichnet Purpur überhaupt die prächtigen Farben, mit denen die Zimmer der Paläste bemalt sind.

V. 18. „Gold", goldenes Geschirr, goldene Pokale.

3. Angabe des Inhalts.

Das Gedicht berichtet von zwei Personen, einem Schmeichler, Namens Damokles, und dem Tyrannen Dionys. Damokles hält Dionys wegen seines Ueberflusses an Volk und Gold für unendlich glücklich, worauf dieser ihn auffordert, einmal seine Stelle einzunehmen, um dies von ihm so gepriesene Glück vollkommen kennen zu lernen. Damokles nimmt dies Anerbieten mit großer Freude an. Alle Herrlichkeiten eines Fürsten, ein goldner Stuhl, köstlich geschmückte Zimmer, goldene Eß- und Trinkgeschirre, zahlreiche Bedienung und berühmte Sänger stehen ihm sofort zu Gebote und entzücken ihn vollkommen. Mitten in seinem Glücke erblickt er aber plötzlich nahe über seinem Haupte an der Decke ein

scharfes Schwert an einem Pferdehaar hangen. Diese drohende Gefahr erfüllt ihn mit Schrecken; er fängt an zu beben, vergißt alle Pracht und Herrlichkeit und ruft zitternd aus: „Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!“

4. Grundgedanke.

Der Dichter giebt den Grundgedanken in folgenden, seiner Erzählung voranstehenden Zeilen selbst an.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
Und läßt ihn nichts, als theures Elend schmecken.

Kürzer läßt sich der Grundgedanke auch so ausdrücken: Ein Herrscher, der die Liebe seines Volkes nicht besitzt, ist unglücklich bei aller äußeren Herrlichkeit.

5. Form der Darstellung.

Das Stück ist eine poetische Erzählung, wie wir sie bereits im „Seifensieder“ von Hagedorn kennen gelernt haben. Die ganze Darstellung erinnert durch die Form sehr an die Gellert'schen Fabeln. Die Anlage ist vollkommen klar, der Styl leicht und fließend.

6. Lesen.

Bis Zeile 25 herrscht der Erzählton, der jedoch von der 14. Zeile an etwas lebhafter wird. Von Zeile 26 an wird mit steigender Angst bis zum Schluß gelesen.

10. Der Prozeß.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. I. 40. Berlin, 1856. I. 70.)

1. Erläuterungen.

V. 7. „Du siehst, man will dich übertäuben“, durch viele und laute Worte zum Schweigen bringen.

V. 11. „Rain“, ein Grasstreifen, der die Grenze zwischen zwei Aeckern bildet, ein Grenzrain, also an sich ein höchst unbedeutender Gegenstand.

V. 17. „lange vor der Schwedenzeit, vor dem dreißigjährigen Kriege.

V. 29. „sein Advocat.“ Das „sein“ läßt erkennen, daß Kunz öfter Processe führte, also proceßsüchtig war.

V. 30. „War kurz zuvor ins Amt geritten“, nach dem Sitz des Justizamtes, wo er einen Proceß zu führen hatte.

V. 37. „Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen“, in der Absicht nämlich, die Zweifler zu verklagen: Herr Glimpf, der nie von Processen abräth, vielmehr zu denselben anreizt, würde die Klage sicher annehmen. Mit diesem Scherze will der Dichter den rechtsverdrehenden Advocaten einen Hieb abgeben.

V. 55. „verklagt den Ungestümen“, den Unverschämten.

V. 71. „die alte Nachricht“, Ueberlieferung. Statt „lehrte“ und „zugehörte“ sollte wohl der Conjunctiv: lehre — zugehöre stehen.

V. 90. „Und Haus und Hof schon angeschlagen sind“, am Gerichtshause öffentlich zum Verkauf ausgeboten sind.

2. Inhalts-Angabe.

Zwei Bauern, Kunz und sein Nachbar, gerathen über einen Grenzrain, von dem jeder behauptet, er gehöre ihm, in Streit. Kunz will den Streit durch das Gericht entscheiden lassen. Zornentbrannt eilt er nach der nächsten Stadt zu seinem Advocaten und läuft demselben nach ins Amt, da er ihn nicht zu Hause antrifft. In voller Aufregung trägt er diesem sein Anliegen vor und stellt reiche Belohnung in Aussicht, wenn er ihm zur Gewinnung des Processes behülflich wäre. Der Advocat bestärkt den Kläger in seinem Vorhaben, übernimmt dessen Proceß, zieht denselben außerordentlich in die Länge, gewinnt ihn aber endlich doch. Kunz verarmt darüber, ist aber doch hocherfreut über den glücklichen Ausgang der Klage.

3. Die Personen des Gedichts.

Kunz ist ein streit- und proceßsüchtiger Bauer und in Folge dessen so rechthaberisch, daß er Haus und Hof daran setzt, um nur Recht zu behalten. Die ihn charakterisirende Redensart „Recht muß doch Recht bleiben“ richtet ihn zu Grunde. Der Verlust macht ihn nicht klüger, woran auch seine aufbrausende, durch Beherrschung nicht gemilderte Natur mit Schuld ist.

Der Advocat ist ein geldgieriger Mensch. Um zu gewinnen, ermuntert er zu Processen, indem er günstigen Erfolg in Aussicht stellt, und macht dieselben dadurch kostspielig, daß er sie über Gebühr in die Länge zieht. Sein Verhalten erscheint um so widerwärtiger, da er einfältige Leute, wie den Bauer Kunz, zu Processen verleitet und unbarmherzig ruinirt.

Der Dichter begnügt sich nicht damit, die Begebenheit nur zu erzählen, sondern betheiligt sich selbst dabei. Bald tritt er als Beobachter, bald als Theilnehmer, bald als humoristischer Berichterstatter auf. Eigenthümlich ist ihm eine harmlose, Erheiterung hervorrufende Satyre.

4. Zweck der Dichtung.

Der Dichter hat den Zweck, die ziemlich häufig vorkommende Proceßsucht der Bauern, die schlechten, geldgierigen Advocaten und das seiner Zeit gebräuchliche schleppende Gerichtsverfahren zu geißeln. Obwohl der proceßsüchtige Kunz vorzugsweise in den Vordergrund tritt, so bemüht sich der Dichter doch auch sicherlich, die schlechten Seiten des Advocaten zu zeigen, und macht ihn dadurch fast zur Hauptperson.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine poetische Erzählung. Die Darstellung zeichnet sich durch Lebendigkeit aus. Der Dichter erreicht dieselbe durch Anwendung der dialogisirenden Form und der harmlosen Satyre, die sich in behaglichem Humor durch das Ganze hinzieht.

Von den vorstehend kurz besprochenen Dichtungen gehören die ersten acht zu den Fabeln, die beiden letzten zu den poetischen Erzählungen. In beiden Arten von Dichtungen, namentlich in den Fabeln, ragt Gellert unter den Poeten seiner Zeit hervor. Was den Inhalt derselben anbelangt, so ist sein Streben hauptsächlich darauf gerichtet, eine praktische Sittenlehre in denselben zu liefern und so anschaulich als möglich darzustellen. Daher sind auch fast alle Verhältnisse des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens darin behandelt und zur Anschauung gebracht. Sittenreinheit, Rechtschaffenheit, Treue, Bescheidenheit, Gefälligkeit, Nachsicht, Milde, Geduld, Verträglichkeit, ganz besonders aber kluges, rücksichtsvolles Benehmen sind es, die er eindringlich empfiehlt. Die vorgetragenen Lehren sind darum auch nicht neu; sie lebten vielmehr seit Jahrhunderten in der Form von Sprüchwörtern im Munde des Volkes. Aber die Form war neu, in der die ererbte, liebgewonnene Lebensweisheit dargeboten wurde, und sie war eine lebensfrische, Allen zugängliche, Allen erfreuliche. Durch diese glückliche Verbindung des Neuen mit dem Alten und durch die geistig freiere Bewegung, welche sich in Form und Inhalt kund-

gab, befriedigte Gellert das Bedürfniß des Volkes im umfassendsten Sinne und wurde daher der Liebling desselben. Die epische Ausführlichkeit, in der Gellerts Fabeln gehalten sind, war ganz nach dem Geschmacke des Volkes. In dieser Beziehung waren ihm theils die Franzosen, namentlich Lafontaine, theils die älteren deutschen Fabeldichter Vorbild. Anfangs wurde er zu ausführlich, fast geschwätzig, arbeitete deshalb manche seiner Fabeln um und kürzte sie merklich. Interessant ist in dieser Beziehung seine „Beurtheilung einiger Fabeln aus den Belustigungen" im ersten Theile seiner Werke, da er darin mit schonungsloser Strenge seine Fehler nachweist. Uebrigens erzählt Gellert leicht und lebhaft, flicht muntere Scherze mit ein und macht fast durchgängig einen echt deutschen Witz zur Grundlage. Um den Leser über die moralische Lehre nicht in Zweifel zu lassen, ist dieselbe überall mit großer, oft zu großer Ausführlichkeit der Fabel hinzugefügt worden. Sie paßt nicht zum Ton der Erzählung, lag aber im Geschmack der Zeit und in der falschen Ansicht, daß der Dichter nicht nur ein Bild des Lebens geben solle, sondern selbst einen bedeutsamen Satz daraus ziehen müsse. Die Sprache in den Fabeln ist durchweg einfach, verständlich und so volksthümlich, als sie es nur in jener Zeit sein konnte. „Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles", sagte Friedrich II. zu Gellert. Die Verse sind fast durchgehends jambisch. Von den eigentlichen Fabeln haben viele Strophenform, sind daher in der Darstellung gedrängter und von rascherer Bewegung; die Erzählungen hingegen sind fast ohne Ausnahme in solchen Zeilen gegeben, welche Gottsched faule Verse nannte. Bei diesen Zeilen gilt nur das Gesetz der gleichen Bewegung; alles Andere, wie Zahl der Füße, Umfang der Zeilen, Abwechselung verschiedener Zeilen, Aufeinanderfolge der Reime, ist der Willkür überlassen. Eine solche Behandlung bietet allerdings dem Erzähler manchen Vortheil dar, da er sich dabei behaglich ausbreiten kann; allein sie verleitet auch zu Abschweifungen und zur Redseligkeit, zerstört alle Fülle und Gedrängtheit des Ausdrucks und macht den Reim zu einem zufälligen Anhängsel der Zeilen.

Gellert war sich seiner Aufgabe als Volksdichter vollkommen bewußt und hat überhaupt nie darnach gestrebt, höhere Ziele zu erreichen. „Mein größter Ehrgeiz, sagt er in einem Briefe an einen Freund, besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will und nicht den Gelehrten im engeren Verstande. Ein kluges Frauenzimmer (der Beifall eines klugen Frauenzimmers rc.) gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen und edle

Empfindungen in seiner Seele rege zu machen." Das Volk nahm aber seine Fabeln auch mit wahrer Begeisterung auf. Seit 1746 sind sie in zahllosen Auflagen erschienen und bis in die letzten Bauernhütten eingedrungen. Auch die Jugend wandte sich dem Dichter eifrig zu, und es ist bekannt geworden, daß Manche damals Jahre lang jeden Sparpfennig zusammenlegten, bis sie im Stande waren, Gellerts Fabeln zu kaufen. Begreiflicher Weise machte ein solcher Erfolg den Dichter ganz glücklich. In einem Briefe an einen Freund in Dresden sagt Gellert hierüber selbst Folgendes: „Ich komme selten zu Jemandem, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster oder auf dem Nachttisch ganz sauber eingebunden fände. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause und nehme die Feder in die Hand und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers sein sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bei ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter und Käse und Brot war, meine Fabeln ungebunden hervor. Da fing er in seiner Sprache an: bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? — Wo wer ich's hergekreit han, ich ha mir's gekoft. Unser Schulmester und der Schulze han sich bald scheckigt über dem Buche gelacht. Es stieht recht spaßhaft Zeug drinn, mer möcht närrisch dreber weren. Ich ha en klen Jungen, der schon schmuck lesen kann, dem will ich's gähn, der sull mir Abends bei der Pfeife Tubak, wenn ich vom Feld komm, draus vurlesen, so geh' ich kaum noch in die Schenk. Er war noch jung der Herr, der's in Druck hat ausgiehn lassen; ich wollte was abbrechen, aber er sate, es wäre nicht angers als zwanzig Groschen, die ha ich ihn auch gegähn. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben mußm recht von der Hand gehn. — Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat's nicht geschrieben, er handelt nur damit. — Der Schelm, fing der Bauer an, ich dacht', es wär der Herr selber, ich hätte den Teufel nicht so viel gegähn. — Nunmehr hätte ich gehen können, aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke; denn außerdem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben. — O wenn Sie hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte und mich ermahnte, mehr solch schnackisches Zeug zu schreiben! Ich war den

ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser vom Könige in Preußen bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweiten Theil von dem Leben der Schwedischen Gräfin fertig zu machen." (Die hier genannte Schrift ist ein nicht sonderlich gelungener Roman.) Ein anderer Bauer fuhr ihm einst einen Wagen Brennholz vor seine Thür mit der Bitte, dasselbe als einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen anzunehmen, welches ihm seine Fabeln gemacht hätten. Diese wohlwollende Gesinnung rührte Gellert bis zu Thränen.

Selbst Friedrich II., der die deutschen Schriftsteller und Dichter wenig achtete, erkannte Gellerts Werth als Fabeldichter an. Als er im siebenjährigen Kriege Sachsen eingenommen hatte und sich in Leipzig aufhielt, ließ er den Dichter zu sich rufen und unterhielt sich beinahe zwei Stunden lang mit ihm über die schönen Wissenschaften, über deutsche Literatur und über das Verfahren, womit er seine Hypochondrie curirt habe. Da dies Gespräch sowohl den großen König, als auch den Dichter selbst gut charakterisirt und einen Einblick in den damaligen Zustand der Literatur gewährt, so möge es hier in Gellerts eigenen Worten einen Platz finden.

„Der 18. December 1760 war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um 3 Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß und Jemand an seine Thür pochte. — Herein! „Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen." Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein. Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich: ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit, um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll. Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde."

„Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier

und eine Perrücke, und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kömmt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude *sind*, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein. König: Ist Er der Professor Gellert? Gellert: Ja, Ihro Majestät. K.: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her? G.: Von Hainichen bei Freiberg? K.: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg? G: Ja, Ihro Majestät. K.: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben? Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen. K.: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen? G.: Ja, Ihro Majestät: aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original. K.: Das ist also einer; aber warum haben wir *nicht* mehr gute Autoren? G.: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. K.: Nein, das kann ich nicht sagen. G.: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. K.: Das ist wahr. Warum haben wir keinen guten Geschichtschreiber? G.: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. K.: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? G.: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. K.: Hat's der Mann auch verstanden? G.: Die Welt glaubt's. K.: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen. G.: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm. K.: Da hat Er Recht. — G.: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt. K.: Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt. G.: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. — K.: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? G.: Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte. — K.: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? G.: Ich bin einmal in Berlin gewesen. K.: Er sollte reisen. G.: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. K.: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte? G.: Weil sie Ihro Majestät so nen-

nen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben. K.: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kurieren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, jede Woche Rhabarber nehmen. G.: Ihro Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank als ich, so möchte ich auch nicht fortkommen können. K.: So muß Er fahren. G.: Dazu fehlt mir das Vermögen. K.: Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten? G.: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — — K.: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich. G.: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. K.: So? Hat Er denn auch wider den stylum curiae geschrieben? G.: Ach ja, Ihro Majestät. K.: Aber warum wird das nicht anders? Es ist etwas Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. G.: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — K.: Kann Er keine seiner Fabeln auswendig? G.: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu. K.: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine? G.: Ja, Ihro Majestät, den Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch' ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht

Ist in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht?

Der Maler ward beschämt gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet,
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

K.: Und die Moral? G.: Gleich, Ihro Majestät:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie erst des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

K.: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen. G.: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg. K.: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen. G.: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden Ton. K.: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komme Er bald wieder." (Gellerts sämmtliche Schriften. IX. 16.)

Aus diesem interessanten Gespräche lernen wir Gellert als einen Mann kennen, in dem sich mit der Bescheidenheit Würde, Klugheit und edle Offenherzigkeit paart, und der erfüllt ist mit Liebe zum Vaterlande, zum sächsischen Fürstenhause und zum Frieden. Friedrich schätzte ihn dieser trefflichen Eigenschaften und seiner Schriftstellerthätigkeit wegen hoch, lobte ihn vielfach gegen seine Umgebung, ließ ihn jedoch nicht wieder zu sich rufen, vielleicht, weil er die feine Lehre, die ihm Gellert mit seinem Maler gegeben hatte, fühlte. Um aber zu beweisen, wie hoch er den deutschen Fabeldichter schätze, versuchte er sich selbst in dieser Dichtungsart und übersandte Gellert folgende Fabel in französischer Sprache.

Die Violine.

Ein Meister auf der Violine,
Cäsar-Vacarmini genannt,
Und als Tartinus trefflichster Scholar bekannt,
Der mehr, daß er sich Ruhm verdiene,

Als daß er sich mit Gold die Taschen füllt,
Unübertrefflich wie Apollo spielt,
Zog wie ein Held von einem Land zum andern
Und kam auf seinen Reisen auch nach Flandern.
Er reißt die staunende Gesellschaft hin;
Den Bogen führt er grandios und kühn,
Ein jeder Ton von ihm wird zum Gesang,
Noch nie vernahm man solchen süßen Klang;
Bravissimo! erscholl's aus jedem Mund,
Sie klatschten sich die Hände wund.
Da drängt ein Naseweis sich vor; mit Selbstbehagen
Spricht er: dürft ich wohl eine Bitte wagen?
„Befehlen Sie, ich will mich gern bequemen."
Dann bitt' ich Eine Saite abzunehmen.
Da Sie drei Saiten noch behalten,
Kann Ihre Kunst sich frei genug entfalten.
„Es ist mir, spricht der Künstler, neu
„Und ungewohnt, indeß versuch ich es mit Drei."
Er streckt die Finger und in neuen Lagen
Weiß er das Schwerste vorzutragen,
Der Ton ist rein und schön; wie nie,
Ist seines Instrumentes Melodie.
Da spricht der junge Fant: ei laßt doch sehn,
Sollt' es nicht mit zwei Saiten gehn?
Auch hierzu muß der Meister sich verstehn,
Zwar spielt er auf zwei Saiten minder schön,
Allein er spielt mit Ruhm. — Der junge Thor,
Noch unverschämter als zuvor,
Ruft aus: es gilt die Nebenbuhler zu besiegen,
Nun müssen Sie mit Einer Saite sich begnügen!
Auch dies geschieht; man nimmt ihm d, a, e,
Er spielt ein Straßenliedchen auf dem g.
Bravo! ruft unser Laffe und vom Steg
Nimmt er ihm noch die letzte Saite weg.
„Hier," ruft er, „wird sich erst der Meister zeigen,
Wir bitten ohne Saiten jetzt zu geigen!"
Der Spieler legt die Violine nieder,
Es schweigt ihr Ton, verstummt sind ihre Lieder.

Die Fabel, lieben Freunde, lehrt:
Wie hoch ihr das Geschick des Meisters ehrt,
Unmögliches müßt ihr ihm nicht befehlen;
Die Kunst erliegt, wenn ihr die Mittel fehlen. —

Der König durfte sich allerdings mit diesem Violinspieler vergleichen; ein jedes Jahr hatte ihm eine Saite von dem Instrumente,

auf dem er sich hören lassen sollte, gekostet, ein Heer nach dem andern war geschmolzen, und dennoch verlangte man, er sollte wo möglich ohne Heer siegen. Als er Gellert die Erzählung von der Violine zuschickte, antwortete ihm dieser, er würde sie lieber gemacht, als die Schlacht bei Roßbach gewonnen haben.

So unverkennbar wohlthätig Gellert durch seine Fabeln auch auf das Volk wirkte, so darf man doch nicht verkennen, daß ihr poetischer Werth nur ein mäßiger ist. Keine derselben vermag das Gemüth oder die Einbildungskraft mächtig zu erregen; unaufgeregt und leidenschaftslos, wie der Dichter selbst war und sich zu halten strebte, bewegt sich seine Erzählung im schonenden Unterhaltungston. Gellerts Ansprüche an die Poesie waren zu gering; in der „Spinne" sagt er: die Kunst, die der Welt nicht nütze, sei lächerlich; und in der „Biene und Henne": die Poesie lehre und unterrichte zwar nie, aber sie nütze doch *dazu*, dem, der nicht viel Verstand besitze, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen. Mehr verlangten die Kunstkenner überhaupt damals nicht vom Dichter, und darum genügte Gellert seiner Zeit vollständig.

Löbell sagt in seiner „Entwickelung der deutschen Poesie" (1. Bd. S. 94) über Gellerts Fabeln: „Das Erzeugniß der Gellertschen Muse, welches beliebt geblieben ist bis auf unsere Tage, obschon es uns wie eine Erscheinung aus einer weit hinter uns liegenden Welt gemahnt, ist sein Fabelbuch. Nach der Bemerkung eines Zeitgenossen sind es diese Fabeln, welche dem Geschmack der ganzen Nation eine neue Hülfe gaben. Jede Landpredigerstochter, fügt er hinzu, kennt Gellerts Fabeln, aber kein Wort von unsern andern berühmten Dichtern. Sie führten aber nothwendig weiter, sie schlugen denen, die sonst nur Bibel, Katechismus und Gesangbuch kannten, die Brücke in die weltliche Literatur. Woher nun diese Wirkung? Poetischer Schwung ist nicht Gellerts Sache; der Ausdruck, obschon er in seiner Zeit, gegen die herrschende Ungelenkheit gehalten, sogar als fließend erscheinen konnte, ist doch für uns steif und pedantisch, und die Lebensansicht, welche sich durch die Fabeln hindurchzieht, hat zu wenig Tiefe, trifft den inneren Kern des Menschen zu wenig, um die so lange Zeit bewährte Anziehungskraft zu erklären. Sie stammt vielmehr aus der eigenthümlichen Verbindung des satyrisch Scherzhaften und des Lehrhaften. Diese ist es, welche Gellerts Fabeln oder poetische Erzählungen den Deutschen so werth machte, und zum Theil, besonders den weniger fein gebildeten Ständen, noch immer macht. Die Gutmüthigkeit, die naive Unbefangenheit der schalkhaften und zugleich ehrbaren Satyre Gellerts finden sich bei keinem andern Volke so, sie sind ganz und gar deutsch, und

je seltener das eigenthümlich Deutsche war, je mehr behagte es, wo es erschien."

Gellert hat im Ganzen 143 Fabeln und Erzählungen gedichtet, von denen ihm 115 nach Erfindung und Ausführung ganz angehören; nur zu 28 hat er den Stoff anderwärts entlehnt. Unter dem Titel „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln" hat er auch eine Abhandlung über die Fabel geschrieben, die der Lessing'schen allerdings merklich nachsteht, immerhin aber lesenswerth ist. Sie findet sich im ersten Theile seiner Schriften.

III. Kirchenlieder.

11. Die Güte Gottes.

(Gellerts Geistliche Oden und Lieder. Leipzig, 1757. S. 34. Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. II. 122. Berlin, 1856. II. 96. Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 24.)

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" u. s. w.

1. Abfragen des Inhalts.

Str.. 1. 1. Was soll der Ausrufesatz der ersten Zeile ausdrücken? Daß die Güte des Allmächtigen unaussprechlich groß sei. 2. Welchen Namen verdient der nicht, den Gottes Güte nicht rührt, der mit verhärtetem Gemüthe den Dank erstickt, der ihm gebührt? Den Namen „Mensch." 3. Was ist ein „verhärtetes Gemüth?" Ein solches, das sich so sehr von Gott entfremdet hat, daß es beim Genuß seiner Wohlthaten sich der göttlichen Güte nicht mehr bewußt ist. 4. Was wird als größte Pflicht bezeichnet? Gottes Liebe recht zu erkennen und zu würdigen. 5. Was soll uns bewegen, Gott nicht zu vergessen? Der Umstand, daß er uns noch nie vergessen hat.

2. 1. Welchen Gedanken will der Dichter in der zweiten Strophe zum Bewußtsein bringen? Daß uns Gott viel Gutes genießen läßt. 2. Welche Beweise seiner Güte werden namentlich angeführt? Unsere wunderbare Bereitung, unsere langmüthige Führung, unsere Gewissensruhe und Geisteskraft. 3. Wodurch wird die Güte Gottes als recht uneigennützig und groß hingestellt? Dadurch, daß der Dichter darauf hinweist, daß Gott uns wunderbar bereitet hat, ohne unserer zu bedürfen, daß er uns langmüthig leitet, ungeachtet wir seinen Rath oft verwerfen, daß er unsern Gewissensfrieden stärkt, ungeachtet wir unablässig ihn stören, daß er unserm durch die Sünde erschlafften Geiste immer wieder neue Kraft giebt. 4. Wofür steht das Wort „Arm?" Für Macht, Allmacht.

3. 1. Worauf weist der Dichter in der dritten Strophe hin? Auf die Herrlichkeiten in jenem Leben. 2. Zu welchem Zwecke thut er das? Er will diese Herrlichkeiten als Beweise der göttlichen Güte hinstellen. 3. Als was wird auch das Leiden Christi bezeichnet? Als Beweis von Gottes Güte.

4. 1. Welche Ueberzeugung soll durch die vierte Strophe recht lebendig in uns werden? Die, daß wir Gott ehren, seine Güte erkennen, ihm gehorchen, ihn über Alles und den Nächsten als uns selbst lieben müssen. 2. Als was wird das in der 5. und 6. Zeile hingestellt? Als Gottes Wille.

5. 1. Was soll unser Dank für Gottes Güte sein? Ihn über Alles und den Nächsten als uns selbst zu lieben. 2. Wodurch stellen wir das Bildniß Gottes in uns her? Dadurch, daß wir Gott in der Liebe gleich zu werden suchen. 3. Was für Wirkung wird solche Liebe haben? Sie wird uns zur *Pflicht*erfüllung treiben und die Herrschaft der Sünde schwächen.

6. Mit welchen Wünschen und Bitten schließt der Dichter?

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Gottes Güte ist groß; wer nicht dafür dankt, verdient kaum den Namen Mensch; sie zu erkennen, ist unsere größte Pflicht. Gott gedenkt unserer stets; daher müssen auch wir seiner gedenken.

2. Gott beweist uns seine Güte dadurch, daß er uns wunderbar bereitet hat, mit Langmuth leitet, unsern Gewissensfrieden stärkt, unserem Geiste neue Kraft giebt und vieles andere Gute uns genießen läßt.

3. Auch die Herrlichkeiten des himmlischen Lebens, zu denen wir durch Christum gelangen können, sind Beweise der göttlichen Güte.

4. Einen so gütigen Gott sollen wir lieben und ihm gehorsam sein. Sein Wille steht in unserm Herzen und in der Bibel.

5. Wenn wir das Gebot der Liebe erfüllen, so sind wir Gott ähnlicher, erfüllen unsere Pflichten und vermeiden die Sünde.

6. Gottes Güte und Liebe möge uns stets vor Augen sein, uns in dem Vorsatze stärken, ihm unser Leben zu weihen, uns trösten im Schmerz, leiten im Glück und befreien von der Todesfurcht.

3. Grundgedanke des ganzen Liedes.

Gott beweist uns unaufhörlich Güte und Liebe; dafür sollen wir durch Gottes- und Nächstenliebe danken.

Der erste Theil des Hauptgedankens ist in Ps. 36, 6 ausgesprochen, wo es heißt: Deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.

4. Disposition des Liedes.

I. Größe und Erwägung der Güte Gottes. (1. Str.)

II. Sie besteht
  A. für dieses Leben darin, daß Gott
    a. uns wunderbar bereitet,
    b. mit Langmuth trägt,
    c. uns Frieden, Kraft und Heil giebt; } 2. Str.
  B. für jenes Leben
    a im Anschauen Gottes,
    b. im Besitz der himmlischen Freuden. } 3. Str.

III. Sie verpflichtet uns
  A. in Bezug auf Gott:
    a. ihn zu ehren,
    b. ihm zu gehorchen,
    c. ihn zu lieben,
    d. ihm zu danken; } 4. Str.
  B. in Bezug auf den Nächsten: ihn zu lieben, wie uns selbst;
  C. in Bezug auf uns selbst: zum Streben
    a. nach Vollkommenheit,
    b. nach Sündlosigkeit. } 5. Str.

IV. Gebet um rechte Wirksamkeit der göttlichen Güte und Liebe auf uns. 6. Str.

5. Form der Darstellung.

Dies bekannte Gedicht gehört zu den geistlichen Liedern. Jede Strophe besteht aus acht ganz gleichmäßigen, ziemlich kurzen Versen. Die Sprache ist durchweg leicht und allgemein verständlich. Die Empfindungen über die Güte Gottes sind lebhaft, aber nirgends überschwänglich ausgesprochen, gehen in den einzelnen Strophen in gute Vorsätze, in der Schlußstrophe zum Gebet über. Das Lied hat somit im Ganzen alle Eigenschaften, die ein gutes Lied haben muß. Der Eindruck, den es macht, würde aber noch viel bedeutender sein, wenn sich nicht an einzelnen Stellen die Belehrung geltend machte, wie z. B. in der dritten, vierten und fünften Strophe. Das geistliche Lied soll nicht belehren, sondern erbauen.

6. Historisches über das Lied.

Das Lied ist aus Gellerts „geistlichen Oden und Liedern", die zuerst im Jahre 1757 erschienen, entnommen. Es findet sich in den meisten protestantischen Gesangbüchern. Die schönen Melodien, welche wir dazu haben, haben auch viel zu seiner Verbreitung beigetragen; die erste derselben wurde 1795 von **Knecht** componirt.

Die Wirksamkeit des Liedes ist während der langen Zeit seines Gebrauches sicher sehr bedeutend gewesen. Von den bekannteren Erzählungen hierüber theilen wir folgende mit.

Ein Prediger besuchte im Frühjahr 1792 einen fünfjährigen Knaben, der an den Blattern krank lag. Da kam gerade der sonst ziemlich rohe Vater des Knaben nach Hause mit dem Ausruf: „Draußen in der Natur sieht aber jetzt Alles zum Verwundern schön aus!" Hier wandte sich nun der Knabe plötzlich gegen seinen Vater und sagte mit ehrerbietiger Ernsthaftigkeit:

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren
Und seine Güte nicht versteh'n?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht geh'n? (Str. 4.)

„Seither habe ich," so schließt der Prediger seine Erzählung, „an diesem Vater oft wahrgenommen, daß er dadurch einen unauslöschlichen Eindruck bekommen habe, und an Ostern nächsten Jahres war er gründlich erweckt." (Koch, Geschichte des Kirchenliedes.)

Hieran reihen wir noch ein kleines Gedicht von **Karl Mayer**, welches sich im „Gellertbuch" von Ferd. Naumann, Seite 59, findet.

Das alte Lied.

„„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?""
„Ein altes Lied, doch im Gemüthe
Noch immer wärmend nachgespürt;

Die Morgenbienen lang schon raunen
Das alte Thema mir in's Ohr,
Nun schallen mir's die Thurmposaunen
Auch aus dem grauen Städtchen vor.

Ein Greis, den Laut recht einzutrinken,
Hält dort im Feld die Hacke still,
So wie auch mir der Griffel sinken,
Der Geist sich aufwärts richten will."

So hab' ich dankbar still vor Jahren
Dem alten Gellertlied gelauscht.
Dem Alten laßt uns Dank bewahren,
Ob auch von neuem Ton umrauscht!

12. Morgengesang.

(Gellert, Geistliche Oden und Lieder. Leipzig, 1757. S. 55. — Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. II. 140. Berlin, 1856. II. 112.)

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" u. s. w.

Dies Lied kann als Morgenandacht eines frommen Christen bezeichnet werden. Dem Inhalte nach zerfällt es in zwei Haupttheile. Der erste Theil besteht aus einem dankenden Lobgesange für Gottes schützende Macht und Treue während der verflossenen Nacht und umfaßt Strophe 1—6; der zweite enthält eine herzliche Bitte um seinen ferneren Schutz und Segen für Leib und Seele bis ans Ende. Str. 7—12.

Die Verse sind jambisch.

Die gebräuchliche Melodie ist von Prätorius für das 1586 im Leipziger Gesangbuch erschienene Lied „Ich dank' dir schon durch deinen Sohn" componirt worden.

13. Osterlied.

(Gellert, Geistliche Oden und Lieder. Leipzig, 1757. S. 147. — Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769. II. 249. Berlin, 1856. II. 175.)

„Jesus lebt, mit ihm auch ich" u. s. w.

Das Lied zerfällt nach seinem Inhalte in zwei Theile von gleichem Umfange. Der erste Theil (Str. 1—3) enthält die trostreichen Verheißungen, die mit der Auferstehung Jesu uns gegeben werden, der zweite (Str. 4—6) die heiligen Entschlüsse, wozu uns die Auferstehung Jesu ermuntern soll.

Als biblische Grundlage ist Joh. 14, 19, „Ich lebe, und ihr sollt auch leben", anzusehen. Da jede Strophe mit dem Ostergruß „Jesus lebt!" beginnt und mit den Worten „Dies ist meine Zuversicht" schließt, so scheint es, als habe sich der Dichter zugleich die Anfangsworte des Liedes „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben" zum Thema gewählt. Bekanntlich wird das Lied auch nach der Melodie von „Jesus meine Zuversicht" gesungen.

Die Verse sind trochäisch.

Im Jahre 1757 gab Gellert unter dem Titel „Geistliche Oden und Lieder“ 54 Gedichte heraus, von denen viele in Kirchengesangbücher übergegangen und beliebte Kirchenlieder geworden sind. Sie sind nicht alle vom höchsten poetischen Werthe, waren aber so ganz der Ausdruck von dem frommen Innern ihres Verfassers, daß sie nothwendig in gleichgestimmten oder auch nur für eine gleiche Stimmung empfänglichen Seelen Anklang finden mußten. Niemals beschäftigte er sich ja, wie sein Freund und Biograph Cramer uns versichert, mit der geistlichen Poesie, „ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darin sprechen sollten, an seinem eigenen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu und machte lieber einen Stillstand in der Arbeit, bis die rechte Stimmung sich wieder gefunden.“

Der Eindruck, den Gellerts Lieder auf viele seiner Zeitgenossen machten, war ein sehr bedeutender. Rabener legt in einem Briefe (vom 25. März 1757) ein gültiges Zeugniß darüber ab.

„Liebenswürdig“, schreibt er, „sind Sie mir allezeit gewesen; aber nun sind sie mir auch ehrwürdig. . . Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt sein, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders als etwas Lehrreiches, Tugendhaftes und Vollkommenes erwartet, sobald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsere heilige Religion sein! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn dererjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eiteln Belustigung gut sei. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion liebgewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird. . . . Was werden Ihre Schriften erst bei denenjenigen würken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen.“ (Gellerts Schriften. Berlin, 1856. VIII. 230.)

In gleichem Sinne schrieb ihm der Dichter Cronegk in Anspach (21. April 1757): „Deutschland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht auch nach ganzen Jahrhunderten einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte. . . . Zu wie vielen wahren redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben!“ —

Selbst unter der römisch-katholischen Geistlichkeit fanden Gel-

lerts Lieder großen Beifall. Tief in Böhmen wurde ein katholischer Landpfarrer so davon gerührt, daß er an Gellert schrieb, „er möge doch zur katholischen Kirche übertreten, weil diese die guten Werke, die auch er in seinen Liedern anempfehle, besser zu würdigen wisse, als die protestantische." Seine Schriften waren in strengkatholischen Ländern von dem Verbote ausgenommen, das die unkatholischen Schriftsteller betraf. In Wien fand man Gellerts geistliche Lieder bei einem jungen Herrn, der auf seinen Reisen sich aus denselben erbaute. Dieser fürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, sie zu behalten. Aber der Freiherr v. Swieten beruhigte den Reisenden, indem er sprach: „Diese Schriften gehen unser Verbot nicht an; wir Alle bewundern Gellerts Werke." Auch im Auslande verbreitete sich sein Ruhm. Seine Lieder wurden in das Dänische, Holländische, Französische, Russische und Slowackische übersetzt.

Unsere Zeit stimmt nicht mehr so unbedingt in das Lob der Gellertschen Lieder ein. Von zwei Seiten erhebt man Widerspruch gegen dieselben: von der einer strengen Glaubensansicht und von der einer reineren Kunstansicht aus. Von beiden Seiten sind die Widersprüche nicht ganz ungegründet, meistens aber über Gebühr geltend gemacht worden.

Was den künstlerischen, den ästhetischen Standpunkt betrifft, so ist es ganz richtig, daß Gellerts Lieder nicht alle Lieder sind, die gesungen werden können und sich für die Kirche schicken; manche sind in der That nur gereimte Prosa, gute, fromme Gedanken in Versen. Aber sie haben ihre Bedeutung für den häuslichen und namentlich auch für den Schulgebrauch. Gellert hatte seine Lieder auch nicht zum Singen in der Kirche bestimmt. Er sagt selbst, daß sie nicht alle Lieder im engern Verstande seien, und diesen gab er den freilich noch unpassenderen Namen „Oden." Die Sprache der Lieder ist sehr fließend, doch beleidigt sie hier und da das Ohr, wie z. B. in dem Verse „Lebe, wie du, wann Du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben." Aber wo fänden sich nicht dergleichen Unebenheiten!

Wichtiger erscheint der Vorwurf Hinsichts des Inhalts. Obwohl sich in ihnen die Orthodoxie unverhüllt zu erkennen giebt, so hat man doch eine moralisirende Tendenz darin wahrgenommen, von der man sagt, daß sie nicht sowohl aus dem tiefern evangelischen Grunde hervorgehe, als vielmehr nur mit jener Orthodoxie in einem äußerlichen Zusammenhange stehe; gewisse Lieder könnten, etwa mit Auslassung der einen oder andern Strophe, auch von Deisten und Naturalisten gesungen werden; die hier und da mit einer gewissen Selbstständigkeit auftretende menschliche Tugend befinde sich mit dem strengen Wortlaut der Paulinischen

Lehre in Widerspruch. Es liegt etwas Wahres in diesen Einwendungen; aber man hat darum noch kein Recht, den Liedern den Charakter der Christlichkeit abzusprechen; die Bibel selbst hat dergleichen Partien, wofür der Brief Jakobi als Beispiel angeführt werden kann. Andererseits aber finden sich in Gellerts Liedern zahlreiche Stellen, in denen er mit tiefer Empfindung von dem Erlösungstode und der in Christo dargebotenen Gnade spricht. Wie sich also eine Stelle der heiligen Schrift durch eine andere erklärt, so erklärt sich auch ein Gellertsches Lied durch das andere, und die Lieder selbst erklären sich wieder durch den Dichter und durch seinen Charakter. „Gellert wird, wie Hagenbach in seiner Kirchengeschichte sagt, noch lange der Dichter unseres Volks bleiben; er wird durch das Organ frommer Mütter noch lange in die Herzen der zarten Jugend die Keime der Tugend und Frömmigkeit pflanzen, und wo nicht ganz die Grundsätze des jungen Deutschlands den Sinn für altdeutsche Zucht und Ehrbarkeit ertödtet haben, wird er auch noch manchen Jüngling vor den Abwegen des Lasters bewahren; er wird manchen Kranken und Angefochtenen trösten, und wenn auch nur die wenigsten seiner Lieder zu Kirchenliedern im höhern Styl sich eignen, so werden doch diese wenigen, wie sein Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", oder sein Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich", die Festfreude der christlichen Gemeinden erhöhen und den Sieg des Glaubens über die Welt verherrlichen helfen, wenn manches andere Lied längst verklungen sein wird. Gellert hat durch seine geistlichen Lieder nicht nur auf seine Generation, er hat weit hinaus auf die künftigen gewirkt; und wenn der bescheidene Mann nichts Anderes wünschte, als daß ihm einst der Eine oder Andere mit den Worten begegne: „Du hast die Seele mir gerettet, du!" so möchten wohl jenseits Tausende ihm die Freude bereiten, die ihm schon während seines Lebens auf Erden jener preußische Feldwebel bereitete, der fünf Meilen Umweg machte, um dem Retter seiner Seele die Hand zu drücken.

IV. Lustspiele und Romane.

Gellert hat sich auch in größeren Dichtungen als Fabeln und Liedern versucht, namentlich im Lustspiel und Roman. In den Jahren 1744—48 erschienen die Lustspiele: „Die zärtlichen Schwestern", „Das Orakel", „Die Betschwestern", „Das Loos in der Lotterie", „Sylvia", „Die kranke Frau", „Das Band" und der Roman: „Leben der schwedischen Gräfin von G**."

Das ältere, von deutschen Dichtern vielfach nachgeahmte Lustspiel der Franzosen (Molière, Regnard u. A.) stellte vorzugsweise

die höheren Klassen der Gesellschaft dar; die späteren Intriguenstücke dagegen behandelten die mittleren Stände. Die Frau Gottsched nahm sich in richtigem Takte die letzteren Dichtungen zum Muster, ahmte sie nach und wurde dadurch die Gründerin des neueren Lustspiels, das Lessing später weiter entwickelte und künstlerisch gestaltete (Minna von Barnhelm). Gellert trat in die Fußstapfen der Frau Gottsched, erweiterte aber die neubegründete Gattung dadurch wesentlich, daß er das sogenannte rührende Lustspiel einführte. Vor ihm hatte der Mittelstand nur zur Darstellung der Mängel und Lächerlichkeit der Menschen gedient, durch das rührende Lustspiel wurde auch er zu Trägern edlerer Lebensverhältnisse. Im Allgemeinen erhielt die neue Gattung durch Gellert und seine Nachfolger einen zu sentimentalen Charakter, der freilich in der ganzen Zeit lag. In der Vorrede zu seinen Lustspielen sagt er: „Sollten Einige an der Betschwester, dem Loose in der Lotterie und den zärtlichen Schwestern überhaupt tadeln, daß sie eher mitleidige Thränen, als freudige Gelächter erregten, so danke ich ihnen zum Voraus für einen so schönen Vorwurf.“ Spricht doch selbst Klopstock (im Wingolf) mit Entzücken von den Thränen, die ihm eine Vorstellung der zärtlichen Schwestern entlockt hatte, und rühmt von Gellert, daß kein Dichter den Werth des Herzens mit solchem Reiz darstelle, wie er. Als ein weiteres Verdienst ist es Gellert anzurechnen, daß seine Personen trotz der französischen Vorbilder eine deutsche Färbung haben, was auch Lessing rühmend anerkannte. An und für sich sind aber Gellerts Lustspiele von sehr mäßigem Werthe und jetzt kaum noch lesbar. Sie erinnern durch ihren breiten Dialog an die Erzählungen des Verfassers, mit denen sie überdies gleiche Tendenz haben. Am meisten Handlung hat noch „das Loos in der Lotterie“, das sich auch am längsten auf der Bühne behauptete.

Der Roman an und für sich war nicht nach dem Geschmack des sittenstrengen Gellert; aber die damals Aufsehen erregenden, für sittliche Ideen schwärmenden Familienromane des Engländers Richardson schienen ihm der höchsten Beachtung und Nachahmung werth. Er legte daher Hand an und schuf „Das Leben der schwedischen Gräfin von G**.“ Dies Werk muß als der erste deutsche Familienroman angesehen werden. Die Darstellung desselben leidet, wie die der Lustspiele, an großer Breite, der Styl ist jedoch fließend. Gellert fand auf dieser Bahn zahlreiche Nachfolger.

B. Prosa.

14. Brief an den Grafen M. zu B.

(Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1774. VIII. 34. Berlin, 1856. VIII. 119. Lüben u. Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 25.)

1. Erläuterungen.

1. „M.. zu B." = Graf Moritz von Brühl in Dresden. Er hatte in Leipzig studirt und war während dieser Zeit der besonderen Leitung Gellerts anvertraut gewesen.

2. Cramer, Johann Andreas, ein berühmter Kanzelredner und Schriftsteller, geboren 1723 zu Jöhstadt im Erzgebirge, gestorben 1788 zu Kiel als Kanzler. Er war ein Freund Gellerts und hat 1774 eine ziemlich ausführliche Biographie desselben geliefert, die den 10. Theil von Gellerts „Sämmtlichen Schriften" bildet. Von seinen geistlichen Liedern werden noch jetzt viele in den protestantischen Gesangbüchern angetroffen und eben so gern, wie die Gellertschen, gesungen. Allgemein bekannt sind

1. Der Herr ist Gott und keiner mehr.
2. Dir, Gott, sei Preis und Dank gebracht.
3. Noch immer wechseln ordentlich des Jahres Zeiten ab.

Obwohl seine Lieder auch im Geiste jener Zeit gedichtet sind, so trat er doch den Gellertschen gewissermaßen gegenüber und führte mehr aus, was Klopstock für geistliche Dichtung angeregt hatte. Gottesdienstliche Lieder haben nach ihm ihre Bestimmung darin, daß sie gesungen werden, das ist ihre Natur; die Musik ist aber eine Tochter der Empfindung, und sie kann nichts Anderes ausdrücken, als was Empfindung ist. Die Lieder müssen von Allen gesungen werden, und wozu sollten sie lehren und unterrichten, da dies die Predigt und die Katechisation thut? Ihre Bestimmung liegt daher darin, zu erbauen; hierzu reicht der Unterricht nicht aus. Man ist noch nicht erbaut, weil der Verstand erleuchtet ist. Lieder, worin Empfindung und Affect vorherrschen, werden mehr erbauen, als Lehrlieder. So viel Wahres in dieser Ansicht liegt, so kann man doch nicht sagen, daß Cramers Lieder höher ständen, als Gellerts. Sie sind voll feierlicher, priesterlicher Salbung, deklamatorisch und verrathen den Kanzelredner. Die dichterische Uebersetzung der Psalmen, deren Gellert gedenkt, darf als sehr gelungen bezeichnet werden.

3. „und will dies der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben." Hiermit ist eine Gellertsche Schrift gemeint, welche, 1751 in Leipzig auf Rabeners Veranlassung erschienen, den Titel hat: „Briefe, nebst einer practischen Abhandlung

von dem guten Geschmack in Briefen." Sie ist dem 4. Theile seiner sämmtlichen Schriften einverleibt.

2. Inhaltsangabe.

Gellert schreibt an den Grafen Moritz von Brühl in Dresden und schickt ihm, als Lohn für einen von ihm erhaltenen Brief, einige Bogen von den Cramerschen Psalmen und erzählt ihm, daß ein preußischer Offizier aus Erkenntlichkeit für den Einfluß, den seine Schriften auf sein Herz und seine sprachliche Bildung ausgeübt, ihm 20 Louisd'or aufgedrungen habe. An die Erzählung knüpft er einige Andeutungen über die Empfindungen der Freude, welche die Vorstellung, durch seine Bücher ein Herz gebessert zu haben, in ihm hervorgerufen, charakterisirt darauf den Offizier kurz und schließt mit dem Wunsche, daß der Graf so glücklich leben und bis zu seinem letzten Lebenstage bleiben möge, als er sich zu sein wünsche.

3. Einige behaltenswerthe Gedanken des Briefes.

1. Gute Bücher, recht benutzt, fördern unsere Bildung vielfach.

2. Nichts beglückt so sehr, als das Bewußtsein, einen Menschen aus sittlicher Verderbniß gerettet zu haben.

Gellert selbst drückt diesen Gedanken in der 11. Strophe seines bekannten Liedes: „Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit", folgendermaßen aus:

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!"
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

3. Dankbarkeit ehrt und beglückt doppelt: den Darbringer und den Empfänger.

4. Form der Darstellung.

Die Gellertschen Briefe sind, wie der besprochene, alle klar, leicht verständlich, sehr fließend geschrieben und gewöhnlich Muster logischer Ordnung. Diese Eigenschaften machen sie noch immer lesenswerth, wenngleich sie jetzt nicht mehr als Muster gelten können. Manche derselben sind entschieden affectirt.

Der in Rede stehende Brief enthält einige Ungenauigkeiten, auf welche beim Unterricht aufmerksam zu machen ist.

In der Frage: „Sei mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie", rc. fehlt hinter „erwiesen" das Hülfsverbum haben, was in Gedichten aus rhythmischen Gründen wohl weggelassen wird. Vgl. Becker, Schulgrammatik, §. 284.

In dem Nebensatze: „weil ich ihn vor Gott gedachte", muß dachte statt „gedachte" stehen.

Das Wort „Einsprache" ist in der Verbindung, in welcher Gellert es gebraucht, jetzt veraltet. Wir würden etwa sagen: — ein nicht ganz unvernehmlicher Zuruf, daß ich getrost sein rc.

In dem bald darauf folgenden Satze: „Also bist du noch empfindlich?" ist das Wort „empfindlich" nicht richtig gebraucht, da sich aus dem nächsten Satze ergiebt, daß es mit rührend synonym ist.

In dem Satze: „Solltest du nicht glauben, daß er diese" rc. stände er statt „er" richtiger sie, da das Wort Regierung, nicht Gott, vorhergeht.

Gellerts Prosa liegt uns in seinen „Briefen", in seinen „Vorlesungen" und in seinen „Lustspielen und Romanen" vor. Sie zeichnet sich ganz entschieden durch Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks aus.

Die „Briefe" und die „Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen" haben den damals sehr schlechten Briefstyl besser gestalten helfen. Wie sehr man das schon zu Gellerts Zeit anerkannte, ersehen wir unter Anderem aus einem Briefe des österreichischen Freiherrn und kaiserlichen Gesandten von Widmann, in dem es zum Schluß (Band IX. 25.) heißt: „Bitte ich Euer Wohl Edelgebohren durch alles, was ich bitten kann, dieses mein Schreiben nach dem Inhalt und den Sätzen Dero im Jahre 1756 bei Johann Wendler in Leipzig gedruckten practischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber, besonders über die hin und wieder mit eingeschlichenen austriacismos, Dero Urtheil aufrichtig und ohne allen Rückhalt zukommen zu lassen; Wann Euer rc. mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als eine ganz ausnehmende Probe Dero schätzbaren Freundschaft Zeit Lebens mit Dank erkennen, und desto mehr angefrischt, öfters sowohl zu meinem Vergnügen, als zu meinem Unterricht an Sie zu schreiben. Sollten Sie mir aber es versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir als ein stiller Verbott Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden; ie schärfer Euer rc. Beurtheilung ausfallen wird, desto ie größer soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als iene schon

obbemelte so lebhaft als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeit Lebens seyn werde.

Euer Wohl Edelgebohren
dienstschuldigst ergebenster Diener
v. Widmann."

Gellerts „Vorlesungen" sind Muster eines klaren, populären Ausdrucks, im Allgemeinen jedoch zu wortreich und aller geistreichen Wendungen baar. Sie wurden aber von Leuten aus allen Altern und allen Ständen sehr zahlreich besucht. Die Zahl der Zuhörer stieg oft auf 400 und darüber. Die Innigkeit, mit der er sprach, das herzliche Wohlwollen, welches er dabei für seine Zuhörer an den Tag legte, und die praktische Richtung, die er einschlug, fesselten Alle und erwarben ihm ungeheuchelte Hochachtung und Liebe. Während des Siebenjährigen Krieges ereignete es sich nicht selten, daß bewaffnete feindliche Offiziere in den Saal traten, in dem er las, und aufmerksam zuhörten. Der Freiherr von Widmann bedankt sich in dem angeführten Briefe dafür, daß ihm Gellert 1759 erlaubt habe, einer Vorlesung beiwohnen zu dürfen und beneidet die akademische Jugend zu Leipzig, die das Glück genieße, ihn immerwährend hören zu können.

Leben und Charakteristik Gellerts.

1.

1. Christian Fürchtegott Gellert ward nach seiner eigenen Angabe (im Curriculum vitae von 1743) am 4. Juli 1716 (nach dem Kirchenbuche 1715) in dem Städtchen Haynichen bei Freiberg im Erzgebirge geboren. Sein Vater war dort Prediger und erfreute sich als solcher des Rufs eines treuen und unermüdlichen Seelsorgers, zeichnete sich auch durch aufrichtige Frömmigkeit aus. Die Mutter, eine geborene Schütz, vereinigte mit ungeheuchelter Religiosität einen sanften, wohlwollenden Charakter, der sich den Armen gegenüber in freundlichster Weise kund gab. In Gemeinschaft mit ihrem Gatten arbeitete sie eifrig an der Erziehung ihrer Kinder; und ihre Sparsamkeit ermöglichte es, daß von dreizehn Kindern fünf der Söhne eine wissenschaftliche Bildung erhalten konnten.

Den ersten Unterricht genoß unser Gellert in der öffentlichen Schule seines Geburtsortes; er war nicht vorzüglicher Art und trug wenig zur Entwickelung des Geistes bei. Doch rühmte Gellert seinen Lehrern noch in späteren Jahren nach, daß sie ihn früh zum Gehorsam und zur Folgsamkeit gewöhnt und ihm besonders ein-

geschärft hätten, die Beschwerden des Lebens mit Ruhe und Gelassenheit zu ertragen. Da die Pfarrstelle nur mäßige Einkünfte gewährte, so mußte Gellert selbst etwas verdienen helfen; er benutzte von seinem elften Jahre an zu diesem Zwecke seine Freistunden und schrieb für Andere Kaufbriefe, Gerichtsakten u. dergl. ab. Scherzend sagte er daher später öfters, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbriefen und Kontrakten aus seiner Jugend mehr Werke seiner Feder aufzuweisen habe, als die Welt sich von seinem spätern Leben rühmen könne.

Gellerts Neigung und Anlage zur Poesie gaben sich ziemlich früh zu erkennen, ungeachtet er so gut wie keine Gelegenheit hatte, die Regeln der Dichtkunst kennen zu lernen oder seinen Geschmack zu bilden. Veranlassung zu seinem ersten, im dreizehnten Lebensjahre abgefaßten Gedicht gab ihm der Geburtstag des Vaters und den Stoff die architektonische Einrichtung des Pfarrhauses. In Folge seines Alters stand dasselbe nicht mehr ganz auf den eigenen Füßen seiner Mauer, sondern mußte von 14 oder 15 Stützen so kunstreich getragen werden, daß wenigstens sein Dach noch immer oben, die Thürschwellen aber unten blieben. Diese Eigenthümlichkeit wurde dem sinnigen Knaben Anlaß, den lieben Vater unter dem Bilde des Hauses, die Mutter aber und ihre dreizehn Kinder nebst dem Enkel unter dem Bilde der Stützen des Gellertschen Namens darzustellen, von denen jede in ihrer besonderen, natürlichen Art und Weise dem Vater ihren Glückwunsch darbrachte. Es lag in diesem ersten poetischen Versuche ein so eigenthümlicher Einklang des kindlich frommen Knaben mit naivem Witze, daß das Gedicht in dem Kreise der Bekannten und Verwandten allgemeinen Beifall fand und daß Viele von diesen dasselbe noch, wenigstens stellenweis, im Gedächtniß behalten hatten, als Gellert es mit anderen ähnlichen Versuchen aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren schon den Flammen übergeben hatte.

2. Im Jahre 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich dort zur Universität vorzubereiten. Obwohl diese Schule zu den besten ihrer Art gehörte, so war sie doch nicht sehr geeignet, die höherere Bildung ihrer Zöglinge in rechtem Maße zu fördern. Die klassischen römischen und griechischen Schriftsteller wurden von Wort zu Wort übersetzt und zur Sammlung von Redensarten benutzt, ohne ihren Geist auf die Schüler wirken zu lassen. Um die Pflege der Muttersprache bekümmerte man sich gar nicht; ja man verbot geradezu deutsche Lectüre und erklärte, daß sie eines Studirenden nicht würdig sei. Aber trotz des Verbotes lasen die Schüler doch deutsche Schriftsteller, griffen aber aus Mangel an Verständniß zu unbedeutenden Dichtern, wie Neukirch und Hanken. Die Folge hiervon war, daß sie ihren Geschmack verdarben, statt zu läutern. Manchen Erzeugnissen der

späteren Zeit merkt man es noch an, daß Gellert sich an schlechten Mustern gebildet hat.

Zu den Freunden, die Gellert sich auf der Fürstenschule erwarb, gehörten Gärtner und Rabener, die sich später einen geachteten Namen als Dichter erwarben. Sie spornten sich gegenseitig zum Fleiß an und strebten nach Veredlung ihres Geschmacks.

Gellerts Ziel war, Prediger zu werden. Daher suchte er schon als Schüler Gelegenheit, sich im öffentlichen Vortrag zu üben. Leider mißglückte aber gleich der erste derartige Versuch. „Die erste Probe meiner Beredsamkeit", schreibt er, „legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bei seinem Kinde zu sein, das wenige Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittag begraben werden; früh um 8 Uhr fing ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit seiner Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich ging indeß beherzt in die Kirche, fing meine Rede sehr feierlich an und kam bis auf den dritten Periodon. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermessene Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuscripte, das aktenmäßig auf einen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen eben so erschrockenen Zuhörern langsam auseinander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtniß verlassen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich diese jugendliche Uebereilung viel gekostet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat."

3. Im Jahre 1734 bezog Gellert mit seinen Freunden die Universität Leipzig. Außer andern Männern wurde dort auch Gottsched sein Lehrer, ein Mann, der die Sprache in steife Regeln einzwängen wollte und sich für einen berühmten Dichter hielt, ohne auch nur das geringste Talent dafür zu besitzen. Gellert schloß sich ihm Anfangs an, trennte sich aber von ihm, sobald er ihn erkannt hatte.

Nach vier Jahren kehrte Gellert in die Heimath zurück. Ein Versuch, in der Kirche des Vaters zu predigen, fiel wieder unglücklich aus. Kaum hatte er nämlich das Eingangsgebet gesprochen, so verließ ihn sein untreues Gedächtniß so vollständig, daß er, besinnungslos vor Scham, unverrichteter Sache wieder von der Kanzel herabsteigen mußte. Dieser Vorfall machte auf ihn

einen unauslöschlichen Eindruck. Die Erinnerung daran peinigte und verfolgte ihn bei jeder Predigt, und er hielt sich von dem Augenblick an nicht für den gewählten Stand berufen.

Gellerts Vermögensverhältnisse erlaubten ihm nicht, sich bloß mit der weiteren Ausbildung und Bereicherung seines eigenen Geistes zu beschäftigen. Er übernahm daher 1739 auf ein Jahr die Aufsicht über die beiden Söhne des Herrn von Lüttichau bei Dresden, unterrichtete nachher auch einen Sohn seiner Schwester und begleitete diesen 1741 auf die Universität Leipzig. Hier nahm er auch seine eigenen Studien wieder ernstlich auf. Die Lectüre der alten Klassiker wurde jetzt seine Lieblingsbeschäftigung; die ihm übrig bleibende Zeit füllte er mit Unterrichtgeben aus, da ihm sein Vater keine Unterstützung für ein erneutes Universitätsleben gewähren konnte. Von seinem Freunde Ebert lernte er Englisch, und das Studium der französischen Literatur trieb er als Erholung.

In dieser Zeit sammelte sich in Leipzig ein Kreis der ausgezeichnetsten Köpfe. Giesecke, Zachariä, Gärtner, Klopstock, Rabener, Ebert, Elias und Adolf Schlegel, Andreas Cramer, Arnold Schmidt u. A. traten mit Gellert in ein inniges Freundschaftsverhältniß. Und aus diesen genialen Männern bildete sich eine ästhetisch-kritische Schule, die mit ganz entschiedenem und glücklichem Erfolge für die Verbesserung des deutschen Geschmackes wirkte, und in deren Schriften unsere klassische Literatur ihre frühesten Zierden erkennt. In Gemeinschaft mit einander gaben sie die „Bremer Beiträge" heraus, in denen Gellert seine Freunde durch Fabeln und Erzählungen erfreute.

4. In seinem dreißigsten Jahre, 1744, wurde Gellert Privatdocent an der philosophischen Facultät zu Leipzig. Er erwarb sich durch seinen faßlichen und praktischen Unterricht bald ungetheilten Beifall. Seinen Zuhörern war er nicht bloß Lehrer, sondern auch Freund, ermahnte sie zu Fleiß und Sittlichkeit und ging ihnen darin mit gutem Beispiel voran. Arme Studenten unterstützte er, so viel seine beschränkten Umstände es nur gestatteten. Gegen seine Freunde war er treu, gegen Alle im Umgange bescheiden und demüthig. Diese schätzenswerthen Eigenschaften erwarben ihm allgemeine Hochachtung, die man auch auf seine Schriften übertrug.

Zwölf Jahre lang hatte Gellert ohne Gehalt an der Universität gewirkt und würde dies auch noch längere Zeit gethan haben, wenn ihn nicht die Männer, in deren Händen die Macht zu seiner Weiterbeförderung stand, dringend aufgefordert hätten, sich um eine außerordentliche Professur mit Gehalt zu melden. Er that dies im Jahre 1751, und sein Gesuch wurde ihm gewährt. Die Besoldungen, welche die damaligen Lehrer an Hochschulen erhiel-

ten, waren klein, desto größer aber der Eifer der besseren unter ihnen, das geistige Gedeihen der Jugend zu befördern. Gellert erhielt von jetzt ab ein Jahresgehalt von hundert Thalern.

Gellert hat in seinem Leben viel gekränkelt, da er von schwächlicher Natur war. In den letzten Lebensjahren litt er vielfach an Hypochondrie und war oft sehr verstimmt. Auf den wohlwollenden Rath Friedrichs II. ritt er täglich auf einer lammfrommen Schecke, die ihm der Prinz Heinrich von Preußen geschenkt hatte, besuchte auch mehrmals die Bäder Lauchstädt und Karlsbad; seine Kränklichkeit nahm aber mit jedem Jahre zu. Anfangs December des Jahres 1769 wurde er von einer höchst schmerzhaften und gefährlichen Unterleibskrankheit befallen. Mit Blitzesschnelle flog die Kunde von seinem Zustande durch das Land. Sein Fürst schickte mit Estaffette den ersten seiner Leibärzte von Dresden; Leipzigs Heilkünstler wetteiferten in ihren Bemühungen, des Allgeliebten Leben zu retten. Geduldig unterwarf er sich den schrecklichsten chirurgischen Operationen. Aber Alles war fruchtlos. Im frommen Gottvertrauen und unter den Gebeten seiner Freunde verschied er am 13. December 1769.

Ganz Deutschland trauerte um den trefflichen Mann. Die Hand der Freundschaft und Verehrung setzte ihm ein geschmackvolles Denkmal aufs Grab, und man wallfahrtete zu demselben, wie zu einer heiligen Stätte. Gellert hatte den Besten seiner Zeit genug gethan und darum für alle Zeiten gelebt.

2.

Nicht leicht hat ein Dichter während seiner Lebenszeit so große Anerkennung gefunden, wie Gellert. Seine Fabeln, Erzählungen und geistlichen Lieder wurden in allen Theilen des Vaterlandes, in katholischen wie in protestantischen, von Jedermann gern gelesen. Vom Könige bis zum schlichten Bauer und der Dienstmagd hinab zollte man dem Dichter dafür die größte Hochachtung und sprach seine Dankbarkeit in der unverhohlensten Weise aus. Seine Fabeln sind zum Volksbuche im schönsten Sinne des Wortes geworden, haben viele Hunderttausende erfreut und belehrt; seine Lieder haben Unzählige erbaut und sicher manches Herz gebessert; sein klarer, einfacher, correcter Styl hat die Schreibweise in ganz Deutschland verbessert und die Muttersprache und deren Literatur namentlich in den höheren Ständen wieder zu Ehren gebracht.

Aber ungeachtet dieser großartigen Erfolge kann man, wie wir schon oben gezeigt, Gellert doch nicht zu den bedeutenden Dichtern zählen. Er genügte den mäßigen Anforderungen, welche man seiner Zeit an die Poesie überhaupt machte, schrieb verständ-

lich und anmuthig und war daher Jedermann zugänglich, insbesondere auch dem zahlreichen Mittelstande. Hierzu kam noch, daß sein Leben mit der Sittenreinheit, die er in allen seinen Dichtungen und moralischen Vorlesungen forderte, in vollstem Einklange stand und ihm Aller Herzen gewann; unwillkürlich übertrug man die Achtung, welche seinem edlen Charakter dargebracht wurde, auf seine Dichtungen.

In welchem Grade Gellert früher verehrt wurde, läßt das nachstehende Gedicht erkennen, das sich im zweiten Jahrgange der „Neuen Mannigfaltigkeiten" abgedruckt findet.

An den unsterblichen Gellert.

Verklärter Mann! Der Du jetzt gleich dem besten Engel
Das Glück der Seligen genieß'st,
Und nun im schönsten Deiner Lieder
Zum Lobe Deines Schöpfers glühst;
Wenn Du herab auf unsre Mängel
Voll frommen Mitleid's siehst:
So sei ein Schutzgeist Deiner schwachen Brüder
Und bet' uns Deinen Geist, Dein frommes Herz hernieder.
Und wenn ein Jüngling, den das täuschende Gewand
Des süßen Lasters fesselte und band,
Verlassen irrt — so strecke Deine Hand
Wohlthätig nach ihm aus und führ' ihn seinem Glücke
Im Arm der Wissenschaft und Tugenden zurücke!
Und wenn ein Mann von seinen Pflichten weicht
Und nicht das große Ziel des Menschenfreunds erreicht:
So müss' ein einz'ger Wink aus Deinen frommen Werken
Zu neuem Eifer ihn in seiner Laufbahn stärken.
Und wenn ein Greis, vom Alter tief gebeugt,
An seinem Stabe hin zur Urne zitternd schleicht:
So müss' ihm noch Dein frommes Angedenken
Muth, Friede, Heiterkeit und Kraft zu diesem Schritte schenken.

Klopstock hat unsern Dichter in treffender Weise im dritten Liede der Ode „Wingolf" besungen. Siehe dessen Werke, IV. 10.

Auch in neuester Zeit ist Gellert ein poetisches Denkmal durch K. R. Hagenbach (in Naumanns Gellertbuche) gesetzt worden, mit dem wir hier abschließen wollen.

An Gellert.

Bekränzen wollen dankbar sie Dein Bild,
Und ein bescheiden Blümlein darf ich winden

In diesen Kranz? Soll ich das Rechte finden,
Nicht such' ich's auf entlegenem Gefild.

Ganz in der Nähe ist es aufgesproßt,
Mir unversehrt erhalten im Gemüthe,
Ob auch so manche frische Jugendblüthe
Schon längst erlag dem schonungslosen Frost.

Was Du gepflanzt mit eigner frommer Hand
Einst in des Kindesherzens weichem Grunde,
Das grünt und blühet noch zu dieser Stunde;
So nimm es hin aus Deinem Gartenland.

Der älteste der Lehrer warst Du mir
Von Allen, die mir Lehrer sind gewesen;
An Deinen Liedern lernt' ich willig lesen,
Und daß ich beten kann, ich dank' es Dir.

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!" so rief
Mir jeder neue Morgen hell entgegen,
Und wiederum: „Bedeckt mit Deinem Segen"
War Abends mein Gebet, eh' ich entschlief.

So hat's die fromme Mutter mich gelehrt,
Und was ich sonst gelernet und — vergessen,
Wie dürft' es sich mit diesem Schatze messen,
Deß Reichthum stets sich mehrt und nie verzehrt?

Noch immer, wenn die segensreiche Nacht
Uns wiederkehrt, da uns das Heil geboren,
Strömt mir dein Lied in Geist und Herz und Ohren,
Das Lied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht!"

Wie sich das Kind auf die Bescheerung freut,
So freu' ich auf dies Lied mich, auf dies eine,
Und sing' ich's mit der feiernden Gemeine,
Wie wird mir da das alte Herz erneut!

Um Ostern dann, mit siegender Gewalt
Belebt der Glaube meine Hoffnung wieder,
Wann in die Auferstehungs-Jubellieder
Dein „Jesus lebt, mit ihm auch ich!" erschallt.

Doch auch die Welt, die Gott so schön gemacht,
Mit ihren tausend Farben und Gestalten,

Ihr buntes Spiel, es soll mir nie veralten,
So lang aus ihr Dein kindlich Auge lacht.

Wie blitzt aus Deiner Fabeln Demantring
Des Lebens Bild in ungetrübter Klarheit,
Wenn das, was alle Welt mir rühmt als Wahrheit,
In Dunst verschwimmt, ein fabelhaftes Ding!

Noch stehen sie in hellstem Farbenglanz
Die alten Jugendbilder vor der Seele,
Das erste, beste, das auf Glück ich wähle,
Auf lebt's in mir von Neuem, frisch und ganz.

Den „Zeisig" seh' ich dort, die „Nachtigall" -
Noch unverrückt „vor Damons Fenster hangen",
Nach der verbot'nen „Scheere" seh' ich langen
Das „Kind" in Adams Kindern überall.

Noch geht, „um das Rhinoceros zu sehn",
Dein Freund „vor's Thor mit seinem halben Gulden",
„Herr Orgon" zählt „die eingelaufnen Schulden"
Und überhört des armen Greises Flehn.

Die Augen mag ich wenden wo ich will,
In jedem Blinden muß ich Deinen „Blinden",
In jedem Lahmen Deinen „Lahmen" finden,
In jedem Eulenspiegel Deinen „Till."

Aus jedem „Philax, der das Haus bewacht",
Grüßt mich Dein Philax mit vertrauten Mienen,
Und selten ist ein Wunderthier erschienen,
Daß ich des „grünen Esels" nicht gedacht.

Von weitem seh' ich schon die Brücke dort,
Hör' ich den „Lügner" prahlen, und verbürgen
Will auf Dein Wort ich's jeden dummen „Jürgen";
„Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort."

Noch schwirrt um's Ohr mir Deiner „Wächter" Streit,
Bei der Gelehrten Zank, und dann beim Lichte
Betrachtet, ist's die alte „Hutgeschichte",
Die sich erneuet bis auf diese Zeit!

Genug! Was mich berührt in Ernst und Scherz,
Mit Dir verwind' ich's; kann ich nur verweben

Die alten Bilder in das neue Leben,
Die heit're Laune in des Unmuths Schmerz.

Und fährt Dein Wagen auch auf breiter Spur
Gemach einher im altgewohnten Gleise,
Befrachtet ist er mit gesunder Speise,
Mit reifem Korn und gutem Weizen nur.

Laß immerhin mit kühnerm Geistesschwunge
Ein neu Geschlecht sich über Dir erheben,
Ob ihre Lieder Deine überleben,
Deß mögen Zeugniß reden Alt und Jung.

Rein steht es da, vom Laster unentweiht,
Das schöne Denkmal, das Du Dir gestiftet,
Nie hat Dein Hauch ein armes Herz vergiftet,
Das, fluchend Dir, Dich der Verführung zeiht.

Nicht nur den Reinen ist Dein Dichten rein,
Unreines hat Dir nie genaht im Leben,
Das war Dein Stolz, Dein heilig-ernstes Streben,
Dein Flehn: „Der Retter einer Seele sein."

Nicht eine nur, viel tausend Seelen sind
Durch Deiner Tugend stille Macht gerettet,
Und inniger, als Blutes Band, verkettet
Dich dieses Band mit Kind und Kindeskind.

So lange Dir in Kirche, Schul' und Haus
Des deutschen Volkes Herzen offen stehen,
So lange kann dies Volk nicht untergehen,
Und — Gellerts Name stirbt im Volk nicht aus.

Literatur.

A. Gellerts Schriften.

Chr. F. Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, 1769—74. 10 Bände in 8.
Neue Ausgaben erschienen: 1775, 1784, 1839, 1840 (in 6 Bänden, revidirt von Dr. Klee), 1856 (Berlin, 10 Bände, Klassikerformat). 2⅔ Thlr.

Die 1746 zuerst herausgekommenen Fabeln sind unzähligemale erschienen und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden (Leipzig, 1842. 12½ Sgr.).

Die geistlichen Oden und Lieder sind (in Berlin bei Weidmann) für ¼ Thlr. einzeln zu haben.

Sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drei Büchern. Volksausgabe. Leipzig, 1861. ⅔ Thlr.

B. Schriften über Gellert.

J. A. Cramer, Christian Fürchtegott Gellerts Leben. Enthalten im 10. Bande von Gellerts sämmtlichen Schriften.

Döring, Dr. Heinr., Christian Fürchtegott Gellerts Leben. 2 Theile. Greiz, 1833. 1⅔ Thlr.

Die Biographie Gellerts in der Encyklopädie von Ersch und Gruber ist ebenfalls von Döring und von der eben genannten Schrift dieses Autors nicht wesentlich verschieden.

Ferdinand Naumann, Gellertbuch. Dresden, 1854. 1½ Thlr. Enthält Biographisches von G. H. v. Schubert, eine Abhandlung über Gellert als geistlichen Liederdichter, und Gedichte auf Gellert von verschiedenen Verfassern.

Dr. K. J. Nitzsch, Ueber Lavater und über Gellert. Zwei Vorträge. Berlin, 1857. 10 Sgr.

(Enthält eine gute Charakteristik Gellerts und seiner Kirchenlieder.)

W. O. von Horn, Drei Tage aus Gellerts Leben. Bremen, 1858. 2 Sgr.

W. O. von Horn, C. F. Gellert. Ein Lebensbild für Deutschlands Jugend und Volk. Mit 4 Abbildungen. Wiesbaden, 1858. ¼ Thlr.

XXV. Ewald von Kleist.

I. Epische Dichtungen.

A. Kleinere epische Dichtungen.

a. Fabeln und Erzählungen.

1. Der gelähmte Kranich.

(1757 gedichtet.)

(Kleist's sämmtliche Werke von W. Körte. Berlin, 1825. II. 44. — Lüben u. Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 102.)

1. Erläuterungen.

V. 1. „Hain" bezeichnet ursprünglich eine eingehegte Waldgegend, ist jedoch im allgemeinen Sprachgebrauch fast veraltet und

wird nur noch in der höheren und dichterischen Schreibart zur Bezeichnung eines angenehmen Lustwäldchens gebraucht. Die alten Deutschen, Griechen und Römer pflegten in solchen Gehölzen ihren Gottheiten zu opfern, was den Dichtern Veranlassung gegeben hat, jeden Hain als einen der Gottheit geweihten Ort anzusehen.

V. 2. „Flur“ bezeichnet in engerer Bedeutung den Inbegriff der zu einer Ortschaft gehörigen Felder, Wiesen, Wälder ꝛc., in weiterer große, bebaute Landflächen, und in der höheren Schreibart die ganze Fläche, wie sie dem Auge durch ihre Mannigfaltigkeit an Formen und Farben wohlgefällt und durch Schönheit Freude gewährt. „Gelb stehen die Aepfel- und Birnbäume auf bunten Hügeln und auf der blauen Flur.“ Geßner. „O Phantasie! erhelle der ersten Pfade Spur und jede Blumenstelle der väterlichen Flur.“ Matthisson. „Verlaßt das Haus! Zum Paradiese der Flur hinaus!“ Tiedge.

V. 3. „Gestade“ ist der edlere Ausdruck zur Bezeichnung des Erdrandes an größeren Gewässern, wo die Schiffe landen und stehen. Es hängt mit Stätte, abgeleitet von stehen, zusammen.

V. 4. „Wirthbar Land“, ein Land, wo die Natur, einem guten Wirthe gleich, ausreichende Nahrung und ein Klima, in dem man sich gern aufhält, darbietet. Dies „wirthbare Land“ ist Afrika und Süd-Asien, wohin die Kraniche im November schaarenweis ziehen.

V. 12. Die Kraniche haben die Gewohnheit, auf ihren Zügen, namentlich während sie weiden oder schlafen, Wachen auszustellen, welche bei der geringsten Gefahr Lärm machen. Diese Eigenthümlichkeit erinnert an Einrichtungen in wohlgeordneten Staaten und veranlaßte den Dichter, den lahmen Kranich sprechen zu lassen: „Ich half so viel als ihr zum Wohl von unserm Staat.“

V. 19. „Gewog'ner Wind“, günstiger Wind.

V. 20. Die Kraniche zeichnen sich vor andern Zugvögeln dadurch aus, daß sie im Fluge eine bestimmte Ordnung innehalten, nämlich ein Dreieck bilden. Ist der an der Spitze fliegende Anführer ermüdet, so tritt einer der folgenden Kraniche an seine Stelle und er schließt sich dem Zuge hinten an. Auch diese Einrichtung läßt auf ein geregeltes Gesellschaftsleben schließen.

V. 23. „Lotusblätter“ sind die Blätter der egyptischen Seerose, Nymphaea Lotus Linné, einer Pflanze, welche von den alten Egyptern der Isis geheiligt war und in ihren Mythen eine wichtige Rolle spielte. Die ziemlich großen, rundlichen Blätter der Seerosen (wir haben in unsern stehenden Gewässern eine gelb und eine weiß blühende Art) schwimmen auf

dem Wasser und sind wohl geeignet, die Last kleinerer Vögel zu tragen, wenn auch nicht gerade die eines Kranichs.

V. 26. „Plötzlich heilt", schnell heilt, nicht auf wunderbare Weise, sondern in Folge des milderen Himmels.

V. 28. „Vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab", weil sie nicht so vorsichtig gewesen waren, zuweilen zu ruhen, wie der lahme Kranich.

V. 30. „Harm" und Gram sind begriffsverwandt (synonym). Mit Gram bezeichnet man nagende, zehrende Betrübniß über den Verlust eines Gegenstandes, dessen Abwesenheit Sehnsucht erweckt. Harm ist tiefer, dauernder Gram.

V. 32. Das Leben wird hier, wie oft geschieht, mit einer Reise verglichen.

V. 33. „Jenseit des Ufers", nach diesem Leben.

V. 34. „Gefilde" bezeichnet ein großes, ungetheiltes Ganzes von dem, was man Feld nennt, was jedoch nicht zu landwirthschaftlichem Gebrauch, sondern bloß dazu bestimmt ist, darauf zu lustwandeln und sich an dem Anblick der schönen Natur zu ergötzen. Die Felder gefallen durch den Nutzen, den sie gewähren; Gefilde durch den angenehmen Eindruck, den sie als ein wohlgeordnetes Ganzes auf das Auge machen, also durch ihre Schönheit.

2. Inhalts-Angabe.

Im Herbste versammelte sich am Gestade eine Schaar Kraniche, um in ein wärmeres Land zu ziehen. Einer unter ihnen war lahm geschossen worden, hatte sich aus Betrübniß allein gesetzt und wurde noch dazu von seinen Kameraden verspottet. Darüber tröstete er sich mit dem Bewußtsein, sein Unglück nicht verschuldet zu haben. Die Reise über's Meer machte ihm aber viel Sorge, gelang jedoch, da er die Vorsicht gebrauchte, von Zeit zu Zeit auf Lotusblättern auszuruhen. Von den Spöttern überschätzten viele ihre Kräfte und fanden ihren Tod in den Fluthen.

Zum Schluß spricht der Dichter durch Verweisung auf den bessern Zustand im Jenseit allen Unglücklichen Muth ein.

3. Grundgedanke.

Verzage nicht im Unglück! Das Leben jenseits bringt dir frohe Tage. — Es scheint, als habe der Dichter in dem „gelähmten Kranich" die Mißverhältnisse, die sein eigenes Leben drückten, poetisch darstellen und dadurch bewältigen wollen.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Fabel. Die Erzählung ist ausführlich und giebt uns nicht bloß von dem gelähmten, sondern auch von den übrigen Kranichen eine recht deutliche Vorstellung. Die Fabel reihet sich daher denen von Hagedorn, Gellert und Lichtwer an. Anlage und Sprache sind gut; auch ergiebt sich die Moral ganz ungezwungen aus der Erzählung.

2. Die Freundschaft.

An Gleim.

(1757.)

(Kleist's sämmtliche Werke von W. Körte. Berlin, 1825. II. 40.)

Eine einfache poetische Erzählung, die der Erklärung nicht bedarf. Ihr Zweck ist, ein anschauliches Bild edler Freundschaft zu geben. Die Ueberschrift drückt den Grundgedanken aus.

b. Idyllen.

3. Irin.

An Salomo Geßner.

(1757 gedichtet)

(Kleist's sämmtliche Werke von W. Körte. Berlin, 1825. II. 32. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 117.)

1. Erläuterungen.

V. 19. „Der schlanken Espen furchtsam Laub." Die Blätter der Espe werden durch den leisesten Hauch bewegt und sind daher fortwährend in Bewegung. Die Beschaffenheit der Blattstiele, die am Grunde von oben nach unten, gegen die Spitze zu aber seitlich zusammengedrückt sind, ist die Ursache dieser sprüchwörtlichen Beweglichkeit. „Er zittert wie Espenlaub", sagt man von dem, dessen Gliedmaßen und Gesichtszüge in Folge großer Angst sich unwillkürlich und krampfhaft bewegen. Was bei der Espe Folge ihrer natürlichen Beschaffenheit ist, leitet der Dichter aus vorausgesetzter, geistiger Beschaffenheit ab und sagt deshalb: „furchtsam Laub."

Um den Kindern recht anschaulich zu machen, wie der Dichter Naturerscheinungen behandelt, lasse man die schöne Parabel von Rückert, „die Espe", hier lesen. Vgl. Leseb., III. Th. Nr. 184.

V. 31 u. 32. „Wenn wilde Leidenschaften nicht von sanfter Schönheit das Gefühl verhindern.“ Sanfte Schönheit der Natur erregt angenehme Gefühle; wilde Leidenschaft läßt dieselben aber nicht entstehen.

V. 48. „Tand“, werthlose Sachen. „Mein Geist soll sich dem Tand der Erde kühn entschwingen.“ Kleist.

V. 52. „Das Haar erbleicht“, ich bin alt geworden.

V. 80. „Stör“, ein 6—18 Fuß langer, das Meer bewohnender Fisch.

V. 83. „Seines Hauses gläsern Dach“, der Wasserspiegel.

V. 84. „Und vieles Volk des weiten Meeres“, Wasservögel und andere auf dem Wasser schwimmende Thiere.

2. Inhaltsangabe.

Das Gedicht besteht aus fünf Theilen, die durch den Druck kenntlich gemacht sind.

Im ersten Theile (V. 1—8) erzählt der Dichter, daß Irin mit seinem Sohne beim Sonnenuntergange auf's Meer gefahren sei und Fischreusen am Strande der nahen Insel gelegt habe.

Der zweite Theil (V. 8—26) drückt die Empfindungen des Sohnes über die Schönheiten aus, welche beim Sonnenuntergang Gestade, Meer und Himmel darbieten. Als besonders anmuthige Erscheinungen werden genannt ein von seiner Brut umringter Schwan, die lieblich flüsternde Espe im Hain und die reizend fließenden grünen Wellen der Saat.

Der dritte Theil (V. 27—93) enthält eine Ansprache des Vaters an den Sohn. Zunächst bestätigt der Vater, was der Sohn eben empfindet, daß nämlich die Natur uns froh und glücklich macht, wenn wir rechtschaffen sind und die wilden Leidenschaften unterdrücken. Dann deutet er an, daß er in Kurzem den Sohn und die schöne Welt verlassen werde, um in noch schönerer Gegend den Lohn der Redlichkeit zu empfangen. Hierauf ermahnt er den Sohn, der Tugend treu zu bleiben, wohlthätig und arbeitsam zu sein, den Geist zum Herrn der Natur zu erheben, lieber Schande und Tod zu wählen, als in Bosheit zu willigen und ein ruhig Herz dem Tand der Welt vorzuziehen, wie er selbst während seines langen Lebens gethan und deshalb ein Leben in Freud' und Lust geführt, obwohl er manches Ungemach erlitten, einen Sohn verloren und auf dem Meere im Sturm oft dem Tode ins Angesicht geschaut habe. Zum Schluß kommt er nochmals auf sein nahes Ende zurück und ermahnt den Sohn noch einmal, fromm und tugendhaft zu sein, damit er sich eines Glückes, wie er, zu erfreuen habe, und die Natur ihm stets schön bleiben möge

Erfüllt von Trauer, spricht der Sohn darauf im vierten Theile (V. 94—102) den Wunsch aus, daß der Himmel ihm den Vater noch lange erhalten möge.

Im fünften Theile (V. 103—111) wird dann endlich erzählt, daß beide nach vollendetem Geschäft der Heimath wieder zugerudert, der Vater bald darauf gestorben und lange vom Sohne beweint worden sei, daß aber dieser Abend einen unauslöschlichen Eindruck auf denselben gemacht und die Ursache zu seinem ungetrübten Lebensglück geworden wäre.

3. Die Personen des Gedichts.

1. Der Vater ist ein viel erfahrner Mann. Ein langes, beobachtend und denkend zurückgelegtes Leben hat ihm die Ueberzeugung verschafft, daß der Mensch allein dadurch sein wahres Glück begründet, daß er sich innig mit der Natur befreundet, nach ihren Gesetzen lebt, arbeitsam, theilnehmend, wohlthätig und rechtschaffen ist, überhaupt nach vollkommener Tugend strebt, den irdischen Gütern keinen zu großen Werth beilegt, die aufkeimenden Leidenschaften unterdrückt, unter keinen Umständen in Bosheit willigt und recht oft seinen Geist zu Gott, dem Herrn der Natur, erhebt. Das Unglück, welches ihn im Leben getroffen, hat ihn niemals niedergebeugt: Ruhe und Freude sind stets darnach wieder in seine Brust zurückgekehrt. Zu seinem Sohne besitzt er innige Liebe. Von frühester Jugend an hat er ihn gelehrt, auf jede Schönheit der Natur zu achten und jeder Tugend nachzustreben. Seinem nahe bevorstehenden Tode sieht er ohne Furcht entgegen, da er auf ein langes Leben zurückblicken kann, wie auf einen glücklich verlebten heitern Frühlingstag, und die Hoffnung auf eine schönere Fortsetzung desselben und auf gewisse Vergeltung seiner Redlichkeit ihn erfüllt.

„Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben!"

2. Der Sohn hat einen offenen Sinn für jede Schönheit der Natur und empfindet deshalb innige Freude über Erscheinungen in derselben, die tausend Andere unbeachtet und also auch ungenossen, wie z. B. ein von seiner Brut umgebener Schwan, der rothe Wiederschein des Himmels auf dem Meere, die Bewegung der Espenblätter, die grüne, von sanftem Winde wellenförmig bewegte Saat u. dgl. Zu seinem Vater besitzt er aufrichtige Liebe und beweint daher lange dessen Tod. Das Andenken an denselben erfüllt ihn stets mit heiligem Schauer und befestigt den gefaßten Entschluß, seinen Lehren zu folgen, von Neuem. Daher

ging des Vaters Segen auf ihn über, und sein langes Leben dünkte auch ihn ein Frühlingstag zu sein.

Vater und Sohn sind einfache, natürliche und treuherzige Personen, wie wir tagtäglich ähnliche antreffen und wiedererkennen können, wenn wir uns die ideale Färbung wegdenken, die der Dichter seinen Gestalten nothwendig geben mußte, wenn sie einen erfolgreichen Eindruck auf den Leser machen sollten. Diese innere Wahrheit und Natürlichkeit befriedigt in hohem Maße und giebt dem lieblichen Gedichte einen bleibenden Werth.

4. Grundgedanke.

Sinn für Naturschönheiten, Streben nach reiner Tugend und Erhebung des Geistes zu Gott machen wahrhaft glücklich.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht führt uns ein Bild aus dem Fischerleben vor. Die Personen sind nicht eigentlich handelnd dargestellt (was recht leicht hätte geschehen können, wenn der Dichter es gewollt hätte) sondern ruhend, als eine Gruppe. Zwei kleine Naturschilderungen (Gestade, Meer und Himmel — und das tobende Meer), verbunden durch Ausdrücke religiöser Empfindungen, bilden die wesentlichen Theile desselben. Gedichte, welche Begebenheiten aus dem einfachen, ungekünstelten Naturleben (also z. B. aus dem Leben von Hirten, besonders Schäfern, Jägern und Fischern) darstellen und das ruhende Leben mehr als die Begebenheit oder Handlung ins Auge fassen, nennt man Idyllen. Irin ist hiernach eine Idylle; ebenso der „siebzigste Geburtstag“ von Voß. Unsere beiden Fischer und Alle, die wie sie Wohlbehagen empfinden an der Anmuth, die ein einfaches Naturleben darbietet, führen ein idyllisches Leben. Da mit dem Idyllischen stets der Begriff von Ruhe verknüpft ist, so spricht man nicht von idyllischen Handlungen, sondern nur von idyllischen Lagen. Als Gegensatz zur Idylle kann die Ballade (und das Epos) betrachtet werden; während nämlich in dieser der Dichter das bewegte Menschenleben selbst, also Begebenheiten und Handlungen darstellt, führt er uns in jener das ruhende Leben, eine lebende Gruppe vor. Ein und derselbe Gegenstand kann daher rein-episch oder idyllisch behandelt werden, je nachdem der Dichter das Eine oder das Andere vortreten läßt. Die Idylle würde übrigens zur bloßen Beschreibung werden und aufhören, Gedicht zu sein, wenn der Gruppe das Leben fehlte, wenn die Theile des Ganzen nur neben einander ständen, statt aufeinander zu folgen. Das Gebiet

des Dichters ist überall nur da, wo fortschreitende Bewegung zur Darstellung kommt.

Vor Kleist hat besonders Geßner, ein Schweizer, sich mit Glück in der Idylle versucht. Seine Idyllen sind jedoch in prosaischer Sprache verfaßt und leiden daran, daß die Personen derselben, statt bloß von ihren unschönen Seiten befreit zu sein, dem Boden der Wirklichkeit ganz enthoben, nur Erzeugnisse seiner empfindelnden Phantasie sind. Die Kleist'schen Idyllen stehen nach jeder Beziehung bedeutend höher als die Geßner'schen; ihre Personen sind der Wirklichkeit entnommen und nicht weiter, als erforderlich, idealisirt.

6. Lesen.

Die Idylle muß mit möglichster Ruhe und tiefer Empfindung vorgetragen werden. Nur die Schilderung des durch den Sturm bewegten Meeres ist etwas lebhafter zu sprechen. Besondere Aufmerksamkeit erfordern die in Anführungszeichen stehenden Zeilen des vierten Abschnittes; sie werden nur dann richtig vorgetragen werden, wenn der Leser sich lebhaft vorstellt, in welchem Maße das liebende Gemüthe des Knaben durch die Hinweisung des theuren Vaters, auf seinen baldigen Tod ergriffen werden mußte.

B. Größere epische Dichtungen.

4. Der Frühling.

(Kleist's sämmtliche Werke. Berlin, 1825. I. 171.)

1. Der „Frühling" ist ein größeres beschreibendes Gedicht mit epischem Charakter (in der Anlage verwandt mit Schillers „Spaziergang"). Es besteht aus einer Reihe von Schilderungen der Natur und des Landlebens, die nur locker zusammenhangen und wenig Handlung enthalten. Dadurch wird dem Leser die Gesammtanschauung von der Dichtung erschwert. Die einzelnen Gemälde sind aber trefflich und geben Zeugniß von der klaren Anschauung des Dichters und von seiner Kunst, das Angeschaute lebensvoll wieder zu gestalten.

2. Der Gedankengang der Dichtung ist folgender. Nachdem der Dichter in einigen einleitenden Versen die „heiligen Schatten" und die „lachenden Wiesen" aufgefordert, ihn aufzunehmen, ihm die Seele mit „holder Wehmuth und Ruhe zu erfüllen, die „Sinne zu reizen und zu begeistern," damit seine Töne durch das „Veilchenthal fliehen", wie „Bäche rieseln", schildert er den Eintritt des Frühlings, insbesondere die verheerende Gewalt der vom schmelzenden Schnee angeschwollenen Bäche und Flüsse

und die darauf folgenden angenehmeren Erscheinungen. Und hieran reihet sich die Aufforderung an die Menschen, sich des Frühlings zu freuen. Er schildert die ihn umgebende Landschaft, die Wald und Busch, fruchtbare Felder und Wiesen mit weidenden Kühen, ein reichbelebtes Meer und Gebirge mit Weinreben darbietet, in der die Lerche ihr Jubellied anstimmt, der Landmann den Acker bestellt. Das Glück der Bewohner dieser schönen Gegend erinnert ihn an das Elend, welches „der fräßige Krieg, vom zähneblöckenden Hunger und wilden Schaaren begleitet", über die Menschen bringt; er schildert die Schrecknisse desselben und erhebt sich darauf zu der Bitte an die Fürsten, ihren Völkern den Frieden zu geben, die Schwerter in Sicheln zu verwandeln, die Wissenschaften zu heben, Schulen zu errichten („setzt Gärtner zur Baumschul' der Menschen"), Handel und Schifffahrt zu fördern. Er kehrt hierauf zu seinem Gegenstande zurück: ein naher Meierhof, der seine Aufmerksamkeit erregt, giebt ihm die Veranlassung hiezu; er schildert denselben: das rege Leben, das geschäftige Treiben, das heitere Glück, das sich ihm überall darbietet, entlockt ihm das Lob des Landlebens, das bei seiner nachdrucksvollen Kürze die größte Wirkung auf das Gemüth hervorbringt. Selbst der Dichter wird davon ergriffen, er fühlt sich in dieses Glück versetzt, das er sich mit aller Lebendigkeit der schaffenden Phantasie ausmalt. Aber bald reißt ihn das Gefühl der Wirklichkeit aus diesem schönen Traum. Er ist unterdessen in eine mildere Gegend gekommen, in welcher die Natur, von Menschen ungeirrt, frei und kräftig aufblüht; sie leitet ihn zum Gedanken an den Allmächtigen, dessen Lob sich zu einem begeisterten Hymnus gestaltet. Das erregte Gefühl sehnt sich nach Ruhe, wie ein von der Wanderung ermüdeter Körper; er findet sich in einer anmuthigen Gegend, in welche er jetzt gekommen ist. Der Anblick ihrer Schönheit weckt selbst die Besorgniß ihres nahen Hinwelkens; da überziehen plötzlich dichte Wolken den Himmel und ein fruchtbarer Regen ergießt sich über die Erde. Aber bald strahlt die Sonne wieder am Himmel; die erfrischte Natur prangt in neuer Jugendfülle; und der Dichter schließt, Gottes Segen über das Land und über sich herabflehend, mit folgenden Versen:

O grünet, ihr holden Gefilde! Ihr Wiesen und Schlösser vom Laube!
Grün seid, die Freude des Vokes! Dient meiner Unschuld auf immer
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben.
Mir wehe Zephyr aus euch, durch Blumen und Hecken, noch öfter
Ruh' und Erquickung in's Herz! Laßt mich in euren Revieren

Den Herrn und Vater der Welt, der Segen über euch breitet
Im Strahlenkreise der Sonne, im Thau uud träufelnden Wolken,
Noch ferner auf Flügeln der Winde, in eurer Schönheit verehren,
Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen!
Und wenn, nach seinem Geheiß, mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sei mir in Euch die letzte Ruhe verstattet!

3. Kleist hat in diesem Gedicht den Hexameter angewandt, jedoch nicht in seiner Reinheit, sondern mit einer Vorschlagssylbe, wodurch freilich der Charakter desselben wesentlich verändert und ihm statt des daktylischen Ganges der anapästische aufgedrängt wird. Die weibliche Cäsur liegt durchgängig im dritten Fuße, theilt daher den Vers stets in zwei gleiche Hälften und macht ihn hierdurch eintönig. Der Dichter hat diese Form später in keinem Gedicht wieder angewandt, nach einer Andeutung von Lessing (im 49. Literaturbriefe) selbst gemißbilligt. Sulzer schrieb schon 1755 geradezu an Bodmer: „Kleist hat einen Ekel für die Hexameter, auch sogar für seine eigenen bekommen."

4. Nach dem Feldzuge, den Kleist in den Jahren 1744 und 1745 mitgemacht hatte, zog er sich zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit nach Potsdam zurück und begann hier 1746 an einem größeren Gedicht, „Die Landlust" zu arbeiten. Der „Frühling" ist hiervon der erste und einzige Theil. Er erschien 1749 und wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

5. Cissides und Paches.

(1758.)

(Kleist's sämmtliche Werke. II. 67. Berlin, 1825.)

„Cissides und Paches" ist ein episches Gedicht in drei Gesängen, geschrieben in reimlosen Jamben, wie die meisten Kleist'schen Idyllen und Erzählungen. Der Plan desselben ist sehr einfach. Zwei heldenmüthige Freunde, die Macedonier Cissides und Paches, vertheidigen an der Spitze eines kleinen, aber auserlesenen Haufens die ihnen anvertraute Burg gegen ein übermächtiges Athenisches Heer. Beide fallen im Kampfe; aber der geschwächte Feind kann den errungenen Vortheil nicht verfolgen und muß sich zurückziehen.

Wenn hiernach das Gedicht in Bezug auf Inhalt und Erfindung auch nicht von großer Bedeutung ist, so ist es doch reich an glücklichen Einzelnheiten, unter denen die oft trefflichen und mit Liebe ausgeführten Bilder und Gleichnisse, so wie die charakteristischen Reden der Helden besonders hervorzuheben sind. Es weht durch das ganze Gedicht ein ernster, todesmuthiger Geist,

welchem die strenge Form vollkommen entspricht. Die nachstehenden Schlußverse des Gedichts hat der Verfasser durch seinen Tod selbst zur würdigen Grabschrift geweiht:

„Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf,
Und pflanzt von Lorbeern einen Wald umher!
Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. — Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug und achtete
Der theuren Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht drinn, das treue Land;
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.
Der Tag bricht an! Schon zöge Schwab' und Ruſſ',
Lappländer und Franzos', Illyrier
Und Pfälzer, in possirlichem Gemisch,
Den Helden im Triumph, verstattet' es
Desselben Großmuth. Schon fliegt Himmel an
Die Ehr' in blitzendem Gewand und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen! Ruh'
Und Ueberfluß beglücken bald sein Reich!

II. Lyrische Dichtungen.

6. Hymne.

„Groß ist der Herr!"

(Kleist's sämmtl. Werke von W. Körte. Halberstadt, 1825. II. 63.)

Diese Hymne enthält eine Reihe von Naturschilderungen, wie der Dichter des „Frühlings" sie am liebsten malte: Naturbilder, in denen er die That des Allmächtigen sieht und seine Stimme hört, dem er vertrauend sich hingiebt. Der gute Eindruck, den dieselbe macht, ist eine Folge ihres einfachen Ganges und ihrer erhabenen, oft an die Propheten des alten Testaments erinnernden Sprache. Groß ist der Herr; alle die herrlichsten Naturerscheinungen sind nur ein schwacher Abglanz seiner Größe. Er zeigt sich überall als Herrn seiner Schöpfung, daher ihn diese preisen und verherrlichen soll, am meisten der Mensch, denn ihm hat

Gott das Herrlichste gegeben, einen den Bau des Weltalls erforschenden Geist, so wie er unablässig für das Glück des menschlichen Geschlechts sorgt. Auch für mich, schließt der Dichter, ist Gott ein gütiger Gott; denn er hat mir Alles verliehen, was ich zum Glücke bedarf — nicht zwar Gold und Ruhm, aber das Vermögen, die Wahrheit einzusehen, und Freunde und die Gabe der Dichtkunst. Daher soll ihm mein Lobgesang in allen Lagen des Lebens erschallen.

Ueber die Entstehung dieses Gedichts berichtet Kleist unterm 21. Juni 1758 an Gleim mit folgenden Worten: „Daß Ihnen meine Hymne gefällt, freut mich sehr. Wie große Lust ich auch habe, etwas zu machen, so habe ich keine Erfindung mehr, woraus ich was machen kann. Vielleicht schaffen mir meine Soldaten wieder Empfindungen, denn jene Hymne hab' ich ihnen wirklich zu danken. Sie haben nämlich die Gewohnheit, daß sie des Morgens auf dem Marsche, ehe sie Lieder vom König von Preußen anstimmen, geistliche Lieder singen. Eines Morgens sangen sie eins, worin eine Stelle vorkam: daß Gott uns viel Gutes erweise, daß er uns Freude gebe, und daß man ihn loben müsse u. s. w. Dies rührte mich so, daß ich vorausritt und viel weinte und die Hymne entwarf." (Kleist's Werke, I. 98.)

Leben und Charakteristik Kleist's.

1.

Ewald Christian von Kleist ward am 3. (nach Andern am 5. oder 7.) März 1715 zu Zeblin in Pommern, unweit Cöslin, geboren. Sein Vater, auf seinem Rittergute unabhängig lebend, hatte ihn zu einer Laufbahn im Civilstande bestimmt und schickte ihn deshalb im zehnten Jahre auf die Jesuitenschule zu Cron in Groß-Polen und im vierzehnten (1729) auf das Gymnasium zu Danzig, wo er, ohne sich gerade sehr anzustrengen, den Grund zu seiner nachherigen Ausbildung legte. Vermuthlich hat er schon in dieser Zeit gedichtet. Im 16. Jahre (1731) bezog er die Universität Königsberg mit dem ernstlichen Vorsatze, dort den Ermahnungen der Eltern Folge zu leisten, d. h. etwas Tüchtiges für den künftigen Beruf zu lernen. Mit großem Fleiße hörte er Vorlesungen über Physik, Mathematik, die Rechte und Philosophie und betheiligte sich oft bei den gelehrten Streitübungen (Disputationen), welche angestellt wurden, wenn ein Studirender sich die Doctorwürde erwarb; ja bei Gelegenheit eines damals ausgebrochenen theologischen Streites über die Auferstehung der Todten ließ er hierüber, jedoch ohne sich zu nennen, sogar einen lateinischen Brief drucken, der großes Aufsehen erregte, weil Niemand wußte, von wem er herrührte.

Ausgerüstet mit schönen Kenntnissen, verließ er nach beendeten Studien die Universität und kehrte in das elterliche Haus zurück. Seine Bewerbungen um eine Anstellung blieben erfolglos; er reiste deshalb nach Kopenhagen, wo zwei Schwestern seines Vaters an hochgestellte Militärpersonen verheirathet waren, und trat auf deren Veranlassung 1736 als Offizier in die dänische Armee. Ohne seine poetischen Studien zu vernachlässigen, arbeibeitete er sich mit großem Eifer in die Kriegswissenschaft hinein und verrichtete seinen Dienst mit der größten Pünktlichkeit. Schon im Jahre 1740 ward Kleist von Friedrich II. aus dem dänischen Dienste zurückgefordert, nicht, weil dem Könige seine Talente bekannt geworden, sondern allein, weil er ein pommerscher Landjunker war. Er ward Lieutnant beim Regiment des Prinzen Heinrich, welches in Potsdam stand. Sein Umgang beschränkte sich dort auf seine Cameraden, denen aber seine Bildung, so wie ihm ihre Rohheit, meist sehr lästig fiel. Es entstanden daraus mancherlei Neckerein und Streitigkeiten, von denen eine ihm ein Duell zuzog, bei dem er schwer am Arme verwundet ward. In dieser Zeit wurde Gleim, der die Tochter des Obristen von Schulz unterrichtete, auf Kleist aufmerksam gemacht. Er besuchte ihn und fand ihn äußerst entkräftet auf dem Bette, vor welchem Caesar de bello gallico aufgeschlagen lag. Der Kranke klagte bitter darüber, daß er nicht lesen dürfe, und nahm hocherfreut das Anerbieten Gleims an, ihm vorzulesen. Der Schluß eines scherzhaften Gleimschen Liedes erregte dem Kranken ein so heftiges Lachen, daß durch eine unwillkürliche heftige Bewegung die Wunde aufsprang und eine starke Blutung erfolgte. Der eiligst herbeigerufene Wundarzt erklärte den Vorfall für ein großes Glück, weil dadurch Spuren vom Brande sichtbar geworden. Die Wunde heilte schnell, und der Wundarzt pries scherzend die Wunder der Poesie. Kleist aber rief seinem Gleim zu: „Der Dichtkunst und Ihnen verdanke ich also meine Genesung.“ — Dies war das Wort der Weihe der treusten Freundschaft und der gesegnete Keim all' der lieblichen Lieder, mit welchen Kleist seitdem so viele gleichgestimmte Menschenherzen erquickt hat.

Kaum hatte Kleist sich eine Zeit lang des neu begonnenen schöneren Lebens erfreut, so erhielt er die Nachricht, daß seine ihm verlobte Braut, Wilhelmine von Golz, von ihren Verwandten zu einer sehr vortheilhaften Heirath gezwungen worden sei. Diese Nachricht erschütterte ihn tief und legte den Grund zu späterer Schwermuth. In den Jahren 1744 und 1745 machte er den Feldzug in Böhmen mit, in Folge dessen seine Gesundheit erschüttert wurde. Körperlich geschwächt und zur Hypochondrie geneigt, kehrte er 1746 nach Potsdam zurück. Hier begann er an einem größeren Gedichte, „die Landlust“, zu arbeiten, von dem er

jedoch nur den „Frühling“ vollendet hat. Er erschien 1749 und wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

Im Jahre 1752 wurde Kleist auf Werbung nach der Schweiz geschickt. Er lernte dort Bodmer und Wieland kennen, erlangte aber auch in dieser reichen Natur die rechte Jünglingsheiterkeit nicht wieder.

Kleist's höchster Wunsch war, sich im Kriege auszuzeichnen und für seinen geliebten König den Heldentod zu sterben. Die Gelegenheit hierzu schien indeß nicht kommen zu wollen; er hatte in der Regel das Schicksal, zur Besatzung von Städten commandirt oder mit der Direction von Feldlazarethen beauftragt zu werden, während seine Cameraden sich Lorbeeren auf den Schlachtfeldern einsammelten. Es trieb ihn an, diesen Gefühlen von Thatkraft Ausdruck in Gedichten zu geben. Am lebendigsten ist dies (1757) geschehen in nachstehender Ode

An die Preußische Armee.

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spei'n, so wie des Osts, Barbaren
Und Ungeheuer, dich zu verschlingen, aus!

So tobt ein Flammen-Meer, das aus Vesuvens Munde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt' und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land, und kocht auf heißem Grunde!

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur spätern Nachwelt wehen;
Die klugen Enkel ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen!

Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten!

Ich seh', ich sehe schon (freut euch, o Preußens Freunde!)
Die Tage seines Ruhms sich nah'n.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran,
Doch Friedrich winket dir; wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod in rasendem Getümmel!

Endlich sollte sein Wunsch, auf den Kriegsschauplatz zu kommen, in Erfüllung gehen. Unterm 9. Mai 1758 schrieb er von Leipzig aus, wo er längere Zeit als Major gestanden und viel mit Lessing verkehrt hatte, an Gleim: „Mein Gebet ist erhört, wir marschiren den 11. Mai hier aus, zum Corps des Prinzen Heinrich. Mir ist, als wenn ich im Himmel wäre, und ich bin nun mit meinem Schicksal, das mich durch die Versetzung aus der Potsdamschen Garnison geführt hat, sehr zufrieden. Ich glaube zwar nicht, daß ich bleiben werde, indessen ist es doch möglich. In diesem Falle geben Sie doch die 200 Thlr., die über 1000 sind, an Herrn Ramler und Lessing, jedem die Hälfte. Oder vielmehr geben Sie sie ihnen gleich, sie sollen sie mir einmal, im Falle ich lebe, wieder geben, wenn sie recht reich geworden sind. Ja, geben Sie sie ihnen jetzt gleich, ich habe genug, wenn ich 1000 Thaler behalte. Die 1000 Thaler schicken Sie, wofern ich sterben oder todtgeschossen werden sollte, an meine Schwester: Verwittwete Kleist, geborne Kleist, zu Conitz über Stargard und Neu-Stettin. — Dies sage ich nur auf den Fall, den ich nicht glaube. Es geschieht uns immer das, wornach wir nicht viel fragen; und was uns lieb wäre, geschieht uns nicht."

Das Corps des Prinzen drang bis Hof und weiter vor; — die Reichsarmee lief davor zurück, und Kleist gewann von dem ersehnten Kriegszuge nur eine poetische Frucht, die oben besprochene Hymne.

Am 12. August 1759 focht Kleist in der Schlacht bei Kunersdorf unweit Frankfurt a. d. O. gegen die Russen. Nachdem er

bereits drei Batterien erobert und zwölf Schüsse von mattgewordenen Kugeln erhalten, ward ihm von einer dreizehnten die rechte Hand zerschmettert. Er nahm den Degen in die linke Hand und sprengte, als er den Kommandeur des Regiments vermißte, vor und führte seine Tapfern unter einem fürchterlichen Kanonenfeuer gegen die vierte Batterie. Eine Musketenkugel fuhr ihm durch den linken Arm, und sogleich erfaßte er den Degen wieder mit der blutenden Rechten. Mit jeder Wunde verdoppelte sich sein Sieger-Eifer, denn nur noch etwa dreißig Schritte war er vom ersehnten Ziele entfernt, da ward ihm das rechte Bein von Kartätschen zerschmettert, so daß er gleich vom Pferde stürzte. Besorgt für den Sieg, beseelt von dem Getümmel der Schlacht und der beispiellosen Tapferkeit der Seinen, versucht er es zweimal, mit fremder Hülfe sein Pferd wieder zu besteigen, aber vergeblich; kraftlos sinkt er zur Erde. „Kinder! verlaßt Euren König nicht!" ruft der gefallene Held, und wendet so noch die letzte schwindende Kraft zum Sieg' an. Man trug ihn aus dem Getümmel; ein Wundarzt, welcher ihn verbinden wollte, ward durch eine Kugel neben ihm getödtet. Kosaken, welche ihn im Blute schwimmend fanden, raubten ihm Alles, selbst Hut und Hemd, und warfen ihn in einen Sumpf. Russische Husaren, welche in der Nacht vorüber kamen, bezeigten sich mitleidiger; sie legten ihn an ihrem Wachtfeuer auf Stroh, bedeckten ihn mit Hut und Mantel und gaben ihm Brot und Wasser. Aber die Kosaken, welche am Morgen zurückkehrten, plünderten ihn auf's Neue, und so lag der Unglückliche, entblößt und verwundet, bis ihm am Mittage ein russischer Offizier fand und ihn auf einen Wagen nach Frankfurt a. d. O. bringen ließ, wo er am 24. August 1759 starb. Die Hochachtung der Feinde veranstaltete ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Als seinem Sarge der Offizierdegen fehlte, nahm ein russischer Stabsoffizier den seinigen und legte ihn mit den Worten darauf: „Ein so würdiger Offizier darf ohne dies Ehrenzeichen nicht begraben werden*)!"

2.

Kleist's Werke bilden zwei kleine Bändchen mit einer sehr bescheidenen Anzahl von Dichtungen. Dennoch sind darin die verschiedensten Gattungen vertreten: die Fabel, Erzählung, Idylle, das Lied, die Hymne, Ode, Elegie, das Sinngedicht und das Epos. Und in allen diesen Gattungen hat er Tüchtiges geleistet; die beschreibende Dichtungsart ist so sehr mit seinem Namen verwachsen, daß man ihn noch heut vorzugsweise als den Verfasser des „Früh-

*) Vergl. „Kleist's Tod" von Archenholz im VI. Thl. des Lesebuchs von Lüben und Nacke.

lings" nennt und ehrt. Am glücklichsten ist er in dem sehnsüchtigen Ausdrucke des Herzens und in anmuthigen Bildern, wie sie die ländliche Natur und das idyllische Leben genügsamer Menschen darbietet. Zur Darstellung von Menschen und menschlichen Handlungen, wie er sie in seinem „Cissides und Paches" und in dem Trauerspiel „Seneka" versuchte, fehlte ihm die Kraft, was er auch selbst fühlte. Letzteres begann er auf Lessings Veranlassung, stand aber von der Ausführung ab, als er sah, daß er der Arbeit nicht gewachsen war. Kleist ist einer der objectivsten Dichter seiner Zeit, was sich selbst in seinen lyrischen Gedichten kund giebt. Alle seine Dichtungen beruhen auf reeller Grundlage und sind von bestimmten äußern Verhältnissen hervorgerufen, die der Dichter immer mit sicherem Takt und feinem Geschmack gestaltet hat. Sein Ausdruck ist stets glücklich gewählt und den dargestellten Empfindungen angemessen, voll Kraft und Würde in den Oden und Hymnen, lieblich, mild und heiter in dem leichten Liede.

Schillers Urtheil über Kleist als Dichter ist etwas nüchtern ausgefallen, im Ganzen aber doch wohl zutreffend. Es findet sich im 12. Bande seiner Werke (Ausgabe von 1857) in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, Seite 209.

Literatur.

Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke, herausgegeben mit dem Leben des Dichters von Wilhelm Körte. 2 Theile. Berlin, 1803, 1825, 1830, 1840, 1853. 12 Sgr.

XXVI. Lichtwer.

1. Der Hänfling.

(Lichtwers Fabeln. Berlin, 1762. S. 55. — Lichtwers Schriften. Halberstadt, 1828. S. 49. — Lichtwers poetische Schriften. Wien, 1793. I. S. 78. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 3.)

1. Erläuterungen.

2. Str. „Die stolze Gluth der jungen Brust." Gluth heißt zunächst Feuerglanz, dann große Hitze von starker Feuermasse, bildlich: heftig wirkende Leidenschaft. „Brust" steht für Herz, „junge Brust" heißt daher junges Herz, in der Bedeutung von Jugend. „Stolze Gluth der jungen Brust" läßt sich daher mit den Worten ausdrücken: Der stolze, hochstrebende Sinn der Jugend.

3. Str. „ausgewittert", nachdem das Gewitter vorüber war.

Mit „Bestürzung" (abgeleitet von bestürzen) bezeichnet man den unangenehmen Gemüthszustand, in dem man nicht weiß, was man denken und thun soll. Hervorgerufen wird dieser Zustand dadurch, daß uns ganz unerwartet etwas trifft, was uns bedeutend zu schaden, vielleicht zu vernichten droht. Der Ausdruck ist jedenfalls hergenommen von dem Bilde eines Menschen, der plötzlich etwas auf sich stürzen sieht, was ihn zu zerschmettern droht, und der darüber in Schrecken geräth und die Besinnung verliert.

4. Str. „Mit umgekehrtem Eigensinn." „Eigensinn" bezeichnet ein Beharren in seinen Meinungen und Entschließungen gegen alle vernünftigen Vorstellungen, ja selbst beim Bewußtsein falscher Meinung und Ansicht. „Umgekehrt" heißt so viel wie entgegengesetzt. In Verbindung mit dem Worte Eigensinn drückt es aus, daß der erste Nestbau auch schon aus Eigensinn entsprungen sei, während doch der Dichter ihn aus dem stolzen, hochstrebenden Sinn der Jugend des Hänflings abgeleitet hat. Richtig ist aber, daß der Eigensinn nicht selten verleitet, ohne vernünftige Gründe das Gegentheil von dem zu thun, was vorher geschah, oder, wie man sagt, ins Extrem zu verfallen. Der Hänfling unserer Fabel ist ein Beispiel hierzu.

5. Str. „Doch nicht die Erde vor sich sahe", nicht so niedrig, daß er aus dem Neste unmittelbar auf die Erde sah.

„Ein Ort, der in der Ruhe liegt", ein ungestörter Ort.

2. Inhaltsangabe.

Ein junger Hänfling bekommt Lust, sich ein Nest zu bauen. Sein hochstrebender Jugendsinn treibt ihn, hierzu den Gipfel eines Eichbaums zu wählen. Er fühlt sich in dieser Höhe so glücklich wie ein König. Ein Gewitter, das während seiner Abwesenheit diese Eiche zersplittert und sein Nest zerstört, belehrt ihn aber, daß der von ihm gewählte Ort ein unpassender gewesen sei. Statt nachdenkend zu überlegen, welcher Platz wohl für seine Wohnung am geeignetsten sei, baut er sie, bloß der eben entgangenen Gefahr gedenkend, dicht auf die Erde. Die Folgen seiner Unüberlegtheit zeigen sich bald: das Nest wird mit Staub und Würmern erfüllt. Zum zweiten Male durch Schaden klug geworden, läßt er sich nun nicht wieder durch Leidenschaftlichkeit, sondern durch Ueberzeugung leiten, baut nun das Nest weder zu hoch noch zu niedrig und lebt sicher und vergnügt darin.

Der Dichter knüpft hieran die Lehre, daß der Mittelstand der glücklichste sei.

3. Grundgedanke der Fabel.

Der Grundgedanke der Fabel, daß der Mittelstand, der am wenigsten von Andern abhange und ihrer bedürfe, der glücklichste von allen sei, ist in der letzten Strophe klar ausgesprochen, durch das Schicksal des Hänflings ohnehin auch gut veranschaulicht. Warum sind Arme und Reiche abhängiger als der Mittelstand?

Im „Zeisig“ von Gellert urtheilt der Knabe unüberlegt, hier handelt der Hänfling so.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den Fabeln.

2. Die Katzen und der Hausherr.

(Lichtwers Fabeln. Berlin, 1762. S. 35. — Lichtwers poetische Schriften. Wien, 1739. I. S. 48. — Lichtwers Schriften. Halberstadt, 1828. S. 32.)

Erläuterungen.

1. Str. „Hausprophete“, Haushund.

3. Str. „Murner“, Name des Katers im Froschmeuseler (1595) und der Katze im Esel-König (1625). Eigentlich ist es ein Mannsname, wie Thomas Murner († um 1536) zeigt und wohl abgeleitet von murren, wonach also Murner (mit Ausstoßung eines r) einen mürrischen, zänkischen Menschen bezeichnet. Dem Kater beigelegt, deutet der Name auf dessen Brummen und Heulen zu gewissen Zeiten gegen seines Gleichen.

3. Der Vater und die drei Söhne.

(Lichtwers Fabeln. Berlin, 1762 S. 39. — Lichtwers poetische Schriften. Wien, 1793. I. S. 55. — Lichtwers Schriften. Halberstadt, 1828. S. 37.)

Ist ohne Erklärung vollkommen verständlich.

4. Die seltsamen Menschen.

(Lichtwers Fabeln. Berlin, 1762. S. 94. — Lichtwers poetische Schriften. Wien, 1793. I. S. 131. — Lichtwers Schriften. Halberstadt, 1828. S. 32.)

1. Erläuterungen.

V. 8. „Huronen“, eine nordamerikanische Völkerschaft, welche vormals zahlreich war, an der Ostseite des Huronensees

wohnte, aber 1650 von den Irokesen vertrieben wurde und jetzt im Südwesten des Eriesees wohnt.

V. 33. „Furien", in der alten Götterlehre Halbgöttinnen der Unterwelt, welche die Seelen der Verdammten peinigen, oder auch Missethäter im Leben verfolgen und martern sollten (die personificirten Gewissensbisse).

V. 37. „So suchen sie der Weisen Stein?" Zu der Zeit, wo man glaubte, aus dem Zusammenschmelzen unedler Metalle Gold erhalten zu können, hielt man auch dafür, daß es ein allgemeines Mittel geben müsse, welches die Kraft habe, alle Krankheitsstoffe aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, und dies Mittel wurde „der Stein der Weisen" genannt.

V. 38. „Des Zirkels Viereck finden", gewöhnlicher: „die Quadratur des Kreises finden", ein Quadrat auffinden, welches genau so groß ist, wie der Inhalt eines gegebenen Kreises. Diese Aufgabe hat bis jetzt noch kein Mathematiker gelöst.

2. Zweck der Dichtung.

Der Dichter schildert in dieser poetischen Erzählung in treffender Weise den Zustand leidenschaftlicher Spieler, wie unsere sogenannten „Spielhöllen" sie zeigen. Der Name „Hurone" ist natürlich ein ganz zufällig gewählter. Indem aber der Dichter zur Veranschaulichung ein tief stehendes, halbwildes Volk wählt, giebt er in feiner Weise zu verstehen, daß ein Spielen dieser Art eines gebildeten Deutschen unwürdig ist. Wer will das bestreiten?

Leben und Charakteristik Lichtwers.

I.

Magnus Gottfried Lichtwer wurde am 30. Januar 1719 zu Wurzen in Sachsen geboren, wo sein Vater Rath bei der Stiftsregierung, zuletzt Oberappellationsrath war. Er verlor denselben bereits 1721. Die Erziehung der hinterlassenen Kinder (außer unserem Dichter noch eine Tochter) lag daher der Mutter allein ob. Diese war aber eine liebevolle, gebildete, wahrhaft fromme Frau und that Alles, wodurch das Wohl ihrer Kinder befördert werden konnte. Den ersten Unterricht ertheilte sie ihrem Sohne selbst; dann besuchte er die Schule seines Geburtsortes. Er zeichnete sich durch Sittlichkeit, Fleiß und aufgeweckten Geist aus. In der Fertigkeit, Verse zu machen, war er unter seinen Mitschülern der Erste. Es war gebräuchlich, den Knaben Reime zu geben, um daraus ein sogenanntes Gedicht zu machen. Lichtwer erhielt einst die Wörter Babel und Schnabel zu diesem Zwecke und löste die Aufgabe augenblicklich also:

„Nebukadnezar sprach: Dies ist die stolze Babel!
Da kam der liebe Gott und schlug ihn auf den Schnabel.“

Nachdem Lichtwer die einzige Schwester durch den Tod verloren hatte, wurde ihm 1737 auch noch die zärtlich geliebte Mutter entrissen, so daß er nun eltern- und geschwisterlos dastand. In demselben Jahre bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Mit dem Fleiße, den er auf der Schule bewiesen hatte, besuchte er hier die Vorlesungen der Professoren, versäumte jedoch neben den Berufsstudien auch das der klassischen Literatur nicht. Mit Gottsched kam er trotz seiner Liebe zur deutschen Literatur und Dichtkunst in keine nähere Verbindung. 1741 verließ er Leipzig und lebte eine Zeit lang in Dresden, wählte dann aber Wittenberg zu seinem Wohnort, um sich dort dem akademischen Lehramte zu widmen. Erbschaftsangelegenheiten führten ihn widerholt und auf längere Zeit nach Quedlinburg (wo seine Mutter herstammte) und Halberstadt. Eine langwierige Augenkrankheit, die ihn hier traf, lenkte ihn auf die Muse; eine Sammlung heiterer Dichtungen, die er schon in Dresden begonnen hatte, vermehrte sich nach und nach ansehnlich. Die erste Ausgabe seiner Fabeln erschien 1748 in Leipzig, ohne seinen Namen, blieb aber durch Schuld des Verlegers unbeachtet, bis Gottsched 1751 die Aufmerksamkeit darauf lenkte. Eine kurze Zeit lang hielt Lichtwer in Wittenberg Vorlesungen über Gegenstände der Rechtswissenschaft, mußte dieselben jedoch aus Gesundheitsrücksichten einstellen. Auf Betrieb seiner Halberstädter Verwandten kaufte er sich dort ein Kanonikat, und nachdem er sich verheirathet hatte, siedelte er sich dorthin über. Mit Fleiß widmete er sich in dem neuen Vaterlande dem Staatsdienste und wurde 1752 Regierungsrath. Mit den dortigen Poeten hatte er so gut wie gar keinen Umgang, da er sehr zurückgezogen lebte. 1758 erschien sein didaktisches Gedicht: „Das Recht der Vernunft“, das er dem Könige von Preußen widmete, und eine neue Ausgabe seiner Fabeln. Neben Gottsched empfahl auch Ramler dieselben, ließ sich jedoch 1761 durch sein Streben, Unvollkommnes zu vervollkommnen, verleiten, eine Auswahl derselben selbstständig und vielfach verändert herauszugeben, worüber Lichtwer mit Recht sehr ungehalten war. Spätere Ausgaben der Fabeln zeigten aber, daß Lichtwer doch manche Ramlersche Veränderung anerkannte und von ihm gelernt hatte. Ramler hat sonach das unbestrittene Verdienst, eine Verbesserung mancher Lichtwerscher Fabeln hervorgerufen zu haben.

Mit dem Eintritt in das reifere Alter mehrten sich Lichtwers Berufsgeschäfte; ihnen tüchtig vorzustehen, war sein Stolz und seine Lebensfreude. Die Dichtkunst trat darüber fast ganz zurück.

Doch mögen auch andere Umstände, wie z. B. die kalte Aufnahme seines „Rechts der Vernunft", hierzu mit beigetragen haben.

Seit dem Jahre 1781 spürte Lichtwer allmählich eine merkliche Abnahme seiner Körperkräfte; doch blieb sein Geist dabei heiter und ungeschwächt. Eine Hämorrhoidalkolik brachte ihn endlich auf das Sterbelager. Mit großer Geistesstärke ertrug er alle Schmerzen. Als man ihn wenige Augenblicke vor seinem Ende fragte, ob er noch einen Kummer auf seinem Herzen habe, sagte er mit der Zufriedenheit und Ruhe eines wahren Christen und Weltweisen: „Ich habe lange genug und mit Vergnügen gelebt; meine Gattin und meine Kinder haben mir keine mißvergnügte Stunde gemacht; warum sollt' ich nun nicht auch dem Winke meines Schöpfers folgen, der mich zu höheren Freuden aufruft?" Er starb 1783 in der Nacht vom 6. bis 7. Juli und liegt in der Moritzkirche begraben.

II.

Lichtwer hat außer Fabeln und Erzählungen, durch die er seinen Dichterruhm begründete, nur noch einige lyrische Gedichte und ein längeres didaktisches, das schon genannte „Recht der Vernunft", verfaßt. In seinen Fabeln und Erzählungen strebt er seinen deutschen und französischen Vorgängern in der Darstellungsweise nach, was sich besonders aus der epischen Entfaltung erkennen läßt, zeigt aber im Ganzen eine anerkennenswerthe Selbstständigkeit und ist besonders reich an eigenen Erfindungen. Seine Darstellung ist lebhaft und unterhaltend, der Ausdruck kräftig und wahr, dabei ungesucht und einfach, der gewöhnlichen Rede angemessen, ohne in das Niedrige und Gemeine zu verfallen. Darum ist Lichtwers Sprache auch noch heute, nach mehr als hundert Jahren, nicht veraltet. Die meisten Fabeln und Erzählungen haben einen scherzhaften oder komischen Charakter, selbst da, wo die zu Grunde liegende Moral sehr ernst ist. Die Erfindungen sind der Mehrzahl nach dem wirklichen Leben entnommen, also nicht, wie bei manchem andern Dichter, mühsam zur Versinnlichung einer Moral ersonnen. Den Vers behandelt Lichtwer nicht so frei wie Gellert, obgleich er nicht bloß beim Jambus stehen bleibt. Er liebt die Strophe oder wenigstens einen Vortrag in gleich langen Zeilen. Wo aber auch dies nicht der Fall ist, wendet er keine andern als sechsfüßige und vierfüßige an. — Lessing, der sich in einer Recension der Fabeln bemühte, Lichtwer wieder mit Ramler auszusöhnen, spricht sich sehr anerkennend über dieselben aus. Ohne die Ungleichartigkeit derselben zu verkennen, sagt er, daß viele derselben nach jeder Beziehung vollendet seien und dem strengsten Kunstrichter Trotz bieten können. — 1763

wurden die Fabeln ins Französische übersetzt und fanden in Frankreich Beifall.

„Das Recht der Vernunft" wurde zwar bei seinem Erscheinen von Gottsched sehr gelobt und später selbst von Herder der Beachtung empfohlen, unterscheidet sich aber dennoch von einer prosaischen Bearbeitung des Gegenstandes nur durch den Reim. Es enthält viele gute und wahre, aber wenig neue Gedanken.

Literatur.

A. Lichtwers Werke.

Vier Bücher Aesopischer Fabeln in gebundener Schreibart. Leipzig, 1748. Die 2. Ausgabe 1758.

M. G. Lichtwers Fabeln in vier Büchern von dem Verfasser selbst herausgegeben. Dritte Auflage. Berlin, 1762.

Enthält 104 Fabeln und Erzählungen, manche derselben verbessert.

Das Recht der Vernunft. Leipzig, 1758.

Poetische Schriften von M. G. Lichtwer. 2 Theile. Wien, 1793.

Magnus Gottfried Lichtwers Schriften. Herausgegeben von seinem Enkel E. L. M. von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwers von Friedrich Cramer. Halberstadt, 1828. 20 Sgr.

B. Schriften über Lichtwer.

Eichholz, Lichtwers Leben. Halberstadt, 1784. 7½ Sgr.

Friedrich Cramer, Lichtwers Leben, in Lichtwers Schriften, herausgegeben von Pott. 20 Sgr.

Die Wiener Ausgabe von Lichtwers Poetischen Schriften enthält auch eine kurze Biographie des Dichters.

XXVII. Gleim.

I. Fabeln.

1. Der Hirsch, der sich im Wasser sieht.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. III. 315. Fabeln. Berlin, 1786. 170. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 26.)

1. Erläuterungen.

V. 9. „Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen", mit großer Schnelligkeit vom Gebirge herabkommen.

V. 13. „wie ein Pfeil“, pfeilschnell, gleichbedeutend mit „fliegen“ in dem 14. Verse.

V. 14. „vierzehn Enden“, vierzehn Zacken des Geweih's.

2. Inhaltsangabe.

Ein Hirsch beschaut sich im Spiegel einer klaren Quelle, bewundert sein prächtiges Geweih, erkennt auch die Vollkommenheit seines Leibes an, hält aber seine Beine für zu schwach. Auf einmal hört er ein Jagdhorn erschallen, sieht eine Jagd kommen und entflieht deshalb erschrocken. Auf dieser Flucht ist sein Geweih ihm vielfach hinderlich, während die flinken Beine ihn der nahen Gefahr entreißen. Diese Erfahrung giebt ihm die Lehre, fortan das Nützliche dem Schönen vorzuziehen.

3. Grundgedanke.

Das Nützliche verdient dem Schönen vorgezogen zu werden.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Fabel. Die Zeichnung des Hirsches ist als gelungen zu bezeichnen, und die allgemeine Wahrheit ergiebt sich ungezwungen daraus.

2. Das Pferd und der Esel.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. III. 322. Fabeln. Berlin, 1786. 181. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Nr. 27.)

1. Inhaltsangabe.

Ein schwer beladener Esel bat ein ledig neben ihm hergehendes Pferd, ihm einen Theil seiner Last abzunehmen. Das Pferd ließ sich, wiederholter Bitten ungeachtet, nicht dazu bewegen, schalt vielmehr den Esel faul. Dieser erlag unter der Last, und dem Pferde ward nun nicht allein die Ladung des Esels, sondern auch noch dessen Haupt aufgepackt.

2. Grundgedanke.

Ungefälligkeit rächt sich selbst.

3. Die Grille und die Ameise.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. III. 320. Fabeln. Berlin, 1786. 179.)

1. Erläuterungen.

V. 20. „Ich, die Freundin von Apoll." Apollo oder Phöbus ist der Gott des Saitenspiels und des Gesanges. Indem die Grille sich „Freundin von Apoll" nennt, überhebt sie sich und giebt zugleich zu verstehen, daß sie während des Sommers wie Gott Apollo nur der Kunst gelebt und darüber die Sorge für die niederen leiblichen Bedürfnisse außer Acht gelassen habe.

V. 24. „Grillchen, nein! Doch tanze nun!" Verbringe deine Zeit im Winter in ähnlicher Weise, wie du es im Sommer gethan hast; widme dich dem Tanze, wenn du nicht singen magst.

2. Grundgedanke.

Wer sich sorglos nur dem Vergnügen überläßt oder ausschließlich höheren Genüssen nachgeht und darüber die Erwerbung der unentbehrlichen Unterhaltungsmittel unterläßt, muß zuletzt darben. Die Grille stellt uns einen solchen Menschen dar, die Ameise dagegen einen, der durch nützliche Thätigkeit der Zukunft sorgt.

4. Der Löwe und der Fuchs.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. III. 212. Fabeln. Berlin, 1786. 20.)

Auslegung.

Der Esel ist hier das Bild eines neidischen und unwissenden Menschen. Urtheilt ein solcher ungünstig über uns, so kann es uns nicht gleichgültig sein; er versteht uns nicht zu beurtheilen.

5. Die Gärtnerin und die Biene.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. III. 227. Fabeln. Berlin, 1786. 34.)

Auslegung.

Die Biene zeigt uns einen klugen Menschen, der aus den Gesprächen Anderer oder aus Büchern, die er liest, nur das wahrhaft Gute sich aneignet, alles Schädliche, wie z. B. unsittliche Aeußerungen, auf sich beruhen, unbeachtet läßt.

II. Erzählungen.

6. Die Milchfrau.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. III. 419. Fabeln. Berlin, 1786. 157.)

1. Erläuterungen.

V. 4. „Stübchen", ein Maß flüssiger sowohl als trockener Dinge, welches gewöhnlich vier Maß oder Kannen enthält.

V. 12. „Die werden herrlich da sich letzen", sich erfreuen, ergötzen, erquicken, laben.

V. 31 u. 32. „Bau' nur ein andermal nicht Schlösser in die Luft", mache keine hochgehenden Pläne, ohne schon die zur Ausführung erforderlichen Mittel zu besitzen.

2. Auslegung.

„Luftschlösser" bauen die meisten Menschen gern, d. h. sie machen gern allerlei Pläne, ihre gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse möglichst glänzend zu gestalten. Darüber vergessen sie aber oft die rechte Ausnutzung dessen, was sie haben oder sicher erlangen könnten; schlagen dann ihre Pläne fehl, so fühlen sie sich unglücklich, werden unzufrieden. Die Erzählung von der „Milchfrau" soll davor warnen.

7. Der arme Mann und sein Kind.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. III. 390. Fabeln. Berlin, 1786. 238.)

Die Erzählung führt uns einen armen kranken Mann vor, der seiner Rechtschaffenheit wegen verdient, daß ihm unerwartete und ausreichende Hülfe zu Theil wird.

III. Lieder.

a. Vaterlandslieder.

8. An Lobredner des Auslandes.

(Gleims Zeitgedichte. Leipzig, 1841. S. 100.)

Das Gedicht zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die drei ersten, der zweite die beiden letzten Strophen umfaßt.

Wenn wir der Aufforderung: „Laßt uns Deutsche sein und bleiben!" die Frage: „Warum?" hinzufügen, so antwortet das Gedicht darauf: der Deutsche ist

1. treu („und betheuert das durch einen Handschlag"),
2. redlich,
3. bescheiden,
4. erfüllt mit Vaterlandsliebe,
5. gemessen oder maßvoll („bleibt in den Schranken unsrer guten Menschlichkeit"),
6. ein Freund des Lichts, d. h. klarer Erkenntniß,
7. ein Feind der Dunkelheit im Denken.

Der zweite Theil gilt denen, die das Vaterland verlassen. Sie kennen dasselbe nicht und sind daher zu bedauern. Von dem deutschen Geiste hätten sie durch Klopstocks Oden eine Vorstellung erhalten können. Zum Schluß wünscht der Verfasser diesen Abtrünnigen Glück auf den Weg, bittet sie aber, nicht wieder zurückzukehren.

9. Hermann.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. IV. 111.)

Das Gedicht hat bei Gleim die Ueberschrift: „Auf dem Colonnenwege zwischen Glatz und Silberberg."

Das Gedicht gliedert sich in ähnlicher Weise wie das vorige.

I. Wir betrachten uns als Nachkommen Hermanns, als seine „Grenadiere", und singen (preisen) ihn,
   1. weil er in einer berühmten Schlacht die Römer geschlagen und dadurch die Ketten Roms gebrochen hat;
   2. wir thun das so lange, bis wir die Ungarn durch eine ähnliche That vernichtet haben.

II. Wer das nicht thut, wer ihn nämlich nicht durch solche Thaten verherrlicht, der ist
   1. nicht deutschen Bluts, kein freier Mann, kein guter Christ, der verdient
   2. die größte Schande, trägt mit Ehren nicht sein Schwert, soll darum Sklave der Ungarn sein.

b. Kriegslieder.

10. Bei Eröffnung des Feldzuges.

1756.

(Gleims sämmtliche Werke. Halberstadt, 1811. IV. 1.)

In diesem Liede bilden die sechs ersten Strophen den ersten Theil, die drei letzten den zweiten. Der erste Theil handelt von dem Kriegsruhm, der zweite von dem im Frieden zu erwerbenden Dichterruhm.

I. Der Dichter will Friedrichs Krieg führen helfen, im Kriegslärm mit den Helden Schlachtgesang anstimmen, im stärksten Kanonendonner tapfer streiten, selbst sterbend noch. Durch den Tod für's Vaterland erwirbt man sich einen Ehrenplatz im Himmel.

II. Bleibt der Dichter nicht im Kriege, so will er hinfort dem Gesange (Apollo) leben und auf diese Weise, also als Dichter, der Ruhm des Vaterlandes werden; Gott und Friedrich, das Höchste, was er kennt, sollen die Gegenstände seines Liedes sein.

Die zweite Strophe deutet die beiden Haupttheile des Gedichtes an, falls nicht etwa das „Ruhen der Waffen" nur auf die Zeiten zwischen den Schlachten bezogen werden soll.

Leben und Charakteristik Gleims.

I.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben, einem kleinen Städtchen am Fuße des Unterharzes, geboren. Seine Eltern waren sehr rechtschaffene Leute, starben aber für ihre zwölf Kinder zu früh. Wilhelm, der seines Ernstes wegen der Liebling des Vaters und der Mutter war, erhielt seine Vorbildung hauptsächlich in Wernigerode. 1738 bezog er unter sehr dürftigen Verhältnissen die Universität zu Halle, um die Rechte zu studiren. Hier lernte er Uz kennen und schloß ewige Freundschaft mit ihm. Mit einigen anderen Freunden, die sich ihnen zugesellten, lasen sie zusammen die Dichter der Alten und Neueren, unter jenen namentlich den Griechen Anakreon (er lebte zur Zeit des Cyrus), und wurden hierdurch zu ähnlichen scherzhaften Gedichten (Gesellschaftsliedern) angeregt. 1740 trennte sich diese poetische Gesellschaft. Gleim ward Hauslehrer in Potsdam. Er genoß dort den Umgang geistreicher Männer und lernte den vortrefflichen Ewald von Kleist kennen. Beide wurden bald unzertrennliche Freunde und wirkten anregend auf einander ein. 1744 kam Gleim als Stabssecretär in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Schwedt, wurde nach dessen Tode Privatsecretär des Fürsten Leopold von Dessau — bekannt unter dem Namen des „Dessauers" — und 1747 Domsecretär, später noch Kanonikus in Halberstadt. Beide Aemter gewährten ihm ein reichliches Einkommen und volle Muße, um der Dichtkunst leben zu können. Es währte nicht lange, so war Gleims Haus der Mittelpunkt der deutschen Literatur und des vaterländischen Kunstverkehrs. Mit den bedeutendsten Männern jener Zeit, namentlich mit Kleist, Spalding, Bodmer, Klopstock, Cra-

mer, Rabener, Lessing, Jean Paul, Herder und Anderen unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel und mehrere derselben besuchten ihn in Folge seiner dringenden Einladungen oft auf längere Zeit. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit gewann er die verschiedensten Charaktere für sich. Junge talentvolle Männer unterstützte er mit seltener Uneigennützigkeit und erwarb sich dadurch den Namen „Vater Gleim", mit dem er später allgemein bezeichnet ward. Ein Zimmer in seiner Wohnung, das er seinen Musen- und Freundschaftstempel nannte, war mit mehr als 100 Bildnissen seiner Freunde und Wohlthäter, die er alle auf eigene Kosten hatte malen lassen, geschmückt.

Friedrich den Großen verehrte Gleim fast bis zur Anbetung. Seine Siege begeisterten ihn und wurden Veranlassung zu seinen „Liedern eines Grenadiers." 1785 wurde sein heißester Wunsch, dem Könige persönlich vorgestellt zu werden, erfüllt. Merkwürdiger Weise hat er aber über diese Unterredung auch seinen vertrautesten Freunden jede Mittheilung vorenthalten. Friedrich starb im folgenden Jahre. Die damals eben gestiftete literarische Gesellschaft zu Halberstadt feierte das Andenken des großen Mannes. Gleim sprach dabei folgendes Gedicht, das seinen tiefen Schmerz um den Einzigen und seine Verehrung desselben seelenvoll ausdrückt:

Singt Ihn, den Einzigen!
Den Unersetzlichsten!
Den Nichtgestorbenen!
Den Ewiglebenden!
Um welchen bang' uns ward, und bang' und immer bänger!

Singt Ihn, ihr Edelsten der Sänger,
Daß Er, wie in den Seinigen,
In Euern Liedern lebt!
So lang' ein Leben lebet! Hebt
Euch hoch auf Eures Geistes Schwingen! —
Ich kann nicht singen!

In den spätern Jahren seines Lebens hatte Gleim das Unglück, fast ganz zu erblinden, genoß aber dafür die Freude, bis zu seiner letzten Stunde nicht von der Muse verlassen zu werden. Sein Tod erfolgte am 18. Februar 1803, im fast vollendeten 84. Lebensjahre.

II.

Gleim hat sich in den verschiedenartigsten Dichtungsarten versucht: in scherzhaften Liedern, in Schäfergedichten, tändelnden

Minneliedern, in Romanzen, Fabeln, in Kriegsliedern, Volksliedern und in ernsten Lehrgedichten. Dichter im wahren Sinne des Wortes kann er aber darum doch nicht genannt werden. Den Ruhm, welchen er erlangt, verdankt er mehr seinem wohlthätigen Leben, als seinem Talente. Von seinen Fabeln kann der größere Theil als gelungen bezeichnet werden. Es macht sich in ihnen der heitere, scherzhafte, epigrammatische Ton vor dem moralisirenden geltend. Seine Thiere sind, wie Johannes v. Müller sagt, Epigrammatisten, wie Gellerts Professoren der Moral. Die schon erwähnten Kriegslieder sind in begeisterter Stimmung geschrieben und haben seiner Zeit den preußischen Patriotismus und die kriegerische Begeisterung für Friedrich II. bedeutend genährt; Volkslied ist jedoch davon kein einziges geworden. Die meisten dieser Lieder leiden an zu großer Breite.

Literatur.

A. Gleims Schriften.

J. W. L. Gleims sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte. 7 Bände. Halberstadt, 1811. Achter Band: Zeitgedichte von 1789—1803 aus dem Nachlaß herausgegeben durch W. Körte. Leipzig, 1841. (8 Bde. 4 Thlr.)

Fabeln von Gleim. Berlin, 1756. Zweites Buch, 1757, dann 1786.

B. Schriften über Gleim.

Gleims Leben von W. Körte. Halberstadt, 1811. 1¼ Thlr.

Gleims Leben in: Lebensbeschreibung berühmter und merkwürdiger Personen. Von C. Nicolai, Chr. Niemeyer, J. F. Krüger. Quedlinburg, 1823. III. 273.

XXVIII. Justus Möser.

I. Historisches.

1. Die Bauernhäuser im Osnabrückischen.

(Möser, Patriotische Phantasien. Berlin, 1778. III. 144. Osnabrückische Geschichte. 3. Aufl. Berlin, 1859. I. 122. Mösers Werke, neu geordnet durch Abeken. Berlin, 1842. III. 143. Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 65.)

1. Erläuterungen.

1. „Diele“ Tenne. Möser schreibt „Deele“, wie das Wort in manchen norddeutschen Gegenden gesprochen wird.

2. „Mistfahl“ (nicht Mistpfuhl), Miststätte; Fahl = Stelle, Ort.“

3. Im Original steht statt „Baukünstler“ (s. die vorletzte Zeile des Aufsatzes in unserm Lesebuche) „Vitruv.“ Vitruv (Vitruvius) war ein berühmter römischer Baukünstler, der zu den Zeiten des Augustus und Tiberius lebte und ein ausgezeichnetes, zehntheiliges Werk über Baukunst hinterlassen hat.

2. Plan und Inhalt.

Dieser Aufsatz giebt nicht eine umständliche Beschreibung der osnabrückischen Bauernhäuser, sondern sucht aus der Angabe der Hauptbeschaffenheit derselben ihre Zweckmäßigkeit nachzuweisen. Diese Aufgabe hatte sich Möser gestellt, wie aus der Ueberschrift, welche der Aufsatz in seinen Werken hat, hervorgeht; sie lautet dort: „Die Häuser des Landmanns im Osnabrückischen sind in ihrem Plan die besten.“

Es lassen sich zwei Theile der Beschreibung unterscheiden; der eine hebt die Vortheile hervor, welche die Bauart der Häuser darbietet, der andere weist nach, welche Nachtheile aus einer andern Bauart hervorgehen. Als Hauptvortheil wird hervorgehoben, daß die Hausfrau im Stande ist, von dem schönsten Platze des Hauses aus, vom Herde nämlich, Alles zu übersehen und zu beaufsichtigen, ohne dadurch in ihren Hauptbeschäftigungen, dem Kochen und Spinnen, gestört zu werden. Daneben wird noch auf den Nutzen hingewiesen, den das niedrige Strohdach und das große Vordach nach Westen hin dem Hause selbst gewähren, und endlich bemerkt, daß auch die Miststätte den passendsten Platz habe. Als Nachtheil der gewöhnlichen Bauart, nach welcher Haus, Ställe und Scheunen nicht unter einem Dache vereinigt sind, werden hervorgehoben, daß so oft Versäumniß entstehe, als Jemand die Hausthür öffne; daß das Gesinde die Gelegenheit habe, unbemerkt zum Nachtheil der Herrschaft unredlich zu sein; daß man zehnmal so viel Wände und Dächer unterhalten müsse und daß man den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsicht halten zubringe.

Um die Hauptnachtheile möglichst stark hervorzuheben, folgen sie unmittelbar nach Ausführung der Hauptvortheile, stehen also vor einem Abschnitte, der seiner Natur nach zum ersten gehört. Unter andern Umständen würde man ein solches Zerreißen des Gleichartigen tadeln, hier verdient es Lob.

2. Die Urbewohner im Osnabrückischen.

(Möser, Osnabrückische Geschichte. 3. Aufl. Berlin, 1819. I. Dritter Abschnitt, §§. 4—6, Seite 135—142. Mösers sämmtliche Werke von Abeken. Berlin, 1843. VI. 113.)

Dieser Abschnitt ist ohne Erklärung verständlich.

Mösers „Osnabrückische Geschichte“, aus der die vorstehend genannten Proben entlehnt sind, gehört noch jetzt zu den vorzüglichsten Werken der deutschen Geschichtsschreibung. Der Verfasser bemühte sich, alle Anforderungen zu erfüllen, die man an einen Geschichtsschreiber stellen kann, indem er auf die Anordnung und Darstellung des Stoffes eben so viel, ja, wenn man will, noch mehr Gewicht legte, als auf die Sammlung desselben. Denn er machte nicht, wie er selbst in der Vorrede sagt, mit dem Sammeln den Anfang, wie so viele andere Historiker, „welche dann mit ermüdetem Geist die Feder ansetzten“, sondern er ging von der lebendigen Anschauung der Verhältnisse aus, die er in seinem vielseitigen Geschäftsleben gewonnen hatte, ordnete diese zu einem Gesammtbilde, in welchem alle einzelnen Erscheinungen ihren organischen Platz einnahmen, und begann dann erst diese Erscheinungen auf dem Wege der Forschung bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. So hätte er eine sichere Grundlage gewonnen, die ihn vor dem Fehler so mancher Geschichtsschreiber bewahrte, auf einzelne Urkunden allzugroßes Gewicht zu legen, wodurch die historische Wahrheit oft eher verdunkelt als aufgehellt wird. Uebrigens konnte ihm die aus dem Staube der Archive gezogene Gelehrsamkeit bei der eigentlichen Absicht seiner Geschichte in der That nur von untergeordnetem Werthe sein: er wollte nämlich eine Geschichte des Volkes und nicht der Regenten schreiben. „Ich habe mich“, sagt er, „die Geschichte unserer Rechte, Sitten und Gewohnheiten zu entwickeln bemüht und die Begebenheiten ziemlich nach dieser Absicht geordnet. Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Eupopöe geben, worin die Territorialhoheit oder der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das un-

terschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit größerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschrieben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf seinen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählich darnach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit empor getrieben; und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes, fortgehendes Gemälde bringen lassen, und diesem eine Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssigen Gruppen entbehren könnte."

Ein solches Gemälde hat Möser gegeben. Im Gegensatz zu anderen Historikern gelten ihm die Fürsten und ihre Beamten nur als „Bedienten" der Nation, auf die er sein Hauptaugenmerk unverwandt richtet.

Seine Sprache lehnt sich an die Volkssprache an, ist einfach und schlicht, aber höchst gewandt, kräftig und voll Leben.

II. Sociales.

3. Wozu der Putz diene?

Ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter.

(Möser, Patriotische Phantasien. Berlin, 1786. IV. 49. — Mösers sämmtliche Werke von Abeken. Berlin, 1843. IV. 49.)

1. Erläuterungen.

„Diesen (der) Vorst", auseinandergebrochene Stelle, jetzt ebenso gebräuchlich die Vorste.

„Zitz", bei Möser „Chitz", feiner bunter Kattun, eigentlich ein ostindisches feines Baumwollenzeug.

„Börste", Mehrzahl von Vorst, richtiger: Vorste.

2. Zweck des Gesprächs.

Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die einen großen Werth auf Putz in Kleidern, Wohnungen und Hausgeräthen leg-

ten; am meisten pflegen sich die Frauen in dieser Beziehung auszuzeichnen, im Allgemeinen aber diejenigen, welche den Werth geistiger Vorzüge nicht kennen und zu würdigen wissen, denen „irgend wo etwas fehlt," nämlich Sinn für Höheres, für geistige Vorzüge. Diese tadelt Möser in seinem Dialog, hoffend, daß sie seinen Tadel zu Herzen nehmen und sich bessern werden. Sein Tadel ist kurz, aber kräftig. Nicht gern wird Jemand den Satz auf sich wollen anwenden lassen: „Viel Putz ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, es sei nun im Kopfe, oder im Zeuge."

4. Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

(Möser, Patriotische Phantasien. Berlin, 1778. I. 171. Mösers sämmtliche Werke, neu geordnet durch Abeken. Berlin, 1842. I. 253. Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 28.)

1. Erläuterungen.

1. Abschn. „Lügen unter Gottes Geleite" werden die Frachtbriefe der Kaufleute genannt, weil sie ungeachtet der frommen Sprüche und Redensarten, die sie an der Spitze trugen, doch nicht wahrheitsgemäß angaben, worin die Fracht bestehe. Sie fingen gewöhnlich mit den Worten an: „Unter Gottes gnädigem Geleit sende ich Ihnen u. s. w."

3. „Gestempeltes A-B-C-Buch, Kalender.

„Kammeretat" Regierungsetat. Etat (sprich: Etah), Ueberschlag der Einnahmen und Ausgaben des Staates. „Sprüchwörter werden im Kammeretat nicht gut gethan", werden nicht beachtet, dienen nicht zur Richtschnur.

4. „Die Augen zu weit aufthun", Alles genau untersuchen, was zum Thore eingeht. „Thun die Kaufleute den Beutel zu" machen keine Geschenke.

5. „Sentenz", Sinn- oder Denkspruch.

6. „Meine fünf Sinne zu gebrauchen", hätte Gelegenheit, mir dadurch, daß ich Manches, was zum Thore eingeht, nicht sehe, etwas zu verdienen.

7. „Intendant", Oberaufseher.

8. „Visitator", Durchsucher, Besichtiger.

9. „Kollern", den Koller haben, d. h. rasen, zürnen.

12. „—dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben," von der Gemeinde erhalten, ernährt.

plus, mehr; hier so viel als: die Einnahmen vergrößert; „plus über plus wieder wegnehmen", die Mehreinnahme wieder verringern.

„Spintisiren“, grübeln, nachsinnen.

„Knötchen zu Knoten machen wollen“, aus kleinen Veranlassungen Großes zu machen.

2. Inhaltsangabe.

Ein Kriegsrath frägt seinen Diener Johann, ob er den Auftrag an den Thorschreiber, besser auf seinen Dienst zu achten, ausgerichtet habe. Johann bejahet die Frage und sucht dabei aus Sprüchwörtern die Gewissenlosigkeit des Thorschreibers zu entschuldigen, während der Kriegsrath auf die bekannte Erfahrung hinweist, daß vom Fürsten bis zum Thorschreiber hinunter Jeder behauptet, er könne mit seinen Einnahmen nicht auskommen, müsse deshalb mit Betrug das Fehlende noch zu erwerben suchen. Auf Johanns Erwiederung, daß er sich als Thorschreiber doch besser stehen würde als jetzt, beweist der Kriegsrath seinen eben ausgesprochenen Satz durch Mittheilung des Schicksals eines gewissen Bob, der sich vom Gartenjungen bis zum Oberaufseher aller königlichen Gärten und Lustschlösser hinaufgeschwungen und endlich im Zuchthaus die Thorheit, sich stets die größten Narren zum Muster genommen zu haben, büßte. Johann fürchtet einen solchen Ausgang für sich nicht und fügt hinzu, daß die Billigkeit, Gerechtigkeit und das eigene Interesse es fordere, daß der König Jedem, dem er ein Amt verleihe, auch ausreichend zu leben gebe. Auf die Entgegnung des Kriegsrathes, daß es nicht billig sei, wenn man für geringe Amtsarbeit so viel Gehalt fordere, daß man davon leben könne, theilt Johann die Ansicht seines vorigen Herrn, eines Bürgermeisters, mit, nach welcher die vornehmsten Gemeindeämter als Ehrenämter unentgeltlich übernommen, die Unterbedienten aber gering besoldet werden sollen. Nach demselben sei es gar nicht gut, daß die großen Herren zu allen allgemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen hätten. Er bekenne sich zu den Grundsätzen des Bürgermeisters und habe deshalb immer gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein. Nachdem Johann die Thorschreiberstelle erhalten hat, heirathet er, macht unverhältnißmäßigen Aufwand, läßt sich deshalb Betrügereien im Amte zu Schulden kommen, wird seines Dienstes entsetzt und mit seiner Frau in's Zuchthaus gebracht, wo sie nun endlich leben können.

3. Grundgedanke.

Die meisten Menschen stürzen sich dadurch in's Unglück, daß sie größern Aufwand machen, als ihre Einnahmen gestatten.

„Strecke dich daher nach der Decke“, wie das Sprüchwort sagt.

Außerdem empfiehlt der Verfasser noch, die hervorragenden Gemeindeämter zu unbesoldeten Ehrenämtern zu erheben, den Unterbeamten aber ein geringes Gehalt auszusetzen, „damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie Alles aufs Schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen."

4. Die Personen des Stückes.

Der Kriegsrath ist ein Mann, der durch Beobachtung und Erfahrung genaue Menschenkenntniß erworben hat und es liebt, seine Belehrungen an passende Beispiele aus dem Leben zu knüpfen, um sie desto eindringlicher zu machen. Johann hält es dagegen mit Sprüchwörtern und Sentenzen, namentlich solchen, durch die er kleine Veruntreuungen glaubt entschuldigen zu können. Letztere erscheinen ihm weder strafbar, noch als die Anfänge zu größeren Betrügereien. Des wohlgemeinten Rathes seines Herrn ungeachtet erfährt er daher auch an sich selbst, daß Untreue im Kleinen stets zur Untreue im Großen führt.

5. Form der Darstellung.

Der Aufsatz ist (wie der vorige) in Gesprächsform dargestellt, also ein Dialog. Diese Darstellungsform ist nicht ganz leicht, macht aber, gut gehandhabt, einen Aufsatz lebendiger und darum anziehender, gewährt auch den Vortheil, eine Sache ungezwungen von allen Seiten beleuchten, Gründe und Gegenstände einander entgegenstellen zu können. Zur Veranschaulichung des Hauptgedankens bedient der Verfasser sich passender, gut erzählter Beispiele aus dem Leben und beweist dadurch, daß er die Mittel, durch die ein Schriftsteller noch am erfolgreichsten auf das Volk einwirken kann, wohl kennt. Der Inhalt des 12. Abschnittes („Hören Sie, Herr Kriegsrath, mein voriger Herr" ꝛc.) hängt zwar mit dem eigentlichen Thema zusammen, erscheint jedoch in sofern als Nebentheil, als er sich über die Zweckmäßigkeit unbesoldeter Aemter in Gemeinden, sogenannter Ehrenämter, verbreitet.

Die Darstellung ist übrigens klar und schön.

III. Rechtsverhältnisse.

5. Abmeierung, eine Erzählung.

(Möser, Patriotische Phantasien. Berlin, 1778. II. 112. Mösers sämmtliche Werke von Abeken. Berlin, 1843. II. 114.)

1. Erläuterungen.

1. Ein „Meier" ist ein leibeigener Landmann.
2. „Abmeierung" bedeutet die Vertreibung des Meiers von Haus und Hof.

3. Der Gutsherr hatte das Recht, bei eintretendem Tod des Meiers dessen Hinterlassenschaft sich anzueignen, falls sie nicht schon früher durch eine Summe von 20 bis 25 Thalern „gelöset" worden war. „Der Sterbefall nach Ritterrecht", sagt Möser im 2. Bande der Phantasien (Ueber die Abmeierungsursachen) „ist ein allezeit trauriges Recht. Denn was kann trauriger sein, als Wittwen und Waisen sofort in der größten Betrübniß zu überfallen, Alles, was sie im Hause und im Vermögen haben, aufzuschreiben und wegzunehmen, und ihnen von den Empfindungen der Vornehmen die allerunanständigsten Begriffe beizubringen? — Es giebt daher nur wenige Gutsherren, welche sich dieses traurigen Rechtes nach der Strenge bedienen. — Es arbeiten Religion, Sitte, Mode, Ton, Satyre und, was noch kräftiger ist, das Interesse aller Landesherren gegen ein strenges Leibeigenthum, so wie gegen Alles, was Privatgutsherren von steuerbaren Unterthanen und Gründen ohne feste Bestimmung zu genießen haben. Diesem jetzigen Hange der menschlichen Sachen widersteht am Ende eines künftigen Jahrhunderts nichts, als ein fester Satz."

4. „Der Stoff dazu liegt in „The man of feeling", Titel eines englischen Romans von Henry Mackenzie, erschienen 1771.

2. Zweck der Erzählung.

Möser zeigt in dieser Erzählung, in wie traurige Verhältnisse ein Meier geräth, wenn der Gutsherr bei einem Sterbefalle von seinem Rechte Gebrauch macht. Ohne Zweifel wollte er durch offene Darlegung dieser Uebelstände wenigstens eine Reform derselben herbeiführen. Denn eine Aufhebung dieser Leibeigenschaft lag wohl nicht in seinem Plane. Er war durch das Studium der westfälischen Geschichte zu der Ueberzeugung gekommen, daß jenes Verhältniß in seiner Heimath nicht gewaltsamer Unterdrückung entstamme, sondern freiwilligen Verträgen zwischen großen Grundbesitzern und besitzlosen Leuten, die froh sein mußten, auf irgend eine Art zu einem eigenen Herde und irgend einer Scholle Landes zu kommen. Schon die Thatsache mußte solcher Annahme das Wort reden, daß jährlich Tausende solcher Urbewohner, noch in Mösers Zeiten, zu sauerster Arbeit nach Holland gingen, mit dem Lebensplan, für das dort Ersparte sich einst in das Leibeigenthum zu kaufen. Im Allgemeinen war der westfälische Hörige auch keine rechtlose Person. Seine Leistungen waren meist gemessene, d. h. fest bestimmte (mit Ausnahme des Sterbefalls und des Weinkaufs [Auffahrt]); er genoß den Schutz der Gerichte, fast wie jeder Freie. Die Strafgewalt des gutsherrlichen Gerichts erstreckte sich nicht weiter, als auf 24 Stunden Gefängniß. Selbst jene traurigen Abgaben wurden fast nie

in natura erhoben, sondern bei Uebernahme des Gutes vertragsmäßig bestimmt, der Sterbefall in der Regel auf die Hälfte des Mobiliars und des Viehes. Die Kinder konnten nach einjähriger Dienstzeit auf dem Hofe für 20—25 Thaler sich freikaufen. Nur wenn dies unterblieb, gehörte ihre Verlassenschaft unter allen Umständen dem Gutsherrn.

IV. Pädagogisches.

6. Die Erziehung mag wohl sclavisch sein.

(Möser, Patriotische Phantasien. Berlin, 1778. III. 134. Mösers sämmtliche Werke von Abeken. Berlin, 1843. III. 133.)

Es sind zwei Generationen dahin gegangen, seit Möser diese goldenen Worte schrieb. Sie umfassen auf dem Gebiete der Volkserziehung eine Zeit tief greifender Reformen und vielfach ehrlichen und begeisterten Strebens, hoch gespanntester Erwartungen für die Resultate der Zukunft. Wenn Möser aber heut aufstände, er würde keinen Grund finden, jene Worte zurückzunehmen. Noch immer verlangt das Haus vielfach, daß die Kinder nicht angestrengt lernen, sich vielmehr alles Wissens spielend aneignen sollen. Der Lehrer soll die Schüler angenehm unterhalten, den Gegenstand anregend behandeln, von den Schülern aber nicht verlangen, daß sie das Erkannte sich auch fest und für die Dauer einprägen, damit sie es für immer besitzen. Die wohlbegründete Klage über das schnelle Vergessen der Schulkenntnisse würde bald verstummen, wenn Haus und Schule in gleicher Strenge tüchtiges Lernen von den Schülern forderten. Die Jugend muß es frühzeitig einsehen lernen, daß hohe Ziele niemals ohne Anstrengung erreicht werden.

V. Poetisches.

Möser hat sich auch in der Poesie versucht und außer kleinen Gelegenheitsgedichten 1748 auch ein Trauerspiel unter dem Titel „Arminius“ verfaßt. Die Idee der Dichtung, Armins unbefangene Großmuth zu einer tragischen Schuld zu stempeln, ist an und für sich gut, die Ausführung jedoch steif und matt. Möser war kein Dichter. Dagegen ist es außer Zweifel, daß er als Prosaist Bedeutendes geleistet hat.

Leben und Charakteristik Mösers.

I.

Unter den nachgelassenen Schriften Mösers haben sich zwei Aufsätze gefunden, worin er versucht hat, sein eigenes Leben zu beschreiben. Der längere derselben berichtet über die Zeit seiner

Kindheit und Schuljahre, und zwar in der Art, daß er einen Andern von sich reden läßt. Da dieser Aufsatz nach Inhalt und Form interessant ist, so möge er hier eine Stelle finden.

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte, so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohl verdienten Kanzleidirectors und Consistorialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig bekundet hätte, daß ihm den 14. December 1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene keinen besondern Ruhm; er hätte Vieles geschwinder als Andere gelernt, und das Wenige, was er gewußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige helmstädtische Professor Lodtmann und der Superintendent Bertling, weit mehreren Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngeren Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit entwandt und, als sein Informator solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thore hinaus gemacht, und in Gesellschaft einiger preußischer Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf und nieder gegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt, und ein Almosen bitten wollen; allein wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte. Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem Brote zum Thore, worin er hereingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen, was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot verzehrt hätte. So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von Andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch Alles mit guter Art, und bei einem Jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf, und besonders als ein trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug zu finden gewußt, um

eine Declamation von zwei Stunden zu halten. Hierin hätte er Alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine beiden Freunde mit Andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können."

Möser studirte 1740 und 1741 in Jena, 1742 in Göttingen die Rechtswissenschaft. Schon damals wußte er (wie sein Biograph Nicolai bemerkt), „daß man auf Universitäten, wenn man da nur höre, eigentlich nicht studire, sondern daß man alsdann eigentlich zu studiren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verließe, und daß das menschliche Leben mit seiner großen Mannigfaltigkeit ein höchst studirenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch wäre." Nach Beendung der Universitätsstudien ließ er sich in seiner Vaterstadt als Sachwalter nieder. 1746 verheirathete er sich. Seine Frau zeichnete sich durch Geist und Herz höchst vortheilhaft aus und trug in Gemeinschaft mit den vertrautesten Freunden der Familie, zu denen namentlich der Domherr von Bär und dessen geistreiche Tochter gehörten, viel zu seiner Weiterbildung bei. 1747 wurde ihm die Stelle eines Advocatus Patriae zu Theil, als welcher ihm die Führung der Rechtshändel oblag, welche der ganze Staat mit Auswärtigen und Einheimischen hatte. Bald darauf erhielt er noch die Stelle eines Secretärs und nachher die eines Syndicus der Ritterschaft. In dieser Zeit versuchte er sich auch schon als Schriftsteller in Poesie und Prosa; indeß sind diese Versuche noch ganz im Geist der Gottschedisch-französischen Schule geschrieben. Eine andere Richtung erhielten seine Geistesbildung und sein Geschmack zunächst durch das Studium der besten englischen und italienischen Schriftsteller, auf die ihn ein anderer Freund hinleitete; sodann aber auch durch seine Beschäftigung mit Diplomatik und Geschichte. Während des siebenjährigen Krieges erwarb er sich in seiner amtlichen Stellung durch Einsicht, Uneigennützigkeit und weises Benehmen gegen diejenigen, welche die Macht in Händen hatten, um das Bisthum Osnabrück die größten Verdienste. Als er von den Ständen in Landesangelegenheiten 1763 nach London gesandt wurde, benutzte er seinen achtmonatlichen Aufenthalt in England dazu, sich mit dessen Verfassung, Politik, Gewerbfleiß, Handel, Literatur, Theater rc. bekannt zu machen und vorzüglich seine Menschenkenntniß zu er-

weitern. Unterdeß war dem zweiten, erst einige Monate alten Sohne Georgs III. das erledigte Bisthum Osnabrück verliehen worden. Möser hatte sich das Vertrauen des Königs in so hohem Grade erworben, daß dieser ihm eine Stellung anwies, in welcher er während der zwanzig Jahre bis zur Mündigkeit des jungen Prinz-Bischofs, wenn auch nicht dem Titel und Range nach, doch in der That der erste Rathgeber des Regenten war und unmittelbaren Einfluß auf die wichtigsten Regierungsangelegenheiten ausübte. Er wirkte in diesem Verhältniß so segensreich für das Wohl des kleinen Staats, daß er sich der Achtung, des Danks und der Liebe durch alle Klassen versicherte.

Von 1762 an war Möser sechs Jahre lang Justitiarius beim Criminalgericht in Osnabrück, und nachdem er diese Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an seinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er 1783 den Titel eines Geheimen Justizraths an. Ueberall geachtet, bekennt er selbst mit Rührung, daß er während seines langen Lebens durch Vieles erfreut, durch Weniges betrübt, durch Nichts gekränkt worden sei.

Im Jahre 1766 betheiligte sich Möser bei der Herausgabe der „Osnabrückschen Intelligenzblätter." Sein Streben ging hierbei dahin, den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen und der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, menschlichere Gesinnungen zu verbreiten, häusliche Genügsamkeit zu befördern und den Geschmack zu veredeln. Dies schöne Ziel hat er in hohem Maße erreicht. Seine Aufsätze wurden gern gelesen und beherzigt und verdienen Beides noch heut. In allen bestrebt er sich, die Gründe und Gegengründe des in Rede stehenden Gegenstandes aufzusuchen und einander entgegen zu stellen, also auch solche, die nicht eigentlich die seinigen waren. Diese Manier giebt seiner Schreibart einen besonderen Reiz und bewirkt, daß der Leser zu weiterem Nachdenken über die Sache veranlaßt wird.

Möser starb den 8. Januar 1794, im 74. Lebensjahre, tief betrauert in weiten Kreisen. In seiner Vaterstadt ist ihm in dankbarer Anerkennung 1832 ein Bronce-Denkmal gesetzt worden.

II.

Wir schließen die Mittheilungen über Mösers Leben und Verdienste mit einem Urtheile Göthe's über ihn. Er sagt: „Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig.

Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine umsichtige Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen. Keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die gewiß im besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben. Bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen und wohlmeinend, und dies Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und den Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, gründliche Behandlung, so gründlichen als frommen Humor, wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.

Literatur.

A. Mösers Schriften.

Möser, sämmtliche Werke. Berlin und Stettin, 1798.

Mösers sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch L. R. Abeken. Berlin, 1842—44. 10 Bände. — Band 1—4 enthält die Einleitung und die patriotischen Phantasien, Band 5 eine Reihe kleinerer, den Phantasien verwandter Stücke, Band 6—7 die Osnabrückische Geschichte, Band 8—9 das dazu gehörige Urkundenbuch, Band 10 das Leben Mösers von Nicolai. cpt. $8\frac{1}{3}$ Thlr.

B. Schriften über Möser.

F. Kreyßig, Justus Möser. Berlin, 1857. $\frac{1}{6}$ Thlr. Enthält die Hauptbegebenheiten aus Mösers Leben und führt zweckmäßig in seine Schriften ein.

XXIX. Klopstock.

I. Poesie.

A. Lyrische Poesie.

a. Geistliche Lieder.

1. Die Auferstehung.

(Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. V. Band, Seite 103. — Lüben und Nacke, Lesebuch, V. Thl. Nr. 132.)

„Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du" 2c.

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 1. Durch die Wiederholung des Wortes „auferſteh'n" wird die feste Gewißheit und Zuversicht ausgedrückt, welche der Verfasser in Bezug auf die Auferstehung vom Tode hat.

V. 2. „Mein Staub", mein Leib, der im Tode zu Staub zerfällt. — „nach kurzer Ruh'" — kurz im Verhältniß zum Leben nach dem Tode; Ruh' — im Grabe, in welchem der Leib von den Mühseligkeiten des Lebens gleichsam ausruht. Daher gebraucht man häufig als Grabschrift die Worte: „Ruhe sanft!"

V. 3. „Unsterblich's Leben", ewiges Leben, im Gegensatz zu dem sterblichen, irdischen. —

2. Str. V. 1. „Wieder aufzublüh'n, werd' ich gesä't!" Tod und Auferstehung werden hier unter dem schönen Bilde von Saat und Ernte dargestellt. „Wieder aufzublüh'n", durch Aufblühen in den vorigen Zustand zurückkehren. „Gesä't", in die Erde gelegt, wenn wir sterben.

V. 2. „Der Herr der Ernte", Gott, der die Saat ausgestreut hat und dem darum auch die Ernte, nämlich der unverwesliche, verklärte Leib, gehört; „geht", geht aus am Tage der Auferstehung.

V. 3. „Sammelt Garben", bildlich nach Matth. 13, 24—30 in Bezug auf die Ernte.

3. Str. „Die ganze Strophe ist eine freudig-erregte Anrede an den Tag der Auferstehung. Er heißt a) Tag des Danks, weil wir an ihm Gott danken für die Auferweckung und das ewige Leben; b) der Freudenthränen Tag, weil wir an ihm über Gottes Gnade, über das Schauen seiner Herrlichkeit, über das Wiedersehen unserer Angehörigen und Freunde Thränen seliger Freude vergießen werden; c) du meines Gottes Tag, weil Gott ihn durch jene große Thatsache, die Auferweckung, besonders

ausgezeichnet und durch das Einsammeln der Seligen zu dem seinen macht." (Liere und Rindfleisch, Kirchenlieder.)

V. 4. „Genug geschlummert habe." Der Tod wird oft unter dem Bilde des Schlummers oder Schlafes dargestellt. „Genug", so lange als es Gott bestimmt hat.

V. 5. „Erweckst (vom Todesschlafe) du (Tag) mich." Die Gegenwart „erweckst" statt der Zukunft drückt das Bestimmte, Gewisse des Gedankens aus.

4. Str. V. 1. „Wie dem Träumenden wird's dann uns sein", so leicht, so freudig, wie Einem, der von einem quälenden Traume zur bessern Wirklichkeit erwacht.

V. 2 u. 3. „Mit Jesu geh'n wir ein zu seinen Freuden", mit Jesu vereinigt werden wir in's Himmelreich kommen und an den Freuden Theil haben, die er schon genießt.

V. 4 u. 5. „Der müden Pilger Leiden sind dann nicht mehr!" Pilger werden wir genannt, weil wir auf der Erde zum Himmel gleichsam wallfahren. Die Lebensreise macht uns müde. Die körperlichen und geistigen Leiden hören auf, wenn wir mit Jesu eingegangen sind.

5. Str. V. 1. Das „Allerheiligste" war im Tempel zu Jerusalem der Ort, wo die Bundeslade stand und Gottes Majestät auf einem Throne weilend gedacht wurde. Hier bedeutet es die innigste Verbindung mit Gott im Himmel.

V. 2. „Mittler", Jesus, so genannt, weil wir durch seine Vermittlung zu Gott kommen.

V. 3. Das „Heiligthum" war im Tempel der Platz vor dem Allerheiligsten. Hier bedeutet es das Reich Gottes auf Erden. Der letzte Satz spricht darnach den Wunsch aus: Möchte ich auf Erden so leben, daß es zu seines (des Mittlers) Namens Ruhme gereichte.

2. Angabe des Inhalts.

Das Lied zerfällt in zwei Theile, von denen der erste (Str. 1—3) die Zuversicht der Auferstehung ausspricht, der zweite (Str. 4 und 5) die Herrlichkeit des ewigen Lebens schildert.

Der Schüler ist anzuhalten, den Inhalt jeder einzelnen Strophe anzugeben.

3. Form der Darstellung

Dies Gedicht gehört zu den geistlichen Liedern. Klopstock dichtete es im Jahre 1758 auf die Inschrift („Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen." U. s. w.), welche er seiner in demselben Jahre verstorbenen Gattin hatte setzen lassen.

Unstreitig gehört es zu den besten Liedern Klopstocks, ist jedoch nicht eigentliches Kirchenlied geworden, und wohl aus dem Grunde, weil es nicht einfach genug ist. Vielfach wird es dagegen nach der schönen Composition von Graun an Gräbern gesungen, ist auch dem Dichter selbst nachgesungen worden.

In der dritten Strophe steht in den beiden ersten Versen statt des Reimes ein Gleichklang (Tag — Tag), der für das Ohr nichts Angenehmes hat. Klopstock wendet ihn aber in seinen Liedern häufig an und ermüdet dadurch, statt zu erfreuen.

2. Morgenlied.

Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. V. Bd. S. 255. — Lüben und Nacke, Lesebuch, VI. Thl. Nr. 32.)

„Wenn ich einst von jenem Schlummer" ꝛc.

Das Erwachen am Morgen erinnert den Dichter an den Auferstehungsmorgen. Er stellt diesen weit höher als den irdischen, weil dann das Ziel erreicht sein werde, dem er hier nachstrebe. Lebhaft regt sich der Wunsch in ihm, jeden Tag würdig zu verleben, so, daß er dadurch zu Gott geführt werde und einst auf alle Lebenstage freudig zurückblicken könne. Hieran reihet sich dann noch die Bitte, Gott möge ihm einst die Todespein erleichtern und ihm Kraft dazu verleihen, damit er den Freund zum Himmel weisen und Gott preisen könne.

Wie in diesem und dem vorigen, so herrscht in allen besseren Liedern Klopstocks die Richtung auf die Zukunft, auf Grab und Tod, Auferstehung und Unsterblichkeit vor; in diesen „Aussichten in die Ewigkeit" (wie Lavater sie nennt), also in der christlichen Hoffnung wurzelt das Innerste seiner Religiosität.

In der zweiten Strophe hat der 5. und 6. Vers statt des Reimes einen Gleichklang.

Klopstock hat im Ganzen 65 geistliche Lieder gedichtet und 29 ältere Kernlieder verändert. Sie erschienen 1758 und 1769 in zwei Sammlungen und befinden sich in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke von 1854 im 5. Bande.

In einem Briefe an seinen Vater (Bd. X. 420) schreibt er in Bezug auf seine Lieder: „Ich habe eine Sache angefangen, die ich für meinen zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienst gemacht. Ich halte dies für eine der schwersten Sachen, die man nur unternehmen kann. Man soll, wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den meisten verständlich sein,

und doch der Religion würdig bleiben. Indeß scheint es mir, daß mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit hat gelingen lassen. Ich habe schon Lieder auf alle hohe Feste (Weihnachten ausgenommen) in der Melodie: Herr Gott, dich loben wir. Ich habe noch mehrere von unsern besten und am häufigsten gesungenen Liedern verändert, nur verändert, nicht umgearbeitet."

In der Einleitung zu den geistlichen Liedern spricht er seine Ansichten über das Wesen derselben ausführlicher aus. Nachahmung der Psalmen bezeichnet er als das Höchste, was sich der Dichter zu erreichen vorsetzen soll; doch verlangt er eine Nachahmung, die Original bleibt, „bei der sich der Dichter, der sie unternähme, viel öfter die Frage zu beantworten hätte: Würde David, wenn er ein Christ des neuen Testaments gewesen wäre, so geschrieben haben?" Die Psalmen unterscheidet er in „erhabenere" und „sanftere", und nennt die ersteren Gesänge, die letzteren Lieder. In seiner Untersuchung kommt er dann dahin, daß des Dichters Aufgabe sei, Lieder zu dichten, und daß das Kirchenlied in die Reihe der Volkslieder gehört.

Die Regeln, welche der Dichter sich für den Gesang und das Lied gebildet hat, verdienen Beifall. Er sagt: „Ihre Anlage muß niemals eine Abhandlung von einer Lehre der Religion sein..... Ich meine nicht, daß sie nicht hier und da kurze Sätze, die Lehren der Religion enthalten, einstreuen sollten. Es ist dies eine von ihren vornehmsten Regeln. Vor Allem müssen sie das Herz bewegen. Fast alle Menschen sind mehr zur Empfindung als zum tiefsinnigen Nachdenken gemacht. Auch ist die wahre Andacht mehr Herz als Betrachtung. Klage über unser Elend sollte nicht so oft ihr Inhalt als Dank sein. Sie sollen die Thaten Jesu besingen.... Die Werke Gottes sind auch einer ihrer vornehmsten Gegenstände."

Aber trotz dieser guten Grundsätze ist es Klopstock doch nicht gelungen, wahre Kirchenlieder zu dichten. Die meisten derselben haben nicht Einfalt und Unmittelbarkeit genug, bewegen sich zu sehr in Ausrufungen und Reflexionen und sind dabei schwerfällig im Ausdruck.

Hillebrand sagt in seiner „Deutschen Nationalliteratur:" „Die Klopstockschen Lieder ermangeln der religiösen Einfachheit und Freudigkeit, der idealen Klarheit und Ruhe. Es sind Töne, die aus der Höhe herablauten und über den Häuptern dahin schweben, ohne in die stillen Räume der gläubigen Seele zu dringen und das nach Trost und Beruhigung strebende Herz freundlich zu beschwichtigen. Darum bleibt auch, um mit Herder zu reden, nichts von ihnen, als Dämmerungston dunkler Empfindung in der Seele."

Auch Lessing weiß nicht viel zum Lobe der Klopstockschen

Lieder vorzubringen. In den Literaturbriefen (V. Bd. S. 125) sagt er: „Klopstocks Lieder sind alle so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet."

b. Oden, Hymnen und Elegien.

3. Psalm.

(Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. IV. Bd. S. 307. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 29.)

„Um Erden wandeln Monde" 2c.

1. Erläuterungen.

1. „Um Erden", Planeten bewegen sich Monde; die Planeten bewegen sich um Fixsterne, und alle Fixsterne, auch unsere Sonne, umkreisen, wie die Astronomen vermuthen, eine große Centralsonne. Die an diese Gedanken sich anschließende Anrede: „Vater unser, der du bist im Himmel!" wird von dem Dichter in dem Sinne genommen: Du aber, Vater im Himmel, bist ihr Urheber und Erhalter, und weit über sie alle erhaben.

2. „Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten", Fixsternen und Planeten mit ihren Trabanten. — „Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern." Wie die Himmelskörper des Weltalls unter sich verschieden sind, so sind es auch deren Bewohner, und zwar sowohl nach ihren Kräften, als nach ihren Körpern. „Aber alle denken Gott", alle sind im Stande, Gott zu erkennen, haben eine Vorstellung von Gott. Darum sollen alle seinen „Namen heiligen."

3. „Machte den tiefen Entwurf zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner." Er entwarf einen ewigen Plan, nach welchem nicht bloß die Menschen, sondern alle Weltbewohner vollkommen und glückselig werden sollen. Je mehr dieser Plan verwirklicht wird, desto mehr kommt das Reich Gottes zu uns. In der Ode Klopstocks: „Die Glückseligkeit Aller" heißt es in dieser Beziehung:

Gott, du bist Vater der Wesen
Nicht nur, daß sie wären;
Du bist es, daß sie auf ewig
Glückselig wären.

4. „Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges", ihr irdisches und ihr ewiges Wohl.

5. „— zerschmettert es", nämlich das, was am Halme, am Zweige u. s. w. ist; „es" ist also unpersönlich aufzufassen.

6. „— über des Donners Bahn", bei den Bewohnern anderer Welten. — „Sünder" und „Sterbliche" sind Bezeichnungen

des gleichen Subjectes; denn eben, weil sie Sünder sind, sind sie auch Sterbliche.

7. „Gesonderte Pfade“, verschiedene Wege. — „Einöden“, Leiden und Prüfungen, überhaupt Bild eines unglücklichen, mühseligen Lebens. — „— labet den Durstenden“, läßt uns nicht erliegen.

2. Angabe des Inhalts.

Die Inhaltsangabe erfolgt am passendsten nach den acht Abschnitten des Psalmes.

1. Der Dichter weist auf die Einrichtung des Weltalls hin und bezeichnet mit den Anfangsworten des Vaterunsers Gott als den Urheber und Erhalter desselben.

2. Alle Weltkörper sind bewohnt. So verschieden die darauf lebenden Geschöpfe aber auch nach Körper und Geist sind, so stimmen sie doch darin überein, daß sie Gott erkennen und sich desselben erfreuen können.

3. Gott, dessen Wesen und Seligkeit Niemand ganz ergründen kann, entwarf einen ewigen, die Seligkeit aller Geschöpfe bezweckenden Plan, dessen volle Verwirklichung die Erfüllung der zweiten Bitte ist.

4. Es ist sehr gut, daß er (in seiner Weisheit und Güte) das irdische und ewige Loos aller geschaffenen Wesen, auch das des Menschen, ordnete. Möge sein darauf zielender Wille von Allen befolgt werden.

5. Er läßt Alles gedeihen, was zu unserer Nahrung dient, kann jedoch durch zerstörende Naturerscheinungen auch wieder vernichten, was er gab; daher bitten wir: Gieb uns, was wir zur irdischen Nahrung bedürfen („Unser täglich Brot gieb uns heute“).

6. Ob die Bewohner anderer Weltkörper auch sündigen? Ob bei ihnen auch die Bande der Freundschaft zerrissen werden? fragt der Dichter und knüpft daran die fünfte Bitte: Vergieb uns, wie wir denen vergeben, die uns beleidigen.

7. Auf verschiedenen Wegen gelangen die Geschöpfe zu ihrer Bestimmung, einige selbst durch Leiden und Prüfungen, neben denen ihnen indeß die göttliche Liebe doch auch Freuden zu Theil werden läßt. Möchte Gott uns die Prüfungen (Versuchungen) nicht zu schwer machen!

8. Zum Schluß faßt der Dichter das Ganze nochmals zusammen und fügt hinzu, daß Gott Anbetung gebühre und er allein Herr in seinem Reiche sei, Macht und Hoheit besitze.

3. Grundgedanke.

Gott gebührt Lob als Schöpfer des Weltalls und als Vater der Erschaffenen.

4. Form der Darstellung.

Klopstock nennt dies Gedicht Psalm, was so viel bedeutet als Lobgesang auf Gott und auch mit dem Worte Hymnus oder Hymne bezeichnet wird. Wie es scheint, ist er gleich mit Rücksicht auf eine cantatenmäßige Composition gedichtet worden und hat eine solche auch von Schwenk und Neumann erhalten. Die Gliederung des Ganzen gehört Klopstock ganz an und ist später von verschiedenen Dichtern mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt worden, so von Mahlmann in seinem „Gebet der Kinder zu ihrem himmlischen Vater" („Du hast deine Säulen dir aufgebaut und deine Tempel gegründet!" U. s. w.), von Witschel u. A. Jeder Bitte steht eine kurze, aus ihr genommene oder auf sie hinleitende Betrachtung voran, wodurch der Ton der Betrachtung vorherrschend geworden ist. Eine Umschreibung des Vaterunsers ist nicht Absicht des Dichters gewesen. Das überall sichtliche Streben nach Kürze hat dem Ganzen den Schein einer gewissen oratorischen (rednerischen) Kälte angehaucht. Die Sprache ist durchweg eben so edel und schön, als die ganze Auffassung hoch und wahrhaft erhaben ist.

Die im 7. Abschnitte vorkommende unpersönliche Ausdrucksweise („Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf") ist der späteren Periode Klopstocks eigenthümlich.

5. Historisches.

Klopstock hat diesen Psalm 1789 gedichtet. Bei der am 22. März 1803 erfolgten Todtenfeier des Dichters wurde er in der Kirche zu Ottensen nach Schwenks Composition und unter dessen Leitung gesungen. Mehr als hundert Musiker und viele Sängerinnen aus Hamburg hatten sich dazu vereinigt, während drei Jungfrauen aus Altona Blumenkränze an den Sarg hefteten, der vor dem Altar niedergesetzt war.

6. Lesen.

Die Betrachtungen werden im Tone des ruhigen Fortschreitens, die Bitten jedoch mit etwas gehobener Stimme vorgetragen. Die im 1. Abschnitte enthaltene Steigerung ist auch durch die Stimme auszudrücken. Der 4. Abschnitt muß im Tone beglücken-

der Zufriedenheit wiedergegeben werden. In der ersten Zeile des 6. Abschnittes ist das Wort „über" zu betonen.

4. Die Frühlingsfeier.

(Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. IV. Bd. S. 116. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 30.)

„Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen" 2c.

1. Erläuterungen.

1. Str. „Nicht in den Ocean der Welten" 2c. Nicht in Betrachtung des Weltalls will ich mich versenken, noch in Betrachtung des Himmels, wo die Engel („ersten Erschaffenen") anbeten und Gott preisen. Man kann diesen Anfang auch auf die Ausarbeitung des Messias beziehen und sich vorstellen, daß der Dichter sagen wollte: „Nicht vom Himmel, wie in der Messiade, will ich singen, sondern von der Erde."

2. „— Tropfen am Eimer", die Erde.

3. „Die größeren Erden", die größeren Planeten, wie z. B. Saturn und Jupiter. — „Die Ströme des Lichts", der Stoff, woraus die Sonnen entstanden. — „Siebengestirne", Gruppen von Fixsternen. Das Siebengestirn, auch die Gluckhenne, von den Alten die Plejaden genannt, sind sieben Sterne im Stier. Hiob 38, 31 heißt es: „Kannst du die Bande des Siebengestirns zusammenbinden?" Die neuere Forschung hat das Siebengestirn als den Herzpunkt erkannt, welcher die Myriaden Sonnen der Fixsterne zusammenhält.

4. „Ein Wogensturz", d. h. ein ungeheurer Strom des Lichts, ein Katarakt von Lichtwogen, stürzte sich herab von den Felsen des Himmels und bildete den Gürtel des „Orion" (Name einer Fixsterngruppe).

5. „Myriaden", eigentlich Zahl von 10,000; dann Unzahl überhaupt. — „— mehr wie die Erden" 2c., denn ich bin unsterblich.

6. „Frühlingswürmchen", Goldkäfer. — „— grünlichgolden neben mir spielt", schillert, im Sonnenlichte glänzt.

9. „— gebildeter Staub", organisirte Materie. — „Sohn des Mais", d. h. der im Frühling, im Mai entsteht.

10. Die „Harfe" ist das Symbol der heiligen Poesie. An festlichen Tagen pflegen die Sänger ihre Instrumente zu schmücken, die Leier mit Lorbeer=, die Harfe mit Palmzweigen und die Telyn (Lyra der altnordischen Sänger) mit Eichenlaub.

11. „Ist Alles Allmacht", alles Geschöpfe und Zeuge deiner Allmacht.

17. „Zürnest du, Herr, weil Nacht dein Gewand ist?" Weil Nacht dein Gewand ist: soll ich daraus schließen, daß du zürnest?

20. „— wie ich dürste", mit heißem Eifer verlange. Der Ausdruck ist biblisch. Ps. 63, 2 heißt es: „Es dürstet meine Seele nach dir."

25. Anspielung auf den Würgeengel, der vor den Hütten der Israeliten vorüberging. 2 Mos. 12, 23.

27. „— Bogen des Friedens", Regenbogen.

4. Angabe des Gedankenganges.

Der Dichter stellt an einem schönen Frühlingsmorgen auf einem einsamen Spaziergange fromme Betrachtungen an. „Die Erde, die uns in dem unermeßlichen Weltall zur Wohnung angewiesen ist, und die jetzt der Frühling schmückt, erscheint ihm, so klein sie gegen das Universum ist, groß und ehrwürdig, weil sie ein Werk des Allmächtigen und der Wohnsitz des Geschlechts der Menschen ist, welchen Gott eine vernünftige und unsterbliche Seele gegeben hat. Er hängt diesem trostvollen Gedanken, der frohen Hoffnung ewiger Fortdauer, nach, bis er zufällig einen Goldkäfer erblickt, welchen er in dieser Stimmung mitleidig bedauert, weil er vielleicht nicht unsterblich ist; doch er entschlägt sich dieser anwandelnden Wehmuth und betrachtet von Neuem mit freudigem Herzen die Natur als das große und schöne Werk Gottes. Unterdeß hat sich in Osten ein Gewitter gebildet; es ziehet herauf; der Dichter betrachtet und beschreibt es nach Anfang und Fortgang, als in eben der Stimmung, in welcher er in den Erscheinungen der Natur die heilige Hand des Schöpfers gewahr wird." (Vetterlein.)

4. Grundgedanke.

Die höchste Freude (des Landlebens) ist die: durch den Anblick der Natur zur Betrachtung über Gott erhoben zu werden.

In dem Vorworte, mit welchem die „Frühlingsfeier" zuerst erschien, theilt der Dichter den Grundgedanken derselben in folgenden Worten etwas umständlicher selbst mit: „Mich deucht, es soll sich Niemand rühmen, daß er die Freuden des Landlebens kenne, wer sich der höchsten derselben nicht überläßt: ich meine, wer nicht durch den Anblick der Natur, er sehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte oder in einer weit ausgebreiteten Gegend, wer nicht oft durch diesen Anblick zu Betrachtungen über den, der dies Alles und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erst ist der Schatten recht kühl, der Wald grün,

die Luft erfrischend und wohlthätig, der Mondabend recht still, wenn die ruhige und schönere Seele als jenes Alles ist *), auf diesen Stufen zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporsteigt."

5. Form der Darstellung.

1. Die „Frühlingsfeier" stimmt in zwei wesentlichen Stücken mit dem oben besprochenen „Psalm" überein. Wie dort, so giebt auch hier der Dichter seiner innern Gefühlswelt Ausdruck und zwar in der Absicht, Gott zu loben. Wir müssen daher dies Gedicht ebenfalls als Hymne bezeichnen, ungeachtet Klopstock selbst es Ode nennt; Hymnen und Oden unterscheiden sich übrigens auch nur dem Inhalte, nicht der Form nach. Während nämlich die Ode der Ausdruck des aufgeregten, zur Begeisterung, selbst sogar zur Leidenschaft gesteigerten Gefühls ist, hat die Hymne den besondern Zweck, durch Mittheilung der innern Gefühle die Allmacht und Größe Gottes zu verherrlichen, ihn zu loben. Die Hymne verhält sich demnach etwa zur Ode, wie das geistliche Lied zum weltlichen. Vergleiche übrigens die nachstehende Ode: „Die frühen Gräber."

2. Sprache und Anschauungsweise sind ausgezeichnet und erinnern lebhaft an die des alten Testaments, die Klopstock auch in vielen andern Fällen nachzuahmen strebt. Zu dem erhabenen Bilde der 2. Strophe: „Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur will ich schweben und anbeten!" gab wohl Jesaias 40, 15 Anlaß, wo es heißt: „Die Heiden (Nationen) sind (vor Gott) geachtet wie ein Tropf, so im Eimer bleibet." Str. 7, 4: „O du, der sein wird", erinnert an 2 Mos. 3, 14: „Ich werde sein, der ich sein werde;" Str. 8, 2: „O du, der mich durch das dunkle Thal des Todes führen wird!" an Ps. 23, 4: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück: denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich." Str. 10, 3: „Du, meine Harfe, preise den Herrn", an Ps. 57, 9: „Wache auf, Psalter und Harfe!" und Ps. 108, 3: „Wohlauf, Psalter und Harfen! Ich will frühe auf sein;" Str. 11, 1 und 2: „Umwunden wieder, mit Psalmen ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!" an 3 Mos. 23, 40: „Und sollt' am ersten Tage Früchte nehmen von schönen Bäumen, Palmenzweige und Maien von dichten Bäumen", und an Ps. 13, 6: „Ich will dem Herrn singen, daß er so wohl an mir thut;" Str. 16, 3: „Herr!

---

*) Soll heißen: Wenn die ruhige Seele, die etwas Schöneres ist als jenes Alles.

Herr! Gott! barmherzig und gnädig!" an 2 Mos. 34, 6, wo dieselben Worte stehen; Str. 20, 1: „wie ich dürste, zu preisen!" an Ps. 63, 2: „es dürstet meine Seele nach dir;" Str. 21 an die Worte Moses, als auf Sinai der Herr in einer Wolke vor ihm vorübergeht, 2 Mos. 34, 6; Str. 25: „Aber nicht unsere Hütte! Unser Vater gebot seinem Verderber, vor unserer Hütte vorüberzugehen!" an 2 Mos. 12, 23: „Denn der Herr wird umhergehen und die Egypter plagen. Und wenn er das Blut sehen wird an der Ueberschwelle und an den zween Pfosten; wird er vor der Thür übergehen und den Verderber nicht in eure Häuser kommen lassen zu plagen;" Str. 27: „Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter: in stillem, sanftem Säuseln kommt Jehova, und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!" an 1 Kön. 19, 12: „Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen."

Das großartigste Bild enthält unstreitig die 4. Strophe in der 2. und 3. Zeile. Man muß sich anstrengen, um dies Bild ganz im Sinne des Dichters denken zu können.

Musterhaft und ganz aus der Natur geschöpft ist die mit der 13. Strophe beginnende Schilderung des Gewitters. Doch tritt auch hierin die alttestamentliche Anschauungsweise, wonach das Gewitter als sichtbare Erscheinung Gottes betrachtet wird, hervor.

Am wenigsten gelungen ist wohl die 6. und 7. Strophe. Abgesehen davon, daß das Heranziehen des Frühlingswürmchens als überflüssig und im Vergleich zu dem übrigen Inhalt als unpoetisch erscheint, so ist auch eine Anschauung der Natur, die Thränen des Bedauerns erregt, statt mit Dank, Freude und Begeisterung zu erfüllen, nicht die rechte. Der Dichter hat die Aufgabe, durch seine Schöpferkraft dem Leblosen Leben einzuhauchen, nicht aber wehmüthig auf das Seelenlose zu blicken.

3. In der Wahl der Ausdrücke ist der Dichter äußerst sorgfältig. Man vergleiche namentlich die 3. und 4. Strophe. Die Ströme des Lichtes rauschen und werden Sonnen; die größern Planeten entquellen; die Erde, die im Verhältniß zu den übrigen Weltkörpern ein Tropfen genannt wird, entrinnt der Hand des Allmächtigen. — Sehr bedeutungsvoll ist auch der Gebrauch von Herr und Vater in der 17. Strophe. Mit „Herr" wird der Allmächtige, mit „Vater" der Allgütige bezeichnet, und zwar in beiden Fällen dem Sinne des Vorangehenden ganz entsprechend. — Str. 21 wird der Blitzstrahl zückend, Str. 24 dagegend fliegend genannt; Ersterer verlor sich im Zickzack in der Wolke und hinterließ nur den „erschütternden Donner;" Letzterer zündete, daher der „geschmetterte Wald" dampfte.

4. Während in den meisten Gedichten das Silbenmaß für alle Strophen ein ganz bestimmtes, vorher festgestelltes ist, ist es

in dieser Hymne frei. Der Grund hierfür ist leicht zu erkennen, wenn man einzelne Strophen näher betrachtet. Lies't man z. B. den 2. Vers der 15. Strophe mit Aufmerksamkeit, so sieht man sogleich, daß der Dichter das wellenartige Beugen und Wiederemporstreben der Baumwipfel, so wie das Ab- und Aufsteigen der Wellen auf eine in die Sinne fallende Weise hat nachahmen wollen. Dazu eignete sich nun kein Versmaß so gut, als der vom Dichter gebrauchte Choriambus (— ◡ ◡ —), der ganz fällt und steigt, wie die Welle. In der 21. Strophe ist vom zuckenden Blitz und vom Rollen des Donners die Rede. Beides hat der Dichter glücklich durch den Rhythmus nachgeahmt, indem er zuerst lauter Daktylen (— ◡ ◡), im letzten Vers lauter Anapästen (◡ ◡ —) anwandte. Dieselbe Uebereinstimmung zwischen Rhythmus und Inhalt zeigt die 24. Strophe. Und in ähnlicher Weise erkennt man aus jeder einzelnen Strophe, daß der Dichter durch die Bewegung der Worte den Gedanken auf eine sinnliche Weise hat malen wollen. Das Silbenmaß gestaltet sich nach dem augenblicklichen Bedürfniß des Gedankens; es ist dem Worte untergeordnet, während bei einem schon im Voraus geschaffenen Metrum das Wort nach Einklang mit der gegebenen Form streben muß. „Ein auf solche Weise sich frei entwickelndes Metrum ist in der Poesie ungefähr das, was in der Musik das Phantasiren. Der Dichter überläßt sich ganz dem Strome seiner Gefühle und wählt für jede einzelne Empfindung, jeden einzelnen Gedanken eine gerade diesem anpassende Form. Aber diesen einzelnen rhythmischen Bewegungen fehlt die Einheit, und sie lösen sich am Ende gegenseitig auf. Allerdings wird der große Dichter auch in solcher Formlosigkeit gefallen; er wird vielleicht sogar auf diese Weise eine größere Masse von poetischen Mitteln entfalten und gerade dadurch den Leser gewinnen, ihn durch äußern Glanz bestechen; allein bei näherer Betrachtung kann sie nicht befriedigen, und der wahre Künstler wird sich ihr nicht hingeben, eben weil sie den vollständigen Gegensatz zur Kunst bildet, die vor Allem eine vollendete, in sich harmonische Form verlangt, eine Form, die, wie das altgriechische Kleid, nicht nur den Bewegungen des Körpers den freiesten Spielraum gewährt, sondern auch die Schönheit der einzelnen Glieder erblicken läßt, während unsere modernen Kleider für jeden einzelnen Theil des Körpers passen, für den sie bestimmt sind, und gerade dadurch die harmonische Erscheinung aller Formen hindern." (Kurz.)

5. Mehrfach hat der Dichter auch die Alliteration angewandt; so Strophe 8: „Thal des Todes;" Str. 15: „wirbeln die Winde;" Str. 23: „Woge den Wald."

5. Historisches.

Die „Frühlingsfeier“ ist 1759 in Kopenhagen gedichtet worden, und zwar nach einem einsamen Spaziergange an einem schönen Frühlingsmorgen. Sie hatte damals die Ueberschrift: „Ueber die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens.“ Als sie mit der jetzigen Ueberschrift erschien, hatte sie manche Verbesserungen erhalten und darf als eine der gelungensten Hymnen angesehen werden. Gegenstand und Form erinnern übrigens an ein in jener Zeit noch sehr berühmtes Gedicht von Barthold Brockes: „Die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille“, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Klopstock mit Brockes, der überhaupt viel Einfluß auf ihn hatte, in einen Wettkampf eingehen wollte.

Zumsteeg hat die „Frühlingsfeier in Musik gesetzt.

5. Die frühen Gräber.

(Klopstocks sämmtliche Werke Leipzig, 1854. IV. 162. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 31.)

„Willkommen, o silberner Mond.“ rc.

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 4. „Du entfliehst?“ Wenn eine etwas große Wolke dem Monde entgegen zieht, so scheint es, als ob der Mond der Wolke zufliege. Auf diese bekannte Erscheinung, optische Täuschung, weist der Dichter mit dieser Frage hin.

„Gedankenfreund!“ wird der Mond hier genannt, weil der Denkende, d. h. hier der in Gefühlen und Ideen Versunkene, ihn gern zum Genossen wählt, da er Gedanken der Unendlichkeit weckt.

2. Str. „Des Maies Erwachen“, ein schöner Frühlingsmorgen. Der Mai wird hier als Person, als Genius gedacht.

„Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt“ bezeichnet hier das Röthen der Gipfel der Berge und Hügel durch die ersten Sonnenstrahlen.

3. Str. V. 2. „— ernstes Moos“, d. h. zu ernster Betrachtung aufforderndes Moos.

2. Inhaltsangabe.

1. Der Dichter betrachtet in schöner Sommernacht den Mond und fordert ihn, als er zu bemerken glaubt, daß er fliehe, zum Verbleiben auf.

2. Schöner noch, als die Sommernacht, erscheint dem Dichter ein schöner Frühlingsmorgen mit seinem hell leuchtenden Thau und seiner lieblichen Beleuchtung der Hügelspitzen.

3. Mitten im Genuß der schönen heitern Sommernacht wird im Dichter das Andenken an seine verstorbenen Freunde und seine Sehnsucht nach ihnen rege. Er war höchst glücklich, als er noch mit ihnen solche Naturschönheiten genoß.

3. Grundgedanke.

Der in den beiden letzten Versen enthaltene Gedanke: „O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!“ kann als Hauptgedanke betrachtet werden.

4. Form der Darstellung.

Eine schöne Sommernacht, die Vergegenwärtigung eines noch schöneren Frühlingsmorgens und das sehnsüchtige Andenken an längst verstorbene Freunde haben die Gefühle des Dichters stark aufgeregt. Das Gedicht, was er in dieser Stimmung schreibt, in dem er seinen innigsten Gefühlen Worte giebt, wird daher zur Elegie. Die Gefühle werden darin ganz in der Folge ausgedrückt, in der sie nach und nach erwachten. Es ist übrigens dem Dichter eigen, von der Betrachtung des nächtlichen, gestirnten Himmels zu Gedanken an Tod und Grab überzugehen. Die kleine Ode: „Die Sommernacht“, drückt dieselbe Seelenstimmung aus.

Das Versmaß ist lieblich und schmiegt sich den sanften Empfindungen auf das innigste an. Der Dichter giebt es folgendermaßen an:

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —,
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ —,
◡ ◡ —, — ◡ —, — ◡ — ◡ —,
— ◡ ◡ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —.

5. Historisches.

„Die frühen Gräber“ sind 1764 gedichtet. Reichardt und Neumann haben diese Ode in Musik gesetzt.

Die unter Nr. 3, 4 und 5 besprochenen Dichtungen gehören zu den Oden, Hymnen und Elegien, also zur höheren Ly-

rik. Die Dichtungen dieser Art gehören zu dem Besten, was Klopstock überhaupt geliefert hat; manche derselben sind überhaupt noch heut unübertroffene Muster in ihrer Art *). Außer den aufgeführten gehört hierher der treffliche Odenkranz mit der Ueberschrift Wingolf, die Elegie an Ebert, Bardale, die Sommernacht, Der Zürichersee u. a. Klopstocks ganze Persönlichkeit war zur lyrischen Poesie angelegt, fand daher in den genannten Dichtungsarten ihren vollkommensten Ausdruck.

Klopstock hat über 200 Oden (Hymnen und Elegien) gedichtet. So mannigfach auch der Inhalt derselben ist, so lassen sie sich doch theils nach dem äußern Lebensgange des Dichters, theils nach den vorwaltenden Richtungen seines Denkens und Dichtens in fünf Gruppen bringen. Die erste Gruppe umfaßt diejenigen Oden, welche den Jahren 1748—1752, also der Jugendzeit des Dichters, angehören. Der Aufenthalt in Leipzig (1746—1748) hatte ihm manchen treuen Freund erworben, der in Langensalza (1748—1750) sein Herz mit Liebe zu der Schwester seines Freundes Schmidt, die „Fanny" seiner Oden, erfüllt. Die Oden dieser Zeit sind daher der Freundschaft und Liebe gewidmet. Es gehören hierzu: Wingolf, Die künftige Geliebte, An Fanny u. a. Zur zweiten Gruppe sind die aus den Jahren 1752—1758 zu zählen. In diese Zeit fallen Klopstocks Verlobung (Juni 1752) und Verheirathung (10. Juni 1754) mit Meta Moller aus Hamburg, zwei Begebenheiten, welche fast sein ganzes Dichten und Denken erfüllen und ganz geeignet sind, ihn lyrisch zu stimmen. Der Grundton in seinen hierher gehörigen Oden ist daher, wie in denen der ersten Gruppe, Liebe. Diesen beiden Perioden verdanken wir die schönsten Gedichte, ausgezeichnet durch Innigkeit der Empfindung und Schwung der Gedanken und Darstellung. Den Seelenzuständen des Dichters angemessen, zeichnen sich manche Oden der ersten Periode durch Schwermuth, die der zweiten dagegen durch Frohsinn aus. Die Ode „Der Zürichersee", die ganz Frohsinn ist, gehört jedoch der ersten Periode an. Bezeichnend für die zweite Gruppe sind außer andern: An Cidli, Das Ro-

---

*) „Die Oden sind Klopstocks bleibendste poetische That und die besten derselben (An Fanny — Der Zürichersee — Die todte Clarissa — An Cidli — Die beiden Musen — Der Rheinwein — Das neue Jahrhundert — Thuiskon — Der Eislauf — Die frühen Gräber — Schlachtgesang — Bardale — Unsere Sprache — Mein Vaterland) werden durch ihren kühnen Schwung, ihren patriotischen Herzschlag, ihre Glut und Tiefe der Empfindung auch künftigen Geschlechtern noch beweisen, daß Platen berechtigt war zu sagen, Klopstock habe „die Welt fortgerissen in erhabener Odenbeflügelung." (Joh. Scherr, Allgemeine Geschichte der Literatur. 2. Aufl. Stuttgart, 1861. Seite 426.)

senband. Zur dritten Odengruppe, zu der die aus den Jahren 1758—1766 gehören, lieferte das religiöse Leben des Dichters ihm die dichterischen Motive, nächst diesem der vaterländische Sinn, der ihm in hohem Grade eigen war.

Es gehören außer andern hierher: Die Frühlingsfeier, Der Erbarmer, Die Glückseligkeit Aller, Die frühen Gräber, Unsere Fürsten. Auch diese Gruppe enthält Treffliches; doch macht schon hier und da das rhetorische Pathos der warmen Empfindung den Sieg streitig. In den Oden der vierten Gruppe, aus der Zeit von 1766—1789 stammend, tritt die patriotische Gesinnung in den Vordergrund, die sich namentlich in dem Streben nach einer literarischen Selbstständigkeit der Deutschen kund giebt. Die der Sprache dienende Schrift: „Die deutsche Gelehrtenrepublik", fällt in diese Zeit, von charakteristischen Oden: Die Barden, Unsere Sprache, Die deutsche Sprache, Mein Vaterland, Vaterlandslied. Neben dem patriotischen Elemente macht sich hier und da auch das damit verwandte politische geltend. Mit aller Entschiedenheit tritt dasselbe jedoch erst in der fünften Odengruppe hervor, die in die Zeit von 1789—1802 fällt. Die französische Revolution hatte den Dichter mächtig angeregt und schöne Hoffnungen für das eigene Vaterland wachgerufen. Nicht alle Oden dieser Zeit sind von der Muse dictirt, auch nicht alle frei von Härten im Ausdruck und in der Construction; aber es findet sich auch viel Gutes dazwischen.

Liebe und Freundschaft waren auch schon vor Klopstock Gegenstand der Ode, wenn dieselben auch nicht so erhabenen Ausdruck fanden, wie durch ihn; neu eingeführt aber wurden durch ihn die Ideen von Vaterland und Freiheit, und zwar gleich in würdigster Weise. Diese Stofferweiterung in diesem Gebiete ist ein wesentliches Verdienst Klopstocks.

Die Sprache in Klopstocks Oden zeichnet sich durch Kürze, Gedrängtheit, Kraft und Kühnheit aus. Viele Ausdrücke darin sind geradezu neu oder doch in anderer Bedeutung gebraucht, als vor ihm. Die Sprache seiner Zeit war noch ziemlich steif und nicht fähig, eine große Mannigfaltigkeit von Ideen und Gefühlen in entsprechender Weise darzustellen; es fehlte ihr namentlich an sinnlich anschaulicher Kraft, und die Sprache der Poesie unterschied sich von der der Prosa nur äußerlich durch Sylbenmaß und Reim. Klopstock fühlte, daß eine erhöhtere Stimmung auch eine erhöhtere Darstellungsweise verlange, daß die poetische Sprache sich durch einen ungewöhnlichen Ausdruck von der prosaischen unterscheiden müsse, daß eine erhöhte leidenschaftliche Stimmung nur in einer ungewöhnlichen Wortstellung ihren natürlichen Ausdruck finden könne. Natürliche Anlage und fleißiges Sprachstudium

befähigten ihn, dieser Erkenntniß gemäß die Sprache zu handhaben. Sein Verdienst um die poetische, wie überhaupt um die Sprache ist ein außerordentliches, sehr hoch anzuschlagendes. Er erkannte das selbst an und sprach es in den letzten Strophen der Ode „An Freund und Feind" (1781), in der er die Wahl des Messias rechtfertigt, in kernhafter Weise aus, indem er sagt:

„Die Erhebung der Sprache,
Ihr gewählter Schall,
Bewegterer, edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst,
Und sie, und sie, die Religion,
Heilig und erhaben,
Furchtbar und lieblich, und groß und hehr,
Von Gott gesandt,
Haben mein Maal errichtet."

Scherr sagt in seiner Geschichte der Literatur (Stuttgart, 1861, S. 425): „Der poetische Styl seiner Jugend ist blank, körnig, gedrängt, originell und besonders in den Oden voll genialer Wendungen und Würfe."

Die kräftige, schwungreiche Sprache paßte zu den zu Klopstocks Zeiten gangbaren Formen der poetischen Darstellung nicht; er mußte sich daher neue schaffen. Schon beim Messias war sein Blick auf die antiken Versmaße, d. h. auf die der Griechen und Römer, gelenkt worden; er forschte ihnen weiter nach und versuchte sich in Nachbildungen. Die ersten Versuche fielen unbeholfen aus; durch unermüdliches Studium gelangte er aber bald zu der nöthigen Sicherheit und Gewandtheit. Später schuf er neue Versmaße, ließ sich aber dabei immer von den Grundsätzen der Alten leiten. Hier und da widerstreben diese Verse unserer Sprache und sind häufig nur für ein feines Ohr faß- und genießbar. Kommen zu den ungewöhnlichen Versen auch noch ungewöhnliche, verschränkte Wortstellungen, so wird das Verständniß des Gedichts sehr erschwert, und hierin hat es mit seinen Grund, daß Klopstocks Oden öfter genannt als gelesen werden.

Die Einführung der antiken Versmaße hatte zur Folge, daß Klopstock auch den Reim aufgab und nur für das Kirchenlied gelten ließ. Für die Oden und Hymnen ist dagegen nicht viel einzuwenden, da deren Charakter über die ruhige Beschaulichkeit, für die der Reim als sehr angemessen erscheint, hinausgeht. Aber es heißt das Wesen des Reimes, namentlich auch seine musikalische Natur, verkennen, wenn man ihn ganz für die Poesie verwirft, wie Klopstock es that. In der „Ode an J. H. Voß" (1782) eifert er ganz gewaltig gegen denselben. An die Stelle des Wohl-

klanges und des Silbenmaßes der Alten ist nach seiner Ansicht in die späteren Sprachen „ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren“, dessen „schmetternder Trommelschlag“, dessen „Gewirbel, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne“ leer und nichtssagend sei. So falsch diese Ansicht war, so hatte sie doch gute Wirkung, da die Dichter sich nun bemühten, den Mangel des musikalischen Reizes, welchen der Reim unzweifelhaft gewährt, durch größere Kraft und Mannigfaltigkeit der Gedanken und des Ausdruckes zu ersetzen, und das poetische Leben einer Dichtung mehr in deren Inhalt, als in ihre Form zu legen. Allgemeine Zustimmung fand Klopstocks Ansicht über den Reim natürlich nicht; vielmehr trat man ihr sehr entschieden entgegen, und namentlich wies Fr. Schlegel überzeugend nach, daß das Bestreben, den Reim abzuschaffen, gegen die Natur und den Geist der deutschen Sprache sei.

Schiller arbeitete anfangs seinen Wallenstein in Prosa, gewann aber bald die Ueberzeugung, daß in der Poesie Stoff und Form zusammen gehören, und wandte sich zum Rhythmus. Göthe billigte diesen Vorsatz lebhaft und meinte, überhaupt sollte alles Poetische rhythmisch behandelt werden, und wenn man in Deutschland eine sogenannte poetische Prosa eingeführt habe, so sei das gerade, als wenn sich Jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler die Aufgabe durch Anlegung eines Sumpfes zu lösen suchte.

c. Epigramme.

6. Unsere Sprache.

(Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. V. 325. 68.)

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich“ 2c.

7. Vergebliche Warnung.

(Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. V. 333. 85.)

„Jedes Wort, das ihr von dem Fremden, Deutsche, nehmt“ 2c.

Beide Epigramme haben das Lob der deutschen Sprache zum Gegenstande und geben Zeugniß von dem Patriotismus, von dem der Dichter durchdrungen war, und der sich so vielfältig in seinen Oden kund giebt. Die Liebe zur Muttersprache erfüllte ihn schon früh. Bereits in seiner Abschiedsrede in Schulpforte erklärte er, ein deutscher Dichter werden zu wollen, und er hat festgehalten an diesem löblichen Vorsatze und durch seine Dichtungen die deutsche Sprache erbaut, wie Keiner vor ihm.

In der „Gelehrtenrepublik“ (IX. 99) sagt Klopstock: „Freue du dich, daß du eine Sprache hast, die der griechischen nicht nur frei unter die Augen treten, sondern die ihr auch wohl diese und jene Frage thun darf.“

Die Epigramme, von denen sich 110 in dem V. Bande seiner Werke finden, gehören im Ganzen den späteren Lebensjahren des Dichters an. Eine kleine Anzahl abgerechnet, zu denen die vorstehend genannten gehören, sind die meisten von mäßigem Werthe. Klopstock war zu subjectiv und in späteren Jahren zu einseitig, als daß er ein guter Epigrammatiker hätte sein können. Dazu kommt noch, daß es seinem Ausdruck an der schlagenden Kürze fehlte, die das Epigramm fordert. Er strebt wohl nach Präcision des Ausdrucks, aber in diesem Streben wird er gekünstelt und fast unverständlich.

B. Epische Poesie.

8. Der Messias.

I. Das letzte Ostermahl.

(Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. I. Vierter Gesang. 148.)

„Jesus eilte nunmehr, mit seinen Jüngern das letzte festliche Mahl zu halten“ 2c.

1. Inhalts-Angabe.

Jesus ging mit seinen Jüngern nach Jerusalem, um mit ihnen das letzte Osterlamm zu feiern. Er benutzte dazu die Wohnung eines redlichen Mannes. Schweigend legten sich Alle um das bereitete Bundeslamm. Jesus erschien heiterer, als seine Jünger. Er unterbrach das Schweigen mit den Worten, daß er herzlich verlangt habe, dies Mahl mit ihnen zu feiern, und wies dann hin auf den Propheten Jesaias, der gewürdigt worden sei, die Erscheinung der Gottheit zu sehen und das Geheimniß des Erlösungswerkes zu erkennen. Wiederum trat Schweigen ein, das nur unterweilen durch ein kurzes Gebet eines Jüngers unterbrochen wurde. Lebbäus erkannte zuerst, daß Jesus sterben würde, und theilte dies Judas Ischariot mit. Nun erklärt Jesus offen, daß einer der Jünger ihn verrathen werde. Voll bangen Erstaunens fragen Alle: „Herr, bin ich's?“ erhalten aber nur unbestimmte Auskunft; des Judas Frage bejahet er jedoch. Darauf setzt Jesus das Abendmahl ein, wobei Johannes gewür-

digt wird, die Versammlung der Seraphim zu sehen und die Gottheit des Messias zu erkennen, der ihn umarmt. Als auch Judas den Kelch empfängt, weist Jesus auf den Lohn hin, den seine treuen Jünger einst empfangen werden, aber auch auf das traurige Loos des Verräthers. Johannes erhält die Gewißheit, daß Judas der Verräther ist, schweigt aber darüber gegen die übrigen Jünger. Judas verließ nun die Versammlung und ging zum Hohenpriester. Gedanken des Neides, hervorgerufen durch den bevorzugten Johannes, und Zweifel an der Gottheit Jesu durchkreuzen sich in ihm. Nachdem nun so die Versammlung gereinigt ist, ergreift Jesus wieder das Wort, redet von seiner und Gottes bevorstehenden Verherrlichung, tröstet die weinenden Jünger und ermahnt zu gegenseitiger Liebe. Petrus erklärt sich bereit, mit Jesu in den Tod zu gehen; aber Jesus kennt ihn besser und sagt ihm, daß er ihn verleugnen werde. Nun kniete er mit den Jüngern nieder, betete inbrünstig und ging dann in Begleitung seiner Getreuen über den Kidron, um sich im Garten Gethsemane dem Gerichte Gottes zu stellen.

II. Das ganze Gedicht.

1. Inhalt des ganzen Gedichts.

1. Gesang. Der Messias zieht sich vom Volke auf den Oelberg zurück und legt noch einmal feierlich vor Gott das Gelübde der Erlösung ab. In seiner Seele beginnen schon die Leiden der Erlösung. Sein Engel Gabriel wird von ihm in den Himmel gesandt, sein Gebet vor Gott zu bringen. Der Weg zum Himmel und dieser selbst wird beschrieben. Eloa, der erhabenste der Engel, kommt dem Gabriel entgegen und führt ihn zum Altar des Messias, an dem Gabriel opfert und das Gebet des Messias singt. Alles erwartet still die Antwort des Allerhöchsten. Unter einem Gewitter erschließt sich das Allerheiligste des Himmels, und Gott enthüllt durch den Mund Eloa's seinen Willen und die Zukunft. Auch empfängt Gabriel Befehle an den Engel der Sonne und die Engel der Erde, und steigt dann wieder zur Erde herab. Hier findet er den Messias schlummernd, redet ihn aber, als den Allwissenden, an. Von da geht er durch eine Oeffnung am Nordpol ins Innere der Erde zu den Schutzengeln der Erdbewohner, die hier auf einer kleinen Sonne wohnen. Hier werden auch die Seelen früh verstorbener Kinder für den Himmel vorbereitet. Von dort erhebt Gabriel sich zur Sonne und findet daselbst die Seelen des ersten Menschenpaares und der heiligen Väter. — 2. Gesang. Die Seelen der Väter sehen den Messias bei anbrechendem Tage erwachen, und Adams und Eva's Seele begrüßen ihn mit einem heiligen Liede. Jesus

erfährt von Raphael, dem Schutzengel des Johannes, daß dieser Jünger in den Gräbern am Oelberge einen Besessenen betrachte. Er geht hin und findet Samma, vom Satan gequält. Der Messias nöthigt durch verborgene Gewalt den Satan zur Flucht und befreit Samma von seiner Qual. Während Jesus mit Johannes allein in den Gräbern bleibt, eilt Satan zur Hölle, berichtet, was er vom Messias weiß, und beschließt dessen Tod. Abbadona widerspricht. Statt des vor Wuth schweigenden Satans antwortet ihm Adramelech und billigt Satans Entschluß. Seinem Beispiel folgt die ganze Hölle. Satan und Adramelech kehren zur Erde zurück. Abbadona folgt ihnen von fern, beklagt beim Eintritt in Gottes prächtige Schöpfung seine verlorene Herrlichkeit, macht vergebliche Versuche, sich selbst zu vernichten, und gelangt zur Erde. Satan und Adramelech nähern sich gleichfalls der Erde und lassen sich auf den Oelberg nieder. — 3. Gesang. Der Messias ist noch in den Gräbern. Die Leiden seiner Seele wachsen. Eloa steigt hernieder und zählt seine Thränen. Die Seelen der Väter senden den Seraph Selia herab, um des Messias Erlösungswerk zu beobachten. Jesus schläft zum letzten Male ein. Selia wird durch die Schutzengel der Jünger von den Charakteren derselben unterrichtet. Satan erscheint dem Judas unter der Gestalt seines Vaters im Traume. Der Messias erwacht und redet zu den Jüngern von ihrer nahen Trennung. Judas hält sich seitwärts verborgen; er hört den Messias und beginnt die Wirkung Satans und seiner eigenen Bosheit zu empfinden. — 4. Gesang. Kaiphas, der auch einen Traum vom Satan gehabt, versammelt den Rath der Priester und Aeltesten, um Jesu Tod zu beschließen. Nachdem er und Philo für die Verurtheilung und Gamaliel und Nikodemus dagegen gesprochen, verläßt Letzterer mit Joseph die Versammlung. Judas kommt und eröffnet dem Kaiphas insgeheim seine Absicht. Kaiphas theilt sie der Versammlung mit und belohnt den Verräther. Der Messias sendet Petrus und Johannes in die Stadt zur Bereitung des letzten Abendmahls. Dort versammeln sich die Freunde Jesu: seine Mutter, Lazarus der Auferweckte, der Jüngling von Nain und seine Geliebte Cidli u. A. Die fromme Liebe der beiden Letztgenannten. Jesus verweilt indeß in Betrachtungen auf Golgatha. Auf seinem Gange nach der Stadt gesellt sich Judas zu den Jüngern. Sein Schutzengel Ithuriel verläßt ihn und wird von Jesu zu Petrus' zweitem Engel bestimmt. Jesus kommt in der Stadt an und begeht mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl. Hierauf begiebt er sich nach dem Oelberge. — 5. Gesang. Gott steigt auf Tabor hernieder, Gericht über den Messias zu halten; Eloa folgt von ferne. Ein Seraph führt die Seelen von sechs eben gestorbenen morgenländischen Weisen vorüber. Gott nimmt

seinen Weg an einem Stern vorbei, auf dem ein unschuldig und unsterblich gebliebenes Geschlecht von Menschen wohnt. Gott ist auf Tabor angelangt; Eloa ruft feierlich den Messias zu Gericht. Das Leiden Jesu beginnt. In der ersten Leidensstunde spottet seiner Adramelech; in der zweiten redet Abbadona ihn an und ergießt sich in klagende Betrachtungen; vor der dritten, schwersten Leidensstunde singt ihm Eloa ein Triumphlied von seiner künftigen Herrlichkeit. Jede der überstandenen Leidensstunden wird von dem Himmel besungen. Das Gericht ist gehalten, und Gott kehrt zu seinem Throne zurück. — 6. Gesang. Jesus wird von der von Judas angeführten Schaar gefangen genommen und gebunden. Unterdeß harrt die Versammlung der Priester voll Ungeduld des Ausganges. Drei Boten nacheinander melden die nähern Umstände der Gefangennehmung und das Herannahen Jesu. Da der Messias jedoch, bei Hannas aufgehalten, noch nicht erscheint, so eilt ihm Pilo entgegen, um seine Verurtheilung zu beschleunigen. Jesus erscheint vor dem Synedrium. Portia, des Pilatus Gemahlin, ist heimlich gekommen, um Jesus zu sehen, und bewundert die Art, wie Jesus die Anklage Philo's anhört. Die Anklagrede des Kaiphas. Falsche Zeugen treten auf. Kaiphas' Wuth, daß der Messias nichts erwiedert. Zuletzt erklärt der Messias, daß er der Sohn Gottes und der Richter der Welt sei. Er wird zum Tode verurtheilt und von der Wache roh behandelt. Unterredung Gabriels und Eloa's hierüber. Portia entfernt sich voll Wehmuth und wendet sich an den höchsten der Götter. Petrus verleugnet den Herrn und bereut seine Sünde. — 7. Gesang. Der Todestag des Messias bricht an. Eloa besingt ihn. Jesus vor Pilatus, bei dem er von Kaiphas und Philo angeklagt wird. Pilatus nimmt ihn in ein besonderes Verhör. Judas' Tod. Pilatus kehrt zurück mit der Erklärung, daß er Jesus dem Herodes senden wolle. Maria kommt, sieht ihren Sohn und wendet sich in ihrem Schmerz an Portia. Unterredung zwischen Maria und Portia. Der Messias vor Herodes. Dieser verlangt ein Wunder von Jesus, bleibt jedoch ohne Antwort. Durch Kaiphas noch mehr gegen ihn aufgereizt, sendet ihn Herodes zu Pilatus zurück. Philo reizt durch seine Vertrauten das zum Feste gekommene Volk wider Jesus auf. Versuch des Pilatus, ihn zu retten (Barrabas), durch Philo vereitelt. Der Messias zur Geißelung geführt. Wiederholte Bemühungen des Pilatus zu seinen Gunsten. Zuletzt übergiebt er auf den Vorwurf, daß er sich nicht als Freund des Kaisers zeige, Jesus in die Gewalt der Priester, die ihn zum Tode führen. — 8. Gesang. Eloa verkündet den Himmeln, daß der Versöhner zum Tode geführt werde, läßt die Engel der Erde einen Kreis über Golgatha schließen und weiht den Hügel zum Tode des unter seinem Kreuze

herannahenden Mittlers ein. Gabriel führt die Seelen der Väter auf den Oelberg herab. Anrede Adams an die Erde. Satan und Adramelech erscheinen, werden von Eloa zurückgewiesen und ins todte Meer gestürzt. Jesus ist auf Golgatha angekommen und wird ans Kreuz geschlagen. Erdbeben. Stillstand der ganzen Schöpfung. Der Gottmensch bittet den Vater um Gnade für das Volk. Bekehrung des mitgekreuzigten Missethäters. Finsterniß. Die Seelen des zukünftigen Menschengeschlechts werden von Uriel zur Erde heruntergeführt; der Mittler sieht sie mit liebevollem Blicke an. Leiden am Kreuze. Erderschütterung, Sturm, Donner. Todesengel schweben hernieder. Eindruck derselben auf die Seelen der Väter, besonders auf Eva, deren Theilnahme ausführlicher dargestellt ist. — 9. Gesang. Weitere Leiden des Messias am Kreuze. Johannes und Maria unter demselben. Petrus sucht bei seinen Freunden (Lebbäus, Andreas, Joseph, Nikodemus) Trost und kehrt dann nach Golgatha zurück. Unterredung der Väter, besonders Abrahams, Moses' und Isaaks. Ein Cherub führt Seelen eben gestorbener frommer Heiden gegen das Kreuz herauf. Der Versöhner redet Maria und Johannes an. Seine Leiden. Erneuertes Erdbeben. Es dringt bis in eine tiefe Höhle, in die sich Abbadona geflüchtet. Er wagt sich wieder in die Nähe des Messias; seine Empfindungen beim Anblick desselben. Er sieht seinen ehemaligen Freund Abdiel und entflieht. Ein Todesengel führt Judas' Seele zum Kreuze, zeigt ihr den sterbenden Messias, dann die Seligkeit der Himmel von ferne und stürzt sie zuletzt in die Hölle. — 10. Gesang. Der Vater blickt von seinem Throne auf den Sohn herab. Dieser empfindet den nahenden Tod, betet insgeheim für die Sterbenden, blickt dann nach dem todten Meere hin, wo Satan und Adramelech sein Gericht empfinden, wendet dann sein Antlitz auf die Schaaren der umgebenden Heiligen, besonders auf die Seelen künftiger Menschengeschlechter, und segnet sie, indem sie von ihren Engeln fortgeführt werden. Charakteristik dieser Seelen. Auch die Seelen der Väter segnen die vorüberschwebenden. Mirjam und Debora klagen den Tod des Versöhners in einem Liede. Empfindungen des Lazarus. Uriel verkündigt den Heiligen, daß er den ersten Todesengel sich der Erde nähern gesehen habe. Der Eindruck dieser Nachricht auf die Seelen der Väter, besonders auf Adam und Eva. Gebete Adams, in welche Eva im Herzen einstimmt. Eloa ruft von der Zinne des Tempels: Der Todesengel kommt! Dieser tritt auf den Sinai, fleht zum Messias um Stärke, den Befehl Gottes zu vollbringen, und verkündet dann Jehova's Gebot. Der Messias stirbt. — 11. Gesang. Die Herrlichkeit des Messias schwebt über dem Leichnam und dann von Golgatha ins Allerheiligste, dessen Vorhang

unter einem Erdbeben zerreißt. Gabriel gebietet den Heiligen, sich Jeder zu einem Grabe zu begeben. Der Messias verläßt den Tempel und erweckt die Heiligen vom Tode: Adam, Eva, Abel, Seth, Enos u. s. w. bis auf Simeon und Johannes den Täufer herab (mehr als siebenzig werden einzeln aufgeführt). — 12. Gesang. Joseph erhält von Pilatus die Erlaubniß, den Leichnam Jesu zu begraben. Er und Nikodemus salben und begraben ihn. Chöre der Auferstandenen und Engel bei dem Begräbniß. Versammlung der Freunde Jesu im Hause des Johannes. Tod der Maria, der Schwester des Lazarus. Lazarus, der bei ihrem Tode zugegen gewesen, kommt in die Versammlung der Frommen und bemüht sich, sie zu trösten. Salem, des Johannes Engel, stärkt ihn durch einen Traum. — 13. Gesang. Gabriel versammelt die Engel und die Auferstandenen um das Grab, wo sie betend der Auferstehung des Messias harren. Zweifel des wachehaltenden römischen Hauptmanns Eneus. Die Seele Maria's, der Schwester des Lazarus, kommt in die Versammlung der Heiligen. Verschiedenes Verhalten Satans und Adramelechs, die vom Todesengel Obaddon aus dem todten Meere hervorgerufen werden, und Abbadona's. Die Herrlichkeit des Messias naht sich vom Himmel; Adam und Eloa beten ihn an. Der Messias steht vom Tode auf. Triumphgesänge der Engel, der Auferstandenen, der Söhne Thirza's u. s. w. Die Seele eines Heiden wird vor den Messias gebracht; er richtet den Todten und verschwindet. Nachricht von der Auferstehung in der Versammlung der Priester. Philo bringt sich um. Obaddon führt seine Seele zur Hölle. — 14. Gesang. Die Frauen am Grabe. Jesus erscheint der Maria Magdalena, neun andern frommen Frauen und dem Petrus. Diese melden es der Versammlung der Jünger. Des Thomas Zweifel. Jesus in Emmaus. Thomas geht zum Oelberge und klagt und betet dort. Ein Auferstandener, den er nicht kennt, redet mit ihm. Jesus erscheint in der Versammlung der Jünger. — 15. Gesang. Einige der Auferstandenen erscheinen. Solche Erscheinungen zu sehen, werden gewürdigt: Nephthra, einer der Knaben, die Jesus unter das Volk stellte; Tabitha, die Petrus auferweckte; Eidli; Stephanus; Barnabas Joses, der Levit aus Cypern; Portia u. s. w. — 16. Gesang. Jesus offenbart sich auf Tabor den dort versammelten Auferstandenen und Engeln als Richter der Todten und Beherrscher der Welt. Er hält Gericht über die Seelen der Jüngstverstorbenen. Dazwischen erscheint der Schutzengel eines Sterns, der verwandelt werden soll, und bittet, die Verwandlung beschleunigen zu dürfen. Fortsetzung des Gerichts. Dann steigt der Messias zur Hölle hinab und bestraft die gefallenen Geister. — 17. Gesang. Der Messias erscheint dem Thomas. Er steigt mit Gabriel zu den Geistern der in der Sündfluth Um-

gekommenen hinab und entscheidet ihr Schicksal. Dann folgen wieder vielfältige Erscheinungen der Auferstandenen bei dem Grabe des Erlösers, bei einem Mahle in Lazarus' Garten, zu dem dieser Freunde und zum Fest gekommene Pilger eingeladen hat. Fernere Erscheinungen, im Einzelnen aufgezählt. — 18. Gesang. Adam wird auf seinen Wunsch, einige Folgen der Versöhnung zu sehen, eines Blickes in das Weltgericht gewürdigt. Er erzählt den Auferstandenen und Engeln, wie er Gericht halten sah: über die Christenverfolger, die Religionsverächter, die Unterdrücker des Guten, die Stifter des Götzendienstes und die bösen Könige. 19. Gesang. Adam berichtet Weiteres von seinem Gesichte, insbesondere von der Begnadigung Abbadona's. Fernere Erscheinungen Jesu vor den Jüngern und Andern. Johannes hat eine Offenbarung von der Ausgießung des heiligen Geistes. Die Zeit der Himmelfahrt ist gekommen. Jesus geht mit den Jüngern auf den Oelberg, wo unsichtbar die Schaaren der Heiligen versammelt sind. Er segnet die Jünger und fährt gen Himmel. Eloa redet zu den Jüngern, die nach Jerusalem zurückkehren und die Ausgießung des heiligen Geistes erwarten. — 20. Gesang. Triumphzug des Messias zum Himmel. Triumphgesänge der Engel, Auferstandenen und Seelen. Seelen jüngstverstorbener Frommen schließen sich, von Engeln geführt, dem Zuge an; desgleichen die Bewohner eines Sterns. Das Triumphheer schwebt nahe bei dem Wohnsitz der schuldlos gebliebenen Menschen vorüber. Zuruf derselben. Loblied zweier künftigen Christen. Unterdeß dauern die Gesänge der Schaaren zum Preise des Messias fort, bis er den Himmel erreicht und sich zur Rechten des Vaters setzt.

2. Der Stoff des Gedichts.

Wie jener sächsische Bauer und der Mönch Otfried das Leben Jesu zum Gegenstande poetischer Bearbeitung machten (im „Heliand" und „Krist"), so hat Klopstock, wie wir bereits gesehen haben, das Leiden Jesu dichterisch darzustellen und jenen alten Evangelienharmonien gewissermaßen die weihevolle Vollendung zu geben versucht. Dieser Stoff ist allerdings ein erhabener; doch liegt seine Erhabenheit nicht in einer Reihe großartiger Begebenheiten, sondern in ihrer göttlichen Einfachheit. Es sind nur wenige Thatsachen, welche uns die Evangelisten berichten, und der Dichter durfte diese nicht poetisch erweitern, ohne den gläubigen Christen zu nahe zu treten*). Als Protestant mußte er sich's

*) „Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den geringsten Umstand ändern dürfte." Lessing, in der Beurtheilung des Messias.

sogar versagen, den ganzen Reichthum der Heiligengeschichte und der Legende zur weiteren Ausmalung zu benutzen. Dieser Mangel an Thatsachen und die durch die Umstände gebotene Beschränkung auf dieselben, außerdem auch das Festhalten an dem streng kirchlichen Gesichtspunkte der Versöhnung Gottes, nöthigten den Dichter, eine andere Art von Personen und Begebenheiten zu erfinden und mit den gegebenen in Verbindung zu setzen, um die epische Ausführung möglich zu machen: er führte Gott und die Engel ein und verlegte die Handlung zum Theil in den Himmel, d. h. auf einen unsichtbaren überirdischen Schauplatz. Daraus ist ihm kein großer Gewinn erwachsen. Gott, der auf diese Weise der Mittelpunkt und Hebel aller Begebenheiten wurde, widerstrebt der himmlisch anschaulichen Darstellung, wenigstens wie sie der epische Dichter verlangt; die gewaltigsten Bilder werden kleinlich, wie sie nur in Zeit und Raum zu fassen sind, jede Beschränkung aber mit dem Begriff der Gottheit in Widerspruch steht. Aehnlich verhält es sich mit der höheren Geisterwelt, welche der Dichter zur Vermittlung zwischen Gott und den Menschen einführte. Die Christen glauben zwar der Mehrzahl nach an Engel, und die Kirche hat diesen Glauben mit allen möglichen Mitteln festzusetzen und zu verbreiten gesucht, die bildende Kunst hat ihn zu ihren Schöpfungen vielfältig benutzt; aber dessenungeachtet sind diese Wesen nicht zu einer bestimmten Individualität gelangt. Das Wort Engel bezeichnet einen ganz allgemeinen Begriff; denn so viele wir uns ihrer auch denken, so oft auch versucht worden ist, dieselben nach ihren Eigenthümlichkeiten zu gruppiren*), wir stellen uns dennoch alle in der nämlichen äußern Erscheinung und mit dem nämlichen Charakter vor, selbst die unter besonderen Namen aufgeführten. Die Engel sind daher in der That eben so wesenlos, wie die Silphen und andere geisterhafte Wesen der komischen Dichter, und werden, wie diese, zu bloßen Abstractionen oder zu allegorischen Figuren, da ihnen der Stoff zur persönlichen Gestaltung fehlt. Dieser Uebereinstimmung entsprechen auch die Handlungen, welche der Dichter den Engeln anweist; sie sind so allgemeiner Art, daß sich ein bestimmter

---

*) „Diese große Menge der Engel bilden aber nicht eine untergeordnete Masse, sondern stehen unter Fürsten (Joh. 5, 14. 15.) und bilden verschiedene Gruppen und Abtheilungen. Es werden unterschieden Cherubim und Seraphim (z. B. 1 Mose, 3, 24; Jes. 6, 2.), Engel und Erzengel (1 Thess. 4, 16.), auserwählte Engel (1 Tim. 5, 21.), Throne und Herrschaften, Fürstenthümer und Obrigkeiten (Col. 1, 16.) und Gewaltige (1 Petri 3, 22.).“ (Dr. Wangemann, Biblisches Hand- und Hülfsbuch zu Luthers kleinem Katechismus. Berlin, 1857.) Schade, daß Klopstock die ausführliche Abhandlung des Verfassers über die Engel nicht benutzen konnte!

Charakter nicht entwickeln kann. Die Engel erscheinen insgemein nur als Boten des Ewigen und der Dichter gebraucht sie in diesem Sinne auf eine so übermäßige Weise, daß ganze Gesänge fast aus lauter Gesandtschaften bestehen. Die Engel treten daher nirgends im Gedicht als bestimmte Individuen, als leicht unterscheidbare Gestalten vor uns auf. „Was Klopstock zur Anschauung bringen möchte", sagt Gelzer, „entzieht sich bei ihm eigentlich aller Anschauung; himmlische Erscheinungen treten auf; sie reden, handeln; aber nie vermag seine Darstellung uns ein Bild von ihnen einzuprägen." — „In der Messiade lernen wir zwar, wie jene Himmlischen denken und fühlen, wir hören sie sprechen; aber als Individuen, als unterscheidbare Gestalten stehen sie nie vor uns." (Deutsche Nationalliteratur. I. 158.)

Man kann sonach nicht sagen, daß der Dichter in der Wahl des Stoffes und in der von ihm versuchten Erweiterung desselben besonders glücklich gewesen wäre.

3. Idee der Dichtung.

Der Dichter wollte die Erlösung der Menschheit durch Christus poetisch darstellen, wie er es in den ersten Versen der Messiade ausspricht:

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
— Er that's, und vollbrachte die große Versöhnung."

Das Erlösungswerk liegt theils in der Lehre, die Christus den Menschen mitgetheilt hat, theils in seinem Opfertode, durch welchen er die Versöhnung Gottes mit dem menschlichen Geschlecht vollendete. Der Kernpunkt der Dichtung ist der Opfertod, und hiermit hätte dieselbe abschließen sollen. Der Dichter fügt demselben aber noch die Auferstehung und die Himmelfahrt hinzu, die beide nur insofern mit dem Erlösungswerke zusammenhängen, als sie die Göttlichkeit Jesu beurkunden sollen. Die Evangelisten thun das auch, aber nur gedrängt. Klopstock hat den Leiden und dem Opfertode Jesu elf Gesänge gewidmet, der Auferstehung und Himmelfahrt neun, die nach der Anzahl der Verse die volle Hälfte des Ganzen ausmachen. Der Dichter hat sonach auf Begebenheiten, die mit der Idee der Dichtung nur locker zusammenhängen, ein unverhältnißmäßiges Gewicht gelegt und hierdurch die höhere Einheit wesentlich gestört; es fehlt der Dichtung das Ebenmaß der Theile.

4. Dichtungsart. Mängel und Werth der Dichtung.

Der Messias ist ein Epos oder sollte es wenigstens werden. In einem Epos fügt sich, wie wir bereits beim Nibelungenliede und bei der Gudrun gesehen haben, eine Begebenheit, eine Handlung an die andere; Reflexionen werden nirgends darin angestellt, es fehlt die Zeit dazu. In der Messiade ist das anders. Das wahrhaft Epische, die Handlung, ist das Schwächste im Gedicht. Statt Begebenheiten mitzutheilen und handelnde Personen vorzuführen, entwickelt der Dichter beständig Ideen, oder schildert Empfindungen, wobei er von der realen Grundlage nur die Anlässe entlehnt und ihr kein Recht der Selbstständigkeit zusteht. Schiller hat ganz richtig die Darstellung in der Messiade musikalisch genannt, da sie nicht die Gegenstände und durch Gegenstände schildert, sondern wie die Musik das Auge umgeht und unmittelbar von dem Herzen zum Herzen spricht. „Klopstock zieht Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden.“ (Schiller „Ueber naive und sentimentale Dichtung.“)*) Es sind im Grunde fast nur die Gleichnisse, die im „Messias“ an episches Leben erinnern. Am reichsten ist hieran die erste Hälfte, während sie in der zweiten immer seltener erscheinen und zugleich an Leben und Anschaulichkeit verlieren, indem sie meist nicht sowohl innere Gemüthszustände durch äußere, der Natur und der Körperwelt entnommene Bilder versinnlichen, als vielmehr die Erscheinungen des innern, ja selbst des äußern Lebens durch Abstractionen zu erklären suchen. Zu den Partien, welche in epischer Beziehung am meisten befriedigen, ja zum Theil ganz trefflich und studirenswerth sind, gehören: das Ostermahl, der Verrath, die Vorgänge bei dem Processe, der Antheil des Pilatus und der Portia, der Sturm des Volkes, der Heimgang der Maria von Bethanien, die Erscheinung nach der Auferstehung. Aber diese Scenen reichen nicht aus, das Gedicht zu einem Epos zu machen. In der That ist der „Messias“ nichts weiter, als eine Reihe von lyrischen Gedichten, „ein elegisch-schildernder Hymnus auf den Stifter des Christenthums“, wie Joh. Scherr sagt.

Wir reihen hieran noch das etwas scharfe, im Ganzen aber zutreffende Urtheil, welches Hillebrand (in seiner deutschen Nationalliteratur) über den „Messias“ als Kunstwerk fällt. „Die Mes-

---

*) Schillers Ansicht über den Messias läßt sich sehr deutlich aus folgendem Epigramm erkennen:

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

siade", sagt er, „wurde der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebensbezüge und heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens (1748—1773) hat er ihm gewidmet. Was Wunder, wenn daher alle seine übrigen Dichtungen nicht viel Anderes sind, als Variationen über Motive der Messiade. Sehen wir davon ab, daß das Werk, welches in seinen zwanzig Gesängen gleichsam die ungefähren zwanzig Jahre seiner Geburt an sich darstellt, in seinen zwei poetisch sehr ungleichen Hälften nothwendig die Spuren dieser langen und langsamen Ausbildung tragen und uns daher in seiner Gesammtheit wohl mit verschiedenen Tönen entgegenklingen muß; fragen wir dagegen nach seinen eigentlich ästhetischen Ansprüchen überhaupt, so ist nicht zu verkennen, daß diese nicht sowohl in der klassischen Haltung des Ganzen, als vielmehr nur in gelungenen Einzelnheiten gegründet sind. Das Werk bietet poetische Schönheiten, ohne in seiner Gesammtheit poetisch-schön zu sein. Wo des Dichters Herz redet, ist seine Sprache die reinste Dichtung, mag sie Freude oder Schmerz, Liebe oder edeln Zorn besingen. Mit ergreifenden Tönen versteht er die elegische Wehmuth wie das mächtig erschütternde Pathos tiefster Empfindung auszusprechen; allein wie aus den leeren Hallen eines hohen und weiten Gebäudes klingen uns jene vereinzelten Töne entgegen aus dem großen Ganzen der Dichtung, in welcher die religiös-moralische Tendenz und die dogmatische Befangenheit den freien Gang der epischen Muse fast bei jedem Schritte hemmen. Wenden wir uns daher von solchen lyrischen und elegischen Sonderheiten ab, um, wie das Werk verlangt, den Maßstab der Epopöe anzulegen, so bleibt dasselbe fast selbst hinter den billigsten Forderungen, die man an diese Dichtart zu stellen hat, zu sehr zurück, als daß ihm der Ruhm eines national-klassischen Epos, oder gar dem Dichter der Name eines deutschen Homer zugestanden werden dürfte, womit er seiner Zeit vielfach begrüßt wurde. Vor Allem fehlt ihm die epische Substanz, die inhaltliche Entwickelung der Handlung, die angemessene Benutzung und Bewältigung der gegebenen Beziehungen in Geschichte und Leben, kurz, die freie Hingabe an die gegenständliche Welt und Wahrheit, an die Mannigfaltigkeit sinnlicher Anschauung und Lebensverhältnisse, woraus denn nothwendig eine höchst unpoetische Einförmigkeit für das Ganze hervorgehen mußte. Die Dogmatik bietet für jenen Mangel eben so wenig Ersatz, als die nordische Mythologie in den Bardengesängen des Dichters die nationale Wesenheit ersetzen kann; vielmehr hat gerade die Herrschaft der Theologie über die freie religiöse Weltanschauung das Gedicht in seiner episch-objectiven Bewegung vielfach behindert und gehemmt. Ebensowenig vermag die subjective Begeisterung, welche

ohnedies nicht selten den Schein der Anstrengung verräth, uns über die Dürftigkeit des Gehalts zu trösten. Das erhabene Verstummen der Bewunderung vor dem Unendlichen, die oft erzwungenen Situationen der Anbetung und stillen Betrachtung, die verschleierten Reflexionen und maskirten Allgemeinheiten, die Kühnheit der Gleichnisse wie der Schimmer wiederkehrender Bilder täuschen uns ebensowenig hinsichts der Leerheit und Bewegungslosigkeit der Handlung, als der vordringliche Ton einer nicht selten gesuchten Erhabenheit oder die Ueberschwänglichkeit der ideellen Anschauung und Gefühlsverstiegenheit dem Ganzen epische Hoheit und Würde, die vielen Thränen aber, das Jauchzen und stille Beten der Seraphim, dazwischen die interjectiven Seufzer und Apostrophen, der Dichtung selbst Leben zu ertheilen geeignet sind. Zu oft erinnert uns der Dichter ausdrücklich an das Unaussprechliche, und doch fordert gerade die epische Poesie Klarheit des Aussprechlichen und des Aussprechens zugleich in hohem Grade." (I. 85. 86.)

Solche Urtheile über den „Messias" dürfen aber Niemand abhalten, das Werk selbst zu lesen. Es ist, wie schon gesagt, durchaus nicht arm an Schönheiten, was auch Schiller bezeugt. Die große Mehrzahl von Literaturfreunden verurtheilt jetzt nach dem Vorgange von Literaturhistorikern den „Messias", ohne auch nur einen einzigen Gesang gelesen zu haben. „Wir raisonniren uns", sagt Cholevius (I. 438), „immer hartnäckiger in das Vorurtheil hinein, daß Niemand die Messiade lesen könne, und machen einen kleinen Versuch vielleicht nur in der Absicht, um unsere Trägheit zu rechtfertigen." Lessing nennt Klopstock in seiner Kritik des „Messias" „einen Dichter ersten Ranges." Eben daselbst sagt er: „Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie (nämlich die Feinde des „Messias") es kaum von der Schönheit ihrer eigenen Poesie sein können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen." Um seine zersetzende Kritik zu rechtfertigen und nicht im falschen Lichte zu erscheinen, sagt er an demselben Orte: „Man schätzt jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich." Lessing hat aber mit seiner Prophetengabe das Schicksal des „Messias" schon vorher verkündet. In einem Epigramme sagt er:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein."

5. Sprache. Metrum.

Von der Sprache des Gedichts gilt ohne Beschränkung, was wir oben von Klopstocks Sprache überhaupt gesagt haben. Friedr. Schlegel sagt in dieser Beziehung in seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur" (Thl. II. S. 262) ganz richtig: „Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neueren deutschen Literatur; so unermeßlich ist das Verdienst desselben besonders in Sprache und Ausdruck." Fleißiges Lesen der gelungenen Scenen wird sich daher für Sprachbildung sicher vortheilhaft erweisen.

Die ersten Gesänge der Messiade schrieb Klopstock in Prosa. Es sollte diese Bearbeitung nicht bloß als Grundlage einer spätern metrischen dienen, sondern er beabsichtigte eine solche, nur durch gewähltere Sprache sich auszeichnende Darstellung. Den damals gebräuchlichen Versarten war er von Grund aus abgeneigt. Der Alexandriner, der in jener Zeit häufig angewandt, aber schon von Herder als ein „hölzernes Hackebret" bezeichnet wurde, war ihm zu eintönig; ebenso konnte er dem Jambus und Trochäus keinen Geschmack abgewinnen. Nachdem er lange vergebens nach einer passenden poetischen Form gesucht hatte, kam ihm endlich in Leipzig eines Tages der Gedanke, einen Versuch mit dem Hexameter, dem epischen Vers der Griechen und Römer, dessen Anmuth und Würde er so oft bei der Lectüre des Homer und Virgil bewundert hatte, zu machen. Der Versuch glückte über alles Erwarten, und in kurzer Zeit war ein beträchtlicher Theil des Fertigen umgearbeitet.

Klopstocks Hexameter sind übrigens nicht alle tadellos, was schon Gottsched nachgewiesen hat, und liefern vielleicht den Beweis, daß das daktylische Versmaß unserer Sprache überhaupt nicht recht angemessen ist.

6. Geschichte des Messias.

Klopstock hatte sich schon während seines Aufenthaltes in Schulpforte vielfach mit der Poesie beschäftigt und sich mit Glück in Schäfergedichten und Oden versucht, wie wir aus einer 1745 von Janozky herausgegebenen Sammlung von Briefen, von denen die Mehrzahl aus Pforte geschrieben ist, ersehen. Aber auch auf epische Gegenstände richtete er bereits das Augenmerk, zuerst auf Heinrich den Vogler, mit dessen Geschichte er unstreitig schon als Knabe in seiner Vaterstadt Quedlinburg, in deren Gebiet sich einst des Kaisers Vogelherd befand, vertraut worden war, dann aber auf den Messias, der ihn bald so erfüllte, daß alle übrigen dichterischen Pläne zurückgedrängt wurden. Die Veranlassung hierzu

ist nicht bekannt. Der religiöse Ernst, die fromme Ehrfurcht vor Gott und seinem Sohne, dem Heiland der Welt, die im elterlichen Hause herrschten, hatten offenbar den hierzu erforderlichen Sinn in seinem Herzen geweckt und ernährt. Außerdem lernte er in Pforte des Engländers Milton „Verlornes Paradies“ kennen und vertiefte sich so sehr in diese Dichtung, daß der Rector Freytag sich veranlaßt sah, die Lectüre und Nachahmung des Milton zu verbieten. Bei dieser Gelegenheit war Klopstock muthig genug, den englischen Dichter in einer öffentlichen Schulrede zu vertheidigen.

Der Plan zur Messiade wurde schon in Pforte entworfen, die Ausführung aber einer späteren Zeit vorbehalten, der Zeit nämlich, wo er im Stande sein werde, die Objecte mit klarem Bewußtsein und in bestimmten Umrissen hinzustellen, ohne sich selbst, seine eigenen Gefühle mit einzumischen, wie er in der Ode „An Freund und Feind“ in der 16. Strophe sagt:

„Strenges Gesetz grub ich mir ein in Erz: Erst müsse das Herz
Herrscher der Bilder sein; beginnen dürf' ich erst,
Wäre das dritte Zehent des Lebens entflohn:
Aber ich hielt es nicht aus, übertrat und begann.“

Diese Ansicht war gewiß richtig; da Klopstock nicht zum epischen Dichter geschaffen war, was er damals jedoch nicht wußte, so hielt er's nicht aus und fing acht Jahre früher an, als er sich vorgenommen hatte. Schon in Jena, wohin er sich 1745 begab, um Theologie zu studiren, vollendete er die ersten drei Gesänge der Messiade in Prosa, und in Leipzig setzte er die Arbeit in Hexametern fort, ohne jedoch schon an eine Veröffentlichung der fertigen Gesänge zu denken; diese sollte erst nach Vollendung des Ganzen erfolgen. Von seinen gleichgesinnten Freunden wußte nur sein Zimmergenosse Schmidt um den Plan. Ein Zufall entriß aber Beiden das bisher sorglich gehütete Geheimniß und eröffnete dem Dichter seine große Laufbahn.

Klopstock wurde nämlich mit Cramer, einem der Hauptarbeiter an der in Bremen erscheinenden Zeitschrift „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ (oft genannt mit der kürzeren Bezeichnung „Bremer Beiträge“) bekannt. Eines Tages entspann sich zwischen Beiden und Schmidt ein Streit über die Vorzüge der englischen Dichter vor den deutschen, und um den „Beiträger“ aus dem Felde zu schlagen, riß Letzterer das Manuscript der ersteren Gesänge des Messias aus dem Wäschkoffer heraus und fing trotz Klopstocks Widerstreben an daraus vorzulesen. Da Schmidt in der Absicht, Cramer irre zu führen, hier und da geflissentlich falsch betonte, so ergriff Klopstock das Manuscript selbst und las den ganzen ersten Gesang vor. Der Eindruck war ein

gewaltiger. Cramer bat um die Erlaubniß, das Gedicht seinen Freunden mittheilen zu dürfen, und erhielt sie. Die Folge der Mittheilung war, daß die Dichter der „Bremer Beiträge“ an Klopstock einmüthig die Einladung ergehen ließen, sich ihnen zuzugesellen. Er folgte der Aufforderung und ward freudig begrüßt.

Zu den hervorragenderen Mitgliedern des Bundes gehörten außer Joh. Andr. Cramer noch Adolf Schlegel, Rabener, Conr. Arn. Schmidt, Ebert, Zachariä, Giseke und Gellert, Männer die sich alle um die Förderung der poetischen Literatur verdient gemacht haben.

Um dem neuen, hochverehrten Bundesgliede Muße zur Vollendung seines großen Werkes zu verschaffen, versuchte man, ihn in eine unabhängige äußere Lage zu versetzen. Gärtner wandte sich zunächst an Hagedorn, unter dessen Schutz und Leitung sich die Verbündeten gestellt hatten, damit derselbe durch seine amtliche Verbindung mit England dem jungen Dichter zu einer Unterstützung von Seite des Königs verhelfe. Allein Hagedorn fand, zufolge eines Briefes an Bodmer im Frühling 1747, die Proben des ihm mitgetheilten Gedichtes zu fremdartig und sonderbar; der Inhalt war ihm zu schwer; er fürchtete noch größere Anfechtungen als bei Milton und namentlich die Anschuldigung der Ketzerei. Er wagte also nicht, zu dem Gedichte zu stehen und daher auch nicht den Dichter zu empfehlen; dagegen gab er Gärtner den Rath, sich an Bodmer in Zürich zu wenden, und verhieß bei diesem Fürsprache. Das Urtheil dieses verehrten Mannes mußte Klopstocks Freunde herabstimmen und entmuthigen. Erst nach längerem Zögern ließen sie daher die drei ersten Gesänge des Messias im Jahrgange 1748 der „Bremer Beiträge“ erscheinen. Der Erfolg blieb noch hinter den herabgestimmten Erwartungen zurück; die neue Gattung von Poesie blieb völlig unbeachtet, und die Kritik beobachtete darüber ein tiefes Stillschweigen. Aus der Verlegenheit, in die Klopstocks Freunde und Bewunderer hierüber kamen, befreite sie Bodmer, an den Gärtner eine handschriftliche Probe des „Messias“ gesandt hatte. Bodmer gerieth in das höchste Entzücken und verkündete seinen Jubel alsobald seinen Freunden, um ihnen den Triumph mitzutheilen, daß „ein Dichter lebe, auf dem Miltons Geist ruhe.“ Er ist namentlich von dem Inhalte des Gedichts erfüllt und „danket dem Himmel für den Ruhm, welchen er der deutschen Muse zugedacht, indem der Dichter das Werk der Erlösung besinge.“ In einem Briefe aus jener Zeit spricht er unter Anderem seine Freude also aus: „Vor allem wird die Menschenliebe des Erlösers auf dem höchsten Grade der Liebenswürdigkeit hervorleuchten. Die Menschheit wird in einer Würde vorgestellt werden, welche den Rath der Erschaffung rechtfertigt, und den Leser in eine so hohe Gemüthsverfassung setzet,

die ihn vor das Angesicht Gottes nähert. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in die Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet, sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unbemerkt, auf Verse von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und über den Pöbel weg ist." (Archiv der schweizerischen Kritik. 1768.)

Bei solcher Begeisterung für den Dichter der Messiade war es nicht zweifelhaft, daß Bodmer etwas für Verbesserung der Lage desselben thun werde. Als alle Pläne fehlschlugen, lud er ihn zu sich ein. Klopstock folgte dieser Einladung 1750 von Langensalza aus, wo er Hauslehrer und durch unerwiederte Liebe seiner „Fanny" in eine trübe Stimmung gerathen war. Bodmer unterließ Nichts, um die Aufmerksamkeit auf den „Messias" zu lenken; er wandte sich an Haller in Göttingen, forderte Tscharner von Bern, den Uebersetzer von Hallers Gedichten, auf, durch eine Uebersetzung den Messias bei den Franzosen einzuführen, veranlaßte den Professor Meier in Halle und Pfarrer Heß in Altstetten zu einer Beurtheilung, lieferte auch selbst in verschiedener Weise Beiträge zur Kundmachung der Dichtung. Das Alles verdroß die Gottschedianer gewaltig, und sie eröffneten daher einen völligen Feldzug gegen Klopstock, um das größere Publikum in seinem Urtheil irre zu führen. Ihr Unternehmen blieb aber erfolglos, ja es nützte der Dichtung, statt ihr zu schaden. Man wurde aufmerksam auf sie und begrüßte sie endlich mit Jubel. Der Jubel hatte indessen seinen Grund keineswegs allein in dem alles Bisherige überstrahlenden Schwung, in den erhabenen Tönen dieser Poesie; er galt eben so sehr dem Beginn des epischen Gedichts als der Gattung. Denn die damaligen Stimmführer setzten den höchsten literarischen Stolz der Deutschen darein, den berühmtesten Repräsentanten für jede poetische Gattung, vorzüglich des klassischen Alterthums, einheimisch an die Seite setzen zu können. Wie die Römer einst entzückt waren, die Aeneis erhalten zu haben, und die Griechen nicht mehr um die Ilias beneiden zu dürfen glaubten, so freuten sich die literarisch gebildeten Deutschen jener Tage der ihnen zu Theil gewordenen klassischen Epopöe. Klopstock stand im Gipfelpunkte seines Ruhmes; er wurde gefeiert wie kein Dichter vor ihm. Die ausländischen Literaturen wetteiferten in Nachdichtungen und Uebersetzungen des „Messias"; auch Künstler wurden durch die Messiasdichtung angeregt, wie z. B. die bekannte Malerin Angelika Kaufmann, von der Klopstock ein Gemälde aus London erhielt.

Für den Dichter hatte dieser Ruhm den Erfolg, daß er vom Könige von Dänemark eine Pension von 400 Thalern erhielt, um ungestört an seinem Werke fortarbeiten zu können. Klopstock übersiedelte sich zu diesem Zwecke 1751 nach Kopenhagen.

Die Vollendung des Gedichts erfolgte erst ein volles Vierteljahrhundert nach der Erscheinung der ersten Gesänge, 1773. Bis dahin war die erste Begeisterung bei den Meisten verraucht und verflogen. Schon früher hatte man das Gedicht mehr bewundert als gelesen, jetzt war dies vollends der Fall. Abgesehen von der Länge desselben, schreckten die letzten Gesänge theils durch ihre Formlosigkeit, theils durch ihre Wiederholung und ihren Mangel an epischem Leben ab. Klopstock hatte zu lange an dem Gedicht gearbeitet; es war nicht aus einem Gusse. Es ist Klopstock mit den letzten Gesängen des „Messias" gegangen, wie Göthe mit dem zweiten Theile des „Faust", und zwar nicht bloß in Bezug auf den Ausfall des Gedichtes selbst, sondern auch insofern, als sich das Publikum in seinem günstigen Urtheile über das früher Erschienene durch den matteren Rest nicht beirren ließ.

C. Dramatische Poesie.

Klopstock hatte als lyrischer und epischer Dichter durch Bearbeitung religiöser und vaterländischer Stoffe große Anerkennung gefunden. Dieser Erfolg ermuthigte ihn, ähnliche Ideen auch in dramatischen Dichtungen auszuführen: er schrieb daher biblische und vaterländische Dramen. Zu den ersteren gehören: „Der Tod Adams" (1764), „Salomo" (1764), und „David" (1772), zu den letzteren: „Hermanns Schlacht" (1769), „Hermann und die Fürsten" (1784) und „Hermanns Tod" (1787).

Alle diese Dichtungen sind unvollkommen ausgefallen, wie zu erwarten stand. Denn wenn Klopstocks Begabung, lebendige Gestalten zu schaffen, schon für die epische Gattung nicht ausreichte, so war sie der dramatischen, welche diese Fähigkeit im höchsten Maße fordert, noch weit weniger gewachsen. Es fehlt der Anlage wie der Ausführung das Verständniß des Eigenthümlichen der theatralischen Dichtung. Was man vom Drama vor Allem fordern muß, Anschaulichkeit und Fortschreiten der Handlung, Lebendigkeit der Entwickelung und der Situationen, Individualisirung der auftretenden Personen, sucht man vergebens. Hauptsache ist wieder der Austausch von Betrachtungen, Gedanken und Empfindungen ganz allgemeiner Art, was hier noch viel unangenehmer wirkt als im „Messias", weil es mit der Gattung und mit der Wahrheit der Natur in noch auffallenderem Widerspruch steht.

Die vaterländischen Dichtungen nannte Klopstock Bardiete,

weil ihr Inhalt aus der Zeit der Barden (altkeltische Dichter) genommen sei. Sie fanden im Volke, das gern für das Entfernte, Dunkle, Mystische schwärmt, günstige Aufnahme, konnten sich aber natürlich neben Lessings „Minna von Barnhelm", die ihnen (1763) vorangegangen war, nicht halten. Ueber „Hermanns Schlacht" schrieb Schiller am 30. Mai 1803 an Göthe: „Die Hermannsschlacht habe ich gelesen und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist. Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Product, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird." (Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. VI. 194.)

So übereinstimmend die Urtheile über Klopstocks dramatische Arbeiten auch lauten, so darf sich doch Niemand abhalten lassen, einige derselben zu lesen, da es keiner dieser Dichtungen an einzelnen schönen Stellen fehlt.

II. Prosa.

9. Klopstock an seinen Vater.

(Klopstocks sämmtl. Werke. Leipzig, 1854. X. 420.)

Der Brief ist ein schöner Ausdruck aufrichtiger Kindesliebe. Was darin über Klopstocks Vorhaben, „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst" zu dichten, gesagt wird, hat schon oben bei der Besprechung der Lieder eine Stelle gefunden.

10. Guter Rath der Aldermänner.

(Klopstocks sämmtl. Werke. Leipzig, 1854. VIII.)

(„Aldermann" bezeichnet einen Aeltesten in seiner Würde als Rathsherr (Senator) oder überhaupt als Vorstand.)

Von der Nachahmung. Seite 94.
Die Vorlesung. Seite 95.
Woran die Schuld liege. Seite 102.
Die ekle Nase. Seite 109.
Inhalt und Ausführung. Seite 111.
Aus dem goldenen Abece der Dichter. Seite 116.

Die kleinen Aufsätze mit den vorstehenden Ueberschriften sind aus Klopstocks „Gelehrtenrepublik" entlehnt. In diesem 1774 erschienenen Werke wird die deutsche Gelehrtenrepublik als Druiden-

staat *) mit Meistern und Gesellen, Ober- und Unterzünften u. s. w. dargestellt, die sich nach festgestellten Gesetzen richten. Das Ganze ist ein wunderliches Gemisch von Allegorie, das den meisten Lesern unverständlich bleibt, natürlich aber auch manches Gute enthält. Die ganze Schrift ist gegen die ästhetische Kritik gerichtet, wurde daher von der jüngeren Generation, welche in der Kritik nur eine lähmende Krücke erblickte und für das Genie die schrankenloseste Freiheit verlangte, mit Jubel aufgenommen, während die gesetzteren Männer Vieles an ihr auszusetzen hatten. Am deutlichsten tritt der Gedanke der poetischen Freiheit den beengenden Regeln gegenüber in dem letzten der gewählten Stücke entgegen.

Klopstock scheint ernstlich an die Verwirklichung der ganzen Idee seiner „Gelehrtenrepublik" geglaubt zu haben und hoffte durch dieselbe eine bestimmte und angenehme Stellung in der literarischen Welt zu erlangen. Eine Zeit lang überließ er sich der Hoffnung, den ganzen Plan in Wien zur Ausführung bringen zu können. Der hochbegabte Joseph II. hatte 1765 den Kaiserthron (als Mitregent seiner Mutter Maria Theresia) bestiegen und sich einer Förderung der deutschen Nationalliteratur günstig gezeigt. Der österreichische Gesandte am dänischen Hofe, Graf Wellsperg, ein persönlicher Verehrer Klopstocks, hatte diesen aufgefordert, einen Plan auszuarbeiten, wie sich eine Förderung der deutschen Literatur bewirken lasse. Freudig ging Klopstock darauf ein. Nach seinem Plane sollte in Wien eine Akademie gegründet werden, welche die Leitung der Literatur in die Hand nähme, indem sie über die literarischen Leistungen der Schriftsteller entschiede, Schriftsteller belohnte und junge Genies ermunterte. Ein kaiserliches Nationaltheater sollte die Aufgabe übernehmen, den Geschmack des Publikums zu bilden; Lessing und Gerstenberg sollten die Dramaturgen desselben werden. Ueber seine eigene Stellung in der Akademie sprach er sich nicht aus; doch lag es nahe, anzunehmen, daß ihm die Leitung derselben würde übergeben werden. Von dem Gelingen des Planes war er so sehr überzeugt, daß er in einem Briefe (vom 4. Oktober 1768) an seine Mutter sagt: „Preisen Sie, meine geliebte Mutter, Gott mit mir, daß er diese Sache hat gelingen lassen, und bitten Sie ihn, daß er sie ferner in seinen Schutz nehme." Klopstock widmete die „Herrmannschlacht" dem Kaiser und erhielt als Anerkennung 1769 eine goldene, mit Brillanten besetzte Medaille mit dem Brustbilde des Monarchen. Aber seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung; man hatte in Wien nicht Lust, den guten Willen zur That werden zu

---

*) Druide, besser Drude, bezeichnet einen altkeltischen Priester.

lassen. 1770 wurden alle Verhandlungen über diese Angelegenheit vom Dichter abgebrochen.

Die „Gelehrtenrepublik" erschien auf Subscription. Der Preis betrug einen Louisd'or. Die bedeutendsten Männer interessirten sich lebhaft für das Unternehmen und forderten persönlich zur Unterzeichnung auf; es sollte dem Publikum Gelegenheit zu einer äußeren Anerkennung seines hochverehrten Dichters gegeben werden. Der Erfolg war günstig; nahezu drittehalb Tausend unterzeichneten auf das Buch. Wie viele dasselbe nach Empfang mögen gelesen haben, ist nicht bekannt geworden. Viele verschenkten es an Personen, von denen sie glaubten, daß sie ein größeres Interesse dafür hätten, als sie selbst. Göthe erhielt auf diese Weise mehrere Exemplare. Das Buch war auf zwei Theile berechnet; der zweite Theil ist aber gar nicht erschienen.

Klopstocks prosaische Schreibart wurde seiner Zeit von A. W. Schlegel, einem feinen Kenner der Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des Stils, sehr hoch gestellt; er erklärte sie für gediegen, klar, nachdrücklich und mannigfaltig. Am mustergültigsten erschien ihm die Prosa in den „Grammatischen Gesprächen" (Band IX.), während er die in der „Gelehrtenrepublik" und in den Bardieten nicht freispricht von aller Ziererei. Es liegt in diesen Urtheilen etwas Wahres, aber sie sind nicht frei von Uebertreibung. Der Stil in den Abhandlungen aus der Jugendzeit ist nicht entfernt mustergültig, vielmehr ohne alle Energie, zuweilen ganz matt und schleppend. In den mittleren Jahren suchte Klopstock diese Fehler abzulegen, wurde aber dabei nicht selten zu gedrängt und konnte sich nicht ganz von Künstelei, von „eigenthümlicher Gezwungenheit und zugespitzter Vornehmheit" (wie Hillebrand sich ausdrückt) freimachen. Mit Lessings klassischer Prosa hält die Klopstock'sche keinen Vergleich aus. Um aber gerecht zu bleiben, müssen wir uns erinnern, daß man von einem Manne nicht Alles verlangen darf.

Leben und Charakteristik Klopstocks.

I.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Sein Vater war ein biederer Mann von starkem, unbiegsamem Charakter. Anfangs Commissionsrath, wurde er später Pächter des preußischen Amtes Friedeburg. Hier

verlebte der junge Klopstock an den lieblichen Saalufern seine glücklichen Knabenjahre; gleichmäßig entwickelte er die körperlichen und geistigen Kräfte, und noch in den spätesten Jahren erinnerte er sich dieses ländlichen Aufenthaltes in Friedeburg (1735—37). Nachdem der Vater nach Quedlinburg zurückgekehrt war, besuchte Klopstock das Gymnasium, verwandte jedoch mehr Zeit auf Uebung seiner Körperkräfte, als auf die Erlernung alter Sprachen. Im 16. Lebensjahre (6. Nov. 1739) kam er nach Schulpforte (bei Naumburg). Die alten Sprachen waren hier sein Hauptstudium. Doch übte er sich daneben auch vielfach im Anfertigen von schriftlichen Aufsätzen und versuchte sich in Schäfergedichten und Oden, entwarf sogar den Plan zu einem großen Heldengedichte. Er schwankte zwischen Heinrich dem Vogler und dem Messias, also zwischen einem vaterländischen und einem christlichen Stoffe, bis er sich endlich für den Messias entschied. Mit einer lateinischen Abschiedsrede, in welcher er über den hohen Endzweck der Poesie sprach, verließ er im Herbst 1745 Schulpforte und bezog die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Hier bearbeitete er, da er über das Versmaß noch nicht im Reinen war, die drei ersten Gesänge des Messias in Prosa. Da ihm das damals rohe Studentenleben in Jena nicht zusagte und er das Bedürfniß nach gleichgesinnten Freunden nicht befriedigt sah, so ging er im Frühjahr 1746 nach Leipzig und bezog mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza dasselbe Zimmer. Hier schloß sich der junge Dichter dem literarischen Vereine an, welcher damals, unter Professor Schwabe's Leitung, von Cramer, Gärtner, Schlegel, Giseke, Zachariä, Rabener, Ebert, Gellert u. A. gebildet, zu Leipzigs Zierden gehörte. Ein glücklicher Versuch, welchen er hier machte, den Hexameter der Alten nachzubilden, bestimmte ihn, dies Versmaß für seinen Messias zu wählen. Veranlaßt durch seine Freunde, ließ er 1748 die drei ersten Gesänge desselben in den Bremer Beiträgen erscheinen. Das Publikum verhielt sich anfangs gleichgültig gegen diese Dichtungsart, sprach aber bald seine vollste Anerkennung darüber aus, als Bodmer begeistert darauf aufmerksam machte. Die Gottschedianer stellten sich als Gegner der Schweizer feindlich gegen die Dichtung, vermochten aber die gute Aufnahme derselben nicht zu verhindern.

Klopstocks Freunde zerstreuten sich allmählich, und er fühlte sich deshalb in Leipzig unbehaglich und einsam. Er ging deshalb 1748 nach Langensalza, um im Hause eines seiner Verwandten, des Kaufmanns Weiß, die Aufsicht über dessen Kinder zu übernehmen. Hier lernte er die Schwester seines Universitätsfreundes Schmidt kennen und glaubte in ihr diejenige zu finden, welche die Leere seines sehnsüchtigen Herzens ausfüllen könne. Doch seine Liebe blieb unerwiedert, und er versenkte sich darüber ganz in sei-

nen Schmerz. Die Oden, welche er in dieser Zeit dichtete (Fanny, Bardale, der Abschied, die Stunden der Weihe, an Gott), so wie einzelne Theile des vierten und fünften Gesanges seines „Messias" (Semida und Cidli) haben die damalige Gemüthsstimmung des Dichters verewigt. Gern folgte er 1750 (13. Juli) einem Rufe Bodmers nach Zürich und erlangte hier im Umgange mit lieben, ihn hochehrenden Menschen seine frühere Jugendfrische wieder, wie seine Ode: „Der Zürchersee", am besten beweist.

Im Jahre 1751 erhielt Klopstock durch Vermittlung des Grafen von Bernstoff vom König Friedrich V. einen Ruf nach Kopenhagen und ein Jahrgehalt von 400 Thlrn., um ungestört an seinem „Messias" fortarbeiten zu können. Auf der Reise dahin lernte er in Hamburg eine begeisterte Verehrerin seiner Dichtungen kennen, die Tochter eines begüterten Kaufmanns, Margaretha (Meta) Moller, die 1754 (10. Juni) seine Gattin wurde, aber bereits nach 4 Jahren der glücklichsten Ehe starb (28. Nov. 1758). Er ließ sie auf dem Gottesacker zu Ottensen, einem Dorfe unweit Hamburg, begraben und setzte ihr die einfache, erhebende Grabschrift:

„Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen" u. s. w., die ihm bald darauf Anlaß zu dem schönen Liede „Auferstehn ꝛc." wurde Die Freundinnen und Schwestern pflanzten eine Linde auf ihr Grab, die zum mächtigen Baum emporgewachsen ist.

Im Jahre 1774 folgte Klopstock einer Einladung des Markgrafen Friedrich von Baden nach Karlsruhe. Man überhäufte ihn dort mit Zeichen fürstlicher Gnade und allgemeiner Verehrung. Dennoch gefiel ihm der Aufenthalt in Karlsruhe nicht; sein Herz trieb ihn zurück nach dem Norden, und Markgraf Friedrich entließ ihn in edler Gesinnung mit dem Prädicate eines Hofraths und einem lebenslänglichen Gehalte. Von 1776 an lebte er ausschließlich in Hamburg im Kreise weniger Verehrer und Freunde und arbeitete an verschiedenen Werken.

Die französische Revolution, welche in den letzten Jahren seines Lebens ausbrach, erfüllte ihn, wie viele andere edle deutsche Männer, mit großen Hoffnungen für die Entwickelung des eigenen Vaterlandes; er begrüßte sie mit hymnenartigen Oden und wurde deshalb zum französischen Bürger ernannt. Als indeß die Gräuelscenen des Jacobinismus eintraten (1792), da wandte er sich mit Abscheu ab, übergab im heiligen Unwillen eine Menge Gedichte, die er auf Frankreichs Freiheit gedichtet hatte, den verzehrenden Flammen und ließ dafür ernste Strafgesänge ertönen.

Die letzten Jahre widmete er der neuen Herausgabe seiner Werke, erlebte aber nur den Abdruck der Oden und des Messias.

Er starb den 14. März 1803. Würdig, glänzend und höchst feierlich war das Leichenbegängniß des heiligen Dichters. Nicht nur die Glieder aller gebildeten Stände Hamburgs, sondern auch alle daselbst anwesenden Gesandten und Geschäftsträger fremder Staaten vereinigten sich freiwillig zur würdigen Todtenfeier des Verewigten. 124 Kutschen folgten seiner Bahre, während das volle Geläute von den sechs Hauptthürmen ertönte. Eine Ehrenwache begleitete den Zug, welche an der Grenze zwischen Hamburg und Altona von einer andern Ehrenwache der letztern Stadt abgelöst wurde. Am Thore Altona's ward die Leiche von den Gliedern der dänischen Regierung und andern Personen vornehmen Standes empfangen, Jungfrauen trugen Kränze und Blumen voran. Auf dem Friedhofe zu Ottensen empfing ein Musikchor den Sarg unter der Linde des Grabes, und während er in der Kirche vor dem Altar niedergesetzt wurde, ertönten sanft und feierlich Wechselchöre aus den Dichtungen des Vollendeten. Nachdem hierauf der Freund des Geschiedenen, Domherr Meyer, nach einer kurzen Rede die Schilderung des Todes der Maria aus dem zwölften Gesange der Messiade — die erhabene Beschreibung des Todes des Gerechten, den der Sänger selbst gestorben war — gelesen hatte, ward der Sarg aufgehoben und, während ein Chor junger Mädchen in der Kirche das schöne Lied des abgeschiedenen Barden sang:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du 2c.

zum Grabe unter die Linde getragen und neben seiner Meta versenkt.

Nie ist der Asche eines deutschen Dichters eine so feierliche, so ehrenvolle Grablegung geworden, und nie war ihrer auch einer so würdig.

Ein weißer Marmorstein deckt das Grab und trägt folgende Inschrift: „Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen. — Bei seiner Meta und seinem Kinde ruhet Friedrich Gottlieb Klopstock. Er ward geboren den 2. Juli 1724. Er starb den 14. März 1803. — Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe der Hülle eures größten Dichters. Naht, ihr Christen, mit Wehmuth und mit Wonne der Ruhestätte des heiligen Sängers, dessen Gesang, Leben und Tod Jesum Christum pries. Er sang den Menschen menschlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Thron liegt sein großer Lohn ihm: eine heilige Schale voll Christenthränen. Seine zweite liebende und geliebte Gattin Johanna Elisabeth setzte diesen Stein, anbetend den, der für uns lebte, starb, begraben und auferstanden ist."

Dem steinernen Denkmal hat Rückert ein geistiges hinzugefügt, das vorzugsweise dem patriotischen Dichter, dem Dich-

ter der „Hermannsschlacht" gewidmet ist. Siehe „die Gräber zu Ottensen" in Rückerts „Gedichten", S. 164.

II.

Zwei Freunde Klopstocks haben uns eine genaue Charakteristik desselben hinterlassen. Bodmer, bei dem er in der Schweiz wohnte, und Sturz, der in Kopenhagen sich seines näheren Umganges erfreute. Für unsern Zweck genügt die nachstehende Schilderung des Letzteren. Er sagt: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, ist bescheiden und erträgt auch Widerspruch gern. Ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr vor der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück; nicht, daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, wie eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen. Darum muß, nach dem Verhältniß des Ranges, immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn es ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft abgeschliffener Leute. Dafür zog er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre schauervolle Gebüsche, einsame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns darein. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe von Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahl der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck fesseln seine Beobachtung nicht. So auch Musik; sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzt wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt, wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, die Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern

leicht durchschweben wie der Schleier die griechische Tänzerin. — Gleich nach Erfindung der Schifffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentirt..... Ihm waren um Kopenhagen alle kleinen Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Fastnacht der Götter. In dem Eislauf entdeckt sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths Schwebungen, wie die pythischen Apolls. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind. In seiner schwersten Geistesarbeit wird er durch keinen Eindruck, keine Ueberraschung gestört. Ich hab' ihn, als er manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tages und der Nacht überfallen. Nie ward' er mürrisch, ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte."

Hieran reihen wir noch eine kurze Mittheilung aus einem Briefe seiner ersten Frau an den englischen Schriftsteller Richardson. „Es ist ein entzückendes Vergnügen für mich, — so lautet die Mittheilung vom 6. Mai 1758 — Sie mit dem Gedichte meines Mannes bekannt zu machen. Niemand kann es besser als ich, da ich diejenige bin, welche das Meiste von dem kennt, was noch nicht bekannt ist, indem ich bei der Geburt der jungen Verse zugegen bin, welche in Fragmenten beginnen, hier und da, bei Gegenständen, mit denen seine Seele erfüllt ist. Er hat verschiedene große Fragmente des ganzen Werkes fertig. Sie werden denken, daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nöthig haben; wir sind immer in demselben. Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabenen seines Gegenstandes."

Ueber Klopstocks Verdienst um die Poesie und Sprache ist schon oben das Nöthigste gesagt und dabei auch auf seine Mängel hingewiesen worden. Daher beschränken wir uns hier zum Schluß auf eine gedrängte Zusammenfassung desselben.

Die deutsche Poesie war vor Klopstock vielfach sehr inhaltslos, bestand oft nur aus gelegentlichen Versuchen, durch gefällige Einkleidung irgend eines beliebigen Gegenstandes und durch rhetorischen Schmuck auf den Verstand, wohl auch durch einige Phantasie auf das Gemüth einzuwirken. Dabei konnte das Streben des Dichters und das des Menschen sehr auseinanderfallen. In Klopstock schmolzen der Dichter und der strebende Mensch zusammen, gingen in

einander auf. So wurde es ihm bei seiner hohen Begabung möglich, der deutschen Dichtung einen wahrhaften Inhalt zu geben, ihr die Seele einzuhauchen.

Die Religion als das geoffenbarte Christenthum und das Vaterland als das Land des deutschen Volkes sind die beiden großen Ideen, welche Klopstock erfüllen und die er in allen seinen Poesieen mit allem Ernst und Nachdruck, deren er fähig war, verkündet und der Nation als ihre heiligsten Angelegenheiten an's Herz gelegt hat. Damit hat er eine That gethan, die ihm auf immer eine denkwürdige, hohe Stelle unter den Dichtern und in der Literaturgeschichte sichert. — Der faden, tändelnden sächsischen Schule gegenüber charakterisirte Klopstock seine Poesie ganz treffend als stark und gedankenvoll.

Zu dem erhabenen Inhalte seiner Dichtungen schuf Klopstock sich auch eine erhabene, wahrhaft poetische Sprache und hat durch diese höchst vortheilhaft auf die Poesie im Ganzen eingewirkt.

Auch um die poetischen Formen hat Klopstock sich verdient gemacht.

Klopstocks wahres Element ist das Ernste, Erhabene, Gedankenvolle, nicht der Witz und gefällige Scherz. Seine Stärke liegt in der lyrischen Poesie, zur epischen und dramatischen fehlt ihm die innere Begabung.

Klopstocks hohen Empfindungen gebricht die Unmittelbarkeit; sie gehen meistens nicht von einer bestimmten Wahrnehmung, sondern von der Reflexion aus, oder das Wahrgenommene geht sofort ganz auf in der Empfindung und Betrachtung. Ganz treffend sagt Schiller: „Beinahe jeder Genuß, den Klopstocks Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; er führt uns immer nur aus dem Leben heraus, ruft immer nur den Geist unter die Waffen, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken.“ (Ueber naive und sentiment. Dichtung.)

Literatur.

A. Klopstocks Schriften.

Klopstocks sämmtl. Werke. Leipzig, 1823—26. 12 Bände in Sedez. 4⅛ Thlr.

Klopstocks sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen. Herausgegeben von A. L. Back und A. R. K. Spindler. Leipzig, 1830. 6 Bände in Sedez. 2⅔ Thlr.

Klopstocks sämmtl. Werke in Einem Bande. Leipzig, 1839—1840. Lex. 8. 4½ Thlr.
Klopstocks sämmtl. Werke. Stereotypausgabe. Leipzig, 1839. 9 Bände in Sedez. 3⅓ Thlr.
Klopstocks sämmtl. Werke. Erste vollständige Ausgabe. Leipzig, 1844—45. 11 Bände in Sedez.
Klopstocks sämmtl. Werke ergänzt in drei Bänden durch seinen Briefwechsel, lebensgeschichtl. und andere Beiträge von Herm. Schmidlin. Stuttgart, 1839—40. I. Band. 1½ Thlr.
Klopstocks sämmtl. Werke. Leipzig, Göschen 1854—55. 10 Bände. gr. 16. 3⅓ Thlr. (I.—III. Nachrichten von Klopstocks Leben. Der Messias. IV. und V. Oden. Geistliche Lieder. VI. und VII. Dramatische Werke. VIII. Die deutsche Gelehrtenrepublik. IX. Sprachwissenschaftliche Schriften. X. Vermischte Schriften.)

B. Schriften über Klopstock.

Vetterlein, Klopstocks Oden und Elegien mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und den Schriften des Dichters. Drei Bände. Leipzig, 1833. 2 Thlr.
H. Düntzer, Klopstocks Oden. Erläutert. 6 Hefte. Wenigen-Jena, 1860 und 1861. 1 Thlr.
C. F. Cramer, Klopstock. Er und über ihn. 5 Theile. gr. 8. Hamburg und Leipzig, 1779—1792. 5½ Thlr.
Fr. Joh. Lor. v. Meyer, Klopstocks Gedächtnißfeier 1803. Hamburg, 1803. ½ Thlr.
Joh. Fr. Sachse, Klopstock und sein Verdienst. Eine Vorlesung. Hamburg, 1803. Klopstocks Todtenfeier. Hamburg, 1804. ¼ Thlr.
Joh. Otto Thieß, Klopstock, wie er seit einem halben Jahrhundert als Dichter auf die Nation und als Schriftsteller auf die Literatur gewirkt hat. Altona, 1805. 1 Thlr.
Klammer-Schmidt, Briefwechsel Klopstocks und seiner Freunde. 2 Bde. Halberstadt, 1810. 1¼ Thlr.
Morgenstern, Klopstock als vaterländischer Dichter. Leipzig, 1814. ¾ Thlr.
Döring, Klopstocks Leben. Weimar, 1825. ⅔ Thlr.
J. G. Gruber, Klopstocks Leben. 1832. ¾ Thlr.
Aug. Koberstein, Rede, gehalten bei der am 6. Nov. 1839 zu Pforta veranstalteten Säcularfeier der Aufnahme Klopstocks in die dasige Landesschule. Leipzig, 1840. ¼ Thlr.
Freim. Pfeiffer, Göthe und Klopstock. Leipzig, 1842. 1 Thlr.

J. C. Mörikofer, Klopstock in Zürich 1750—51. Zürich, 1851. ½ Thlr.

In Mörikofers neuester Schrift: Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig, 1861, ist ebenfalls Einiges über Klopstocks Aufenthalt in Zürich enthalten.

Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen, XIV. B. (1853) enthält eine ausführliche Charakteristik Klopstocks.

Brunier, Klopstock und Meta. Hamburg, 1860. 1⅓ Thlr.

Fr. Breier, Klopstock. Vorlesung. Lübeck, 1861. 6 Sgr.

Paldamus, deutsche Dichter und Prosaisten. Zweite Abtheilung. I. B. Leipzig, 1858. Enthält eine gute Biographie und Charakteristik Klopstocks.

XXX. Lessing.

I. Poesie.

A. Sinngedichte.

1. Die Sinngedichte über sich selbst.

(Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Lachmann, vermehrt von Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 34. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 38.)

Dies Epigramm giebt mit „Kürze" die wesentliche Eigenthümlichkeit der Sinngedichte an. Selbstverständlich muß der Gedanke, den ein Epigramm möglichst kurz ausspricht, gleichzeitig ein sinnreicher sein, was die deutsche Bezeichnung „Sinngedicht" andeutet. „Vielheit" bezieht sich auf die Menge der von Lessing dargebotenen Epigramme, die indeß nicht übergroß ist.

2. Die Sinngedichte an den Leser.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 3. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, I. 3.)

Hierüber vergleiche man, was bei der Besprechung von Klopstocks „Messias" im vorigen Abschnitt gesagt worden ist.

3. Der Schuster Franz.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 21. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 23.)

Den „Schuster“ darf man natürlich nicht wörtlich nehmen; denn Hans Sachs war ja bekanntlich auch ein Schuster. Im Sinne des Epigramms ist Jeder ein „Schuster Franz,“ der sich unternimmt zu dichten, ohne die Befähigung dazu zu besitzen.

4. In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 238. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 40.)

5. Das schlimmste Thier.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 26. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 30.)

„— —: von wilden“, unter den wilden Thieren u. s. w.

6. Die Wohlthaten.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 10. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 11.)

Lessing hat etwa 200 Epigramme gedichtet, von denen die meisten aus der Zeit seines Aufenthaltes in Wittenberg (Dec. 1751 bis Nov. 1752) stammen. Die Anregung zum Epigramm erhielt er vorzugsweise durch den berühmten römischen Epigrammendichter Martial (43—101 n. Chr.), den er in jener Zeit fleißig scheint studirt zu haben; die Neigung dazu war aber in der Natur seines Geistes begründet, wie man aus seiner ganzen Schreibart erkennt, die sich durch treffenden Witz und schlagende Kürze auszeichnet. Der Stil litt zu Lessings Zeit im Allgemeinen an großer Breite; seine Epigramme und epigrammatische Schreibart haben in hohem Maße auf die Beseitigung dieses Fehlers hingewirkt.

Lessings Epigramme sind meistens witzig, oft anmuthig und gehaltvoll, vielfach lehrreich, mit Auswahl daher auch neben seinen Fabeln im Jugendunterricht zu verwenden. Im Vergleich zu seinen großen Dichterwerken sind dieselben natürlich nichts weiter als Spiele seines Geistes, und Lessing hat wohl selbst keinen großen Werth darauf gelegt.

In literaturhistorischer Beziehung sind diese kleinen Dichtungen insofern von Bedeutung, als seit Wernicke (1660—1710)

in dieser Dichtungsart von deutschen Dichtern Nichts geleistet worden war.

Unter dem Titel „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammisten“ hat Lessing später (1771) eine werthvolle Abhandlung über das Epigramm erscheinen lassen, die Herder treffend selbst „Epigramm“ nennt. Siehe Band VI der gesammelten Werke.

B. Fabeln.

7. Der Tanzbär.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 130. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 106. Lüben und Nacke, Lesebuch IV. Thl. Nr. 23.)

1. Erläuterungen.

V. 3. „seiner Schaar“, bezeichnet die wilden Bären des Waldes, mit denen er früher zusammen gelebt hatte. Eigentlich lebt der Bär einsam. Nur die Jungen bleiben eine Zeit lang bei ihrer Mutter und begleiten sie auf ihren Streifereien. Der Ausdruck „Schaar“ läßt sich indeß doch rechtfertigen. Man kann nämlich annehmen, daß der Dichter von der Vorstellung ausgegangen ist, daß die Rückkehr eines alten Bekannten aus „der Welt“ viel Aufsehen bei den wilden Bären des Waldes erregt und die Neugier, ihren cultivirten Kameraden zu sehen, Viele herbeigelockt habe.

V. 4. „— — gewohnten Hinterfüßen“ ist ein etwas ungewöhnlicher Ausdruck, der so viel heißt, als: Hinterfüße, die das Tanzen gewohnt oder im Tanzen geübt sind.

V. 5. „— — das lernt man in der Welt“ heißt: solche Kunst lernt man bei gebildeten Menschen. Welt, in diesem Sinne gebraucht, bildet hier den Gegensatz von Natur oder natürlichen Verhältnissen, stellt die Menschheit als solche dar, die sich durch mancherlei künstliche Einrichtungen von den von der Natur gegebenen entfernt. Die großen Gastmähler, welche die Vornehmeren zuweilen einander geben, die ausgedehnten Tanzvergnügungen zur Nacht, die so beliebten Bälle und Anderes sind solche unnatürliche Einrichtungen der sogenannten gebildeten Welt.

V. 10. „— — niedern Geist“, niedrige, gemeine Gesinnung.

„Sklaverei“ ist aus Sklav gebildet. Ein Sklav ist ein Mensch, der seiner Freiheit beraubt und ganz und gar das Eigenthum eines Andern geworden ist. Die schwersten Arbeiten muß er für ihn verrichten, ohne etwas Anderes zu erhalten, als die

nöthigste Nahrung und die dürftigste Kleidung. Ist der Herr roh und tyrannisch, so züchtigt er außerdem den Sklaven bei dem geringsten Versehen in unmenschlichster Weise, ohne daß dieser sich irgendwo beschweren darf. Das Verabscheuungswürdige und Strafbare der Sklaverei fühlt und erkennt jeder sittlichgute Mensch. In unserer Fabel ist das Wort Sklaverei nicht ganz in diesem Sinne genommen; hier bezeichnet es vielmehr nur diejenige Abhängigkeit von Andern, in Folge welcher Jemand stets bereit ist, Alles zu thun, was man von ihm begehrt, selbst Unwürdiges, wo man seinen Willen jederzeit dem Anderer unterordnet, also streng genommen gar keinen eigenen Willen hat.

2. Inhaltsangabe.

Ein gezähmter Tanzbär hat sich von der Kette losgerissen und ist wieder in den Wald zurückgekehrt. Hier tanzt er großthuerisch seinen früheren Kameraden etwas vor und fordert sie in verächtlicher Weise auf, ihm dieses Kunststück nachzumachen, wenn sie es könnten. Statt seine Kunst als schwer und selten bewundert zu sehen, sagt ein alter Bär ihm, daß sie ein Zeichen seines niedern Geistes und seiner Sklaverei sei.

3. Grundgedanke.

Was Lessing durch seine Fabel vom Tanzbär hat sagen wollen, ist in folgenden, von uns im Lesebuche weggelassenen Zeilen enthalten:

Ein großer Hofmann sein,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist;
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt,
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

Für zehn- bis zwölfjährige Kinder ist diese Anwendung etwas schwierig, da es bei ihrem Mangel an Erfahrung nicht leicht werden dürfte, ihnen das Leben eines Hofmanns, dem jedes Mittel erlaubt erscheint, wenn er dadurch nur die Gunst seines Fürsten erlangt, zu schildern. Folgendes wird für dieses Alter genügen.

Es ist tadelnswerth, sich die Gunst hochstehender Personen dadurch zu erwerben, daß man ihnen schmeichelt und seinen Willen ganz und gar von dem ihrigen abhängig macht.

Für Charakterbildung ist es von größter Wichtigkeit, daß

die Kinder mit bleibendem Abscheu gegen diese niedrige Denk- und Handlungsweise erfüllt werden.

Die Anwendung ist übrigens ein späterer Zusatz des Dichters.

4. Lesen.

Die Worte, welche der Tanzbär spricht, müssen in prahlerischem Tone gesprochen werden, die des alten Bären dagegen mit dem Tone der Geringschätzung und Verachtung.

8. Zeus und das Pferd.

Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 165. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 135. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 120.)

1. Erläuterungen.

1. Abschn. „Zeus" bezeichnet den höchsten Gott der alten Griechen. Er wird hier als Schöpfer dargestellt und darum „Vater der Thiere und Menschen" genannt.

3. Abschn. „Ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen", würde mich nicht verunstalten oder in bejahender Form: würde zu meiner Verschönerung beitragen. Eigentlich bedeutet verstellen nur so viel, als durch Veränderung seine Gestalt unkenntlich machen, wobei gar nicht in Betracht kommt, ob man dadurch häßlich geworden ist. Entstellen dagegen drückt aus, daß die ursprüngliche Wohlgestalt verloren gegangen ist. Kain „verstellete seine Geberden." Es würde hiernach passender gewesen sein, wenn Lessing statt „verstellen" entstellen gebraucht hätte.

4. Abschn. „Da quoll Leben in den Staub" heißt: da kam Leben in den Staub (Erde), da wurde der Staub lebendig.

„Organisirter Stoff" ist lebendiger Stoff. Thiere und Pflanzen sind organisirte oder organische Körper, denn in ihnen herrscht Leben und Thätigkeit: der Saft circulirt in den Zellen der Gewächse, das Blut strömt in den Adern der Thiere, und beide zeigen außerdem während ihrer ganzen Lebensdauer die unaufhörliche Bewegung des Wachsthums. Den Gegensatz von den organischen Körpern bilden die unorganischen, zu denen sämmtliche Mineralien gehören. In ihnen herrscht kein Leben in diesem Sinne. Wenn das Felsstück oder der Krystall einmal gebildet sind, so verändern sie sich nicht mehr; ihre Bestandtheile behalten unabänderlich die Lage, welche sie einmal zu einander eingenommen haben.

5. Abschn. Abscheu. Entsetzen. Schaudern. Zittern. Der Abscheu, den das Pferd beim Anblick des Kameels empfindet, entsteht aus der Häßlichkeit dieses Thieres. Alles Häßliche oder Garstige ist unsern Sinnen unangenehm und erregt deshalb Abscheu, der sich mit dem Grade der Häßlichkeit steigert. Beim Pferde ist die Empfindung, welche das Häßliche des Kameels hervorruft, zugleich mit Schrecken verbunden; daher entsetzt es sich. Um dies auszudrücken, macht der Dichter aus dem Zeitworte entsetzen ein Eigenschaftswort (Particip) und verbindet es mit dem Hauptworte: entsetzender Abscheu, d. h. Entsetzen erregender Abscheu. Findet bei dem Entsetzen eine heftige Erschütterung des ganzen Körpers statt, so sagt man, wie der Dichter es hier thut: Er schaudert vor Entsetzen. Wird hierbei der Körper hin und her bewegt, so drückt man das durch Zittern aus, wie es in der Fabel geschehen ist.

2. Inhaltsangabe.

Das Pferd tritt vor den Thron des Zeus und wünscht, obgleich es sich bereits für das schönste Thier der Erde hält, daß derselbe noch mancherlei Verbesserungen an seinem Körper vornehmen möge. Zeus läßt sich seine Wünsche vortragen, geht gütig darauf ein und schafft sofort ein Wesen nach seinen Angaben, nämlich das Kameel. Das Pferd schaudert und zittert vor dieser häßlichen Gestalt, und damit es sich dann und wann seiner Vermessenheit erinnern möge, läßt Zeus es fortbestehen.

3. Grundgedanken.

Wer den Schöpfer tadelt, handelt vermessen. — Gottes Strafen haben Besserung zum Zweck.

4. Lesen.

Der erste und dritte Abschnitt müssen in einem Tone gelesen werden, der Selbstgefälligkeit und Eigenliebe ausdrückt. Man kann, um sich hiervon eine Vorstellung zu verschaffen, auf das Benehmen und die Sprache von Personen aufmerksam machen, die ihre wohlgebildete Gestalt und ihre schönen Kleider gern im Spiegel betrachten. Leider fehlt es auch unter der Jugend nicht an solchen Beispielen. Die Worte, welche Zeus spricht, werden im ernsten Tone vorgetragen. In dem Abschnitte: „Hier sind höhere und schmächtigere Beine“ u. s. w., darf der Ton etwas ironisch werden, im letzten dagegen sanft verweisend.

9. Zeus und das Schaf.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 181. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 157. — Lüben und Nacke, Lesebuch. III. Thl. Nr. 122.)

1. Erläuterungen.

1. Abschn. Statt: „Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden", kann man auch sagen: Das Schaf mußte von allen Thieren viel Widerwärtigkeiten ertragen. Die fast ununterbrochene Fortdauer dieser Widerwärtigkeiten ist in der Fabel mit dem Worte „Elend" bezeichnet.

2. Abschn. Wenn Zeus sagt: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen", u. s. w., so ist das natürlich nicht zu verstehen, als gäbe er damit zu, seiner Zeit das Schaf mangelhaft geschaffen zu haben; er geht vielmehr nur auf die beschränkten Vorstellungen desselben ein, um es im Gespräch zu überzeugen, daß Waffen, wie sie andere Thiere besitzen, zu seiner Denkweise, seinem Gemüth nicht passen, daß es sich also mit Unrecht über seine Wehrlosigkeit beklagt. Dies gelingt ihm, wie der weitere Verlauf der Fabel zeigt, vollständig, weshalb das Schaf auch beruhigt und zufrieden seinen Thron verläßt. Hätte Zeus zum klagenden Schafe gesagt: Geh, du bist ein dummes Thier, du weißt viel, was dir gut ist, ich muß das besser verstehen; so würde er seinen Zweck nicht erreicht haben; das Schaf hätte sich unzufrieden entfernt und stets unglücklich gefühlt. Ein beachtenswerther Wink für Eltern, Lehrer und manchen Andern! Auch Sokrates und Jesus befolgten dies naturgemäße Verfahren, welches der Dichter den Zeus beobachten läßt.

3. Abschn. „Reißende Thiere" sind solche, die ihre aus lebenden, warmblütigen Thieren bestehende Nahrung mit ihren scharfen Krallen packen und mit ihren spitzigen Zähnen zerreißen. Katze, Löwe, Tiger, Fuchs und Wolf sind solche Thiere.

6. Abschn. Hörner auf der Stirn bedingen einen starken Nacken, sind ohne einen solchen nicht brauchbar.

9. Abschn. Warum begehrt das Schaf nicht die Zähne und Krallen der Raubthiere, das Gift der Schlangen, die Hörner des Bockes? Um nicht durch diese Waffen zu Handlungen verleitet zu werden, die nach seiner Vorstellung verdammenswerth sind oder, wie es in der Fabel heißt: um nicht Andern schaden zu müssen. Es traut sich nicht zu, daß es von diesen Waffen immer nur den erlaubten Gebrauch machen werde, fürchtet vielmehr, daß Leidenschaft es zum Mißbrauch verleiten könnte. Der Mensch mißbraucht seine Kräfte auch zuweilen, der stärkere Knabe

z. B., wenn er seinen schwächern Kameraden schlägt, oder wenn er den angebundenen Hund mißhandelt, quält, ebenso der Dieb, der Mörder, der Lügner, der Betrüger. Deshalb dürfen wir aber freilich nicht wünschen, ohne Körperkraft und ohne Vernunft und Sprache zu sein. Die gebildete Vernunft, die dem Thiere fehlt, soll uns bewahren, Mißbrauch von diesen Gottesgaben zu machen.

2. Inhaltsangabe.

Das Schaf tritt vor Zeus, klagt ihm sein Elend und bittet um Verringerung desselben. Zeus geht auf seine Klagen ein, macht ihm verschiedene Vorschläge zur Abhülfe und überläßt ihm, daraus zu wählen, was ihm am geeignetsten erscheint. Das Schaf lehnt die ihm angebotenen Zähne und Krallen der reißenden Thiere, das Gift der Schlangen und die Hörner und Nackenstärke des Bockes ab, um nie in den Fall zu kommen, Andern schaden zu müssen. Es will lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. Zeus segnet das Schaf für diese gute Gesinnung, und das Schaf hört auf zu klagen.

3. Grundgedanken.

Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. — Was Gott geschaffen hat, ist gut, bedarf also nicht der Verbesserung.

4. Vergleichungen.

Diese Fabel stimmt in mehreren Stücken mit der vorigen überein.

1. Gemeinsames. In beiden Fabeln tritt ein Thier vor den Thron des Schöpfers Zeus und bittet ihn, es anders zu gestalten. Zeus geht auf ihre Bitten ein, zeigt ihnen aber dabei, daß ihre Körperbeschaffenheit ganz zweckmäßig sei und Veränderungen ihnen nur Nachtheil bringen würden. Pferd und Schaf kehren belehrt und zufrieden mit ihrem Zustande zurück.

2. Unterscheidendes. Das Pferd hält sich aus Eigenliebe für das schönste Thier der Welt und wird von Eitelkeit zur Bitte um Aenderung seines Körpers getrieben; das Schaf ist frei von Eigenliebe und Eitelkeit, legt die edelsten Gesinnungen an den Tag und begehrt eine Aenderung nur in der Absicht, sein Elend dadurch gemindert zu sehen.

Das Pferd schlägt in seiner eingebildeten Weisheit die mit ihm vorzunehmenden Aenderungen selbst vor, das Schaf überläßt sie dem Zeus.

In der ersten Fabel schafft Zeus ein Geschöpf nach den Verbesserungsvorschlägen des Pferdes, in der zweiten kommt es hierzu nicht.

Das Pferd kehrt mit einem Vorwurf für seine Vermessenheit zurück, der sich bei jedem spätern Anblick des Kameels wiederholt; das Schaf wird gesegnet entlassen.

5. Lesen.

Alles, was das Schaf sagt, muß mit sanftem, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit ausdrückendem Tone vorgetragen werden. In dem vorletzten Abschnitte sind die Zeitwörter „können", „wollen", „leiden" und „thun" zu betonen.

10. Der Hamster und die Ameise.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 164. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 134. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 104.)

1. Erläuterungen.

1. Abschn. Die Ameisen gehören zu den Insekten. Von den kleineren Arten leben einige unter Steinen, von den größern führen die meisten halbkugelige Gebäude von bedeutendem Umfange auf, die im Innern mit unzähligen zusammenhangenden Gängen und Kammern versehen sind. Letztere dienen ihnen, so wie den Larven und Puppen, zum Aufenthalt. Ihre Nahrung besteht in allerlei Süßigkeiten, wie z. B. in dem Honigsafte der Blatt- und Schildläuse, in Obst, in Regenwürmern und Raupen, selbst im Fleische kleiner Säugethiere und Vögel. Da sie am Tage fortwährend aus- und eingehen, so bringen sie nur selten Mundvorrath mit nach ihrer Wohnung, und für den Winter tragen sie niemals etwas ein. Lessing scheint das Gegentheil angenommen zu haben, denn er läßt den Hamster sagen: „Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln?"

Der Hamster nennt die Ameisen wegen ihres geringen Vorrathes „armselig." Dies Wort ist zusammengesetzt aus arm und selig. Arm nennt man den, der am Nothwendigen Mangel leidet und sich dasselbe mit Mühe und Anstrengung verschaffen muß. In etwas weiterer Bedeutung nennt man auch denjenigen arm, der nicht seinem Stande gemäß leben kann. Selig bedeutet so viel als reich. Armselig ist hiernach als eine Verstärkung von arm zu betrachten, bezeichnet also, daß Jemand reich an Armuth ist, die Leiden der Armuth fühlt.

2. Abschn. „Geiz" ist die unmäßige Begierde nach zeitlichen Gütern, nicht um sie zu benutzen, sondern bloß um sie zu besitzen. Der Geizige scharrt immer nur zusammen, scheut sich

aber, seine Schätze durch die geringsten Ausgaben zu vermindern. Die Ameise nennt den Hamster geizig, weil er, wie es auch öfters geschieht, mehr einsammelt, als er braucht, auch über diese unnütze Größe des Vorraths sich freut. „Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet!“ spricht er in prahlerischem Tone. „Räuberisch“ wird der Geiz genannt, um auszudrücken, daß der Hamster die Vorräthe sich unrechtmäßigerweise angeeignet hat.

2. Inhaltsangabe.

Ein Hamster unterhält sich mit Ameisen und nennt sie armselig, weil sie im Vergleich zu ihm und aller Mühe und Arbeit ungeachtet nur geringe Vorräthe eingesammelt haben. Eine Ameise erwiedert darauf, daß er Tadel verdiene, wenn er mehr einsammele, als er brauche, und es deshalb recht sei, daß die Menschen ihm seine Vorrathskammern ausleerten und ihn tödteten.

3. Grundgedanke.

Hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. Luc. 12, 15.

Die Worte des Hamsters werden im Tone der Verachtung, die der Ameise dagegen im Tone ernster Zurückweisung gelesen.

11. Das Roß und der Stier.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 166. — Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 138. — Lüben und Nacke, Lesebuch. IV. Thl. Nr. 105.)

1. Erläuterungen.

1. Abschn. „Auf einem feurigen Rosse.“ Feurig ist abgeleitet von Feuer. Das Wort ist hier natürlich nicht im gewöhnlichen Sinne, wo es die Erscheinung des Verbrennens bezeichnet, gebraucht, sondern im bildlichen. Ein Roß, das feurig genannt wird, zeigt nicht bloß einen hohen Grad von Lebhaftigkeit in seinem Gange, sondern vorzugsweise in seinem Blick. Wir sagen deshalb auch wohl: es hat einen feurigen Blick oder ein feuriges Auge. Eben so schreibt man einem Menschen, dessen Gedanken und Begierden mit der Schnelligkeit des Blitzes von einem Gegenstande zu dem andern übergehen, einen feurigen Geist zu. Das Gegentheil hiervon ist ein träger, schläfriger Geist und, insofern dieser sich vorzugsweise durch den Blick der Augen ausspricht, ein schläfriger Blick. Kinder mit trägem

Geiste müssen vielfach zum Beobachten und Denken aufgestachelt werden, wenn sie etwas lernen sollen.

„— flog" heißt hier: lief sehr schnell, lief fast so schnell, wie ein Vogel fliegt.

Stolz. Der Knabe bildet sich etwas darauf ein, daß er schon auf einem so feurigen Rosse reiten kann, schlägt diese Fertigkeit hoch an und verdient deshalb stolz genannt zu werden.

Dreist. Kühn. Der Knabe wird dreist genannt, weil er beim Reiten auf einem feurigen Rosse keine Furcht verräth. Solche Dreistigkeit sieht man an Knaben nicht ungern; es entsteht daraus später die Kühnheit, womit man einen noch höhern Grad von Muth, als mit Dreistigkeit, bezeichnet.

Der Ausdruck „wilder Stier" kann zweierlei bezeichnen, nämlich einen in der Wildniß lebenden, noch nicht gezähmten Stier, oder auch einen gezähmten, der in seinem Verhalten große Aehnlichkeit mit einem ungezähmten hat, sich also z. B. dem Willen seines Aufsehers oder Lenkers ungern fügt, bei Zurechtweisungen und nöthigen Züchtigungen einen drohenden Blick annimmt und wirklich zu stoßen sucht. Der Dichter scheint das Wort in dem ersten Sinne genommen zu haben; die Aeußerung des Stieres spricht wenigstens etwas dafür.

„Schande!" ist als verkürzter Satz zu betrachten. Man würde dafür sagen können: Es ist eine Schande für dich, oder: Es macht dir Schande, gereicht dir zur Schande.

Das Pferd „regieren" heißt: seinen Gang leiten.

2. Grundgedanke.

Einem Schwachen (Wehrlosen) wehethun, ist unwürdig.

12. Die Gans.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 168. — Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 140. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 106.)

1. Erläuterungen.

1. „Blenden" bedeutet blind machen, namentlich durch zu starkes Licht, das man deshalb auch blendend nennt. Blendende Farben, zu denen auch das reine Weiß gehört, wirken nachtheilig auf das Sehvermögen und machen, daß wir wenigstens vorübergehend nicht gut sehen können. Das Sonnenlicht blendet so sehr, daß wir nicht geradezu in die Sonne sehen können. Die

weißen Federn der Gans können in doppelter Beziehung als ein „blendendes Geschenk" betrachtet werden, nämlich im eigentlichen, eben angegebenen Sinne, und dann auch insofern, als sie ihre Besitzerin, die Gans, geistig blind machen für ihre wahre Beschaffenheit, ihre Gänsenatur nämlich. Mancher Mensch läßt sich von Andern durch äußern Tand und Reichthum blenden und hat dann kein offenes Auge für ihre wirklichen, oft schlechten Eigenschaften, für ihre Unsittlichkeit.

2. Schwamm „majestätisch" heißt: schwamm, wie wenn sie der prächtigste, erhabenste aller Vögel gewesen wäre.

3. „— verrätherische Kürze." Die Kürze des Halses verrieth, daß sie eine Gans war, machte sie leicht erkennbar.

4. „Apoll" ist der Name eines mächtigen griechischen Gottes. Er war der bedeutendste Sohn des schon erwähnten Zeus. Als Gott der Prophezeihung stand ihm ein Schwan, oder ein Rabe zur Seite, weil man glaubte, diese Vögel könnten die Zukunft verkünden. Dichter nennen den Schwan deshalb „Vogel des Apollo."

5. „Lächerliche Gans", eine Gans, die sich durch ihr eitles Bestreben, ein Schwan zu werden, also mehr zu werden, als wozu die Natur sie bestimmt hatte, lächerlich machte.

2. Inhaltsangabe.

Eine Gans wurde durch das schöne Weiß ihres Gefieders verleitet, sich einzubilden, sie sei zu etwas Höherem, zu einem Schwan bestimmt. In Folge dieser Einbildung sonderte sie sich von den übrigen Gänsen ab und suchte sich in ihrer ganzen Haltung das Ansehen eines Schwans zu geben. Alle Bemühungen waren übrigens vergebens; statt sich zum Schwane zu erheben, machte sie sich nur lächerlich.

3. Grundgedanke.

Strebe nicht nach einer Stellung im Leben, zu der dir die Befähigung fehlt.

Dieser Gedanke verdient es, den Kindern recht veranschaulicht und fest eingeprägt zu werden. Viele Menschen machen sich durch Nichtbeachtung desselben unglücklich für ihre Lebenszeit. Der Fall, daß Knaben, die ein gutes Gedächtniß, aber keinen scharfen Verstand haben, sich den Studien widmen, gehört namentlich hierher.

13. Der Stier und der Hirsch.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 172. — Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 146.— Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 107.)

1. Erläuterungen.

1. Abschn. Schwerfällig. Flüchtig. Ein Stier tritt in Folge seiner Körpergröße schwer auf; sein Gang sieht daher in höherem Maße einem fortwährenden Fallen (schwer fallen) ähnlich, als bei andern Thieren, z. B. bei dem schnell wie ein Vogel dahin eilenden und deshalb „flüchtig" genannten Hirsch; man nennt den Gang des Stiers aus diesem Grunde „schwerfällig."

2. Abschn. Anfallen. Angreifen. Der Löwe lauert seiner Beute auf und liegt dabei ruhend auf dem Bauche, die Vorderbeine nach vorn gestreckt. Nähert sich ihm ein geeignetes Thier, so sucht er sich desselben mit einem ungeheuern Sprunge zu bemächtigen. Entgeht ihm hierbei das Thier, so scheint er sich zu schämen und läßt ab vom Angriff. Ein solches unerwartetes, schnelles und heftiges Angreifen wird mit „anfallen" bezeichnet. Daher sagt man auch stets: Der Löwe fällt die Beute an. Ebenso sagt man: von Räubern angefallen werden, wenn der Angriff heftig und unerwartet geschieht. Will der Löwe dagegen einen Kampf mit der Riesenschlange aufnehmen, so beweist er mehr Vorsicht als Gewalt; man sagt daher in solchem Falle: Der Löwe greift die Riesenschlange an. Ebenso sagt man: Den Feind angreifen.

„— laß uns beide für Einen Mann stehen" heißt: Laß uns so für einander kämpfen, wie Jeder für sich allein kämpfen würde.

Zumuthen. Ansinnen. Verlangen. Der Stier erwartet vom Hirsch eine Hülfe, die dieser als nachtheilig für sich betrachtet. Dies Erwarten des Stiers wird passend durch „zumuthen" ausgedrückt. Fast gleichbedeutend mit zumuthen ist „ansinnen." Begehren wir geradezu etwas von Jemand, so gebrauchen wir „verlangen." So sagt man z. B.: Ich verlange das Versprochene.

„— ungleiches Gefecht" heißt: mit ungleich wirksamen Waffen kämpfen. Der Löwe hatte weit größere Körperstärke, als der Hirsch, außerdem noch scharfe Krallen und spitzige Zähne. Auch der Stier war im Nachtheil gegen den Löwen, und es blieb deshalb zweifelhaft, ob beide vereint ihn besiegen würden. Daher zieht der Hirsch die eigene sichere Rettung durch schnelles Entlaufen vor.

2. Grundgedanke.

Gieb dich nicht in Gefahr, der du nicht gewachsen bist.

14. Der Besitzer des Bogens.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 186. — Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. I. 164. Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl. Nr. 108.)

1. Erläuterungen.

1. „Ebenholz" ist ein sehr hartes, durch und durch schwarzes Holz. Das beste Ebenholz kommt aus Ostindien von Arten, die der Gattung Dattelpflaume und Maba angehören.

2. „Plump" wird der Bogen genannt, weil er zu viel Holz (Masse) hat. Das Gegentheil von plump ist fein. Plump ist mit schwerfällig verwandt; denn wie dies aus schwer fallen gebildet ist, so ahmt jenes den Schall nach, den eine in tiefes Wasser stürzende schwere Masse verursacht.

3. „Zierde" kommt her von zieren, was so viel bedeutet, als verschönern. Zierde ist also das, womit etwas geziert oder verschönert wird. Zierde und Zweckmäßigkeit lassen sich nicht immer mit einander vereinigen, wie das Beispiel vom Bogen zeigt. Was ist vorzuziehen, wenn man nicht beides vereint haben kann?

2. Inhaltsangabe.

Ein Mann hatte einen vortrefflichen, aber etwas plumpen Bogen. Um ihm die letztere Eigenschaft zu nehmen, läßt er ihn durch Einschnitzen von Jagdstücken verzieren. Dadurch wird der Bogen aber zu schwach und zerbricht daher, als sein über die neue Zierde erfreuter Besitzer versucht, ihn zu spannen.

3. Grundgedanke.

Zweckmäßigkeit geht über Schönheit.

Lessing hat circa 100 Fabeln gedichtet, die meisten davon während seines Aufenthaltes in Berlin (1758 und 1759). Sie erschienen 1759 mit einer Abhandlung über die Fabel.

Anregung zur Beschäftigung mit der Fabel erhielt Lessing theils durch Professor Christ in Leipzig, der die lateinische metrische Bearbeitung der äsopischen Fabeln durch Phädrus einer Kritik unterworfen hatte, theils durch Hagedorn, der die

Fabeln in jener Zeit sehr beliebt gemacht hatte. Lessings Versuche in der Fabel haben gleichzeitig den Zweck, diese Dichtungsart aus den Abwegen neuerer Bearbeiter, besonders Lafontaine's und dessen Nachahmer (Gellert), auf die Bahn des klassischen Altmeisters Aesop*) zurückzuführen. Die sehr beachtenswerthe, mit großer Schärfe abgefaßte Abhandlung über die Fabel benutzte Lessing zugleich, um allgemeinere Gesichtspunkte in der Poesie zur Geltung zu bringen.

Die ältesten, aus den Jahren 1751—53 stammenden Fabeln, zu denen „Der Tanzbär" (von 1751) gehört, sind den Lafontaineschen in der Form ähnlich, sie sind namentlich auch in Versen geschrieben, behandeln die Begebenheit möglichst ausführlich und fügen derselben die Moral hinzu. Später fand Lessing, daß er in der Nachahmung Lafontaines weniger glücklich sei, als Gellert, und ging deshalb seine eigenen Wege. So gab er namentlich die Verse auf und befleißigte sich der möglichsten Kürze, indem er die Handlung vereinfachte, auf das Allernothwendigste beschränkte und die Moral nicht abgesondert hinstellte. Die Absicht des Fabeldichters soll nach ihm keine andere sein, als uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit zu überzeugen; den Selbstzweck der Dichtung erkennt er sonach bei der Fabel nicht an, worin man ihm nicht unbedingt beistimmen kann. In diesem Sinne sagt Lessing in der Abhandlung über die Fabel: „Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Zierrathen aber sind dieser Kürze entgegen, denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können; folglich streiten alle Zierrathen, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel." Aus dieser Anführung ersieht man zugleich, daß die Abhandlung über die Fabel und die Fabel selbst in inniger Beziehung zu einander stehen; doch dürften die Fabeln etwas früher entstanden sein als die Abhandlung, da zwischen beiden nicht völliger Einklang stattfindet.

In stilistischer Beziehung sind Lessings Fabeln im höchsten Grade mustergültig, für mittelmäßige Schriftsteller daher unnachahmbar; im Volke haben sie aber ihrer Kürze und Schärfe wegen nicht so viel Anklang gefunden, als die breiteren, durch Scherze, Satyren und allerlei Zwischenreden ausgezeichneten Gellertschen.

---

*) Ein aus Phrygien stammender, im 6. Jahrhundert vor Chr. lebender Sklav, dem der Sage nach die Fabel ihre Ausbildung verdankt.

C. Dramen.

15. Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Verfertigt im Jahre 1763, gedruckt 1767. (Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. I. 549. — Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. II. 147. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 34.)

I. Justs beabsichtigte Verabschiedung.

Erster Aufzug. Achter Auftritt.

1. Historische Einleitung.

Im Jahre 1760 nahm Lessing die Stelle eines Gouvernements-Secretärs beim General Tauenzien an und folgte ihm nach Breslau, wo er fünf Jahre lang lebte. Friedrich der Große führte damals den siebenjährigen Krieg gegen Oesterreich wegen Schlesien. Lessing hatte daher Gelegenheit, den größten Theil der Offiziere des preußischen Heeres und durch sie das bewegte Soldatenleben kennen zu lernen. Die mannigfachen Eindrücke, die er hier empfing, veranlaßten ihn, „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück", ein echt nationales Drama, zu schreiben und auf die Bühne zu bringen. Ein preußischer Major, ein Herr von Tellheim, spielte eine Hauptrolle darin. Er gehört zu der sogenannten „Freipartei" und wurde, wie viele andere Helden dieses Krieges, nach dem Friedensschlusse verabschiedet, ohne die Gelder, welche er den Ständen in der bedrängten Zeit vorgeschossen, zurück erhalten zu können. Dadurch geräth er in Noth, entläßt seine Dienerschaft und steht im Begriff, auch dem letzten derselben, Just genannt, den Dienst zu kündigen. Diesen Vorgang nun theilt der in unserm Lesebuche enthaltene achte Auftritt des ersten Aufzuges mit.

2. Fragen zur Erleichterung des Verständnisses.

1. Wie zeigt sich Just bei seinem ersten Auftreten? Er ist traurig über seine Verabschiedung, sucht aber seine Trauer durch das Vorgeben, die verlangte Rechnung in der Küche geschrieben zu haben, zu verbergen. 2. Woraus ersehen wir, daß diese letztere Aeußerung nur ein Vorwand ist? Er hält seine Verabschiedung für ein Unglück, was daraus ersichtlich ist, daß er sagt: „Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr!" 3. Was ersehen wir aus der Aeußerung: „Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet?" Daß die Verabschiedung ihm ganz unerwartet kam. 4. Zu welchem Zwecke hat Just die Forderung

seines Herrn an ihn aufgeschrieben? Er hat dazu einen doppelten Zweck. Er will nämlich erstens seinem Herrn die Verlegenheit ersparen, die ihm erwachsen würde, wenn er sagen müßte, daß er ihn jetzt nicht bezahlen könne, und zweitens rechnet er darauf, ihn dadurch zur Abänderung seines Entschlusses, ihn zu entlassen, zu bewegen. 5. Aus welcher Stelle erkennen wir, daß es nicht Eigennutz war, welche in Just den Wunsch erregte, noch länger bei seinem Herrn zu bleiben? „Ich bin Ihnen unentbehrlich." 6. Was für ein Gefühl legt Just durch Aufstellung der Gegenrechnung seines Herrn an den Tag? Das Gefühl der Dankbarkeit. 7. Wofür erklärt er sich durch diese Gegenrechnung? Für den Schuldner seines Herrn. 8. Warum thut er das vorzüglich? Um in seinem Herrn die Vorstellung hervorzurufen, daß er berechtigt sei, ihn auch ohne Lohn noch eine Zeit lang behalten zu können.— Dieser schöne Zug verräth ein feines Gefühl und eine wahrhaft rührende treue Anhänglichkeit.

9. Welchen schönen Zug giebt der Major v. Tellheim dadurch zu erkennen, daß er seinen letzten Diener verabschieden will? Andere nicht unbezahlt für sich arbeiten zu lassen. 10. Was erkennen wir in Betreff des Majors v. Tellheim aus seiner von Just aufgestellten Gegenrechnung? Daß er die oft verkannte Pflicht der Herrschaften, für ihre kranken Dienstboten zu sorgen, in vollstem Maße übte und sich gern Hülfsbedürftiger annahm. 11. Wodurch wird der Werth dieser Tugenden noch bei ihm erhöht? Dadurch, daß er erklärt, Just sei ihm nichts schuldig. 12. Zu welchem Zwecke hält Tellheim dem Just seine schlechten Eigenschaften („Und deine Hartnäckigkeit ꝛc.") bei dieser Gelegenheit vor? Um sich in dem in bester Absicht gefaßten Vorsatz, ihn zu verabschieden, nicht wankend machen zu lassen, um noch Anlaß dafür zu haben, nachdem ihm Just durch seine Erklärung, daß er (Tellheim) ihm gar nichts schuldig werden könne, den Hauptgrund zunichte gemacht hat. 13. Warum erzählt Just die Geschichte von seinem Pudel? Um seinem Herrn in guter Manier, d. h. ohne die Bescheidenheit gar zu sehr zu verletzen, zu zeigen, daß er auch neben den schlechten Eigenschaften gute habe. Zum Schluß sagt er geradezu, daß seine Bedientetreue so groß sei, daß er, wenn das Schlimmste zum Schlimmen komme, für seinen Herrn selbst betteln und stehlen könne.

3. Inhaltsangabe.

Der Bediente Just hat auf Verlangen seines Herrn seine Rechnung aufgeschrieben, nicht aber, wie er gesollt, bloß seine Forderungen, sondern auch das, was er seinem Herrn für ärztliche Behandlung und Krankenpflege, so wie durch Vorschüsse, die er

seinem im Kriege verarmten Vater gemacht, schuldig geworden ist. Der Major von Tellheim erkennt diese an, sagt aber dem Diener dabei, daß er ihn eben aus dem Grunde entlasse, um ihm nichts schuldig zu werden. Just bekennt sich von Neuem als Schuldner seines Herrn und bringt denselben durch Mittheilung des Verhaltens seines Pudels dahin, ihn auch ferner zu behalten, zumal da er ja ohne Bedienten sich gar nicht behelfen könne.

4. Grundgedanken.

Edle Behandlung erzeugt auch in rohen Menschen aufrichtige Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit. — Auch im schlechtesten Menschen findet sich noch etwas Gutes.

5. Charakterzüge der Personen.

Der Major v. Tellheim handelt pflichttreu, großmüthig und wohlwollend gegen seinen Diener, ist wohlthätig gegen Hülfsbedürftige und legt auch unter schwierigen äußern Verhältnissen die ehrenhafteste Gesinnung an den Tag.

Just hat eine rauhe Außenseite, ist namentlich sehr derb, hartnäckig, trotzig, wild und ungestüm gegen Alle, die ihm nichts zu befehlen haben, tückisch, schadenfroh, rachsüchtig, beweist seinem Herrn aber die treueste Anhänglichkeit und aufrichtigste Dankbarkeit und erklärt sich bereit, dieselbe durch Aufopferung erheischende Thaten zu beweisen.

6. Form der Darstellung.

Das ganze Gespräch macht einen angenehmen, befriedigenden Eindruck, was seinen Grund offenbar in der gelungenen Charakterisirung beider Personen hat. Um den mitgetheilten Rechnungen das Trockne zu nehmen, sind sie in ungezwungenster Weise zur Darlegung der Denk- und Handlungsweise des Majors benutzt worden. Ganz besonders schön ist die Schilderung der aus Dankbarkeit entsprungenen Anhänglichkeit des Pudels, auch deshalb, weil darin dem Diener in einem wichtigen Augenblicke Gelegenheit gegeben wird, seine guten Eigenschaften hervorzuheben, ohne direct von sich sprechen zu müssen. Die kurzen Sätze entsprechen ganz dem Charakter des Just.

Anmerkung. Es scheint, als wenn Lessing aus einem ganz besonderen Grunde dem Pudel eine Stelle in diesem Lustspiel angewiesen hätte. Während seines Aufenthaltes in Breslau spielte er nämlich mit den Offizieren leidenschaftlich das Faro und zwar weniger aus Gewinnsucht, als um sich durch die damit verbundene

Aufregung von der ihm zuweilen anhaftenden Angst und Beklommenheit zu befreien. — Einst hatte er hier einen merkwürdigen Traum, den er später oft erzählte. In wilder Gesellschaft und bei hohem Spiel hatte er seinen letzten Heller zugesetzt und kam heftig erregt und doch erschöpft gegen Morgen auf sein Zimmer. Es war zu spät, um sich noch zu entkleiden, und müde warf er sich auf einen Sessel vor seinem Bett und entschlief. Da träumte ihm, sein geliebter Hund lege ihm sanft eine der Pfoten auf die Hand und spreche mit freundlich verweisendem Blick: „Wohin soll das? Du verschwendest Kraft, Gesundheit, Geld und die Achtung der Menschen. Die Erwartung derer, die deine Jugend pflegten, verwandelst du in Gram, und die Hoffnung deiner Geschwister in Beschämung. Du machst, daß Gönner und Freunde an dir irre werden, und vermengst dich mit Gesindel, das dich nicht einmal für seines Gleichen hält, weil der Betrüger immer auf den Betrogenen herabsieht. Was wird dir bleiben? Nicht die Theilnahme redlicher Seelen, die du zurückweisest, nicht einmal die wenigen, welche die Natur an dich gebunden hat, denn ich werde mich niederlegen und sterben, wenn ich dich leiden sehe. Weil ich noch das einzige Wesen bin, an dessen Treue und Unterwürfigkeit du nicht zweifelst, so löset dein Schutzgeist das Band meiner Zunge. Unser Geschlecht versteht die Sprache des eurigen; aber ihm ist nicht vergönnt, sie zu reden, so lange ihr wacht. Dadurch zerrisse ein Band, das euch zusammenhält, und euer Eigensinn wählte seine Vertrauten nur aus uns. Wer soll dir zeugen, daß ich wirklich zu dir gesprochen habe? Nicht dein eigener Sinn: die Bibel.“ Hier nannte er eine Stelle, und der Schläfer erwachte. Sein Hund stand wirklich vor ihm, eine Pfote auf sein Knie gestützt, die andere fast rednerisch erhoben, sah ihm liebevoll ins Auge und leckte ihm die Hand. Der bezeichnete Vers der Bibel enthält die Worte: „Ich will meine Worte in seinen Mund legen.“ (Mitternachtsblatt, 1827. Nr. 12. Daraus in der Erläuterung von Lessings Dramen von Nodnagel.)

Seine Freunde waren mit seinem Leben in Breslau so wenig zufrieden, daß Mendelssohn die Schlußworte der Lichtwer'schen Fabel: „Die seltsamen Menschen“, an ihn richtete:

Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht, was thut er denn? er spielt.

II. Das ganze Gedicht.

1. Vorfabel und Inhaltsangabe der Dichtung.

Lessing sagt zu Anfange seiner Abhandlung über die Fabel: „Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die

Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama." Außer der Fabel einer Dichtung kann man auch noch eine Vorfabel derselben unterscheiden, die alle die Begebenheiten enthält, welche in die Zeit vor dem Beginn des Schauspiels fallen. Nicht in allen Dramen giebt es Vorfabeln; bei Shakespeare z. B. fehlen sie ganz, da er ohne jeden vorgeschichtlichen Rückhalt alle Handlung vor den Augen des Zuschauers geschehen läßt. Dagegen findet sie sich bei den bedeutendsten deutschen Dramatikern, bei Lessing, Göthe, Schiller, fast immer.

Nachstehend geben wir zunächst die Vorfabel, dann den Inhalt des ganzen Gedichts nach den Aufzügen; erstere nach der Bearbeitung von Ed. Niemeyer im „Praktischen Schulmann", Band I.

a. Vorfabel.

Der preußische Major v. Tellheim hatte in dem siebenjährigen Kriege, den er ein Jahr nach dem Beginn des Feldzuges an der Spitze eines Freibataillons mitzumachen anfing, Ordre, in den sächsischen Aemtern die Contribution mit der äußersten Strenge beizutreiben. Er wollte sich die Strenge ersparen und schoß den Ständen die fehlende Summe (2000 Pistolen) selbst vor. Um dieser edelmüthigen That willen hatte ihn Minna von Barnhelm, ein Fräulein in Thüringen, wo damals Tellheim im Winterquartiere stand, liebgewonnen, ohne ihn noch gesehen zu haben. Sie kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo sie den Major zu finden glaubte; sie kam bloß seinetwegen und mit dem festen Vorsatze, ihn zu lieben, ja sie liebte ihn schon. Hieraus entwickelte sich ein Verlöbniß zwischen Beiden: sie wechselten Ringe. Diese Verlobung schloß Minna ohne Wissen ihres Oheims und Vormundes, des Grafen von Bruchsall (welchen die Unruhen des Krieges nach Italien verscheucht hatten), trotzdem daß sie von seiner Seite das stärkste Hinderniß ihrer Verbindung zu besorgen hatte, weil er den preußischen Offizieren abhold war. Desto mehr war mit dem Verlöbniß einverstanden Franzisca Willig, die Kammerjungfer Minna's, Tochter eines Müllers auf Klein-Rammsdorf, einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins, welche schon sehr jung auf den Hof gekommen war und mit Minna, der sie an Alter gleichstand, dieselbe Erziehung und denselben Unterricht erhalten hatte. Paul Werner, der Wachtmeister Tellheims, lernte Franzisca in jener Zeit noch nicht kennen, denn er war gerade in Leipzig abwesend, wo er Montirungsstücke besorgte.

Der Major befand sich damals in glänzenden Verhältnissen: er hatte einen Kammerdiener, einen Jäger, einen Kutscher, einen

Läufer und einen Reit- oder Packknecht, Namens Just, der aber damals im Lazarethe lag. Er war im Stande, für diesen 25 Thaler Kur- und 39 Thaler Wartungskosten zu bezahlen; er konnte Justs abgebranntem und geplündertem Vater 50 Thaler vorstrecken, ohne die zwei Beutepferde, die er ihm schenkte. Er besaß so viel, daß er seinem Freunde und Stabsrittmeister Marloff, der mit ihm sechs Jahre lang Glück und Unglück, Ehre und Gefahr theilte, gegen Ausstellung eines Schuldscheines 400 Thaler vorschießen konnte. Doch der Edelmuth Tellheims beschränkte sich hierauf nicht: er zeigte sich auch darin, daß er hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, das Leben wagte. Mit seinen Soldaten stand er auf dem kameradschaftlichsten Fuße, und manchmal nahm er von seinem biedern Wachtmeister während des Krieges die Feldflasche. Paul Werner benutzte aber auch jede Gelegenheit, um ihm dies zu vergelten; er fing einmal den Hieb auf, der seinem Herzensmajor den Kopf spalten sollte, und hieb ein ander Mal den Arm vom Rumpfe, der eben losdrücken und Tellheim die Kugel durch den Kopf jagen wollte. Auch Tellheim hätte gern für Paul Werner das Leben gefährdet, wenn ihm Gelegenheit dazu gekommen wäre.

Endlich wurde der Krieg beendigt, aus welchem Tellheim mehrere Blessuren davontrug, wie denn z. B. der rechte Arm durch einen Schuß gelähmt war, so daß er, nur des linken Armes mächtig, sich nicht allein ankleiden konnte. In Folge des Friedens (15. Februar 1763) wurden die Freibataillone entlassen und Tellheim verabschiedet, was für ihn eine empfindliche Kränkung war, obgleich er selbst seinen Abschied gefordert haben würde. Denn er war Soldat geworden aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeit lang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen; aber nur die äußerste Noth hätte ihn zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Das war noch nicht Alles. Er wollte nämlich den Wechsel, den ihm die sächsischen Stände gegeben hatten, bei Zeichnung des Friedens unter die ratihabirenden (zu genehmigenden) Schulden eintragen lassen. Der Wechsel ward für gültig erkannt, aber ihm ward das Eigenthum desselben streitig gemacht. Man erklärte ihn für eine Bestechung, für ein Gratial der Stände, weil Tellheim so bald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der er sich nur im äußersten Nothfalle zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechsel aus Tellheims Händen, und er mußte fürchten, daß der Wechsel, wenn er bezahlt würde, sicherlich nicht an ihn bezahlt würde. Hierdurch mußte er

seine Ehre für gekränkt halten. Zwar hatte er an Minna geschrieben, daß nun Friede wäre, und daß er sich der Erfüllung seiner Wünsche näherte; aber da sich der Geldhandel so ungünstig wandte, schrieb er nicht mehr an Minna, wollte sie vergessen und trug sogar ihren Ring nicht mehr am Finger. Auch seine äußere Lage fing an bedenklich zu werden. Er hatte sich in dem Gasthof „zum König von Spanien" in der Hauptstadt Logis gemiethet und bei dem Wirthe manchen schönen Thaler aufgehen lassen; aber seine Dienerschaft war nunmehr bloß auf Just beschränkt, der nun Alles in Allem, Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht sein mußte, denn der Kammerdiener war ihm mit der Garderobe durchgegangen, der Jäger nach Spandau abgeführt worden, weil er unter Tellheims Kompagnie ein Komplot machte, der Kutscher sprengte mit seines Herrn einzigem und letztem Reitpferde davon, und der Läufer mußte auf guten Weg gebracht werden, weil er auf seines Herrn Namen überall Schulden machte. Es scheint, daß Tellheim genöthigt war, vom Hause Unterstützung zu suchen, denn er schickte seinen Bedienten Just in sechs Wochen zweimal, nicht an seinen Vater, denn dieser war gestorben, aber doch an seine Familie in Kurland. Er hatte zwar noch einen Freund, der ihm unter die Arme greifen konnte, Paul Werner. Dieser hatte im Kriege viel Beute gemacht, sich ein Freischulzengut drei Meilen von der Hauptstadt gekauft und schoß nun, als er von Just hörte, wie man Tellheim mit seinen Forderungen an die Generalkriegskasse hinzog, dem Major 500 Thlr. Louisd'or (100 Pistolen) vor, allein Tellheim wollte dies nur als eine Summe betrachten, die ihm aufzuheben gegeben wäre. Freilich hatte er von der Wittwe Marloff, deren Mann unlängst gestorben war, 400 Thaler zu fordern, und der Sterbende hatte auch seiner Frau eingeschärft, daß sie die Schuld mit der ersten Baarschaft tilgen sollte; aber das arme Weib lag krank und jammerte, weil sie nicht wußte, wie sie die Schuld bezahlen sollte; wie hätte auch Tellheim das Geld von einer armen Wittwe angenommen? Eben so wenig durfte Paul Werner, welcher sein Freischulzengericht verkauft hatte, weil er es auf dem Dorfe nicht gewohnt werden konnte und lieber gegen die Türken fechten wollte, darauf rechnen, daß er die 100 Ducaten, welche er auf den Kauf empfing, dem Major würde aufnöthigen können.

Man kann denken, in welcher Besorgniß Minna unterdessen lebte, da sie gar nichts wieder von Tellheim erfuhr. Sie faßte deshalb den Entschluß, ihn selbst aufzusuchen, und reiste von ihren Gütern in Begleitung ihres Oheims, den der Friede aus Italien zurückgebracht hatte, mit Franzisca und zwei Bedienten, deren einen sie in Dresden auf ihrer Durchreise engagirt, nach der preußischen Hauptstadt. Ihr Oheim verunglückte zwei Meilen von

Berlin mit seinem Wagen, wollte aber durchaus nicht, daß sie, die ungeduldig Sehnende, dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Sie mußte also voran und traf am 22. August zu Berlin in demselben Gasthofe ein, wo Tellheim nun Jahr und Tag gewohnt hatte; sie bezog sogar dessen Zimmer, ohne zu wissen, daß sie von ihrem Bräutigam bewohnt waren. Tellheim nämlich hatte ein paar Monate her nicht prompt bei dem Wirthe bezahlt und ließ nicht mehr so viel aufgehen, ja er hatte keinen Heller baares Geld mehr und war auch seinem Bedienten den Lohn für $3\frac{1}{2}$ Monat schuldig. Als nun das gnädige Fräulein aus Sachsen bei dem Wirthe vorfuhr, glaubte dieser, daß er bei Leibe nicht einem andern Wirthe einen solchen Verdienst in die Taschen jagen dürfte und ließ, da es ihm an Raum fehlte und Tellheim nicht hatte bezahlen können, dessen Zimmer in seiner Abwesenheit ausräumen und für die fremde Herrschaft einrichten. Wie erstaunt war er aber, als er in dem Schreibpulte Tellheims ein versiegeltes Beutelchen mit der Aufschrift „500 Thaler Louisd'ors" (Eigenthum des Wachtmeisters) fand! Hätte er das baare Geld vorher vermuthen können, so wäre er gewiß säuberlicher mit dem Major verfahren. Auch hätte sich im Kriege der Wirth so etwas nicht erlaubt, denn da waren die Wirthe alle geschmeidig gegen die Offiziere und Soldaten, aber das Bischen Friede machte sie schon wieder übermüthig. Genug, dem Major wurde hinten am Taubenschlage, die Aussicht zwischen des Nachbars Feuermauern, ein elendes Zimmer angewiesen, wovon nur noch die eine Wand tapezirt war, während dem Bedienten ein Stübchen daneben hergegeben wurde. Man wird sich nicht wundern, daß Tellheim nunmehr keine Lust bezeugte, länger in dem Gasthofe zu wohnen, sondern gleich die Nacht über ausblieb; auch Just schwur dem vermaledeieten Wirthe schreckliche Rache. (Hier beginnt das Stück.)

b. Inhalt der Dichtung.

1. Aufzug. Just, der einzige Diener Tellheims, sitzt in einem Winkel und schimpft und schlägt im Traume auf den schurkischen Wirth los, der seines Herrn Wohnung ohne dessen Einwilligung einer fremden Dame übergeben hat. Nachdem er erwacht ist, tritt der Wirth zu ihm und sucht seinen Zorn durch einige Gläser guten „Danziger" zu beschwichtigen, muß sich aber doch gefallen lassen, wiederholt als „Grobian" von ihm bezeichnet zu werden. Tellheim macht der Unterredung ein Ende und eröffnet dem Wirth, daß er ausziehen werde, worüber dieser um so mehr erschrickt, da er beim Ausräumen in dem Pulte ein Beutelchen mit 500 Thalern Louisd'or gefunden hat. Das Gespräch wird durch den Eintritt einer Dame in Trauer, der Wittwe des

Stabsrittmeisters Marloff, unterbrochen. Sie ist im Begriff, einen stillen Landaufenthalt, den eine gute Freundin ihr angeboten, mit der theuern Stadt zu vertauschen, will aber vorher an Tellheim die 400 Thaler zurückzahlen, welche ihr verstorbener Mann einst von diesem geborgt hatte. Tellheim ist von Mitleid ergriffen und versichert, daß Marloff ihm durchaus nichts schuldig sei, und bedauert nur, daß er ihm die Treue, die er ihm in Glück und Unglück erwiesen, nicht habe vergelten können, will dafür aber einst dem hinterlassenen Sohne Vater sein. Tief ergriffen dankt die Wittwe mit Thränen. Nachdem sie sich entfernt hat, vernichtet Tellheim den Schuldschein, „damit nicht eigener Mangel ihn einmal verleite, Gebrauch davon zu machen.“ Tellheim hat sich entschlossen, auch seinen letzten Diener, den Just, zu entlassen, und ihn zu diesem Zwecke veranlaßt, seine Forderungen aufzusetzen. Just hat das mit thränenden Augen gethan, aber zugleich auch aufgeschrieben, was Tellheim für ihn und seinen im Kriege verarmten Vater hingegeben hat. Daraus erweist der treue und dankbare Diener, daß er seinem Herrn viel schuldig sei und bei ihm bleiben müsse, um diese Schuld abzuverdienen. Tellheims Einwendungen weiß er durch die Geschichte seines Pudels geschickt zu entkräften und bleibt daher im Dienste. Just erhält nun von Tellheim den kostbaren Verlobungsring zum Versetzen und den Auftrag, alle Gasthausschulden zu bezahlen und dann den Umzug zu besorgen. Nach Tellheims Entfernung kommt der Wachtmeister Werner, um dem Major 100 Ducaten, die er als erste Zahlung für sein verkauftes Gütchen erhalten hat, zu bringen. Just lehnt die Gabe mit der Großmuth seines Herrn ab, fordert aber Werner auf, mit ihm dem Wirthe für die schlechte Behandlung des Majors einen Possen zu spielen.

2. Aufzug. Schon am nächsten Morgen nach der Ankunft in Berlin erhält Minna Kunde von Tellheim. Der geschwätzige Gastwirth zeigt ihr nämlich einen kostbaren Ring, in dem sie sofort den Verlobungsring erkennt, den sie Tellheim einst gegeben hatte; er hatte ihn aus Noth für 80 Pistolen versetzt. Minna drängt nun den Wirth, den früheren Besitzer des Ringes zu schaffen, und erbietet sich, alle Schulden desselben sofort zu bezahlen. Der Gedanke, sich bald wieder in den Besitz ihres Tellheim zu sehen, macht sie ganz glücklich. Auf des Wirths Ersuchen entschließt Tellheim sich, der ihm noch fremden Dame den gewünschten Besuch zu machen. Sein Erstaunen erreicht aber den höchsten Grad, als er sich auf einmal seiner Braut gegenüber sieht. Nachdem er sich gefaßt, drückt er sein Befremden, sie hier zu finden, aus und tritt gemessen zurück. Auf Minna's Befragen gesteht er nach einigem Zögern, daß er unglücklich sei und sich freiwillig den Zwang auferlegt habe, sie zu vergessen. Zu seiner Rechtfertigung

fügt er hinzu, daß er von dem Tellheim, mit dem sie sich einst verlobt habe, nur noch den Namen führe, nicht mehr derselbe sei, sie daher meiden müsse, wenn er nicht eine Niederträchtigkeit begehen wolle. Damit reißt er sich trotz der dringendsten Bitten Minna's los.

3. Aufzug. Bald darauf überbringt Just einen Brief von seinem Herrn an Minna, der Franzisca zugleich um eine Unterredung ersuchen läßt. Der neugierige Wirth hat die Trennungsscene unbemerkt mit angesehen und möchte von Franzisca gern den Schlüssel dazu haben, wird aber durch eine witzige Antwort abgewiesen, erinnert bei dieser Gelegenheit auch an den Ring, erklärt sich jedoch zufrieden, wenn er die darauf vorgeschossenen 100 Pistolen (es waren nur 80) auf Rechnung des Fräuleins schreiben dürfe. Darüber kommt Werner. Er warnt Franzisca vor dem Wirth und wird von diesem als ein Freund Tellheims vorgestellt. Nachdem Franzisca und der Wirth sich entfernt haben, kommt Tellheim und trifft auf Werner. Dieser ist eigentlich in der Absicht gekommen, um unter passendem Vorwande dem Major Geld zum Bezahlen seiner Schulden anzubieten, was ihm indeß nicht gelingt. Tellheim ist zu ehrlich, als daß er borgen sollte ohne Aussicht auf Zurückzahlung. Zu Beiden tritt darauf Franzisca. Tellheim erhält durch sie seinen eigenen, Anfangs für eine Antwort gehaltenen Brief an Minna, in dem er sein Verhalten zu rechtfertigen gesucht hat, zurück und läßt sich durch sie bestimmen, das Fräulein nach Tische zu einer Spazierfahrt durch die Stadt abholen zu wollen.

4. Aufzug. Minna hat während der Mittagsmahlzeit mit Franzisca verabredet, sich dem Major als unglücklich und verlassen, vom Oheim enterbt, darzustellen, weil sie sicher glaubt, daß seine Ehrenhaftigkeit unter solchen Umständen nicht zulassen würde, sich von ihr zurückzuziehen. Franzisca soll die Ausführung des Planes vermitteln helfen. Mittlerweile tritt der verabschiedete Lieutenant Riccaut ein. Er will vom Kriegsminister erfahren haben, daß Tellheims Angelegenheiten günstig entschieden seien, und möchte nun der Erste sein, der ihm diese angenehme Nachricht bringt. Im Laufe des Gesprächs erzählt Riccaut, daß es ihm schlecht gehe und er in letzter Zeit viel Unglück beim Spiel gehabt habe. Um ihn nicht zu verletzen, giebt Minna ihm unter dem Vorwande, daß er für sie spielen möge, 10 Pistolen, worüber Franzisca sich vorwurfsvoll äußert, da sie Riccaut als einen sehr ordinairen Menschen erkannt hat. Nachdem er fort ist, tritt Tellheim ein. Minna versucht es, ihn zu überzeugen, daß es ein „häßlicher Streich" sei, wenn er sie verlasse, und sucht die von ihm vorgebrachten Gründe für seine Handlungsweise, daß er nämlich ein „abgedankter, an seiner Ehre gekränkter Offizier, ein

Krüppel, ein Bettler" sei, zu entkräften, vermag aber nichts über ihn. Da giebt sie ihm den von ihm empfangenen Verlobungsring (es ist jedoch der von Tellheim versetzte), deutet ihm im Abgehen an, daß sie unglücklich sei, und läßt das durch Franzisca weiter ausführen. Sobald Tellheim hört, daß Minna von ihrem Oheim enterbt worden, weil sie keinen Mann von seiner Hand habe nehmen wollen, und daß sie entflohen sei, um ihn aufzusuchen, ändert er sofort seinen Entschluß, bereut sein Benehmen und will nun der Unglücklichen treu zur Seite stehen, „Alles für sie unternehmen."

5. Aufzug. Tellheim begehrt nun von Werner Geld und erhält, was dieser besitzt. Werners Mittheilung, daß die Hofstaatskasse Ordre erhalten habe, dem Major seine Gelder auszuzahlen, schenkt er keinen Glauben. Franzisca muß aber vermitteln, daß Tellheim das Fräulein wieder sprechen kann; Minna bleibt aber kalt gegen ihn und verweigert die Zurücknahme des Ringes standhaft, hinzufügend, daß sie sein Unglück durch das ihrige nicht vergrößern dürfe. Dies peinliche Gespräch wird durch das Eintreten eines Feldjägers unterbrochen, der ein Schreiben des Königs bringt, durch welches Tellheim volle Genugthuung und auch sein in Sachsen vorgeschossenes Geld wieder erhält. Er ist über diese Nachricht ganz glücklich und nimmt von Minna an, daß auch sie es sei. Diese bleibt aber in der angenommenen Rolle und schlägt Tellheim Zug für Zug mit den Waffen, die er aus falschem Ehrgefühl früher gegen sie angewandt hat: sie erklärt, daß sie als Unglückliche sein nunmehriges Glück nicht theilen könne, da nach seinem eigenen Ausspruche „Gleichheit allein das feste Band der Liebe sei", es „nichtswürdig erscheine, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken." Durch den versetzten, von Minna aber bereits wieder eingelösten Verlobungsring entsteht in Tellheim der Verdacht, Minna sei untreu und nur gekommen, sich durch List ganz von ihm los zu machen. Tellheim geräth darüber in so hohe Aufregung, daß er ernstlich das Band zerreißen will. Die Nachricht von der Ankunft des Oheims, von dem er noch immer glaubt, daß er Minna ins Unglück gestürzt habe, bringt ihn aber wieder zur Besinnung; er bietet sich zu ihrem Schutz an. Nun endlich erfährt er, daß ihr Unglück nur erdichtet, der Oheim ihr und sein bester Freund sei. Es entwickelt sich Alles zur vollsten Befriedigung. Außer den Hauptpersonen heirathen sich auch Franzisca und Werner.

2. Die Personen des Gedichts.

Wie der Stoff zur Dichtung, so sind auch die Personen derselben unmittelbar aus dem Leben und aus der nächsten Umgebung

des Dichters, aus seinen in Breslau gemachten Wahrnehmungen genommen. Daher sind denn auch alle Personen lebenswahr, und die Hauptpersonen von echt deutscher Gesinnung und nationalem Wesen, welche Eigenschaften durch den Gegensatz, den der Franzose Riccaut bildet, vortheilhaft gehoben werden. Der Held der Dichtung und also die Hauptperson ist Tellheim, an den Minna von Barnhelm, nach der das Stück benannt ist, sich würdig anreihet. Werner und Franzisca entsprechen in mehr komischer Weise den Genannten. Von den Nebenpersonen bilden der Wirth und Riccaut durch ihr betrügerisches Wesen eine Gruppe, ebenso Bruchsall und die Wittwe Marloff, als ältere bieder-deutsche Personen. Just und die übrigen Diener gehören dem Stande nach zusammen; aber der Erstere bildet einen befriedigenden Gegensatz zu dem übrigen Dienertroß.

Tellheim bildet insofern einen Gegensatz zu den übrigen Personen, als er sich zum Tragischen hinneigt, völlig frei von allem Komischen ist.

In der nachstehenden Charakteristik Tellheims ist absichtlich gezeigt worden, wie diese Uebungen anzustellen sind, daß man namentlich zuerst das Material sammeln, dann ordnen und darauf frei zu einem Gesammtbilde verarbeiten muß. Es wird dabei am zweckmäßigsten mit den äußeren Verhältnissen begonnen.

a. Major von Tellheim.

* Material.

Tellheim sagt: „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen." (Gesammelte Werke, 255.)

Als Tellheim hört, daß Werner nach Persien gehen und sich für den Krieg anwerben lassen will, sagt er: „Man muß Soldat sein für sein Land, oder aus Liebe zur Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts." (S. 210.)

Zu Minna sagt Tellheim: „Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber alles seiner eigenen Ehre wegen thut." (S. 233.)

Minna sagt in Bezug auf Tellheim: „Freund und Feind sagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist.“ (S. 172.)

Werner sagt zu Tellheim: „Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?“ (S. 209.)

Dafür gingen aber auch die Soldaten für ihn in den Tod. Als Tellheim sagt, daß es sich für ihn nicht zieme, sein Schuldner zu werden: „Ziemt sich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, sich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und sagten: Werner, hast Du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemt sich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr werth war, als aller der Quark! Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie sich ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für Alle geschaffen.“ — — „Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn Sie es denn aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte?“ (S. 208.)

Minna: „Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören?“ (S. 172.)

Tellheim: „Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.“ Minna: „Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und seinem Unglück zu sprechen.“ Tellheim. „Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.“ (S. 190.)

Tellheims Ritterlichkeit giebt sich kund, als Minna sich „ein sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen“, nennt. Auffahrend und wild um sich sehend erwiedert er: „Wer darf so sprechen? — Ah, Minna, ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß Jemand Anders dies gesagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Grenzen sein.“ (S. 257.)

Von der Festigkeit in seinen Grundsätzen giebt unter Anderem der 2. Aufzug im 8. und 9. Auftritt Kunde.

„Nein, Franzisca, ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten.“ (S. 237.)

„Eher soll mich hier das äußerste Elend vor den Augen meiner Verleumder verzehren.“ (S 238.)

Als Tellheim das Sachverhältniß mit dem Wechsel Minna

auseinandergesetzt hat, sagt er: „Hierdurch halte ich meine Ehre für gekränkt.“ (S. 236.)

„Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit —.“ (S. 239.)

„Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —“ (S. 239.)

„Nein, Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht die Stimme unseres Gewissens, nicht das Zeugniß weniger Rechtschaffenen —“ (S. 239.)

Als Franzisca versuchend sagt, daß er seinem guten Geschick danken solle, daß er so von dem enterbten Fräulein loskomme, muß sie den harten Ausdruck hinnehmen: „Elende! für wen hältst du mich?“ (S. 242.)

Graf Bruchsall: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.“ (S. 265.)

Tellheim: „Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit.“ (S. 239.)

Tellheim zum Wirth: „Ich bin Ihnen schuldig; Sie räumen mir in meiner Abwesenheit das Zimmer aus; Sie müssen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen suchen. Sehr natürlich!“ (S. 154.)

Minna: „Er (Tellheim) hat das rechtschaffenste Herz.“ (S. 172.)

Tellheim: „Ich habe diese Bitterkeit schon vergessen.“ (S. 162.)

Just: „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thaler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler.“ (S. 162.)

Tellheim hat dem Rittmeister Marloff 400 Thaler geborgt. Als dessen Wittwe kommt, diese Summe zurückzuzahlen, sagt er: Marloff ist mir nichts schuldig geblieben.“ (S. 159.) Als die Marloff ihn von Neuem bittet, das Geld zu nehmen, erwiedert er: „Wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll? Bestehlen, Madame; das würde es im eigentlichsten Verstande sein. Ihm gehört es, für ihn legen Sie es an.“ (S. 160.) Zu derselben: „Ich werde es nicht vergessen, daß ein Sohn von ihm da ist. Er wird mein Sohn sein, sobald ich sein Vater sein kann.“ (S. 159.)

Tellheim zu Just: „Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.“ (S. 162.)

Tellheim: „Ich wollte mir diese Strenge ersparen und schoß (den sächsischen Ständen) die fehlende Summe selbst vor.“ (S. 235.)

Tellheim: „Mein eigenes Unglück schlug mich nieder, machte mich ärgerlich, kurzsichtig, schüchtern, lässig; ihr Unglück hebt mich empor, ich sehe wieder frei um mich und fühle mich willig und stark, alles für sie zu unternehmen.“ (S. 245.)

Tellheim zu Minna: „Sie konnten nicht vermuthen, wie sehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaussetzen würde.“ (S. 248.)

Tellheim: „Just, ich glaube Du zankst“ (mit dem groben Wirthe)? (S. 154.)

Tellheim zu Werner: „Um mir auf den Wirth des alten (Quartiers) die Ohren voll zu fluchen. Gedenke nur nicht daran.“ (S. 205.)

Tellheim zur Marloff: „Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, sage ich; ich war immer karg mit diesem Titel.“ Die Marloff: „Wer weiß es besser als ich, wie werth Sie seiner Freundschaft waren, wie werth er der Ihrigen war?“ (S. 158.)

Minna: „Er (Riccaut) versicherte, daß er Ihr Freund sei.“ Tellheim: „Ich versichere, daß ich seiner nicht bin.“ (S. 238.) Nur der Würdige konnte sein Freund sein.

Tellheim zu Werner: „Aber Freund, woran fehlte mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben so viel für Dich würde gethan haben?“ (S. 209.)

Tellheim besitzt auch Freunde. (S. 267.)

Tellheim, um Minna seine Liebe auszudrücken: „Ihrem Dienste allein sei mein ganzes Leben gewidmet!“ — „Morgen verbinde uns das heiligste Band; und sodann wollen wir um uns sehen und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel suchen, dem zum Paradiese nichts fehlt, als ein glückliches Paar.“ (S. 255.)

** Charakteristik.

Tellheim stammt aus Kurland, wo die Glieder der Familie, den Vater ausgenommen, zu der Zeit noch lebten, von der hier die Rede ist. Er diente im siebenjährigen Kriege in Friedrichs II. Heere als Major in einem Cavallerie-Freibataillon und erhielt mit andern Offizieren nach dem Friedensschluß seinen Abschied ohne Pension. Wegen eines den sächsischen Ständen im Kriege gemachten Vorschusses von 2000 Pistolen wurde er bei seiner Entlassung in einen Proceß verwickelt, der ihn in große Verlegen-

heit brachte, schließlich aber gerecht und zu seinen Gunsten entschieden wurde. Nachdem seine Ehre gerettet und sein Vorschuß ihm wieder zurückerstattet worden war, verheirathete er sich mit Minna von Barnhelm.

Tellheim ist das Bild eines edlen deutschen Mannes und musterhaften Offiziers.

Als er die gerechte Sache in Gefahr sieht, greift er freiwillig zu den Waffen und erweist sich im Kriege so muthig und tapfer, daß Freund und Feind das offen anerkennen. Aber nie prahlt er mit seinen Thaten, vermeidet jedes Gespräch darüber. Mit den Soldaten geht er kameradschaftlich um, gegen seine Diener ist er wohlwollend, gegen Unglückliche wohlthätig und edelmüthig. In seinem Benehmen gegen Andere waltet sittlicher Anstand, selbst dann, wenn er unwürdig behandelt wird. Seine Freundschaft kann nur der Würdige erlangen; solchen Freunden ist er aber treu im Glück und Unglück. Die Ehre ist sein höchstes Gut, und wer sie ihm antastet, der ist sein schlimmster Feind, der erbittert ihn; selbst die Liebe muß der Ehre weichen. Die volle Anerkennung seiner makellosen Ehre durch die Gerechtigkeit des Königs ist daher der höchste Lohn für ihn. Ebenso bestrebt er sich, gegen Jedermann gerecht zu sein, fordert aber auch unerbittlich Gerechtigkeit für sich. Noth erträgt er ohne Klage und würde lieber darin zu Grunde gehen, als sich auf Unkosten Anderer aus derselben befreien.

Seine Liebe zu Minna entspringt aus Ehrfurcht und Hochachtung gegen die Frau und ist darum so tief und innig. Er will lieber die Treue brechen, als seine Braut unglücklich machen und erniedrigen. Stolz erfüllt ihn, wo er allein *empfangen* soll, Demuth und Hingebung, wo er die Aussicht hat, *leisten* zu dürfen. Die Liebe trägt endlich auch den Sieg über die ruhmvolle Aussicht, die der König ihm eröffnet, davon.

Tellheim ist seinem Wesen nach Lessing selbst.

b. Minna von Barnhelm

stammt aus Sachsen. Sie ist elternlos und hat ihren Oheim, den Grafen Bruchsall, zum Vormunde. Ihre ansehnlichen Güter liegen in Thüringen. Eine edelmüthige, dem sächsischen Lande erwiesene That des preußischen Majors von Tellheim ist Veranlassung geworden, daß sie sich mit demselben verlobt hat. Nach dem Friedensschluß wird die eheliche Verbindung mit ihm vollzogen.

Tellheim selbst charakterisirt uns Minna als das süßeste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne, ganz Güte und Großmuth, ganz Unschuld und Freude, vergißt dabei aber auch nicht

ihre Neigung zu „kleinem Muthwillen“ und „ein wenig Eigensinn.“ (S. 256.)

Von der Sentimentalität, an welcher viele Frauen leiden, ist sie ganz frei, eben so frei aber auch von dem Streben, die Schranken abzuwerfen, welche den Wirkungskreis der Frau naturgemäß begrenzen und enger ziehen als den des Mannes. Daher suchte sie Tellheim in einer Gesellschaft auf, um ihm ihre Hochachtung zu erkennen, ihre Liebe merken zu lassen. Tellheims edelmüthige That hat ihr Herz zu gewaltig ergriffen, als daß die kleine Rücksicht auf die Etikette sie von diesem Schritte abhalten könnte. Das ist sittliche Verehrung männlicher Würde, edler Menschlichkeit. Diese That ist zugleich ein Beweis ihrer echt deutschen Gesinnung. Die Sächsin vergißt, was die Preußen ihr und ihrem Volke im Kriege zugefügt haben; das edle deutsche Wesen beider Bruderstämme wird für sie, und symbolisch für beide Völker, das Einigungsband. Von ihrer deutschen Gesinnung wird uns auch in ihrem Gespräch mit dem Franzosen Riccaut eine Probe gegeben. Auf dessen Frage: „Nit? Sie sprek nit Französisch, Ihro Gnad?“ antwortet sie: „Nein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen. Und ich werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.“ (S. 221.) In dem Gespräche mit Riccaut giebt sich zugleich auch ihr rechtlicher Sinn zu erkennen. Denn als er eine Andeutung von falsch spielen macht, da rückt sie ihm das Abscheuliche solchen Verfahrens sogleich vor und erklärt sich offen gegen die aus Artigkeit vorgeschobene Spielgemeinschaft.

In ihren Reden und Handlungen entwickelt sie eine hohe Verstandesschärfe. Aber der scharfe Verstand hat sie nicht um das Gemüth gebracht; der Anblick der Noth erregt sofort ihr Mitleid, selbst bei einem Menschen wie Riccaut; Freude will sie nicht allein genießen, sie ruft sie nöthigenfalls durch reiche Gaben in Andern hervor; für glückliche Fügung ihres Schicksals dankt sie freudig Gott.

Endlich ist in Minna auch die frische Thatkraft und edle Selbstständigkeit, wie sie sich bei ihrer Verlobung, ihrer Reise nach Berlin und in der consequenten Durchführung ihrer Pläne, Tellheims Sinnesänderung betreffend, geltend machen, nicht zu übersehen und zu unterschätzen; sie zeigt darin, daß sie Tellheims würdig ist.

Göthe sieht in dieser Minna den Dichter selbst. Nicht bloß Lessings Verstand, sondern auch sein großes, warmes, edles Herz, sein Herz von Ehre und Liebe steckt in ihr, sagt er einmal.

c. Franzisca Willig,

die Tochter eines Müllers auf einem der Güter Minna's, steht mit dieser in gleichem Alter (21 Jahr) und ist mit ihr erzogen und gleichmäßig unterrichtet worden. So vertraulich das Verhältniß dadurch zwischen beiden auch geworden ist, so weiß sie doch sich ihrer Herrin unterzuordnen, wenn es darauf ankommt. An Adel steht sie Minna nach, hat aber ein gutes, leicht erregtes Herz, klaren Verstand und eine treffliche Gabe Mutterwitz. Hier und da kann sie etwas schnippisch werden.

d. Der Wachtmeister Paul Werner

diente in Tellheims Bataillon. Er gehört nach Bildung und Lebensstellung dem ehrenwerthen Mittelstande an, ist aber so durch und durch Soldat, daß er sich zur Friedenszeit nicht behaglich fühlt, im einsamen Dorfe es selbst auf dem eigenen Gute nicht aushält. Durch ehrenhaftes Verhalten, Diensteifer, Muth und Tapferkeit im Kriege hat er sich Tellheims Achtung und Freundschaft erworben und ist diesem in einem Grade zugethan, daß er jeden Augenblick bereit ist, Gut und Blut für ihn hinzugeben. Seine Liebeserweisungen gegen seinen Herzensmajor sind oft wahrhaft großmüthig und rührend und man bedauert aufrichtig, daß er damit selten das Ziel erreicht. Von Tellheim nimmt er auch gern guten Rath für seine Privatverhältnisse an. Gemeiner Gesinnung, wie sie sich z. B. im Wirth kund giebt, tritt er überall entgegen, geht daher auch auf Justs Vorschlag, dem Wirth heimlich einen Possen zu spielen, nicht ein. Sein guter Humor verläßt ihn zu keiner Zeit und macht ihn in seinem Kreise zum angenehmen Gesellschafter.

e. Just,

Tellheims Diener, hat zwar eine rauhe Außenseite und ist nach seines Herrn Aussage sehr derb in seinen Ausdrücken, hartnäckig, wild und ungestüm gegen Alle, die ihm nichts zu befehlen haben, tückisch, schadenfroh, rachsüchtig, beweist seinem Herrn aber die treueste Anhänglichkeit und aufrichtigste Dankbarkeit und ist jeden Augenblick bereit, dieselbe durch Aufopferung erheischende Thaten zu beweisen.

f. Der Wirth „zum König von Spanien“

gehört zu den notorisch schlechten Personen, zu dem Menschenschlage, der nur seinen Vortheil im Auge hat und kein Mittel verschmäht, dazu zu gelangen; er ist ein Schelm von Profession und als solcher trefflich gezeichnet. Im Umgange mit Gleich-

stehenden erweist er sich gemein, von niedrigster Gesinnung, gegen vornehme Wohlhabende, die Gewinn versprechen, kriechend und gleißnerisch, gegen Ehrenmäuner ohne Vermögen und Einfluß rücksichtslos und unverschämt, da sittliche Größe in seinen Augen keinen Werth verleiht. Das erfährt der treffliche Tellheim, ungeachtet er „Jahr und Tag bei ihm gewohnt und manchen schönen Thaler bei ihm verzehrt hat." Zu seinen unliebenswürdigen Eigenschaften gehört auch noch die Neugierde, die sich namentlich bei ihm in dem widerlichen Streben, in Familiengeheimnisse einzudringen, zeigt, und ihm gerade als Wirth sehr schlecht ansteht.

g. Der Lieutenant Riccaut

ist eine heruntergekommene Person, ein schwindlerischer Industrieritter und Falschspieler, der bald kriechend, bald anmaßlich erscheint und durch seine Charakterlosigkeit das verdorbene Franzosenthum repräsentirt, das zu Friedrichs Zeiten im preußischen Heere stark vertreten war. Er dient trefflich dazu, die Würde der deutschen Offiziere, die Tellheim vertritt, in ihrer ganzen Hoheit erkennen zu lassen.

3. Der Stoff des Gedichts.

Zu Lessings Zeit benutzte man für größere dramatische Dichtungen noch vielfach fremdländische Stoffe und beschränkte sich oft sogar auf Uebersetzung und Nachahmung derselben, ungeachtet schon Klopstock durch seine Dramen stark genug auf deutsche Helden und Begebenheiten hingewiesen hatte. Lessing schloß sich in dieser Beziehung in Minna von Barnhelm nicht nur diesem Dichter an, sondern ging noch einen bedeutenden Schritt darin weiter. Denn während Klopstock seine Gegenstände aus entlegenen Zeiträumen entnahm, griff Lessing mitten in die bewegte Gegenwart des Vaterlandes hinein. Es ist die unmittelbare Anschauung der Eigenthümlichkeiten des siebenjährigen Krieges, welche dem Dichter das Material liefert und ihn poetisch begeistert. Wer auch nur einen mäßigen Grad von Beobachtungsgabe besaß, der hatte damals Gelegenheit genug, die Personen der „Minna" durch eigene Anschauung kennen zu lernen und die Wünsche der deutschen Völker, namentlich der norddeutschen, zu vernehmen. Das Alles nun sprach der Dichter in geläuterter Weise aus und lieferte so das erste *wahrhaft deutsche Drama*, eine That, die allein hinreicht, um Lessings Ruhm zu begründen. Göthe bezeichnet Lessings Minna von Barnhelm als „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, die erste, aus dem bedeutenden Leben

gegriffene Theaterproduction, von specifisch-temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung thut." (Bd. 21, S. 80). Der Erfolg war auch wirklich ein großartiger und hat sich bis diesen Tag erhalten. Nachdem man sich in Berlin über die Kühnheit des Dichters, den König, wenn auch nicht in eigner Person, so doch in einem eigenhändigen Schreiben, auf die Bühne zu bringen, beruhigt hatte, wurde das Lustspiel mit noch nie erlebtem Beifall in 22 Tagen neunzehnmal hinter einander gespielt und hätte noch öfter gegeben werden können, wenn der Theaterdirector Döbbelin länger in Berlin geblieben wäre. Lessing hatte, wie Devrient geistreich sagt, „den Sieg bei Roßbach auf dem Felde der Dramatik wiederholt" (Geschichte der deutschen Schauspielkunst, II. 143.), denn von nun an wurde das deutsche Theater auch von den gebildeten Ständen neben dem vom Hof bevorzugten französischen besucht, und durch das Drama wurden sie auch auf die übrigen Seiten der Literatur aufmerksam gemacht, für welche sich ein täglich sich steigerndes Interesse kund gab. Lessing hat sich durch sein Nationaldrama für immer die Sympathien des Volkes gesichert.

4. Idee der Dichtung.

Die Idee, welche Lessing in der Minna von Barnhelm verwirklichen wollte, liegt klar zu Tage und ist auch schon von Goethe in seiner Selbstbiographie richtig bezeichnet worden. Es bestand in jener Zeit eine unangenehme Spannung zwischen einzelnen deutschen Völkern, die während des siebenjährigen Krieges in völligen Haß ausartete, so namentlich zwischen den Preußen und Sachsen. Durch Beendigung desselben konnte dieser Haß nicht gehoben werden, da Sachsen nun erst recht fühlte, welche Wunde ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Es mußte daher versucht werden, anschaulich zu zeigen, daß ein solcher Haß zwischen beiden Völkern unnatürlich und schädlich sei und nicht in den Völkern liege, sondern allein in den traurigen politischen Verhältnissen des Landes; es mußte dargethan werden, daß der deutsche Charakter überall derselbe sei, überall im Geiste der gemüthlichen Rechtlichkeit beruhe. Das hat Lessing in Minna von Barnhelm gethan. Tellheim und Minna sind ihm die würdigen Repräsentanten der beiden Völker. Der ehrenwerthe Preuße hält seine Anschauungen und Grundsätze für die allein richtigen und ist nicht geneigt, auch nur eine Haarbreite davon aufzugeben. Hätte Minna sich ebenso verhalten, so würde eine Vereinigung nun und nimmermehr zu Stande gekommen sein. Da kommt nun aber die feine, verständige Sächsin mit ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit und ruhet trotz aller Zurückweisung, die sie an-

fänglich erfährt, nicht eher, als bis sie ihm das Einseitige seiner Ansichten gezeigt, bis sie den Liebling ihres Herzens überwunden hat, bis sie unlöslich mit ihm verbunden ist. Auch in den untergeordneten Personen, namentlich im Wachtmeister und in Franziska, wird diese Vereinigung widerstrebender Personen glücklich durchgeführt, und auch hier thut die Sächsin die ersten Schritte, freilich erst, nachdem sie sich überzeugt hat, daß der Preuße ihr geneigt ist. Daher konnten auch in der That beide Völker mit dem Gedicht zufrieden sein, und der Beifall, den das Stück in Berlin davon trug, beeinträchtigte auch wirklich die gute Aufnahme nicht, die ihm in Leipzig zu Theil wurde.

Lessing hatte aber recht, wenn er von sich sagte, daß er weder Sachse noch Preuße sein durfte, um das Stück schreiben zu können.

Zur Ergänzung fügen wir hier noch eine Stelle aus H. Lang's „Religiöse Charaktere" (S. 241) hinzu. „Das Stück ist, wie es schon zu seinem Hintergrunde den Ernst gewaltiger Zeitereignisse hat, ganz und durchaus auf die Lösung einer sittlichen Aufgabe gebaut. Menschenwerth und Manneswerth ist im Allgemeinen der Kern der Dichtung, als unabhängig und rein in sich begründet im Verhältniß zu allen äußeren Gütern, selbst zur Liebe des Weibes, so weit dieses ein äußeres Gut ist und andere Glücksgüter mit sich führt. Der echt bescheidene Mann von innerem, sittlichem Gehalt im Kampf mit Armuth und Verkennung der schlimmsten Art von Seiten seiner Vorgesetzten kann sich nicht entschließen, von der geliebten Frau, je wahrer er liebt, Güter des Glückes und der Ehre lediglich zu empfangen. Aber die echte liebende Frau wähnt auch nicht, dem Mann erst verleihen zu müssen, was er in sich selbst besitzt; lieber will sie von seinem Edelmuth und seiner Armuth ihren gleichen Theil von ihm empfangen, als für seinen Wohlthäter gelten. Diese reine, echte Liebe siegt endlich über alle Mißverhältnisse, und wenn der Vorhang fällt, ist es nicht bloß die Befriedigung des ästhetischen Geschmackes, es ist die Befriedigung unseres ganzen sittlichen Wesens, es ist der höchste Friede eines heiteren, mit sich und der Welt ausgesöhnten Gemüthes, womit wir den Schauplatz verlassen."

5. Composition der Dichtung.

Die künstlerische Anlage der Dichtung ist mustergültig und übertrifft Alles, was in dieser Beziehung bis dahin geleistet worden war, auch Lessings eigene Dramen von 1763 mit eingeschlossen. Der von Lessing im „Laokoon" selbst aufgestellte neue poetische Grundsatz, nach welchem die Dichtung es mit der succeffiven Hand-

lung unter dem Principe der Zeit zu thun habe, fand in dem Drama Minna von Barnhelm seine erste praktische Bewährung Diesem Grundsatze gemäß strebt die Dichtung in freiem, raschem Drange fort und läßt dem leeren Pathos weder Zeit noch Raum, sich auf Kosten der Bewegung zu entfalten. „In den ersten zwei Akten hat er ein unerreichbares Muster aufgestellt.“ (Göthe.) Im dritten Aufzuge fängt allerdings die Handlung an etwas zu stocken durch Einlegung der Angelegenheit zwischen dem Wachtmeister und Franziska; aber Lessing hat gerade wieder an dieser Stelle so viele andere Schönheiten entwickelt, daß man diesen Mangel leicht und gern übersieht, derselbe überdies so glücklich verdeckt ist, daß schon das Auge eines Kunstkenners dazu gehört, um ihn aufzufinden. Die weitere Ausführung ist durchaus tadellos. Die Charaktere sind, wie wir schon gesehen haben, trefflich durchgeführt, reden immer ihrer Rolle gemäß und leiden vielleicht nur an übertriebenem Wettstreit in der Großmuth, was schon 1767 einem Recensenten (in den Göttinger gelehrt. Anz.) Anlaß zu der Bemerkung gab, daß man das Stück „die Großmüthigen“ hätte betiteln können.

6. Form und Sprache der Dichtung.

„Minna von Barnhelm“ ist in Prosa abgefaßt. Der Ausdruck darin ist natürlich, bald edel, bald wieder einfach, ohne sich je in Schwulst oder Niedrigkeit zu verlieren, die Sprache überall leicht und gelenk, klar und kräftig, weit erhaben über die damalige Sprache der geselligen Unterhaltung. Lessing ist daher der Schöpfer dieser herrlichen Prosa.

16. Nathan der Weise.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. 1779.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. II. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. III. — Lüben und Nacke, Lesebuch. VI. Thl. Nr. 35.)

I. Die Parabel von den drei Ringen.

Dritter Aufzug, fünfter bis siebenter Auftritt.

1. Erläuterungen.

Fünfter Auftritt. „Sultan“ heißt wörtlich „ein Mächtiger“ und dient daher zur Bezeichnung der türkischen Machthaber, Beherrscher, ist also gleichbedeutend mit König oder Kaiser.

V. 10. „Du glaubst doch nicht, daß ich verächtlich von des Volkes Stimme denke?“ Der Ausdruck: „des Volkes Stimme“

(Volksstimme, Stimme des Volkes) bezeichnet das Urtheil einer Menge, z. B. der Bewohner eines Dorfes, einer Stadt, eines Staates. Das Wort „Volk" kann dabei in einem doppelten Sinne genommen werden, es kann damit entweder die Gesammtheit der Orts- oder Staatsangehörigen, im Gegensatz zum Fürsten, gemeint sein, oder nur die ungebildete Menge daraus, als Gegensatz zu den Gebildeten. In vielen Fällen ist es außer Zweifel, daß Viele Etwas besser erkennen, also auch richtiger darüber urtheilen, als ein Einzelner; aber es ereignet sich auch nicht selten, daß sich unter einer großen Menge nur Einer befindet, der die Wahrheit erkennt. Darum hört der Regent auf die Stimme des Volkes, denkt nicht „verächtlich" davon, prüft sie aber, und zwar, um möglichst sicher zu gehen, in Gemeinschaft mit anerkannt tüchtigen, dem Volke wahrhaft wohlgesinnten Männern. Der Ausdruck erinnert übrigens an das oft gemißbrauchte Sprüchwort: Volksstimme — Gottesstimme. Schiller läßt in seiner „Maria Stuart" den hochsinnigen Staatsmann Burleigh zur Königin sagen: „Gehorche der Stimme des Volks, sie ist die Stimme Gottes." (IV. 8.)

V. 15 „Zum Spott" d. h. um damit zu sagen, daß er nicht weise sei. Eine solche Art des Spottes nennt man Ironie.

„Wenn dem Volke weise nichts weiter wär' als klug? und klug nur der, der sich auf seinen Vortheil recht versteht?" Nathan deutet hierdurch an, daß das Volk ihn vielleicht bloß wegen seines Reichthums den Weisen nenne. Das Volk, meint Nathan, schließt aus meinem Reichthum, daß ich mich auf meinen Vortheil gut verstehe; ein solcher erscheint ihm klug, und weise ist ihm nichts mehr als klug. — Klug nennen wir der, der die besten Mittel zur Erreichung seiner Zwecke (gute oder böse) kennt und wählt. Die Zwecke, welche Menschen verfolgen, sind nicht immer gut; daher spricht man von erlaubten und unerlaubten Zwecken. Erlaubte Lebensklugheit zeigt sich darin, daß man aus allen Umständen und Verhältnissen den größten Vortheil zu ziehen versteht und jeden Schaden von sich zu entfernen weiß, ohne dabei höhere Pflichten zu verletzen. Weise ist dagegen der, welcher die besten Zwecke kennt und wählt. Der weise Mensch hat bei seinen Handlungen immer sittlich gute Absichten; er steht also über dem bloß klugen. Uebrigens kann nur der verständige Mensch, d. h. derjenige, der viele Dinge nach ihrem Wesen und ihren Eigenschaften kennt oder richtige Begriffe von ihnen hat, klug und weise handeln.

V. 32. „trockene Vernunft", reine, durch Nichts getrübte Vernunft, Vernunftgründe.

V. 34. „Aufrichtig, Jud', aufrichtig!" Der Sul-

tan denkt an die Frage nach der besten Religion, die er dem Juden vorlegen will; Nathan aber glaubt, daß Saladin Redlichkeit in einem abzuschließenden Geschäft von ihm verlange.

V. 39—41. „Du sollst das Beste haben von Allem; sollst es um den billigsten Preis haben." Nathan nimmt an, daß Saladin Waaren von ihm kaufen wolle, obgleich er im Grunde auf eine Anleihe gefaßt ist. Denn er wußte von Al-Hafi, daß der Sultan ihn nur habe kommen lassen, um Geld von ihm zu borgen.

V. 43. „Schachern." ist ein verächtlicher Ausdruck für handeln. Es ist vom Hebräischen sachar, handeln, entlehnt und wird häufig gebraucht, um die vorherrschende Neigung der Juden zum Handeln zu bezeichnen.

V. 50. „Auch darauf bin ich eben nicht mit dir gesteuert" heißt: Auch darauf habe ich es nicht mit dir abgesehen; das ererwarte ich nicht von dir zu hören.

V. 54. Ich „heische", verlange, fordere. Das Wort fängt an zu veralten und wird daher wenig mehr gebraucht.

V. 58. „am meisten eingeleuchtet", mit dem Verstande als wahr erkannt.

V. 60. „Ich bin ein Jud'." Nathan will nur Jude scheinen, obgleich es ihm nach einer späteren Aeußerung genügt, ein Mensch zu heißen.

V. 61. „Muselmann" oder Muhamedaner, Anhänger Muhameds.

V. 64. „Ein Mann, wie du, bleibt da nicht stehen, wo der Zufall der Geburt ihn hingeworfen." Eltern veranlassen in der Regel ihre Kinder zur Annahme der Religion, zu der sie selbst sich bekennen. In vielen Fällen sind die Kinder nicht im Stande zu unterscheiden, ob diese Religion auch wirklich die beste sei. Sie werden daher nicht aus Ueberzeugung Jude, Christ oder Muhamedaner, sondern darum, weil ihre Eltern es sind. Dies nun bezeichnet Lessing mit dem Ausdruck: „wo der Zufall der Geburt ihn hingeworfen."

V. 71. „Laß mich die Wahl, die diese Gründe bestimmt, wissen." Laß mich die Wahl der Religion wissen, zu welcher du durch Gründe bestimmt bist.

V. 74. „Wägst mit den Augen mich", siehst mich überrascht und fragend an.

V. 76. „Grille", seltsamer, auffallender Gedanke.

Sechster Auftritt. V. 88. „so baar, so blank", unverhüllt, ohne Irrthum.

V. 90. „Uralte Münze, die gewogen ward." Die Völker des Alterthums wogen das edle Metall; daher sind auch

die Namen der im alten Testament vorkommenden Münzen vom Gewicht entlehnt, z. B. Seckel. „Gewogen“, reiflich erwogen, geprüft und erforscht worden.

V. 95. „In Sack“ und „in Kopf“ ist die Sprachweise des gemeinen Lebens. Durch Hinzufügung des Accusativ's den würde der Ausdruck grammatisch genauer. Nathan will sagen, die Wahrheit lasse sich nicht so mühelos erwerben.

V. 95. „Wer ist denn hier der Jude?“ Das ist Saladin, da er die mühelose Verrichtung des Geldeinstreichens auf den mühseligen geistigen Proceß der Aneignung der Wahrheit überträgt.

V. 97. „Die Wahrheit als Falle brauchen“, aus dem Mittheilen der Wahrheit mir unvorhergesehenen Schaden bringen. Nach dem Anschlage Sittahs lag das allerdings anfangs im Plane.

V. 105. „Stockjude“ bezeichnet einen Juden, der starr und steif an seinen jüdischen Vorurtheilen hängt, sich auch von solchen nicht losmacht, die geradezu unvernünftig und schädlich sind. Das Wort stock verstärkt in Zusammensetzungen den Begriff, wie auch die Wörter stockblind, stocktaub, stockstill, stockdumm zeigen.

V. 108. „Das war's! Das kann mich retten!“ Nathan hat endlich das Mittel gefunden, sich aus der Schlinge zu ziehen: das Märchen.

Siebenter Auftritt. V. 109. „Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab.“ Da Nathan erkannt hat, daß Saladin die Wahrheit nicht in Wahrheit fordert, sondern bloß als Falle gebraucht, so verdient er nicht, sie zu erfahren, soll daher mit einem Märchen abgefertigt werden.

V. 111. „So ist das Feld hier rein!“ Sprüchwörtliche Redensart. Sittah hatte vorher gehorcht, war aber nun von ihm entfernt worden.

V. 112. „Du bist zu Rande“ fertig, zu Ende.

V. 114. „Es hört uns keine Seele.“ Damit will er dem Nathan Muth machen.

V. 122. „wenn's nöthig ist und nützt.“ Nathan hatte sich zunächst vorgenommen, dem Sultan nicht die ganze Wahrheit zu sagen; er verwirft überhaupt das zwecklose Märtyrerthum.

V. 124. „einer meiner Titel.“ Die Sultane der morgenländischen Reiche führen eine große Reihe von Titeln.

V. 125. „des Gesetzes“, des Glaubens.

V. 127. „Traun“ wahrlich, in Wahrheit, auf Treue,

ohne Zweifel. „Der Rath ist, traun! nicht zu verachten“, heißt es bei Wieland.

V. 134. „Ja, gut erzählen, das ist nun wohl eben meine Sache nicht.“ Lessing schreibt in diesem Sinne an Ramler: „Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung (des Märchens von den drei Ringen) zufrieden sein werden, die mir wirklich am sauersten geworden ist.“

V. 137. „stolz bescheiden“, in der Bescheidenheit noch Stolz zeigen, der doch das Gegentheil von jener ist. Nathan hatte diese Bescheidenheit schon gegen den Sultan gezeigt, als er den Titel eines Weisen beharrlich ablehnte, weshalb ihm Saladin zurief: „Nun der Bescheidenheit genug!“

V. 138. „Vor grauen Jahren“, vor langen Jahren, im Alterthum.

V. 140. „Aus lieber Hand“, von einer lieben Person.

V. 141. „Ein Opal, der hundert schöne Farben spielt.“ Der Opal, der als Ringstein verwandt wird, ist unter dem Namen edler Opal bekannt. Er findet sich in Ungarn, auf den Faröerinseln und in Sachsen, ist halb durchsichtig, stark glänzend, wasserhell, milchweiß, weingelb, auch bräunlich, spielt lebhaft in grünen, rothen, blauen und gelben Farben und wird deshalb sehr geschätzt und theuer bezahlt. Zwei im Kronschatze des Kaisers von Oesterreich befindliche, von denen der Eine so groß wie ein Hühnerei, der Andere von der Größe einer Faust ist, haben einen Werth von über eine Million. Im Mittelalter schrieb man den Edelsteinen geheime Kräfte zu. In der Gral-Sage spielt besonders der Lapis Exillix eine geheimnißvolle Rolle. Im Parcival heißt es von ihm:

Dem Menschen kann kein Leid geschehn
Am Tage, da er den Stein gesehn,
Und eine Woche nach der Zeit
Bleibt er vom Tode noch befreit.
Wer täglich ihn erblicken kann,
Dem, sei es Jungfrau oder Mann,
Bleibt unverändert Farb' und Haut,
Wie in schönster Blüthe sie ward geschaut.
Und säh' er ihn zweihundert Jahre,
Ihm grauten dennoch nie die Haare;
Und solche Kraft verleiht der Stein
Dem Menschen, daß ihm Fleisch und Bein
In ungeschwächter Jugend bleiben.
Der Stein, deß Wunder zu beschreiben
Ich versuchte, wird der Gral genannt.

Weil man den Edelsteinen solche geheimnißvolle Kräfte zuschrieb und zugleich annahm, daß die Natur in ihnen die edelsten

Stoffe gleichsam zusammengedrängt und verkörpert habe, so dienten sie bisweilen zur Bereitung von Arzneimitteln, die Tausende von Dukaten kosteten. Lessig spricht also hier völlig im Charakter der Zeit, wenn er dem Opal geheime Kraft beilegt. Der beschränkende Zusatz: „wer in dieser Zuversicht ihn trug“ charakterisirt Nathans Denkweise, ist eine rationale Deutung jenes Aberglaubens.

V. 155. „Versteh' mich, Sultan“, Nathan will den Sultan auf die Symbolik des Märchens aufmerksam machen.

V. 161. „sich nicht entbrechen“, sich nicht enthalten.

V. 164. „ergießend Herz.“ Dieser Ausdruck erinnert an die Bibelstelle: Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Ein sich ergießendes Herz ist ein in so hohem Grade mit Liebe erfülltes, daß diese daraus von selbst fließt, wie das Wasser aus dem Quell.

V. 169. „Es kam zum Sterben“, die Zeit des Sterbens nahete. Die Redensart ist nicht sehr üblich; doch sagt Göthe auch im „König in Thule:“

Und als es kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich.

V. 173. „in geheim“, gebräuchlicher insgeheim, aber nicht richtiger.

V. 183. „Du hörst doch, Sultan!“ Nathan betont nochmals die Symbolik des Märchens. Saladin hat dieselbe aber schon gefunden und sich deshalb abgewandt.

V. 203. „Ich dächte.“ Nun fängt Saladin an, an der Sache selbst Interesse zu nehmen, und vergißt, daß er sie nur als Falle gebrauchen wollte.

V. 206. „Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!“ Die jüdische und muhamedanische Religion beschränken sich nicht darauf, vorzuschreiben, was ihre Bekenner glauben, wie sie denken und handeln sollen, sondern geben ihnen auch Regeln für äußerliche Dinge, wie Kleidung, Speise und Trank. Man kann daher Juden und Muhamedaner schon äußerlich als solche erkennen.

V. 209. „Ueberliefert“, von Geschlecht zu Geschlecht mündlich mitgetheilt. Der Ausdruck erinnert an die Tradition der katholischen Kirche.

V. 221. „Lügen strafst“, der Lüge beschuldigst.

V. 226. „Laß auf unsre Ring' uns wieder kommen.“ Nachdem Nathan die Zustimmung Saladins bemerkt hat, wagt er, das durch die theoretische Erörterung über die Ununterscheidbarkeit der drei Religionen und somit über die Unerweislichkeit des rechten Glaubens unterbrochene Märchen fortzu-

setzen und, die bisherige Ausflucht fallen lassend, die Unechtheit der drei Religionen zu behaupten.

V. 239. „des falschen Spiels bezeihen,“ des Betruges bezüchtigen.

V. 258. „Betrogene Betrüger.“ Betrüger waren sie, insofern Jeder behauptete, den rechten Ring zu haben, der vielleicht verloren gegangen war; betrogene, vom Vater betrogene, welcher, den Verlust des echten Ringes zu bergen, die drei für einen machen ließ.

V. 269. „So glaube Jeder sicher seinen Ring den echten“, halte ihn für den echten. Diese Construction ist ungewöhnlich und darum nicht empfehlenswerth. Lessing scheint sie geliebt zu haben; denn er sagt im Philotas: „Vielleicht wäre ich der, den du mich glaubst.“

V. 319. „Al-Hafi“, ein Derwisch, war Großschatzmeister oder Defterdar des Sultans. Er hatte den Auftrag erhalten, die leeren Schatzkammern seines Herrn mit dem Reichthum Nathans zu füllen, d. h. eine Anleihe bei ihm zu machen, und war schon bei demselben gewesen.

V. 322. „freierdings“ (nicht freier Dings), aus freien Stücken. Das Wort ist ganz so gebildet, wie schlechterdings, allerdings, platterdings.

V. 327. „das Nämliche an mich zu suchen“, das nämliche Ansuchen an mich zu stellen, das Nämliche mich anzusuchen. Der Dichter hat hier nicht das zusammengesetzte Verbum gebraucht, sondern den sonst von dem Verbum regierten Casus von der Präposition regiert werden lassen, wie im Mittelhochdeutschen oft geschieht.

V. 333. „Tempelherr.“ Die Tempelherren bildeten einen geistlichen Ritterorden, der zur Zeit der Kreuzzüge, nämlich 1118, durch den französischen Grafen Hugo von Payen zu Jerusalem gestiftet wurde. Sein Zweck war, den in Palästina wandernden Pilgern Schutz zu gewähren. Ritter- und Mönchthum jener Zeit waren in ihm vereinigt, indem er von ersterem die Ritterlichkeit und den Kampf gegen Ketzer und Nichtchristen, von letzterem die religiösen Gelübde und Lebensweise angenommen hatte. König Balduin II. gab ihnen neben dem alten Salomonischen Tempel eine Wohnung, von der sie den Namen Tempelherrn oder Templer erhielten. Anfangs waren sie so arm, daß zwei Ritter immer nur ein Pferd besaßen, allein später wurden sie durch bedeutende Schenkungen von Fürsten und Privatleuten sehr reich. Dieser Reichthum wurde die Ursache ihres Untergangs. Der habsüchtige Philipp IV. von Frankreich ließ eine Menge der ungereimtesten Beschuldigungen gegen den Orden verbreiten, warf sich dann als Richter auf, ließ die Templer mittels geheimer Befehle an einem

einzigen Tage gefangen nehmen, brachte es mit Hülfe des Papstes Clemens V. und seiner parteiischen Inquisition dahin, daß Viele auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt oder zum Lande hinausgejagt wurden und nahm darauf alle Güter derselben für die Krone in Beschlag.

Die Tempelherren lebten mit den Sarazenen, den Bedrückern der Christen, in offener Feindschaft und entgingen daher, gefangen genommen, niemals der Todesstrafe. Der Templer, dessen Nathan gedenkt, hatte von zwanzig Gefangenen allein das Glück gehabt, von Saladin begnadigt zu werden, weil er plötzlich große Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem verstorbenen Bruder Assad entdeckt.

Während Nathan sich auf einer Geschäftsreise befindet, bricht in seinem Hause Feuer aus, wobei seine Pflegetochter Recha in Gefahr kommt, zu verbrennen. Keiner der Umstehenden wagt, ihr Hülfe zu leisten. Da erscheint auf einmal der begnadigte junge Templer, stürzt in die Flammen, rettet Recha und erwirbt sich dadurch große Ansprüche auf die Dankbarkeit Nathans.

Der Schluß des Gedichtes zeigt, daß Saladin sich nicht getäuscht hatte; der Tempelherr war sein Neffe, Assad's Sohn, und Recha dessen Schwester.

V. 334. „Ihm hab' ich eine große Post vorher noch zu bezahlen." Nathan hält sich für verpflichtet, dem Tempelherrn seine Dankbarkeit auch durch Geld zu erweisen. „Post" bezeichnet eine Geldsumme, die zu Etwas ausgesetzt wird.

2. Inhaltsangabe.

Fünfter Auftritt. Nathan nahet sich ohne Furcht dem Saladin, beantwortet dessen Fragen mit großer Bestimmtheit und lehnt bescheiden den ihm vom Volke beigelegten Namen eines „Weisen" ab, als der Sultan darauf zu sprechen kommt, und entwickelt dabei zugleich in treffender Weise den Unterschied zwischen klug und weise. Der Sultan erkennt Nathans Weisheit, will sich aber nicht bei Erörterungen darüber aufhalten, sondern recht überzeugende Beweise derselben hören. Zu diesem Zwecke legt er ihm die Frage vor, welche Religion ihm die beste scheine. Nathan stutzt über die Frage und sucht durch die Antwort auszuweichen, daß er ein Jude sei, sich also zur jüdischen Religion bekenne. Saladin läßt sich dadurch nicht abweisen, meint vielmehr, daß ein Mann von Nathans Einsicht Nichts ohne Gründe thue, und wünscht namentlich zu wissen, welche der drei Hauptreligionen er für die beste halte, die jüdische, die muhamedanische oder die christliche. Da er es Nathan ansieht, daß diese Frage ihn sehr überrascht, so giebt er ihm eine kurze Bedenkzeit, während welcher er

sich in das Zimmer seiner Schwester begiebt, um zu hören, ob sie gehorcht und ob er seine Sachen bis dahin recht gemacht habe.

Sechster Auftritt. Nathan drückt in diesem Selbstgespräch zunächst seine Verwunderung über diese Frage des Sultans aus, vergleicht dabei Wahrheit und Münze mit einander und hebt besonders hervor, daß man erstere nicht so in den Kopf streichen könne, wie geprägtes und aufgezähltes Geld in den Sack. In dem weitern Gespräch giebt er zu verstehen, daß er die Falle, die ihm Saladin gestellt, erkennt und namentlich aus seinem plumpen Verfahren ersehen hat. Er beschließt daher, behutsam zu Werke zu gehen und den Sultan wo möglich mit einem Märchen abzuspeisen.

Siebenter Auftritt. Veranlaßt durch Fragen des Saladin, erklärt Nathan, daß er bereit sei, das, was er als Wahrheit erkannt habe, vor aller Welt zu bekennen, selbst Alles dafür auf's Spiel zu setzen, wenn es nöthig sei und nütze. Saladin giebt seine Verwunderung über diesen Muth zu erkennen und hofft durch Nathans Weisheit in seinem Berufe gefördert zu werden. Nathan erzählt hierauf dem Saladin folgende Parabel.

„Im Alterthum lebte einst ein reicher Mann, der unter andern kostbaren Kleinodien, die sich in seinem Schatze befanden, einen sehr schönen Ring besaß, welchen er wegen seines Werthes und seiner Schönheit besonders auszeichnete und ihn deswegen auf immer bei seiner Nachkommenschaft erhalten wollte, und darum befahl er, daß derjenige unter seinen Söhnen, welchem er diesen Ring hinterlassen würde, als sein Erbe angesehen werden sollte; und alle seine andern Brüder sollten ihn als Haupt der Familie ehren und hochachten. Derjenige, der den Ring erbte, beobachtete gegen seine Nachkommen dasselbe Verfahren und folgte dem Beispiele seines Ahnherrn. So ward der Ring von Vater und Sohn auf viele Geschlechter vererbt, bis ihn endlich Einer bekam, der drei liebenswürdige und tugendhafte Söhne hatte, welche dem Vater alle drei gleich gehorsam waren und deswegen alle drei von ihm gleich geliebt wurden. Die Jünglinge, welchen das Herkommen mit dem Ringe bekannt war, und welche Einer wie der Andere wünschten, ein Jeder vor den Uebrigen der Geehrteste zu sein, bestrebten sich um die Wette, den Ring zu bekommen, und ein Jeder von ihnen bat den Vater, der schon alt war, ihm denselben vor seinem Tode zu vermachen. Der gute Vater, der seine Söhne gleich lieb hatte und selbst keine Wahl unter ihnen zu treffen wußte, versprach einem Jeden, ihm den Ring zu geben, und ersann ein Mittel, sie alle drei zu befriedigen. Er ließ deswegen bei einem geschickten Meister heimlich zwei andere Ringe machen, die dem ersten so völlig ähnlich waren, daß er selbst, der sie hatte verfertigen lassen, kaum im Stande war, den echten von den un-

echten zu unterscheiden. Auf seinem Sterbebette gab er jedem seiner Söhne insgeheim einen von den drei Ringen. Nach seinem Tode wollte nun ein jeder von den Söhnen der Erbe sein und den Vorrang vor seinen Brüdern behaupten, und um diesen den Andern streitig zu machen, zog ein Jeder, dem hergebrachten Gebrauche gemäß, seinen Ring hervor. Da war aber ein Ring dem andern so ähnlich, daß es nicht möglich war, den echten zu erkennen; und die Frage, wer der Erbe des Vaters wäre, blieb unentschieden und bleibt unentschieden bis auf diesen Tag. Und eben dies sage ich Euch, o Herr, von den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat, über welche Ihr mich befraget. Ein jedes derselben glaubt, sein Erbtheil, seine Ehre und seine Gesetze unmittelbar von ihm empfangen zu haben. Von welchem unter ihnen aber sich dieses mit Wahrheit behaupten lasse, das bleibt, so wie bei den drei Ringen, noch unausgemacht.*)"

Saladin war durch diese Erzählung so ergriffen worden, daß er Nathan nicht um das gewünschte Geld, sondern um seine Freundschaft bat. Dieser bietet ihm in geschickter Weise sein Geld an und gedenkt dabei des jungen Tempelherrn, dem Saladin das Leben geschenkt hatte. Saladin erinnert sich desselben, freut sich innig, daß er mittelbar Veranlassung geworden zu einer guten That, beschließt, seiner Schwester den Tempelherrn vorzustellen, weil er große Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen, von ihr nicht gekannten Bruder habe, und bedauert schließlich, daß Sittah nicht Zeuge des ganzen Vorgangs gewesen ist.

3. Grundgedanke.

Der Grundgedanke nicht bloß der mitgetheilten drei Auftritte, sondern des ganzen dramatischen Gedichtes ist in der Parabel von den drei Ringen und namentlich in den Worten enthalten:

Wohlan!
Es eifre Jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach.**)

---

*) Die vorstehend mitgetheilte Parabel hat Lessing den ersten Stoff zum Nathan gegeben. Er fand sie im Decamerone des italienischen Dichters Boccaccio (Giron I. Nov. III.). Hier ist sie nach der Uebersetzung Soltans wiedergegeben, der für unsern Zweck jedoch gleichgültige Anfang und Schluß weggeblieben. Der Jude darin heißt Melchisedech und wohnt in Alexandria.

**) „In dem Johanneischen Evangelium: „Kindlein, liebet euch unter einander" fand Lessing das Wahre der christlichen Religion ausgeprägt,

Der Werth des Menschen wird nach Nathan nicht durch äußere Verhältnisse, auch wenn sie in heiligen Formen erscheinen, bestimmt, sondern durch den Adel der Seele, der in jeder Religionsform sich offenbaren kann. Der Apostel Petrus spricht diesen Gedanken mit den Worten aus: In allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Apostelg. 10, 35.

4. Die Personen der drei Auftritte.

(Siehe weiter unten.)

II. Das ganze Gedicht.

1. Vorfabel.

Lessing hat die ganze Dichtung mit einer Vorfabel durchflochten. Nach den strengeren Regeln der Technik hätte sie auf den ersten Theil des Drama's beschränkt bleiben sollen, wenn sie hinzugezogen werden sollte. Doch ist sie im Nathan wenigstens großentheils in den Anfang des Gedichts verflochten, der ohnehin von den Dichtern vorzugsweise zur Darlegung der Verhältnisse verwendet wird, welche die Handlung bedingen.

Vorfabel und Inhaltsangabe geben wir nach Niemeyer.

Saladin schenkte unter seinen Geschwistern, die er überhaupt innig liebte, besonders seinem Bruder Assad die zärtlichste Zuneigung, welcher aber schon in der Jugend verschwand. Eines Morgens nämlich, als ihn seine Schwester Lilla wie im Vorgefühl des Nimmerwiedersehens gar nicht aus den Armen lassen wollte, gab er ihr sein kleines Porträt, unternahm einen Ausritt und kehrte nicht wieder zurück. Lilla konnte es Saladin nie vergeben, daß er ihn so allein reiten ließ, und grämte sich über den Verlust des geliebten Bruders zu Tode. Nur ein dunkles Gerücht über eine jugendliche Verirrung, die den Verschollenen fortgerissen hätte, drang zu Saladins Ohren. Assad vermählte sich nämlich unter dem angenommenen Namen Wolf von Filneck mit einer von den im Morgenlande lebenden Christinnen, einer deutschen Edeldame aus dem Geschlecht von Stauffen, und nahm das Christenthum an. Aus dieser Verbindung entsprossen zwei Kinder, Leu von Filneck und Blanda von Filneck. Leu, das ältere Kind, wurde in Schwaben geboren, wohin Wolf-Assad seiner Gattin auf kurze Zeit gefolgt war. Denn bald wurden die Eltern von dem rauhen Himmel Deutsch-

---

die so lange fortdauern werde, als es Menschen gebe, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glaubten, d. i. ewig." Biese, National-Liter.

lands wieder vertrieben und kehrten nach dem Orient zurück, während ihr Sohn in den Händen seines Oheims Curd von Stauffen, des Bruders seiner Mutter, blieb, der ihn an Kindesstatt annahm und seine Erziehung leitete. Schon die Kindheit des Knaben wurde mit Träumen von hoher, geheimnißvoller Abstammung gewiegt. Nach dem Tode seines Oheims, der nie vermählt war und ehedem im Orient als Tempelherr gekämpft hatte, wo ihn der reiche Jude Nathan kennen lernte, zog auch Leu mit der letzten Verstärkung des Templerordens nach Palästina, wo er unter dem Namen seines Pflegevaters Curd von Stauffen auftrat. Er war mit dem Geheimniß seiner Herkunft nicht unbekannt und hatte überdies erfahren, daß sein Vater vor geraumer Zeit im Orient gefallen und begraben war, aber die Verwandtschaft desselben mit dem furchtbaren Feinde der Christenheit blieb ihm noch verborgen. Eine von den Waffenthaten, die der junge Tempelherr hier verrichtete, hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Während eines Waffenstillstandes nämlich, den die Kreuzfahrer mit Saladin geschlossen hatten, wurden über die Beilegung des Streits Unterhandlungen eröffnet. Saladins Bruder Melek sollte die Schwester Richards Löwenherz, und Saladins Schwester Sittah Richards Bruder heirathen. Aber die Tempelherren, welche Acca, das Richards Schwester zum Brautschatz hätte bringen müssen, nicht fahren lassen wollten, durchkreuzten den Plan, indem sie vor Ablauf des Waffenstillstandes einen Sturm auf die Burg Tebnin wagten, um sodann auf Sidon loszugehen. Bei diesem Handstreich wurde der junge Tempelherr mit neunzehn Ordensbrüdern gefangen, nach Jerusalem gebracht, aber, während die Andern alle vor Saladins Augen hingerichtet wurden, von dem Sultan begnadigt. Schon kniete er mit entblößtem Nacken, den Streich erwartend, auf seinem Mantel, als Saladin, der ihn schärfer ins Auge gefaßt hatte, plötzlich näher sprang und ihm die Ketten abnehmen ließ. Als der Tempelherr für die Gnade danken wollte, vermochte er es nicht, denn er sah seinen Retter stumm mit thränenden Augen sich entfernen. Auch später konnte er ihm nicht danken, so oft er ihm auch in den Weg trat. Die Begnadigung des Jünglings war in der That ein Wunder, denn noch nie hatte Saladin bisher einen Tempelherrn verschont; aber der Sultan schenkte ihm das Leben, weil er in ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen, zärtlich geliebten Bruder Assad entdeckte. Der Ritter blieb nun in Jerusalem, wo er frei umhergehen durfte, ohne zu ahnen, daß eine Schwester von ihm in derselben Stadt lebte, die bereits zu einer achtzehnjährigen Jungfrau herangewachsen war.

Diese, welche in der Taufe den Namen Blanda von Filneck erhielt, war in Palästina geboren, verlor aber ihre Mutter

schon bald nach der Geburt. Da nun Wolf=Assad, ihr Vater, das Töchterchen, welches erst wenige Wochen alt war, nicht bei sich behalten konnte, weil er sich plötzlich nach Gaza werfen mußte, so übersandte er es durch einen Reitknecht seinem Freunde Nathan, den er mehr als einmal dem Schwerte entrissen, aber über seine Abstammung im Dunkel gelassen hatte, wenn er ihm auch so viel gestand, daß er kein Abendländer war. Es waren tragische Umstände, unter welchen dem Juden das Christenkind anvertraut wurde. Denn wenige Tage zuvor hatten die Christen in Gath alle Juden mit Weib und Kind ermordet; unter diesen befand sich Nathans Frau mit sieben hoffnungsvollen Söhnen, die in dem Hause seines Bruders, wohin er sie geflüchtet hatte, insgesammt verbrennen mußten. Drei Tage und Nächte hatte der schwer geprüfte Gatte und Vater, welcher damals in Darun abwesend war, in Asche und Staub gelegen, mit Gottes Vorsehung gehadert und der Christenheit den unversöhnlichsten Haß zugeschworen. In dem Augenblicke, wo er nach schwerem Seelenkampfe fromme Ergebung in den göttlichen Rathschluß gewonnen hatte, stieg der Reitknecht vom Pferde, welcher ihm das in seinen Mantel eingehüllte Kind überreichte. Da nahm der Jude das Kind seines christlichen Freundes, trug es auf sein Lager, küßte es, warf sich auf die Kniee und schluchzte: „Gott! auf Sieben nun doch schon eines wieder!"

Bald darauf fiel auch Blanda's Vater bei Ascalon. Als der Reitknecht, der nur kurze Zeit seinem lieben Herrn diente, ihn mit andern Dienern verscharrte, zog er ihm ein Gebetbuch aus dem Busen, welches, wie er glaubte, ein andrer Christenmensch wohl noch brauchen könnte, denn er selbst konnte nicht lesen. Als man ihm aber sagte, daß auf der vorderen und hinteren Seite des Breviers sein Herr in arabischer Schrift (obgleich er am liebsten persisch sprach) die Angehörigen von sich und seiner Gattin mit selbsteigener Hand geschrieben hätte, verwahrte er das kostbare Dokument sorgfältig, welches späterhin die überraschendsten und folgenreichsten Aufschlüsse gewähren sollte.

So war nun Blanda ganz der Fürsorge ihres Pflegevaters überlassen. Aber Nathan nahm sich des frühe zur Waise gewordenen Mädchens, welcher er den Judennamen Recha ertheilte, mit der zärtlichsten Liebe an und ließ ihre herrlichen Geistesgaben zur schönsten Blüthe gedeihen, indem er sie von todter Buchgelehrsamkeit fern hielt und ihr einen lebendigen Unterricht aus dem reichen Schatze seiner Weisheit gewährte. Er verhehlte seiner Pflegetochter ihre christliche Abkunft und streute den Samen der Vernunftreligion in ihre empfängliche Seele. Doch nahm er ihr eine verwittwete Christin, Namens Daja, als Gesellschafterin ins Haus, welche dadurch einem traurigen Loose entrissen wurde. Denn

ihr Ehegemahl, ein Edelknecht in Kaiser Friedrichs Heere, von Geburt ein Schweizer, welchem sie auf dem dritten Kreuzzuge gefolgt war, hatte das Unglück, mit dem Kaiser in dem Flusse Seleph zu ertrinken. Daja pflegte das ihr anvertraute Mädchen in ihrer Kindheit mit liebevoller Sorgfalt, so daß Recha eine Mutter wenig vermißte. Aber der gläubigen Christin fiel es schwer auf's Herz, daß Recha nicht in der christlichen Religion erzogen wurde, weshalb sie sich, wiewohl vergeblich, bemühte, ihren Pflegling zum wahren Glauben zurückzuführen. Denn sie hatte das Geheimniß, daß Recha aus christlichem Geblüte und getauft war, aus dem Munde der Amme, die es sterbend ihr zu vertrauen sich verflichtet fühlte. Doch durfte sie Recha nichts verrathen, so daß diese sich für die leibliche Tochter Nathans hielt. Nicht minder wurde Nathan durch Daja's Gewissensskrupel gequält, welche sich niemals beruhigen konnte, weil der Jude ein Christenkind im Irrglauben erziehen zu wollen schien. Wie sehr ihn indessen die Zweifel Daja's belästigten, so war es ihm doch tröstlich, die alte Frau im Hause zu haben, unter deren Obhut Recha bleiben konnte, wenn er, was öfters geschah, große Handelsreisen unternahm. So mußte er auch jetzt eine weite Reise nach Babylon antreten, weil er Schulden einkassiren wollte.

Während Nathans Abwesenheit änderten sich manche Verhältnisse und traten Ereignisse ein, welche hernachmals eingreifende Wendungen der Geschicke herbeiführen sollten. Man erinnert sich jenes Reitknechts, welcher dem Juden das Töchterchen seines Herrn überbrachte. Er hatte sich später, nachdem er vielen braven Herren gedient, von der Welt zurückgezogen und als Eremit auf Quarantana unweit Jericho niedergelassen. Da kam arabisches Raubgesindel, brach sein Gotteshäuschen und seine Zelle ab und schleppte ihn mit fort. Dieser erschien jetzt in Jerusalem. Denn zum Glück fand er Gelegenheit, den Räubern zu entkommen, und floh nach der heiligen Stadt zum Patriarchen, um sich ein anderes Plätzchen auszubitten, wo er seinem Gotte in Einsamkeit bis an sein seliges Ende dienen könnte. Der Patriarch versprach ihm eine Siedelei auf Thabor, sobald als eine leer wäre, und hielt ihn inzwischen im Kloster zurück, wo er unter dem Namen Bonafides als Laienbruder lebte. — Saladin gerieth durch die ewigen Kämpfe mit den Christen und durch seine unmäßige Freigebigkeit in große Geldnoth. Der Krieg stand wieder vor der Thür, denn der Waffenstillstand war durch die Templer so eben gebrochen, und der längst aus Egypten erwartete Tribut wollte immer noch nicht erscheinen, so daß der Vater des Sultans, welcher in einer Feste auf dem Libanon den Schatz hütete, in nicht ger nge Verlegenheit kam. Dessenungeachtet ermüdete Saladin in der Freigebigkeit nicht: ja er übertrug, nachdem der Verwalter

seines Hausschatzes, welcher ihm zu rauh gegen die Dürftigen schien, abgetreten war, das Amt eines Defterdars einem Freunde und Schachgesellen Nathans, dem Derwisch Al-Hafi, von welchem er eine mildere Vertheilung der milden Gaben an die Armen erwarten durfte. Freilich kannte Saladin die Erschöpfung seiner Kasse nicht in ihrem ganzen Umfange. Dafür hatte Sittah gesorgt; diese, eine jüngere Schwester Saladins, welche weder ihre ältere Schwester Lilla, noch ihren verstorbenen Bruder Assad gekannt hatte, zeigte sich so edelmüthig, daß sie die Posten, welche sie im Schachspiel Saladin abgewann, sowie das ihr ausgeworfene Gehalt stehen ließ und sogar, seitdem das Geld aus Egypten erwartet wurde, bedeutende Summen zur Bestreitung des fürstlichen Aufwands vorschoß. — Recha, welche ihren Pflegevater inbrünstig liebte, zitterte oftmals, daß der Abwesende in irgend einem der Ströme, welche er auf seiner Reise passiren mußte, könnte ertrunken sein. Sie ahnte nicht, daß sie jetzt auch für ihr eigenes Leben erzittern sollte.

Denn plötzlich brach in Nathans Hause während seiner Abwesenheit Feuer aus, in welchem Recha ohne Zweifel umgekommen wäre, wenn sie nicht der junge Tempelherr, der wenig Tage zuvor gefangen nach Jerusalem eingebracht war, gerettet hätte. Er wußte nicht, daß die, welche er rettete, seine Schwester war; auch sollte er es sobald noch nicht erfahren. Ohne sich weiter zu besinnen oder erst Erkundigungen über die Bedrängte einzuziehen, drang er, obgleich er die Gelegenheit des Hauses nicht kannte, nur von seinem Ohr geleitet, mit vorgespreiztem Mantel kühn durch Flamme und Rauch der Stimme nach, welche um Hülfe rief. Schon hielt man ihn für verloren, als er plötzlich, die Gerettete auf starkem Arme tragend, aus dem brennenden Hause erschien. Doch der jauchzende Dank, welcher ihm dargebracht wurde, rührte ihn nicht; kalt setzte er seine Beute nieder, drängte sich unter das Volk und — verschwand. Während der ersten Tage nach dieser That sahen ihn Recha und Daja unter den das Grab des Auferstandenen umschattenden Palmen auf- und niedergehen. Daja näherte sich ihm mit Entzücken, pries seinen Edelmuth und beschwor ihn inständig, nur einmal noch die Gerettete zu sehen, um den innigsten Dank von ihr zu empfangen. Aber umsonst; er war taub gegen alle Bitten, wollte nicht in das Haus eines Juden kommen und überschüttete besonders Daja mit den bittersten Spottreden. Daja wurde dadurch nichts weniger als abgeschreckt: sie trat ihn jeden Tag von Neuem an und ertrug seine Verhöhnungen mit der größten Geduld. Gern hätte sie noch mehr ertragen, aber lange Zeit ließ sich der Tempelherr nicht mehr unter den Palmen sehen; denn er hatte neugierige Pilger auf den Sinai geleitet, von wo er erst einen Tag vor Nathans

Wiederkunft zurückkehrte. Niemand aber wußte, wo er geblieben war; er schien verschwunden. Dies machte auf Recha die Wirkung, daß sie den Worten Daja's, welche ihr den Tempelherrn unter dem Bilde eines Engels vorstellte, Glauben schenkte, besonders da sie sich selbst von Kindheit auf dem Schutze eines solchen anvertraut glaubte. Sie hegte diese Schwärmerei und war überhaupt in einem fieberhaften Zustande. Denn der Schreck, den sie erlitten hatte, als ihr Leben in Gefahr schwebte, zitterte ihr noch durch jeden Nerv, und die aufgeregte Phantasie spiegelte ihr immer das Feuer vor, dessen gräßliches Bild ihr einen Tod im Wasser als Labsal erscheinen ließ, während ihr Geist im Schlafe wachte und im Wachen schlief. An dem Morgen des Tages, wo Nathan zurückkam, lag sie lange mit verschlossenem Auge und war wie todt. Plötzlich fuhr sie auf und rief: „Horch! Horch! Da kommen die Kameele meines Vaters! Horch, seine sanfte Stimme selbst!" Dann brachen ihre Augen wieder und ihr Kopf, dem die Stütze seines Armes sich entzog, sank auf das Kissen zurück. Daja, welche nicht zweifelte, daß Recha wahrgesprochen, stürzte zur Pforte hinaus. Sie täuschte sich nicht. Nathan, welcher unterwegs schon den Brand seines Hauses, nicht aber die Gefahr seiner Tochter erfahren hatte, kehrte eben mit zwanzig hochbeladenen Kameelen, unter deren kostbaren Lasten sich auch die reichen Geschenke für Recha und Daja befanden, von der Reise zurück. (Hier beginnt das Drama.)

2. Inhalt des Drama's.

1. Aufzug. Die Lebensgefahr Recha's bei dem Brande des Hauses, das sonderbare Benehmen ihres Retters und die daraus entstandene Schwärmerei der Geretteten bilden die nächsten interessanten Ausgangspunkte der dramatischen Handlung, welche Nathan aus dem Munde Daja's erfährt. Er beschließt, den Tempelherrn aufzusuchen, und heilt seine Pflegetochter von ihrem krankhaften Wahne. Da kommt Al-Hafi, um für den allzufreigebigen Sultan von dem reichen Juden Geld zu borgen; aber Nathan will sein Vermögen nicht auf's Spiel setzen. Jetzt meldet Daja die Rückkunft des Tempelherrn: sie soll ihn anhalten, bis Nathan kommt. Der Klosterbruder erscheint mit dem fanatischen Auftrage des Patriarchen an den Ritter, den Sultan zu verrathen und zu ermorden. Der Tempelherr weist dies Ansinnen mit Entrüstung zurück, so wie er die dankbare Annäherung des Juden, welche ihm Daja verkündet, schnöde abwehrt.

2. Im zweiten Aufzuge werden wir zunächst an den Hof Saladins versetzt, welcher sich in drückender Geldverlegenheit befindet. Al-Hafi soll von Nathan borgen; aber er

entläuft der Zumuthung. Da faßt Sittah einen Anschlag auf den Juden, welcher später zur Reife kommt. Unterdessen wird Nathan, welcher sich erst hatte umkleiden müssen, von Recha wiederum gedrängt, den Tempelherrn anzuhalten. Er hält die Ungeduld ihres dankbegierigen Herzens für ein Symptom aufkeimender Liebe und nimmt ihr das Versprechen ab, ihm keinen Wunsch ihrer Seele verbergen zu wollen. Nunmehr stellt er sich dem stolzen Tempelherrn dar. Er zerbricht die bittere Schale seines Wesens und dringt auf den echten gesinnungsverwandten Kern, wobei die Grundempfindung des Drama's noch stärker hervortritt als zuvor. Beide schließen Freundschaft. Nathan deutet sogar die Möglichkeit einer innigen Gemeinschaft des Ritters mit seiner Tochter an und macht ihn auf ihre Bekanntschaft gespannt. Der Tempelherr „brennt vor Verlangen“, die Tochter des edeln Menschen kennen zu lernen. Ihr Gespräch wird durch die Meldung Daja's unterbrochen, daß der Sultan den Juden zu sich rufen läßt. Nathan will ihm um des Tempelherrn willen aus der Noth helfen. Bevor sie sich trennen, verspricht der feurige Jüngling, noch heute Recha zu besuchen. Hierdurch wird sein „verhängnißvoller“ Gang in das Haus der Geretteten vorbereitet, sowie das Mißtrauen, welches er durch Verschweigung seines wahren Namens gegen den Vater beweist, den Keim der „Verwickelung“ in sich trägt, während Nathan sonst in ihm den Bruder Recha's erkannt und seiner „Leidenschaft“ für die Schwester vorgebeugt haben würde. Doch wird Nathan durch Betrachtung des Tempelherrn an seinen verstorbenen Freund Wolf erinnert. Nachdem er noch der Gesellschafterin seiner Tochter eingeschärft hat, bei dem Besuche des Jünglings auf ihrer Hut zu sein, erscheint der Defterdar Saladins wieder, welcher sich vergebens bemüht, den reichen Juden von dem Gange zum Sultan abzuhalten. Al-Hafi kann es in seiner sklavischen Stellung nicht mehr aushalten, nimmt Abschied von Nathan und kehrt in seine Wüste zurück, so daß diese Person des Drama's hinfort gänzlich aus dem Spiele bleibt.

Dies ist die Exposition des Stücks, vermittels welcher der Dichter zu dem zweiten Theile, der „Verwickelung“, übergeht, welche mit dem dritten Aufzuge beginnt.

3. Aufzug. Wir werden zunächst in das Haus Nathans versetzt, wo Recha mit Unruhe dem ihr von Daja angemeldeten Besuche entgegenharrt. Der Retter thut wirklich den verhängnißvollen Schritt, sucht sich aber bald dem hinreißenden Eindrucke des Mädchens durch Flucht zu entziehen. Hierdurch hat der Dichter das erregende Motiv des Drama's, die Leidenschaft, gewonnen, welche aber von Recha nicht erwiedert wird, denn ihre Schwärmerei für den Retter hat sich nach der Bekanntschaft zu einer ru-

higen Zuneigung verflacht. Unterdessen bereitet sich Saladin mit Sittah auf die Schlinge vor, in welche er den reichen Juden verwickeln will, um von ihm Geld zu erhalten. Als Nathan kommt, legt er ihm verfängliche Fragen nach der besten Religion vor. Nathan sammelt sich in einem Monologe. Die nun folgende Scene bildet den Mittelpunkt des Drama's. Nathan antwortet mit dem bekannten Märchen von den drei Ringen, welches der Dichter benutzt, die Grundidee des Stücks mit erschütterndem Nachdruck hervortreten zu lassen. Saladin ist besiegt: der Jude hat die Collision überwunden, schließt Freundschaft mit dem Sultan und bietet ihm sein Geld an. Als Nathan von dem Retter seiner Tochter erzählt, will Saladin den von ihm Begnadigten kennen lernen und schickt seinen Freund ab, um ihn zu holen. Kaum hat das Drama in der berühmtesten Scene des Stücks seinen Höhenpunkt erstiegen, so läßt der Dichter das neue, an Verwickelungen reiche Moment, welches schon im Anfange des mittelsten Actes angebahnt war, in den Vordergrund der dramatischen Handlung treten: es ist die Leidenschaft des Tempelherrn für Recha, welche in einem Monologe zum feurigsten Ausdrucke gelangt und ein unwiderstehliches Begehren entzündet. Sie erregt die Spannung des Zuschauers, welche eben durch die herrlich beigelegte Collision Nathans mit Saladin befriedigt war, von Neuem und concentrirt von jetzt an das Interesse auf sich, so daß mit ihr die zweite Hälfte des Schauspiels anfängt. Sie reißt den Liebenden zu unsinnigen Handlungen, wo sie Widerstand findet, ohne jedoch lichte Augenblicke auszuschließen, und wirkt als Verhängniß auf die Mithandelnden fort. Sie wühlt alle Tiefen seines Gemüths auf, spannt die Energie seiner Natur auf den einen Punkt und setzt sein ganzes Wesen in die lebhafteste Action. Denn während in der ersten Hälfte des Stückes vorzugsweise Nathan als ein agressiv handelnder Charakter erscheint, indem er besonders auf Recha, den Tempelherrn und Saladin eindringt, hat jetzt der Jüngling, welcher sich vorher den Zumuthungen der Frauen, des Patriarchen und Nathans gegenüber mehr abwehrend verhalten hatte, die Rolle des Vordringers übernommen, aber mit dem Unterschiede, daß er eben so viele Niederlagen erleidet, als Nathan Siege erkämpft. Die Leidenschaft treibt ihn zu einer ungestümen Werbung um die Hand der Geliebten bei dem Vater, welche dieser ausweichend beantwortet, weil er die Herkunft des Bewerbers noch nicht kennt. Die Erbitterung, in welche der Ritter hierüber geräth, wird zwar durch eine nähere Erklärung Nathans beschwichtigt; ja, wir sehen ihn in einem Monologe bemüht, die hochgehenden Wogen der Liebe zu ebnen. Doch Daja weiß ihm das Geheimniß seiner inbrünstigen Leidenschaft zu entlocken, worauf sie in ihrem unzeitigen Eifer einen neuen Samen

der Verwickelung aussäet, indem sie ihm ihr eigenes Geheimniß von der christlichen Abkunft und jüdischen Erziehung Recha's mittheilt. Dies steigert die Erbitterung des Tempelherrn auf Nathan, welcher, wie er glaubt, nur deshalb Recha nicht hergeben will, um nicht seinen Raub wieder an einen Christen zu verlieren. So entläßt uns der dritte Act mit der Spannung, was nun der empörte Christ und entflammte Liebhaber thun werde.

4. Im vierten Aufzuge sehen wir den Tempelherrn im Sturm der Leidenschaft auf dem verhängnißvollen Gange zum Patriarchen, durch welchen er dem Juden die Geliebte entreißen will. Er läßt sich zwar durch den Klosterbruder wieder zur Besinnung bringen; aber in diesem Augenblicke tritt ihm durch eine sonderbare Fügung der Patriarch in den Weg. Er theilt ihm den Fall mit, wird aber durch den Blutdurst des Priesters wieder zu sich selbst gebracht, so daß er wenigstens den Namen verschweigt. Trotzdem beging er durch die Anklage einen Fehltritt, denn er kannte ja den Patriarchen schon als einen Schurken, hätte lieber gleich Nathan selbst zur Rede stellen sollen und durfte das arme Mädchen nicht der Gefahr, solch einen Vater zu verlieren, aufopfern. Der Klosterbruder wird auch gleich beauftragt, dem frevlerischen Juden nachzuspüren. Der Tempelherr eilt nun zu Saladin, welcher sich eben im Gespräch mit Sittah des verstorbenen Bruders erinnert hatte. Saladin ist hocherfreut, in ihm das leibhaftige Ebenbild seines Assad wieder zu finden, und schließt mit ihm Freundschaft. Der Ritter gesteht ihm seine Liebe zu Recha, theilt ihre christliche Geburt mit und läßt seinem Zorne über Nathan freien Lauf. Saladin beschwichtigt seine Hitze, welche der Tempelherr nun selbst bereut, übernimmt die Verständigung der Entzweiten und verspricht ihm die Hand der Geliebten. Auch Sittah will die ungestüme Sehnsucht des Tempelherrn nach seiner Verbindung mit Recha erfüllen helfen, indem sie beschließt, sie dem unrechtmäßigen Besitzer zu entziehen. Saladin erlaubt seiner Schwester, sie holen zu lassen. Dadurch scheint die Möglichkeit einer befriedigenden Lösung gegeben, aber Nathan kann den Zweifel über die Abstammung des Tempelherrn nicht aufgeben, so daß Daja vergebens den Juden bestürmt, seine Sünde durch Verlobung Recha's mit dem Christen wieder gut zu machen. Da erscheint der Klosterbruder, welcher ihn von der bei dem Patriarchen angebrachten Anklage benachrichtigt und vor dem Fanatismus des Priesters warnt. Er war durch den Auftrag des Patriarchen an das dem Juden vor 18 Jahren anvertraute Mädchen gemahnt worden und bringt nun dem Pflegevater die näheren Umstände in Erinnerung, wodurch Nathan bewogen wird, seine eigene Mitleid erregende Geschichte zu erzählen. Glücklicherweise besitzt der Klosterbruder noch das Brevier seines ehemaligen

Herrn, in welchem derselbe mit eigner Hand die Namen der Seinigen verzeichnet hat. Nathan ist darüber hocherfreut und fordert ihn auf, es zu holen. So schlägt die böse Absicht des Patriarchen zum Glück aus, weil sie den Klosterbruder an das Buch erinnert, welches alle Wirrnisse lösen soll. Unterdessen hat die Prinzessin wirklich nach Recha geschickt. Als dies Daja meldet, muß der Pflegevater befürchten, daß dahinter eine böse Falle des Patriarchen stecke; aber er muß die Tochter mit ihrer Gesellschafterin zu Saladins Schwester entlassen. Daja beschließt, weil sie fürchtet, daß Recha an einen Muselmann verheirathet werden soll, ihrer Pflegetochter das Geheimniß ihrer Abkunft nicht länger zu verhehlen. Mit diesem Vorsatze, dessen Ausführung nur eine neue Verwirrung stiften kann, läßt sie der Dichter ganz von der Bühne verschwinden.

5. Mit dem fünften Aufzuge beginnt der dritte Theil des Dramas, die Entwickelung, ohne daß jedoch neue Verwickelungen ganz ausbleiben, welche erst am Ende eine allseitig versöhnende Erledigung finden. Alles gewinnt zunächst ein tröstlicheres Ansehen. Saladin wird von seiner drückenden Verbindlichkeit gegen Nathan, seinen Gläubiger, durch die endliche Ankunft des Tributs erlöst; seine Finanzen sind nun wieder in Ordnung; er bekommt Luft gegen die Christen und kann seinem Vater Geld schicken. Zwar ist die Leidenschaft des Tempelherrn für Recha noch in ungeschwächter Kraft, doch ruft er sich selbst von der Erbitterung gegen Nathan zurück, indem es ihm plötzlich zum Bewußtsein kommt, daß Nathan selbst gesagt hatte, noch schlüge er ihm die Tochter nicht ab. Auch hatte es Saladin über sich genommen, den Vater zu stimmen. Der Ritter erkennt nun seinen christlichen Eifer und macht sich Vorwürfe, daß er gegen den Aerger hegt, welcher seine Recha erst zu einer göttlichen Gestalt gemacht hatte. Ja, er stellt sich die Möglichkeit vor, daß Daja's Geheimniß eine Erfindung sei. Man sieht also, daß der Templer wieder einlenkt; aber man ahnt auch, daß die Leidenschaft für die Geliebte noch manche Collisionen in ihrem Schooße trägt, welche der Liebende nicht voraussah. Als er nun Nathan im Gespräch mit dem Klosterbruder aus seinem Hause kommen sieht, erschrickt er vor den Folgen seiner Leidenschaft, die theils ihn selbst angehen, indem ihn der unedle Gang zu dem Patriarchen bei dem Juden herabsetzen muß, theils Nathan zu betreffen scheinen, welcher dem Priester schon verrathen sein kann. Er bereut seine Handlungsweise und kommt wieder einmal zur Selbsterkenntniß. „Was hab' ich Querkopf nun gestiftet! daß Ein einziger Funken dieser Leidenschaft doch unsers Hirns so viel verbrennen kann!“ Nathan wird zwar durch die Nachricht betrübt, daß es der Tempelherr war, welcher den Patriarchen aufhetzte, doch hegt er eine

innige Freude, in dem Buche, das ihm der Klosterbruder gebracht, die gewünschten Aufschlüsse zu finden. Mit diesem kann er Allen Trotz bieten, wenn er es dem Sultan vorlegt, wozu er sich sogleich entschließt. Getrost blickt er nun den Machinationen des Patriarchen entgegen: von der Seite des Priesters droht weder ihm noch seiner Tochter, welche bei Sittah in sicherer Hut sich befindet, eine Gefahr mehr. Er ist von innigem Danke gegen Gott bewegt und möchte gern gleich unter freiem Himmel auf die Kniee sinken. „Wie sich der Knoten, der so oft mir bange machte, nun von sich selber löset!" (Hier hat der Dichter sogar selbst den technischen Ausdruck „Lösung des Knotens" gebraucht.) Es wird ihm ganz leicht um's Herz, da er nun weiter auf der Welt nichts zu verbergen hat. Der Templer erleichtert sich nun das schwerbeladene Gewissen durch eine vor Nathan abgelegte Beichte, wodurch er sich die Verzeihung des durch den Fehltritt des Ritters bekümmerten Juden erwirbt. Aber die Werbung, mit welcher er den Vater gleich wieder bestürmt, um dadurch Recha vor dem gefürchteten Raube des Patriarchen sicher zu stellen, läßt die Liebesleidenschaft auf's Neue in vollen Flammen hervortreten. Ja, er will sogar, als er erfährt, daß ein Bruder sich gefunden, bei dem er um Recha werben müsse, die Geliebte entführen. Doch Recha ist bei der Schwester des Sultans; dorthin führt ihn Nathan, weil er auch dort den Bruder treffen könne. So weist Alles auf den Ort hin, wo die letzte Entwickelungsphase der dramatischen Handlung vorgehen soll. Dort sehen wir zunächst Recha in leidenschaftlichem Schmerze, weil sie ihren Vater zu verlieren fürchtet, nachdem ihr Daja auf dem Hinwege verrathen hatte, daß sie von christlichen Eltern abstamme. Vergebens bemühen sich Sittah und Saladin, ihre Aufregung zu beschwichtigen. Erst in der letzten Scene wird die Katastrophe erzeugt und zum Abschluß gebracht. Recha erhält von Nathan den Trost, daß sie ihren Vater behalten wird. Ihrem Herzen droht sonst kein Verlust, denn sie liebt den Ritter nicht. Der Tempelherr wird dadurch schmerzlich enttäuscht und kann sich nicht enthalten, in Erbitterung auszubrechen. Wie soll er befriedigt werden? Die Versöhnung, welche Saladin und seine Schwester beabsichtigen, nämlich eine Verbindung Recha's mit dem Tempelherrn, wird zunächst durch die Erklärung Nathans gehindert, daß noch ein Bruder um Einwilligung gebeten werden müsse. Dies ruft in dem erbitterten Ritter den niedrigen Verdacht hervor, daß Nathan seiner Pflegetochter einen Bruder aufbinden wolle. Die von dem Sultan und der Prinzessin bezweckte Art der Versöhnung schlägt aber vollständig fehl, als Nathan mit der Enthüllung aus dem Buche des Klosterbruders hervortritt, daß der Tempelherr Recha's Bruder ist. Dadurch wird indessen die wahre Versöhnung bewirkt. Recha geräth in

entzückte Freude: die Waise hat ihren geistigen Vater nicht verloren und nur noch einen leiblichen Bruder bekommen. Der Templer kann sich freilich in die überraschende Auflösung des Zwiespalts noch nicht finden: mit Schmerz entsagt er der Leidenschaft für Recha; aber er entsagt ihr doch, so daß endlich die Hauptquelle des Unheils verschwindet. Er überträgt nun die Liebe, welche er für das Mädchen empfand, auf die theure Verwandte und ist über den unendlich größeren Gewinn einer Schwester im höchsten Grade beglückt. Ja, er erhält in Nathan einen geliebten Pflegevater, wie Nathan in ihm einen Sohn erhält, auf den er nicht minder stolz sein kann, als auf die angenommene Tochter. Eine weitere Enthüllung Nathans ergiebt die Verwandtschaft seiner Pflegekinder mit Saladin und Sittah, welche in ihnen die Kinder ihres verstorbenen Bruders erkennen. Dadurch wird die Katastrophe vollständig: alle Hauptpersonen des Drama's werden von ihr ergriffen. Es folgt nun rasch der die Seele des Zuschauers auf's Höchste befriedigende Schluß, wo die in der Mitte des Stückes ausgesprochene Grundidee der Humanität praktisch zur Geltung kommt, indem alle Vertreter der verschiedenen Religionen, durch welche die Menschheit selbst repräsentirt wird, sich in inniger Liebe umschlungen halten.

3. Die Personen des Gedichts.

a. Muhamedaner.

1. Saladin (= Heil des Glaubens), dessen vollständiger Name Sala-Eddin Jusuf Ebn Egub heißt, ist eine geschichtliche Person. Er war von 1171 bis 1193 Sultan von Egypten und hat sich in dieser Zeit durch seine Kämpfe gegen die Kreuzfahrer einen Ruhm erworben, der das ganze Abendland mit Bewunderung erfüllte.

Aber nicht bloß seine Tapferkeit verschaffte ihm Ruhm; er stand auch sonst in gutem Ruf.

> „Der allgemeine Ruf sprach viel zu gut
> Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
> Als sehn",

sagt Nathan von ihm zum Tempelherrn. Als Hauptursache hiervon darf sein gutes Herz bezeichnet werden. Die Noth Anderer macht ihn so weichherzig, daß er gleich zu jeder Hülfe bereit ist. Als er Recha vor Sittah in Thränen erblickt, ruft er gleich: „Steh auf! Komm! ich verspreche, sei es, was es will!" Seine Wohlthätigkeit gegen Arme kennt keine Grenzen, „jeder Bettler ist von seinem Hause", sagt der Derwisch; er leidet

lieber selber Noth, ehe er Jemand ohne Hülfe läßt. Sein Schatzmeister mußte mit vollen Händen geben, wenn er ihm gefallen wollte *). Zu Al-Hafi sagt er daher bei dessen Amtsantritt:

„Dein Vorfahr, sprach er, war mir viel zu kalt,
Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab;
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach filzig abzuwägen.
Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,
Die ihre klar und still empfangnen Wasser
So unrein und so sprudelnd wieder geben.
Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!"

Bei solcher Gesinnung konnte es aber nicht fehlen, daß er oft Unwürdigen gab, zum Verschwender wurde und zuletzt selbst in ungerechtfertigter Weise Mangel litt. Bei seinem Tode fand man in seinem Schatze nur 47 Drachmen Silber und ein Goldstück. Mit etwas Schärfe sagt der Derwisch von ihm:

„Ei was! — Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menschenfreund an Einzeln scheinen wollen!
Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei . . .

Ungeachtet Saladin gern Allen helfen, gern der liebe Vater seines Volkes sein möchte, so bekümmert er sich doch im Grunde nicht in angemessener Weise um dasselbe. Daraus ist es erklärlich, daß ihm selbst eine Persönlichkeit wie Nathan unbekannt geblieben war. „Ich höre von eurem Juden, eurem Nathan, heut' zum ersten Male", antwortet er seiner Schwester.

---

*) Walther von der Vogelweide ermahnt Philipp von Schwaben, sich Saladins Freigebigkeit zum Muster zu nehmen, indem er sagt:
„Was Saladin sprach, ist bekannt:
Durchlöchert müßte einem König sein die Hand,
So würden sie gefürchtet und geminnet."

Krumme Wege einzuschlagen, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen, widerstrebt seinem sittlichen Gefühl. Das giebt er zu erkennen, als Sittah ihm seinen Plan zur Ueberlistung Nathans mittheilt.

Sittah.

Thust du doch,
Als stünde dir ein Treffen vor.

Saladin.

Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen;
Soll Fallen legen; soll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und soll das Alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fischen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen? Geld!
Zu solchen kleinen Listen wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir
Zu schaffen?

Aber trotz dieses richtigen Gefühls läßt er sich doch von der listigen Schwester berücken, da er nicht Stärke genug besitzt, demselben unter allen Umständen Rechnung zu tragen. Dieser Zug allein stellt ihn tiefer als Nathan, durch den der wahre Weise repräsentirt werden soll.

Saladin hält sich aber auch nicht für vollkommen, für weise. Auf Nathans Frage:

„Wenn du dich fühlest, dieser weisere,
Versprochene Mann zu sein — — —",

ruft er im vollen Bewußtsein seiner Schwäche aus: „Ich Staub? Ich Nichts? O Gott!"

Nathans Größe erkennt er freudig an. Er bittet ihn, sein Freund zu sein.

In religiöser Beziehung steht Saladin höher als sein Volk; ja er hat sich völlig von den Vorurtheilen desselben losgemacht. Wie Nathan, so strebt auch er ernstlich, ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes sein zu wollen.

Bezeichnend für seine Denkweise sind die Worte, welche er kurz vor seinem Tode an seinen Sohn richtet. „Verehre, sagte er, den höchsten Gott und befolge seine Gebote, das wird dir Heil bringen. Hüte dich, Blut zu vergießen; vergossenes Blut schläft nicht. Gewinne die Herzen deines Volks und sorge für sein Wohl, es ist dir von Gott und mir vertraut. Gewinne die Herzen der Emire; ich bin nur durch Milde zur Herrschaft gelangt. Beleidige

Niemand: Menschen versöhnen sich erst nach vollbrachter Rache; nur Gott, welcher gnädig ist, verzeiht der Reue allein."

2. Von dem Leben und dem Charakter der Sittah, Saladins Schwester, hat die Geschichte nichts aufbewahrt; sie ist daher eine freie Schöpfung des Dichters. Im Allgemeinen ist sie ihres Bruders würdig, übertrifft ihn fast an Verstandesschärfe *), an List, nicht aber an Herzensgüte, da sie in ihren Mitteln nicht so wählerisch ist wie dieser. In religiöser Beziehung stimmt sie völlig mit Saladin überein, was sich aus den Worten ergiebt, die sie ihm entgegnet:

„Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen."

3. Al-Hafi ist Derwisch, d. h. muhamedanischer Bettelmönch. Er hat sich verleiten lassen, Defterdar oder Großschatzmeister des Sultans zu werden, kann es aber in dieser Stellung nicht aushalten, da der Sultan sich nicht entschloß, seine Ausgaben nach seinen Einnahmen abzumessen, entsagt derselben daher freiwillig und begiebt sich nach dem Ganges, um wieder als wahrer Mensch leben zu können. „Am Ganges nur giebt's Menschen", sagt er zu Nathan.

Nathan ist der Einzige, den er hochschätzt, seinen Freund nennt.

„. . Hier seid Ihr
Der Einzige, der noch würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit?"

Sittah hat Nathan durch ihn als edlen, weisen und reichen Mann kennen gelernt. Als sie aber von Nathans Reichthum für ihren Bruder Gebrauch machen will, da thut ihm seine Offenherzigkeit über diesen Punkt leid, und da er das Gesprochene nicht ganz zurücknehmen kann, so möchte er ihm gern eine andere Deutung geben. Den Freund durch seine Unvorsichtigkeit beeinträchtigt zu sehen, drückt ihn, und dieser Umstand trägt wesentlich dazu bei, daß er seine Stelle verläßt.

„Ich soll es wohl
Mit ansehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen?"

entgegnet er Nathan vor seinem Scheiden.

Auch seine Liebe zur persönlichen Freiheit wirkt hierzu mit. Er fühlt, daß er nicht nach eigener Einsicht handeln kann, sich

*) „— — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber selbst;
Wär' lieber selbst so gut, als sie." (Al-Hafi, S. 56.)

vielmehr den Launen des Sultans unterwerfen soll. Das läßt seine Freiheitsliebe nicht zu, und da das Wohlleben ihm nicht Bedürfniß ist, so tritt er freiwillig in die schon früher erwählte Armuth zurück.

Nathan charakterisirt den Al-Hafi treffend mit den Worten:

„Die bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!"

b. Juden.

4. Nathan ist ein reicher Jude, der zu Jerusalem wohnt, Handel treibt und sich zu diesem Zwecke viel auf Reisen befindet. In der italienischen Quelle des Dichters heißt er Melchisedech, wohnt in Alexandrien und treibt dort Wuchergeschäfte. Lessing wählte wohl den Namen Nathan, um das schleppende viersilbige Wort los zu werden, vielleicht auch, um durch den berühmten Prophetennamen von vorn herein für seinen Helden einzunehmen.

Von Nathans Reichthum giebt das Gedicht mehrfach Kunde. In dem Gespräch mit Saladin sagt er selbst: „Fast hab' ich des baaren Gelds zu viel." Sittah sagt zu Al-Hafi:

„Den Reichen nennt es ihn
Jetzt mehr als je. Die ganze Stadt erschallt,
Was er für Kostbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht."

Nathan ist in hohem Grade wohlthätig. Al-Hafi sagt von ihm:

„Den Armen giebt
Er zwar, und giebt vielleicht trotz Saladin,
Wenn schon nicht ganz so viel, doch ganz so gern;
Doch ganz so sonder Ansehn. Jud' und Christ
Und Muselmann und Parsi, alles ist
Ihm eins."

Aber an Unwürdige wird Nathan seine Gaben selten verschwendet haben; denn er ist ein feiner Menschenkenner.

Von seiner genauen Menschenkenntniß liefern alle seine Gespräche und Handlungen Beweise. Daja, die sein Geheimniß kennt, bringt er lange Zeit durch Geschenke, die ihrer Craueneitelkeit Nahrung geben, zum Schweigen. Recha's Herz hat er ganz ergründet; daher macht es ihm auch wenig Mühe, sie von der Schwärmerei, in die Daja sie versetzt, zu heilen. Daja's kurzsichtige Bitten, Recha zu schonen, finden kein Gehör bei ihm; wie der besonnene Arzt die Sonde in die Wunde senkt, so tritt er

mit der ungetrübten Vernunft in die aufgeregte, falsch geleitete Phantasie ein und erreicht seinen Zweck. Den guten Kern im Tempelherrn erkennt er schon aus dessen Blick und Gang und weiß ihm in kurzer Frist die Anerkennung abzunöthigen: „Ich muß gestehn, Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten." Nathan selbst giebt diesem Worte gleich eine weitere Ausdehnung, indem er sagt:

„Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen."

Was Daja im Verlauf von Wochen und durch lange Gespräche nicht hat gelingen wollen, erreicht Nathan in Minuten, ja er erlangt zugleich, daß der Tempelherr, der ihn Anfangs verächtlich, wegwerfend behandelt, sich gedrungen fühlt zu sprechen: „Nathan, wir müssen Freunde werden." Des Sultans Absicht durchschaut er sofort und weiß auch nach kurzem Besinnen das Mittel zu finden, die ihm gelegte Schlinge glücklich zu umgehen. Nathans Weisheit imponirt dem Sultan in einem Grade, daß dieser ganz überwältigt wird, seine kleinliche Absicht vergißt, fallen läßt und nichts weiter von ihm begehrt, als seine Freundschaft.

So vereinigt sich in Nathan mit der Herzensgüte die Weisheit, und Beides zusammen macht, daß das Volk, das sich nicht leicht und auf die Dauer durch Schein trügen läßt, ihn den Weisen nennt.

Daß ein solcher Mann auch über die Religion klar wird gedacht und Wesentliches darin von Unwesentlichem wird zu unterscheiden verstanden haben, kann ohne Weiteres angenommen werden. Aus seiner Parabel von den drei Ringen geht deutlich hervor, daß er auf die Geschichte und die von Menschen festgestellten Glaubenssätze der verschiedenen Religionsbekenntnisse keinen Werth legt, sondern die wahre Religion in der thätigen Bruderliebe findet, in dem Johanneischen Evangelium: „Kindlein, liebet euch unter einander!"

Nathan ist nach jeder Richtung hin das Bild eines vollendeten Mannes, des wahren Weisen. Lessing hat uns in ihm ein unvergleichliches, ihm selbst zu höchster Ehre gereichendes Vorbild aufgestellt *).

---

*) „Nathan ist von Hause aus eine ideale Figur, die Verkörperung einer Idee. Diese Idee ist keine andere, als die des religiösen Standpunkts, auf welchem Lessing stand, die Idee der Humanität, der allem Dogmenwesen entwachsenen, in Liebe thätigen Vernunftreligion." Strauß, Lessings Nathan der Weise. S. 50.

c. Christen.

5. Daja ist eine Abendländerin, Witwe eines mit Kaiser Friedrich im Seleph ertrunkenen Edelknechtes. Nathan hatte sie in sein Haus genommen und sie dadurch vor Noth gesichert', seiner Recha aber zugleich eine sorgsame Pflegerin und ältere Gesellschafterin gegeben. Daja bedeutet Erzieherin, ist also Gemeinname.

Daja gehört zwar nicht gerade zu den ganz ungebildeten Frauen, ist aber in religiöser Beziehung sehr befangen. Der Buchstabe des Christenthums ist es, an den sie sich klammert und den sie durch Phantasie und Tradition noch weiter ausmalt. Wer sich nicht zum Buchstaben des Christenthums bekennt, ist nach ihrer Ansicht verloren, kann nicht selig werden. Mit diesem Gedanken peinigt sie Alle, die ihr nahe stehen: Recha, Nathan, den Tempelherrn, ja sich selbst. Recha charakterisirt sie der Sittah mit den Worten:

„Ach! die arme Frau — ich sag' dir's ja —
Ist eine Christin; — muß aus Liebe quälen; —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!"

Ihre Gewissensskrupel erlangen nach und nach eine Höhe, daß sie Nathans Geheimniß an den Tempelherrn und Recha verräth, um nur endlich Ruhe zu bekommen. Der längere Umgang mit Nathan und Recha hat nicht vermocht, sie von ihren eingewurzelten Vorurtheilen zu befreien. Sonst ist sie herzensgut. Recha nennt sie ihre „gute böse Daja" und legt ihr die zweite Eigenschaft nur in Bezug auf ihre engherzige Christlichkeit bei.

6. Der Tempelherr ist ein Sohn Assads, eines Bruders von Saladin. Er wurde in Schwaben geboren und dort von einem Bruder seiner Mutter, Curd von Stauffen, erzogen, nachdem seine Eltern wieder nach dem Orient zurückgekehrt waren und dort ihren Tod gefunden hatten. Als er zum Jüngling herangereift und sich, wie früher sein Oheim, dem Tempelherrndienst gewidmet hatte, ging er nach dem Morgenlande, wurde dort bei einem Sturme auf die Burg Tebnin gefangen genommen und mit neunzehn andern Tempelherren zum Tode verurtheilt, von Saladin aber wegen der Aehnlichkeit mit seinem verschollenen Bruder Assad begnadigt. Bei einer in Nathans Hause ausgebrochenen Feuersbrunst rettet er Recha aus den Flammen, ohne zu ahnen, daß er seiner einzigen Schwester durch diese kühne That das Leben erhielt. Hierdurch, so wie durch das Gefecht bei Tebnin hat er sich als tapferer Ritter bekundet. Nathan zeichnet seine äußere Erscheinung treffend mit den Worten:

„Bei Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl,
Den guten troz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schale nur kann bitter sein: der Kern
Ist's sicher nicht."

Mit den letzteren Worten deutet Nathan die Anlage zu allem Guten im Tempelherrn an. Mehr aber, als die Anlage zum Guten, findet sich auch Anfangs kaum im Tempelherrn, und diese Anlage wird noch dazu stark verhüllt durch allerlei Ungehörigkeiten.

Der Tempelherr ist stolz auf seinen Beruf und sein Christenthum. Seine befangene Ansicht von letzterem treibt ihn nach dem Orient und läßt ihm die Bekenner anderer Religionen verächtlich behandeln, namentlich die Juden.

„Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu schlagen: für ein anderes — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre."

Als seine Leidenschaft für Recha erwacht ist und Nathan sich nicht geneigt zeigt, seinem ungestümen Verlangen sofort nachzukommen, da treibt seine beschränkte Christlichkeit ihn zum Verrath. Doch kommt es nicht zur Vollendung desselben. Der Fanatismus des Patriarchen und der gute Kern in ihm verhüten den Frevel. Daß er überhaupt nicht zur Ausführung von Bubenstücken fähig ist, beweist die Art, wie er die Anträge des Patriarchen, den Sultan zu verrathen und zu ermorden, zurückweist. Zu diesem guten Kern in ihm kommt aber noch die Bildungsfähigkeit, die seinem Alter eigen ist; er lernt von Allen, mit denen er in Beziehung kommt, von Guten wie Schlechten. Nathan erschüttert durch seine dankbare Liebe und seine Weisheit sein Vorurtheil gegen die Juden, und Saladin macht ihn durch seine Toleranz völlig frei davon. Den Kern des Christenthums lernt er durch den schlichten Klosterbruder kennen und den Fanatismus in Daja's, vor Allem in des Patriarchen Denk- und Handlungsweise verabscheuen. So legt er nach und nach alle religiösen Vorurtheile ab und läutert dabei seine Gesinnung, kräftigt seinen Charakter.

Der Tempelherr ist die einzige Persönlichkeit im Gedicht, deren vollständige Entwickelung der Dichter uns zeigt, die den ganzen sittlichen Läuterungsproceß vor unsern Augen durchmacht. Darum durfte er aber auch dessen mannigfache Rückfälle, extreme Schwankungen und schwere Verirrungen nicht verschweigen. Lessing hat es verstanden, den Tempelherrn uns trotz derselben lieb und werth zu machen.

7. Der Klosterbruder diente früher als Reitknecht im Heere der Kreuzfahrer, zuletzt dem Assad, und zwar in aller Treue. Nachdem er des Kriegs müde war, zog er sich aus der Welt zurück und wurde Eremit auf Quarantana, nach Zerstörung der Siedelei Laienbruder im Kloster zu Jerusalem.

Treu seinem Gelöbniß, gehorcht er seinem Obern blindlings, ohne viel zu klügeln, ist aber ungeachtet seiner mangelhaften Bildung nicht so beschränkt, daß er nicht bald die Ränke und schlechten Unternehmungen desselben erkennete. Sehr ungern sieht er sich als Werkzeug des Patriarchen gebrauchen, thut zur Vereitlung derselben, was er vermag, und hat große Freude darüber, wenn es ihm gelingt, Schlimmes zu verhüten.

„Der liebe Gott, der weiß,
Wie sauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünscht, ein offnes Ohr bei Euch
Zu finden; weiß, wie sehr ich mich gefreut,
Im Innersten gefreut, daß Ihr so rund
Das Alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wiest, was einem Ritter nicht geziemt."

Aus den Grenzen seines engen Berufes heraus zu treten, liegt nicht in seinem Sinn. Darum drängt er sich nirgends neugierig ein, weist die Mittheilungen, welche ihm der Tempelherr über sein Anliegen beim Patriarchen machen will, ganz entschieden zurück. Es ist die wahre christliche Demuth, die ihn auf seinen Beruf sich beschränken heißt. Seine religiösen Kenntnisse sind ohne Zweifel beschränkt; aber er weiß, daß die Thaten, die aus wahrer Liebe zu Gott und den Mitmenschen vollbracht werden, den Kern des Christenthums ausmachen. Als Nathan ihm erzählt, was er an seinen Feinden gethan, ruft er aus:

„Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!"

Edle Einfalt, ungeheuchelte, sich immer gleichbleibende Demuth und unverbrüchliche Treue im Berufe zeichnen den Klosterbruder vortheilhaft aus und lassen ihn als guten Christen „in Knechtsgestalt" erscheinen.

8. Der Patriarch in Jerusalem, „ein dicker, rother, freundlicher Prälat", der selbst am Krankenbette nur im höchsten Prunke erscheint, ist die schlimmste Persönlichkeit im ganzen Gedicht. Die Herrschaft der Kirche, d. h. die unbedingte Beherrschung der Christengemeinden durch die Geistlichkeit, ist das Ziel seines Christenthums, seiner „allerheiligsten Religion." Zur Er-

reichung dieses Zweckes verschmäht er kein Mittel, erscheint ihm das schlechteste erlaubt; selbst zum nichtswürdigsten Verrath und Fürstenmord sucht er zu verleiten, wenn er sich Nutzen für die Kirche davon verspricht. Und an Entschuldigung fehlt es ihm natürlich nicht.

„Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen!"

Von seinen Untergebenen — und darunter versteht er im Grunde die ganze Christenheit — fordert er blinden Gehorsam, wohl wissend, daß nur mit solchen Werkzeugen sich Pläne durchführen lassen. Denken, die Vernunft gebrauchen, darf ein Christ nur so weit, als es nicht die Kirche betrifft, als es der Kirche überhaupt genehm ist; erstreckt es sich auf diese selbst, so ist es strafbarer Frevel. Als der Tempelherr fragt, ob er des Patriarchen Rath „blindlings" annehmen und befolgen müsse, entgegnet er:

„Wer sagt denn das? — Ei freilich
Muß Niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlassen, — wo sie hin
Gehört. Gehört sie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beispiel: wenn uns Gott
Durch einen seiner Engel, — ist zu sagen,
Durch einen Diener seines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz besondre Weise
Zu fördern, zu befestigen: wer darf
Sich da noch untersteh'n, die Willkür deß,
Der die Vernunft erschaffen, nach Vernunft
Zu untersuchen? und das ewige
Gesetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? —"

Statt zu denken, soll der Christ „glauben", auch das Unmögliche, wenn's die Kirche verlangt. Ein Mensch ohne den Kirchenglauben ist ihm undenkbar. Als der Tempelherr andeutet, daß Nathan das Christenkind in „keinem Glauben auferzogen" habe, fragt er in höchstem Erstaunen:

„Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht,
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht zu lehren?
Das ist zu arg!"

Eingriffe in die Kirche erregen natürlich seinen höchsten Zorn und werden auf das Härteste von ihm geahndet. „Der Jude

wird verbrannt!“ ruft er unaufhörlich, als ihm der Tempelherr Nathans That andeutet. Auch der Einwand des Tempelherrn, daß das Kind vielleicht im Elend umgekommen wäre, wenn der Jude sich desselben nicht erbarmt hätte, macht keinen Eindruck auf ihn.

„Thut nichts! der Jude wird verbrannt. Denn besser,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu seinem ewigen Verderben
Es so gerettet ward. — Zudem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wen er erretten will, schon ohn' ihn retten.“

Um immer den nöthigen Schutz zu haben, wenn die Kirche, richtiger: das Priesterthum, etwa bedroht würde, verbindet er sich mit den Mächtigen der Erde und sucht ihnen zu erweisen, daß Fürstenthum und Staat ohne die Kirche nicht bestehen könnten, beide also Hand in Hand gehen, die weltliche Macht die geistliche schützen müßte.

„Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit solchem Frevel! — — —

Pochend beruft er sich auf den Vertrag, den die Kirche mit dem Sultan abgeschlossen.

Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen,
Bei allen Rechten, allen Lehren schützen,
Die wir zu unsrer allerheiligsten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben seine Hand, sein Siegel. Wir! —“

Als er aber hört, daß der Tempelherr zum Sultan zu gehen im Begriff ist, da erschrickt er gewaltig; Mittheilung seiner Ränke fürchtend, läßt er sich zur Bitte herab, er, der sich eben als der Herrscher der Christenheit gebahrt.

„Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im Besten bei ihm eingedenk zu sein. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. Das wolle
Doch ja der Herr erwägen!“ —

Lessing hat uns in dem Patriarchen den beschränkten, herrsch-

süchtigen, fanatischen Pfaffen gezeichnet, der das Christenthum zum Deckmantel seiner und der Kirche Tücke gebraucht.

9. Recha, die Tochter Assads, ist ganz von Nathan erzogen worden und zur herrlichen Jungfrau herangereift. Sie besitzt schätzbare Kenntnisse, hat dieselben aber nicht aus Büchern gelernt, sondern aus Nathans Munde bei passender Gelegenheit empfangen. Als Sittah, die ihre Bildung in anderer Weise erlangte, jenes bezweifelt, sagt sie:

„In ganzem Ernst. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ei, was sagst du! — Hast indeß
Wohl nicht sehr Unrecht! — Und so Manches, was
Du weißt . . ?

Recha.

Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten dir noch sagen,
Wie? wo? warum er mich's gelehrt."

In religiöser Beziehung denkt Recha wie Nathan; es spiegelt sich in ihr der reinste Deismus*). Aus dem Munde des Templers erfahren wir, daß

„Das Mädchen nicht so wohl in seinem (Nathans), als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und sie von Gott nicht mehr, nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt."

Trotz ihrer vernünftigen religiösen Ansichten läßt sie sich doch überreden, daß nicht ein Tempelherr, sondern ein von Gott gesandter Engel sie aus den Flammen errettet habe. Das sie betroffene Unglück hat sie so aufgeregt und ihre Phantasie so erhitzt, daß sie nicht klar zu denken im Stande ist. Die Ankunft Nathans und sein liebevoller, verständiger Zuspruch bringt sie bald wieder in den natürlichen Zustand zurück, in dem sie sich allein wohlfühlt. Dem historischen Christenthum steht sie so fern wie Nathan.

4. Idee des Gedichts.

Einmaliges Lesen des „Nathan" reicht hin, um sich zu überzeugen, daß Lessing es in demselben auf Darlegung seiner religiösen Anschauungs- und Denkweise abgesehen hatte. Veranlassung

---

*) Vernunftglaube.

dazu gab ein theologischer Streit, den Lessing längere Zeit über die „Fragmente der Wolfenbüttel'schen Unbekannten" mit dem Hauptpastor Göze in Hamburg führte. Lessing hatte Bruchstücke eines Werkes von Reimarus durch die Tochter desselben erhalten und herausgegeben und galt trotz aller Verneinung für den Verfasser derselben*). Der Streit darüber wurde nach und nach so heftig, daß das Wolfenbüttelsche Consistorium sich veranlaßt sah, Lessing die Fortführung desselben zu verbieten. Dieser Umstand führte ihn auf den schon in früheren Jahren gemachten Entwurf zum „Nathan" zurück. Diese Dichtung sollte aber natürlich nicht eine Fortsetzung des Streites in anderer Form sein, sondern eine klare Darlegung der höchsten religiösen Idee in poetischer Form, frei von aller Polemik.

Um diesen Zweck zu erreichen, läßt Lessing Personen sprechend und handelnd auftreten, die den drei monotheistischen Religionen angehören, also darin übereinstimmen, daß sie Alle an Einen Gott glauben und sich dabei auf besondere Offenbarungen stützen. Das Judenthum wird vertreten durch Nathan, das Christenthum durch Daja, den Tempelherrn, den Patriarchen und den Klosterbruder, der Muhamedanismus durch Saladin und dessen Schwester Sittah.

Das Judenthum charakterisirt Lessing durch den Tempelherrn mit den Worten:

Sehr wohl gesagt! — doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst getrieben?
Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! —

Von den Christen läßt Lessing Sittah sagen:

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen!
Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan.
— — — — — — — —
Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden.

*) Nähere Auskunft giebt Strauß in seiner Schrift: Reimarus. Leipzig, 1862.

Der Muhamedanismus wird in ähnlicher Weise nicht im Gedicht dargelegt.

Auf Nathan findet kein Zug der angeführten Stelle Anwendung, er ist daher, streng genommen, nicht Repräsentant des Judenthums in seiner gewöhnlichen Erscheinung. Darum entgegnet er auch dem Tempelherrn auf seine Charakterisirung des jüdischen Volkes:

Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ach! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügte, ein Mensch
Zu heißen! —

Für Nathan ist die Engherzigkeit, die Ausschließlichkeit des Judenthums, das starre Festhalten an den überlieferten Sätzen und Formen, das Stehenbleiben bei den beschränkten religiösen Anschauungen unerträglich gewesen; er hat sich von dem Allen losgemacht, hat alles Geschichtliche und Dogmatische des Judenthums auf sich beruhen lassen und sich in den Drangsalen des Lebens (er verlor durch die Christen Frau und Kinder) emporgearbeitet zu der großen Idee der Menschenliebe, zu einer Liebe, die auch den Feind mit einschließt. Diese Liebe besteht bei ihm nicht in Worten, sondern in Thaten. Er nimmt das ihm von einem christlichen Reitersknecht dargebrachte christliche, aber verwaiste Kind mit dankbarem Herzen in seine Arme und erzieht es mit einer Sorgfalt und Liebe, wie er sie den eigenen Kindern nicht höher hätte erweisen können. Erstaunt über diese That sagt daher auch der Klosterbruder:

„Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beſſ'rer Christ war nie!"

So preiswürdige Gesinnungen konnten in Nathan aber erst Raum gewinnen, nachdem er die Schranke des Judenthums durchbrochen hatte, die ihn hinderte, andere Volks- und Religionsgenossen als seine Brüder anzuerkennen.

Ein würdiges Seitenstück zu Nathan bildet Saladin mit seiner Schwester Sittah. Auch sie lassen Geschichte und Dogmatismus des Muhamedanismus auf sich beruhen und halten sich an das rein Menschliche. Saladin ahnt das Verhältniß seines Bruders Assad zu einer Christin, verurtheilt ihn aber darum nicht; den Juden Nathan fordert er auf, sein Freund zu sein, nachdem er seine edle Denkweise kennen gelernt hat; die Kinder seines Bruders, Recha und den Tempelherrn, nimmt er freudig

in seinen Familienkreis auf, ungeachtet sie Christen sind. Den Armen ist er ein Wohlthäter, daß Keiner ihm als solcher gleichkommt. Menschenliebe in Gesinnung und That ist sein Wesen, seine Religion. Vom fanatischen Muhamedanismus ist keine Spur in ihm zu finden.

Christen treten vier im Gedicht auf. Der Patriarch, der die höchste christliche Würde einnimmt, amtlicher Verkünder seines Glaubens ist, läßt den Tempelherrn um des Christenthums willen auffordern, den Sultan, der ihm eben Leben und Freiheit geschenkt und ihn dadurch zu ewigem Danke verpflichtet hat, zu verrathen und zu ermorden. Den Juden, der sich unterfangen hat, ein Christenkind an Kindes Statt anzunehmen und zu erziehen, verurtheilt er zum Feuertode, noch ehe er ihn kennt, noch ehe er seine Gründe vernommen. Kein Wort der Liebe kommt über seine Lippen; keine Handlung wird von ihm erzählt, die auch nur entfernt mit denen Nathans und Saladins verglichen werden könnte. Der Patriarch ist nicht bloß ein befangener, durch und durch engherziger Christ, er ist ein verdammungs- und verfolgungssüchtiger Pfaffe, ein völlig liebloser Mensch. Daja ist ganz und gar im Buchstaben des Christenthums befangen und vermag den Geist desselben nicht zu fassen. Nach ihrer Ansicht ist Jeder für immer verloren, der sich nicht zu ihrem engen Christenthum bekennt. Der Tempelherr hat im Morgenlande bereits manches Vorurtheil abgelegt, läßt sich aber in leidenschaftlicher Erregtheit noch zu manchen Ungehörigkeiten hinreißen und arbeitet sich nur nach und nach zu klarer Einsicht empor. Der Klosterbruder zeichnet sich durch stille Gelassenheit und unveränderliche Sanftmuth und Demuth aus, vertritt daher am meisten den wahren Christen. Recha ist zwar auch Christin, denkt aber durchaus im Geiste Nathans, gehört also im Grunde zu ihm.

Den Klosterbruder abgerechnet, sind die übrigen Christen abschreckender Art, daher nicht zur Verherrlichung des Christenthums dienlich. Lessing führt uns in ihnen die große christliche Masse in ihrer Beschränktheit vor. In ganz ähnlicher Weise ist das Judenthum hingestellt worden. Nathan und Saladin bilden den Gegensatz zu diesem Juden- und Christenthum. Beide lassen Geschichte und Dogma des Religionsbekenntnisses ihres Volkes auf sich beruhen, denken darüber vorurtheilsfrei und streben nach Menschenliebe, Toleranz und Gottergebenheit. Das sind die Früchte ihrer Religion, also die wahren Kennzeichen derselben. Und das legt Lessing in der Parabel von den drei Ringen dar, und läßt darum den weisen Richter sprechen: „Der rechte Ring besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen vor Gott und Menschen. Das muß entscheiden.“

„Wohlan,
Es eifre Jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!“

Diese Worte bezeichnen Wesen und Tendenz der Dichtung.

Man hat gesagt, daß Lessing im „Nathan“ gegen alle Offenbarung auftrete und das Christenthum herabsetze. Das ist aber ein Irrthum. Er stellt vielmehr in der Parabel von den drei Ringen das Geschichtliche und Dogmatische nur als solches dar, das in allen Religionen ziemlich gleichen Werth habe und ziemlich gleich unsicher sei, und verlangt daher, daß man darauf nicht den Hauptwerth lege. Thue man das, so entzweie man sich, wie die Brüder in der Parabel. Die Verschiedenheiten in dem Bekenntniß könnten fortbestehen, wie ja auch Lessing sie im Gedicht selbst fortbestehen läßt; aber man müsse sich innerhalb derselben zu jener echten Toleranz erheben, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, zu jener Toleranz, die nichts weiß von Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender. In dem Entwurf seiner Vorrede, welche eine zweite Ausgabe des Nathan eröffnen sollte, sagt Lessing in Bezug auf diese Ansichten: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem sie der christliche Pöbel gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben, denn Beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen.“

Eben so klar ist es, daß „Nathan“ nicht gegen das Christenthum und die Bekenner desselben gerichtet ist, sondern einzig gegen den „christlichen Pöbel“ aller Stände und Geschlechter, den Pöbel im Patriarchengewande wie im Frauenkleide der Daja. Wie Christus, so erhebt sich auch Nathan aus dem Judenthum und steht geläutert über demselben. Setzt man, wie wir nach des Dichters eigenem Ausspruche thun dürfen, für Nathan — Lessing, so haben wir den Christen in reinster Gestalt. Wir ergänzen dadurch das Drama nicht nach seinem Inhalt durch einen Christen, sondern wir geben nur Nathan den rechten Namen. Und dann ist „Nathan“ eine Verherrlichung des Christenthums, nicht aber eine Satire auf dasselbe, wie kurzsichtige Fanatiker geglaubt haben. Das erkannte schon Mendelssohn, den man lange Zeit unrechter Weise für das Urbild des Nathan gehalten hat. Er sagt: „Nach

Erscheinung des Nathan flüsterte die Kabale jedem seiner Freunde und Bekannten ins Ohr: Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen, aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessings."

Die Religion der Liebe und Duldung hat den Nathan gedichtet.

In ähnlicher Weise urtheilten alle vorurtheilsfreien Theologen. Herder nannte den Nathan in einem Briefe an Lessing eine „Mannesthat." An einer andern Stelle sagt er: „Um ein Märchen von drei Ringen schlingt sich das dramatische Märchen, ein reicher Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religion- und Völker-Duldung. Im Kampfe aller Parteien und Religionen, in ausgewählten, durch das Schicksal zusammengeführten Situationen wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten; alle rufen uns zuletzt das höchste Wort des reinsten Schicksals zu: „Ihr Völker, duldet euch! Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere, helft, vertragt euch; seid Menschen!" Ein ewiger Denkspruch für unser Geschlecht in allen Klassen, Religionen und Völkercharakteren. Die Menschenvernunft und Menschengüte, die in diesem Drama die Wage halten, bleiben die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit." Göthe sagt in Bezug auf den sittlichen Gehalt des Drama's: „Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl der Nation heilig und werth bleiben!" Gervinus nennt das Gedicht „einen reizenden Codex religiöser und weltlicher Moral", von der er wünscht, daß es „immer tiefer in die Herzen unseres Volkes greifen möchte."

5. Composition des Gedichts.

In künstlerischer Beziehung entspricht das Gedicht im Ganzen den Anforderungen, welche man an ein Drama stellen muß. Die zu Grunde liegende Erzählung ist höchst interessant und von Erfindungen eingefaßt, die den Zeitumständen angemessen erscheinen. Eine historisch merkwürdige, hervorragende Persönlichkeit,

Saladin, bildet den würdigen Mittelpunkt, und um ihn gruppiren sich eine Reihe erdichteter Charaktere, die alle hinlänglich scharf gezeichnet und zur Ausführung des Ganzen geeignet erscheinen. Der Schauplatz in Jerusalem und das durch die Kreuzzüge veranlaßte Zusammentreffen verschiedener Nationen und verwandter Religionsbekenntnisse geben dem Ganzen einen romantischen Anstrich. Die dramatische Lebendigkeit, der rasche Fortschritt der Handlung ist dagegen durch die zur Entwicklung der Wahrheiten, welche Lessing besonders am Herzen lagen, erforderliche Ruhe etwas beeinträchtigt worden. Auch ist dem Conflict zwischen dem Fanatismus des Christenthums und der reinen Humanität vielleicht nicht Rechnung genug getragen und daher der Schluß nicht ganz befriedigend. „Der Patriarch", sagt Vischer in seiner Aesthetik, „mußte zum Aeußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten, und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden. Dann mochte dieses Drama immerhin glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geschwistern werden müssen."

Gervinus erkennt dem ganzen Plane der Dichtung den höchsten Preis der Kunstmäßigkeit zu. „Ebenso meisterhaft [als in Emilia Galotti]", sagt er, „ist die Fabel im Nathan angelegt, wo eine Reihe dunkler, verschlungener, zufällig scheinender, unbegreiflicher Begebenheiten zuletzt in Einem lichten Punkt zusammenfallen, die, indem sie alle Schicksalsmaschinerie, alle directen Eingriffe der Gottheit, alle Wunder kühn negiren und aufheben, der Wunder größtes, eine Vorsehung, preisvoll verkünden, die die Menschen als ihre Kinder lenkt und keinen Sperling ohne ihren Willen fallen läßt." Sehr passend weist Gervinus dem „Nathan" einen Ehrenplatz neben Göthe's „Faust" an.

Platen sagt über Lessings Nathan:

Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen, die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk:
Hier ist Alles, Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott.

An andrer Stelle (V. 24) sagt Platen: „Nathan ist Lessings bestes Drama, dadurch bewundernswürdig, daß eine solche Klarheit des Bewußtseins mit so viel darstellender Kraft verbunden sein konnte."

Hieran reihen wir schließlich ein sachgemäßes Urtheil von Hillebrand über den Nathan. Er sagt (I. 237): „Müssen wir nun im Voraus gestehen, daß auch hier wieder mehr die verständige Reflexion gearbeitet, als die Genialität der Phantasie geschaffen hat; so bewährt sich doch nicht minder, daß die Reflexion den

Ton stiller Begeisterung angenommen und den didaktischen Gehalt mit der Farbe der Poesie oft sehr glücklich umkleidet hat. Kann es uns ferner nicht entgehen, daß in mehrfacher Hinsicht die Schärfe der Charakteristik, die dramatische Belebung und Consequenz, wie wir sie in der Emilia Galotti gefunden, hier fehlen; so muß dagegen um so mehr die Kunst bemerkt werden, welche in der Darlegung der Haupt- und wesentlichen Züge, so wie in der Stellung der Personen zu einander und zu der Handlung sich bethätiget. So tritt uns z. B. vornämlich das Bild des Juden Nathan in reinster Zeichnung und Eigenthümlichkeit entgegen.

Er ist ebenso sehr der Repräsentant der Lessing'schen Humanitäts-Philosophie, als er das Gepräge seiner specifischen jüdischen Nationalität in seiner Erscheinung trägt. Diese letztere Eigenschaft dient der ersteren zu bedeutsamer Folie, und die Verbindung beider zeugt von nicht geringer künstlerischer Einsicht. Ebenso bewährt sich im Tempelherrn die sichere Hand, die mit Geschick die Romantik der Religion, der Liebe und des Ritterthums zugleich zu malen weiß. Wie sodann Saladin in freier Männlichkeit sich zwischen Beide stellt, giebt einen weiteren Beweis glücklicher kompositiver Berechnung. Nimmt man dazu, wie diese Charaktere die verschiedenen Standpunkte religiöser Anschauung vor uns vertreten und zugleich von ihren verschiedenen Standpunkten aus, ohne Absicht und durch das Schicksal selbst geleitet, dem Zwecke der Dichtung gleichmäßig dienen; wie Jude, Muselmann und Christ in einem Werke der Menschlichkeit, in der Rettung der Recha, sich unwillkürlich begegnen, von diesem aus sich zusammenfinden und verbinden; wie der Jude bedeutsam im Mittelpunkte des Ganzen steht und das Symbol der höheren religiösen Duldung und Liebe wird, indem ja die andern beiden Religionen in der des weisen Nathan ihre gemeinschaftliche Mutter haben, indem zugleich der Jude vermöge seines Geschäfts mit Allen näher verkehren mochte, so er durch Reisen in der Welt- und Menschenkenntniß gereifter als die Anderen erscheinen mußte — vergleicht man dies und Aehnliches, so muß man wohl gestehen, daß die Anordnung, wie sehr sie auch nach mancher Seite hin in der weiteren Entwickelung den absichtlichen Kalkül bemerken läßt, doch im Allgemeinen ein bedeutendes Talent dramatischer Oekonomie und organisirender Kunst beweist. Diese bekundet sich auch darin, daß der Grundgedanke in möglichster Bestimmtheit in der Handlung veranschaulicht wird. So wie nämlich die religiöse Duldung zwei Hauptfeinde hat, den Aberglauben des Fanatismus und die Sophistik pfäffischer Orthodoxie, so werden hier auch diese beiden Finstermächte in ihrem Streben und zugleich in ihrer Ueberwindung trefflichst vergegenwärtigt. Mit kluger Rücksicht wird uns der Aberglaube in seiner schwärmerischen Form in dem

weiblichen Charakter der Daja vorgeführt, in seiner dogmatischen Strenge dagegen im Tempelherrn, während die Sophistik des Pfaffenthums in dem Patriarchen vor die Augen tritt. Die Erste erscheint entzückt von ihrem Glauben an die Engel, der Andere ereifert sich in kirchlicher Befangenheit und schont selbst des weisen Juden nicht, von dem Dritten aber sagt der einfältige Klosterbruder:

„Nur, meint der Patriarch, sei Bubenstück
Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott."

Mitten in diesem Aberglauben und priesterlichen Trug, über deren Regionen Nathan gleich frei erhaben schwebt, spielt die naive Duldsamkeit der Recha freundlich-still hinüber, die da meint, daß Moses nicht bloß auf Sinai, sondern „wo immer er gestanden, vor Gott gestanden", ebenso die treuherzige Moral des Klosterbruders, der gehorcht, ohne „viel zu klügeln", obwohl er denkt, der Patriarch gebrauche ihn zu Allerlei, „wovor er großen Ekel habe." Auch das edle Herrscherbewußtsein des großen Saladin, der

„Nicht verächtlich von des Volkes Stimme denkt",

greift wohlthätig kontrastirend in das Getreibe afterreligiöser Frömmigkeit hinein.

Im Allgemeinen mag noch auf den romantischen Hintergrund hingewiesen werden, welcher dem Ganzen unterliegt und der an und für sich wesentlich verständig-berechneten Composition eine anziehende poetische Perspective verleihet, wodurch die philosophische Tendenz in die Beleuchtung der Phantasie erhoben wird. Dahin gehört vorab der Schauplatz selbst, nämlich die jerusalemitisch-orientalische Landschaft mit ihren biblischen Erinnerungen, ihren eigenthümlichen Ansichten, ihren Palmen u. s. w. Dahin gehört das Mystisch-Ritterliche des Templerordens, das phantasiereiche Bild des israelitischen Kriegerthums und seines hier gefeierten Helden selbst, endlich das bedeutsame Hineinragen der Kreuzzüge, an welche sich die imaginativen Vorstellungen in so hohem Maße knüpfen.

So steht denn der Nathan, der trotz der didaktischen Absichtlichkeit und bei aller Mangelhaftigkeit des inneren lebendig-freien Organismus so wie der metrischen Plastik und Harmonie, als ein Werk da, an dessen Gestaltung sich die Macht eines höheren Geistes unverkennbar bewährt. Es bleibt ein unvergängliches Denkmal, das die deutsche Muse der Idee der Menschheit und der nationalen Gesinnung zugleich gesetzt hat."

6. Form der Darstellung.

Lessing nennt „Nathan" ein „dramatisches Gedicht." Diese Bezeichnung ist etwas allgemein, und man hat daher versucht, ihm

seine rechte Stellung unter den Dichtungsarten anzuweisen. Am meisten griff hierbei Engel fehl, der es „ein dramatisches Lehrgedicht über die Vorsehung“ nannte. Der didaktische Zweck des Gedichts wird vom Dichter selbst zugestanden; aber darum darf „Nathan“ noch nicht in der didaktischen Poesie untergebracht werden. Schiller stellt in seiner Schrift über naive und sentimentalische Dichtung eine eingehende Untersuchung über den „Nathan“ an und kommt zu dem Resultat, daß das Gedicht weder Tragödie noch Komödie sei, letzterer aber am nächsten stehe, sich leicht in eine solche verwandeln lasse, wenn man das Pathetische darin aufopfere. Bei so bewandten Umständen muß man davon abstehen, dem Gedicht eine bestimmte Stellung unter den bekannten Dichtungsarten anzuweisen und es bei der vom Dichter selbst gewählten Bezeichnung: „dramatisches Gedicht“, lassen.

Der „Nathan“ ist in fünffüßigen Jamben geschrieben, aber ohne Reim. „Um geschwind fertig zu werden, schreibt er an Elise Reimarus, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt.“ Er hielt den Reim für unangemessen im Drama und erlaubte sich nicht einmal, stellenweis gereimte Verse einzulegen, wie Schiller es nicht selten thut. Das jambische Versmaß war vor Lessing nur wenig für dergleichen Stücke angewandt worden; man wählte dafür die Prosa. Seit dem Erscheinen des „Nathan“ ist aber der fünffüßige Jambus allgemein gebräuchlich für das Drama. Er eignet sich dazu aber auch vorzüglich, da er die einfachste Gestaltung der gebundenen Rede ist, sich durch die ruhige Beweglichkeit dem leichten Tone der Unterhaltung am meisten nähert und sich darum für den Dialog sehr brauchbar erweist. Lessing glaubte durch den Jambus auch den orientalischen Ton, den er hier und da angeben müsse, besser zu treffen, als durch Prosa.

Mit Rücksicht auf die Darstellung des Stückes auf der Bühne hat Lessing den jambischen Vers mit großer Freiheit behandelt und neben regelrechten fünffüßigen auch zwölf-, neun- und achtsilbige Verse auftreten lassen. Man hat ihm darüber Vorwürfe gemacht, ohne zu untersuchen, ob solche Abweichungen nicht tieferen Grund haben, eine Annahme, die man einem Manne gegenüber wie Lessing wohl machen kann. Während er sein Drama versificirte, schrieb er seinem Bruder, nachdem er ihm das Geständniß abgelegt hatte, daß seine Prosa ihm von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse: „Ja, wirst Du sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubniß; ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären.“

Daß Ausdruck und Sprache in dem Gedichte schön, mustergültig sind, bedarf des Beweises nicht mehr, da wir das bisher in allen seinen Werken fanden. Sehr anerkennend spricht

sich Göthe auch in dieser Beziehung aus. In „Wahrheit und Dichtung" (Bd. 21, S. 66) sagt er: „Lessing wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in der Emilia Galotti, später kehrte er erst zu seiner heitern Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan."

In der Zeit, in welcher Lessing sich der dramatischen Dichtung zuwandte, hatte das französische Drama in Deutschland das höchste Ansehen. Man glaubte, daß dasselbe genau nach den von Aristoteles aufgestellten Regeln des griechischen gearbeitet sei und sahe Corneille, Racine und Voltaire als die Fortsetzung von Aeschylus und Sophokles an. Die Franzosen nachahmen, hieß daher: nach den Regeln der Alten arbeiten. Diese Nachahmungen gelangen aber den deutschen Dichtern nie befriedigend, was seinen Grund vorzugsweise darin hatte, daß die französischen Dramen nationale Stoffe behandelten, daher der Ausdruck des französischen Nationalcharakters waren. So groß die Neigung des Deutschen auch für das Fremde ist, so sehr er sich gewöhnlich bemüht, sich demselben unterzuordnen; so mochte er sich doch das französische Wesen nicht aneignen, da es mit seinem eigenen Charakter im vollsten Gegensatze steht. Aber man erkannte das ganze Verhältniß nicht klar genug und blieb trotz des inneren Widerspruchs bei den Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Dramen stehen. Auch Lessings Jugenddramen tragen diesen Charakter und unterscheiden sich von den Dramen anderer Zeitgenossen nur durch talentvollere Behandlung des Einzelnen. Zu Lessings Jugenddramen gehören: „Damon oder die wahre Freundschaft" (1747), „Der junge Gelehrte" (1747), eine Verspottung der geist- und zwecklosen Gelehrsamkeit, „Der Misogyn" (1748), „Die Juden" (1749), eine Bekämpfung der gegen sie herrschenden Vorurtheile, „Der Freigeist" (1749), Bekämpfung des Atheismus.

Lessing, beseelt von echt deutschem Geiste, fühlte bald das Unwürdige dieser Sklaverei. Am Schlusse seiner „Dramaturgie" sagt er: „Ueber den gutherzigen Einfall: den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was uns von jenseits dem Rheine kommt,

ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten. Lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem rechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat." Ernstlich bemühte sich Lessing, in der „Dramaturgie" nachzuweisen, daß die Franzosen den Aristoteles gar nicht verstanden, eine beiläufige Bemerkung desselben für das Wesentliche genommen hätten, und erschütterte so die Ansichten, zu deren Befestigung auch Gottsched viel beigetragen hatte. Hierbei blieb aber Lessing nicht stehen; er beschloß, selbst ein nationales Drama zu schaffen. Seine ersten Versuche in dieser Richtung sind keine Meisterstücke; aber sie bahnten den Weg zu denselben. Es gehören zu diesen Uebergangsdramen: „Miß Sara Sampson" (1755) und „Philotas" (1759). Ersteres ist ein bürgerliches Trauerspiel, nach englischem Stoffe, aber im deutschen Geiste sentimental behandelt; letzteres stellt die Idee des Opfertodes für das Vaterland mit schwärmerisch-sentimentaler Auffassung dar. Nach solcher Vorbereitung wandte sich Lessing endlich direct den vaterländischen Stoffen zu: er schuf das nationale Drama „Minna von Barnhelm", zu dem er den Stoff hauptsächlich während seines Aufenthaltes in Breslau sammelte. Er fühlte sich damit so sicher auf der rechten Bahn, daß er in einem Briefe an Ramler sagte: „Wenn es nicht besser als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben." Hieran reihete sich „Emilia Galotti" (1772), ein Stück, das zwar in Italien spielt, aber ebenfalls eine vorwiegend nationale Bedeutung hat. Er schildert darin die Erbärmlichkeit der deutschen Höfe, die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen und übte dadurch einen wohlthätigen Einfluß auf die politische Bildung des Volkes aus. Das Gedicht ist zugleich eine Mustertragödie, nicht wegen des tragischen Ausganges, sondern weil durch den Tod der Heldin der Sieg des sittlichen Princips über die Unsittlichkeit gewahrt wird. Der Plan zu diesem Trauerspiel gefiel Lessing selbst so gut, daß er sehr langsam daran arbeitete, um nichts zu verderben, „alle sieben Tage nur sieben Zeilen schrieb und unaufhörlich etwas von dem Gearbeiteten ausstrich", wie er sich in einem Briefe an Nicolai ausdrückt. Der Beifall, mit dem dies Stück aufgenommen wurde, war aber auch außerordentlich; in Berlin wurde es innerhalb 22 Tagen 19mal aufgeführt. Den

Schluß von Lessings dramatischen Arbeiten bildet „Nathan der Weise" (1779), in dem das rein deutsche Element trotz des orientalischen Hintergrundes keinen Augenblick verkannt werden kann. Alle Personen in Lessings Dramen stehen „unter dem Richtmaß der deutschen Gesinnung, worin die Poesie weit mehr ihre nationale Eigenheit zu suchen hat, als in den Stoffen." (Cholevius.)

Dankbar verehren wir in Lessing den Schöpfer des wahrhaft deutschen Drama's.

II. Prosa.

17. Ein Brief Lessings an seine Mutter.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. XII. 9. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. X. 6.)

Eine schöne Probe von Offenheit, Bescheidenheit und kindlicher Liebe: drei Eigenschaften, die Lessings Charakter zierten.

18. Lessings Urtheil über sich als Dichter.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. VII. 415. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. VIII. 261.

Abermals eine Probe von Bescheidenheit, die von seinen Gegnern vielfach buchstäblich genommen und benutzt worden ist, um seine hohe dichterische Begabung nicht bloß in Frage zu stellen, sondern ganz und gar abzuleugnen. Man darf bei diesem Bekenntniß Lessings nie übersehen, daß er sich in mißmuthiger Stimmung befand, als er es ablegte. Das Stück, aus dem diese Probe entlehnt ist, bildet den Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie." Mit dem Aufhören derselben scheiterte ein Plan, von dem er sich viel Gutes versprochen hatte. So große Gerechtigkeit Lessing sonst Jedermann, selbst seinen erbittersten Gegnern, widerfahren läßt, hier wird er ungerecht gegen sich selbst. Würde dem deutschen Volke nur in jedem Jahrhundert ein Dichter gegeben wie Lessing, so würde ihm eine herrliche Zukunft gesichert sein.

„Lessings Phantasie schien nur darum minder reich, weil er sich niemals in das Phantastische verliert, sondern seine Schöpfungen stets mit Klarheit und Besonnenheit ordnet, was wir, seitdem uns die Ausschweifungen der Romantiker verwöhnten, zu schätzen verlernt haben. Begründeter ist die Behauptung, daß Lessing weder Anlagen noch Sinn für ein lyrisches Gemüthsleben besaß." (Cholevius. I. 583.)

19. Unterschied zwischen Malerei und Poesie.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. VI. 438. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. VI. 113.)

Dieses Stück ist aus dem „Laokoon."

20. Streben nach Wahrheit.

(Lessings sämmtliche Schriften von Lachmann und Maltzahn. Leipzig, 1853. X. 53. Lessings gesammelte Werke. Leipzig, 1853. IX. 97.)

Eine kleine, aber höchst bedeutungsvolle Probe aus Lessings „Duplik", einer Schrift, die den Fragmentstreit betrifft.

Neben den bereits besprochenen oder doch namhaft gemachten Dichtungen hat Lessing noch eine ganze Reihe von Prosawerken geliefert, aus denen die vorstehenden Proben entlehnt sind. Ihr Inhalt ist sehr mannigfaltig, durchweg aber klar gedacht, immer streng logisch und ebenso den Verstand als die Phantasie beschäftigend. Seine Darstellung ist wahrhaft künstlerisch, Ausdruck und Satzbildung durchaus rein deutsch. Eine Prosa dieser Art fand Lessing bei seinen Zeitgenossen nicht vor, sondern er schuf sie sich; und sie wurde der Ausdruck seines klaren, anmuthigen Geistes und gewaltigen Charakters. Wie große Mühe er auf seine Prosa verwandte, haben wir schon oben gehört, aber darum wurde sie auch musterhaft und Vorbild für alle Zeiten. „Seine Sprache", sagt Gelzer, ist ein im freiesten Flusse und doch zugleich in strengster innerer Wahrheit fortschreitendes lautes Denken; der reine kraftvolle Organismus eines genialen, in allen Tiefen durchsichtigen Verstandes. Mit Recht bewundert man seine Prosa als ein plastisches Meisterwerk des Scharfsinns und der Gediegenheit, als die Bildungsschule unserer gesammten neueren Literatur."

Wir beschränken uns hier auf eine kurze Besprechung der bedeutendsten Lessingschen Prosawerke.

1. „Briefe, die neueste Literatur betreffend." 1759. (Sämmtliche Schriften. VI. Gesammelte Werke. V.)

Der Buchhändler Nicolai in Berlin, ein Freund Lessings und Mendelssohns, hatte sich äußerer Verhältnisse halber genöthigt gesehen, sein in Leipzig erscheinendes Journal, „Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste", an Weiße abzugeben. Lessing, dem dies Journal von Anfang an nicht gefiel, beschloß jetzt, ein eigenes kritisches Organ zu gründen, in welchem er mit seinen genannten Freunden die neueste deutsche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen wollte. Man beschloß dafür die zwanglose

Briefform und wollte diese Briefe wöchentlich erscheinen lassen, die Namen der Verfasser aber geheim halten, wie es damals für solche Arbeiten gebräuchlich war. Diese Vorsätze wurden ausgeführt; das Journal erschien von 1759 an unter dem Titel „Literaturbriefe.“ Lessing war die Seele des Unternehmens, was Freund und Feind auch bald herausfühlten. Durch ihn gewann die deutsche Kritik zuerst den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der literarischen Erscheinungen eingeht und das Urtheil über dieselbe nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem Ganzen eines Werkes bemißt. Lessing ist durch Anwendung dieses Grundsatzes in den Literaturbriefen der Schöpfer der modernen Kritik geworden. Sein Hauptstreben war darin auch, eine eigenthümlich deutsche Literatur hervorzurufen. Um das möglich zu machen, mußte zunächst alles Schlechte durch rücksichtslose Kritik beseitigt werden. Es geschah zum Schrecken der schlechten Scribenten. Die Literaturbriefe erregten außerordentliches Aufsehen und standen bald in großem Ansehen. Man begnügte sich aber nirgends damit, das Schlechte und Mittelmäßige nur als solches zu bezeichnen; man entwickelte auch wichtige Wahrheiten und Grundsätze aus ihnen; die Kritik wurde so eine positive, wie sie auch in Lessings späteren kritischen Schriften immer mehr als solche sich zeigt. Selbstverständlich wurde auch das Gute in der Literatur gebührend anerkannt und hervorgehoben. Die Gedichte von Kleist und Gerstenberg, Gleims Kriegslieder wurden auf diese Weise bekannt und geschätzt. Wiederholt wurde auf die alten Klassiker und Shakespeare hingewiesen und zu Originalarbeiten aufgefordert.

Lessings Literaturbriefe sind Meisterstücke der Kritik und Polemik und werden ihrer Frische und Wahrheit wegen noch heute gern gelesen, während man von den Werken, gegen die sie gerichtet waren, die Namen der Verfasser kaum noch kennt.

2. „Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.“ 1766. (Sämmtliche Schriften. IV. 358. Gesammelte Werke. VI. 113—121.)

Dies Werk war auf drei Theile berechnet; es ist aber nur der erste davon erschienen. Angeregt zu dieser Arbeit wurde Lessing durch Winckelmanns Schriften, namentlich durch dessen Werk „Ueber die Nachahmung der Alten;“ er glaubte dessen Ansicht, daß edle Einfachheit und stille Größe das Princip der antiken Production sei, bestreiten zu müssen und that dies in dem „Laokoon“, den er längst in einzelnen Fragmenten begonnen hatte. Zwei Gesetze von höchster Bedeutung sind es, welche mit vorher ungekannter Klarheit in diesem Werke aufgestellt und bewiesen werden: 1) Das höchste Gesetz der Kunst ist die Schönheit; 2) der Dichter hat Handlungen darzustellen. Göthe's Wort: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck; sie billigt nicht,

sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihren Folgen und dadurch erleuchtet und belehrt sie", ist gewissermaßen das Thema wie das Resultat der Lessingschen Schrift, die man mit voller Befugniß als „die erste eigentliche Urkunde der neueren Aesthetik" bezeichnen kann. Man legte von nun an auf den Lehrzweck der Poesie nicht mehr den Accent und sonderte die schönen Künste von den nützlichen streng ab. Zu dem zweiten Gesetz gelangte Lessing durch scharfe Gegenüberstellung der Malerei und Poesie, was schon die von uns aus dem „Laokoon" bezeichnete Probe beweist. Die Schweizer, insbesondere Breitinger, hatten den Satz aufgestellt, „daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei." Lessing zeigt nun, daß dieser Satz falsch sei, und lehrte dagegen, gestützt auf die vorzüglichsten Werke der Alten, „daß die Malerei (bildende Kunst) ihre Gegenstände im Raume, die Poesie in der Zeit darstelle, jene durch Gestalten und Farben, diese durch artikulirte Töne; daß Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der ersten, Handlungen dagegen die der andern seien. Hiernach verwarf er die malerische, beschreibende Weise der Poesie, wie sie in Kleists Frühling und anderen Dichterwerken jener Zeit sich zeigte.

„Die Schrift ist nun zugleich in der Weise, wie sie ihren Gegenstand behandelt, selbst eine Art poetisches Werk der Kritik. Von dem berühmten Musterwerke des Alterthums, dem Laokoon, ausgehend, läßt Lessing die Betrachtung sich allmählig entwickeln und aus dem Gebiete der bildenden Kunst in das der Poesie hinübergleiten. So werden wir gefällig und wie ohne Absicht in die Sache und ihre eigene Bewegung hineingeführt; wir merken kaum, daß wir belehrt werden sollen, indem der analytische Fortschritt sich wie eine lebendige Handlung gestaltet, uns auf mannigfaltige Interessen hinführt, vielseitige Gegenstände dem Blicke darbietet und uns auf verschiedene Punkte stellt, von denen wir stets neue angenehme Aussichten genießen. Philosophie und kritischer Scharfsinn einerseits, eine reiche, passende Belesenheit andererseits sind die Mittel, womit der Verfasser seinen Zweck so umfassend als klar und bestimmt erreicht hat. Herder sagt daher mit Recht, der Laokoon sei „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen sind." (Hillebrand, I. 219.)

Was Lessing im „Laokoon" in Bezug auf Poesie als Gesetz feststellte, suchte er in „Minna von Barnhelm" zu verwirklichen; beide Werke verhalten sich daher wie Kritik und Poesie zu einander. Ein Arbeiten dieser Art, d. h. ein bewußtes Arbeiten, entsprach Lessings ganzer Persönlichkeit und tritt uns daher

auch bei andern Gelegenheiten entgegen. Man vergleiche hiermit Lessings Urtheil über seine Dichtergabe, worin er deutlich ausspricht, was er der Kritik verdankt.

3. „Hamburgische Dramaturgie." 2 Bände. 1767—1769. (Sämmtliche Schriften. VII. Gesammelte Werke. VII. VIII.)

Dies Werk war ursprünglich eine Theaterzeitung, die in der Absicht gegründet wurde, über die in Hamburg aufgeführten Stücke und deren theatralische Darstellung zu berichten. Es liegt demselben der Plan zu Grunde, einen festen Boden für ein Nationaldrama zu gewinnen, ist daher dem Laokoon dem Inhalte nach verwandt. Auch in der Methode der Untersuchung zeigt sich Uebereinstimmung, indem der Verfasser in beiden Schriften von einzelnen Kunstwerken ausgeht und aus der Betrachtung derselben wichtige Folgerungen zieht, Gesetze entwickelt. Deutsche und französische Dramen werden analysirt und mit dem Maßstabe der Alten gemessen, wobei sich unwiderleglich ergiebt, daß die besten französischen Trauerspiele noch „keine Tragödien" sind. Sophokles, Euripides und Shakespeare sind ihm die mustergültigen Tragiker. Hierbei entwickelt er zugleich seine eigene Ansicht von der Natur des Drama's und insbesondere der Tragödie. Dieser gründlichen Kritik folgte später ebenso „Emilia Galotti" (1772), wie seiner Zeit „Minna von Barnhelm" dem „Laokoon", so daß auch diese beiden Werke wieder im Verhältniß der Kritik zur Poesie zu einander stehen.

Die „Dramaturgie" ist ein Werk, welches sowohl durch seinen historischen Gehalt, als durch die darin niedergelegten Ansichten von größter Bedeutung ist, ein Werk, das Gervinus als „einen Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie" bezeichnet. Die Darstellungsweise desselben ist meisterhaft, wie im Laokoon. „Ohne Mühe, wie von selbst verbindet sich der Gedanke mit der Fülle des Stoffs, entfaltet sich der Reichthum der Gelehrsamkeit mit dem Geiste, der sie für seine besonderen Zwecke bewältigt; von allen Seiten tritt nach Maßgabe des Gebrauches bald das Nahe, bald das Entfernte, bald das Alte, bald das Neue, hier das Fremde, dort das Einheimische heran, um sich bereit und willig dem Ganzen zu fügen." (Hillebrand, I. 223.)

4. „Axiomata. Wider den Herrn Pastor Göze in Hamburg." „Anti-Göze." Beide 1778. (Sämmtliche Schriften. X. Gesammelte Werke. IX. 200 u. 241.)

Professor Reimarus in Hamburg (geb. 1694, † 1768), einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, hatte eine Schrift verfaßt, welche den Titel führte: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes." Er hatte ihr die letzten zwanzig Jahre seines Lebens gewidmet und laut der Vorrede sie nur

„zu seiner eigenen Gemüthsberuhigung“ unternommen, jedoch auch an eine Veröffentlichung derselben nach seinem Tode und in aufgeklärteren Zeiten gedacht. Der Verfasser, dem das starre Lutherthum zuwider war, gehörte zu den Deisten, d. h. zu den Männern, „welche die Erkenntniß aller religiösen Wahrheit rein auf die Vernunft stellten, die biblische Ueberlieferung als Menschenwerk der Kritik unterwarfen und in den drei Ideen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit den alleinigen Inhalt aller Religion fanden.“ In diesem Sinne war seine „Apologie“ abgefaßt. Lessing, der während seines Aufenthaltes in Hamburg mit Reimarus verkehrte und einen Geistesverwandten in ihm kennen gelernt hatte, wurde es nach des Verfassers Tode gestattet, das ganze Buch zu lesen. Es erregte sein höchstes Interesse und den lebhaften Wunsch, es veröffentlichen zu dürfen, konnte dazu aber die Zustimmung des jüngeren Reimarus nicht erlangen. Die Schwester desselben, Elise, gab Lessing jedoch bei seinem Abgange nach Wolfenbüttel einen kleinen Theil des Werkes in Abschrift. Diesen veröffentlichte Lessing (1774) nach und nach in seinen „Bibliothekarischen Beiträgen“, für welche er Censurfreiheit besaß, unter dem Titel: „Fragmente des Wolfenbüttelschen Unbekannten.“ Ohne gerade alle Folgerungen anzuerkennen, theilte Lessing doch den Standpunkt des Fragmentisten. Die „Fragmente“ erregten ein ungeheures Aufsehen. Man griff sie mit Heftigkeit an und wandte sich dabei natürlich auch gegen den Herausgeber derselben. Im Mittelpunkte des bald heftig entbrannten Kampfes stand der Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Göze, ein Mann, mit dem Lessing in Hamburg Umgang gehabt hatte und der mit Hochachtung und großer Anerkennung öffentlich von dem Dichter sprach. Nachdem Lessing schon vorher einige schwache Gegner beseitigt hatte, wandte er sich in den genannten Schriften („Axiomata“ und „Anti-Göze“) gegen Göze, der sich durch Consequenz in der Orthodoxie auszeichnete, „entlud, wie Schwarz sagt, die ganze Gewalt seines Wahrheitseifers auf ihn und erhob ihn für alle Zeiten zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft.“ Trotz alles Eifers und aller Schmähungen, die Göze aufwandte, erlag er endlich doch der Geistesschärfe Lessings und wurde zum Schweigen gebracht. Nun denuncirte er Lessing in Berlin und Wolfenbüttel als einen staatsgefährlichen Mann und brachte es endlich dahin, daß ihm vom Consistorio in Wolfenbüttel untersagt wurde, noch irgend etwas in Bezug auf Religion drucken zu lassen. Und dies Verbot führte ihn, wie wir schon oben bemerkt haben, auf den „Nathan“ zurück. Als dieser erschien, erkannte man Göze in dem Patriarchen und wies mit Fingern auf ihn.

Die genannten Schriften sind Meisterwerke. Alle Mittel der Beredtsamkeit und der Sprache sind in bewundernswürdiger Weise

in ihnen vereinigt. Ihre Wirkung war daher eine außerordentliche und wird es für alle Zukunft bleiben, allen Dunkelmännern, allen „Göze“ unserer Zeit zum Trotz.

Dr. Röpe, Lehrer an der Realschule in Hamburg, hat in seiner Schrift: „Joh. Melchior Göze. Eine Rettung.“ (Hamburg, 1860), versucht, Göze zu rechtfertigen. — Als Berichtigung dieser Schrift ist anzusehen:

A. Boden, Lessing und Göze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'schen Schrift: Johann Melchior Göze. Eine Rettung. Leipzig, 1862. 2 Thlr.

Leben und Charakteristik Lessings.

I.

Gotthold Ephraim Lessing ward den 22. Januar 1729 zu Camenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater Prediger war. Der Vater ertheilte ihm den ersten Unterricht und wirkte durch seinen fast ununterbrochenen Fleiß so vortheilhaft auf ihn ein, daß er schon als Knabe eine seltene Arbeitslust und Vorliebe zu Büchern zeigte. Als seine Eltern ihn nach zurückgelegtem fünften Lebensjahre wollten malen lassen, wußte er durch wiederholte Vorstellungen es dahin zu bringen, daß er mit einem großen Haufen Bücher, statt mit einem im Käfich sitzenden Vogel abgebildet wurde. Vom 12. bis 18. Jahre besuchte er die Fürstenschule in Meißen, und zwar mit großem Nutzen, weshalb er auch noch in späteren Lebensjahren mit Erkenntlichkeit und Liebe von ihr sprach. Sein Fleiß war außerordentlich. Es genügte ihm nicht, seinen Mitschülern in allen Unterrichtsgegenständen der Schule voran zu eilen; er wollte sie auch sonst noch übertreffen. Daher las er noch Klassiker, deren Studium nicht vorgeschrieben, übersetzte sie, schrieb fleißig eigene Aufsätze, beschäftigte sich mit lateinischer und deutscher Poesie und nahm noch nebenbei Unterricht in der Mathematik. In einem Briefe an den Vater sagte der Rector der Schule: „Er ist wie ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectionen, die Anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Als vierzehnjähriger Knabe erfreute er seinen Vater zum Neujahr 1743 mit einer Rede über „die Gleichheit eines Jahres mit dem andern“, in der man die Keime seiner spätern Eigenthümlichkeit erkennt.

Ausgerüstet mit vorzüglichen Kenntnissen bezog er im September 1746, siebzehn Jahre alt, die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Er konnte sich aber weder mit der Theo-

logie, noch mit den akademischen Lehrern befreunden und besuchte deshalb ihre Vorlesungen sehr unregelmäßig; nur der große Philolog Ernesti und Professor Kästner, dessen Disputirübungen er zwei Jahre lang unausgesetzt besuchte, fesselten ihn. Seine Liebe zur deutschen Dichtkunst und zum Theater brachte ihn mit dem Kreissteuer-Einnehmer Weiße, einem damals beliebten Dichter, mit Heinrich und Adolph Schlegel, Zachariä und den Schauspielern Mylius und Brückner und andern verwandten Geistern zusammen. In Gemeinschaft mit Weiße und Mylius fing er an, kleine Theaterstücke zu schreiben, die von der Neuber'schen Truppe mit Beifall gegeben wurden.

Durch einen Kaufmann von Camenz, der in Leipzig die Neujahrsmesse besucht hatte, erhielten Lessings Eltern Kenntniß von der Lebensweise ihres Sohnes. Die Mutter weinte bitterlich darüber, als sie hörte, daß er ihre Weihnachtsstriezel mit Komödianten verzehrt habe, und gab ihn zeitlich und ewig verloren. Der Vater, der von seinem streng orthodoxen Standpunkte aus ihn am Rande des Verderbens sah, beschloß, ihn zu retten. Mit umgehender Post erhielt er folgenden Befehl: „Setze Dich nach Empfang dieses Briefes sogleich auf die Post und komm' zu uns. Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen." Lessing machte sich sofort auf. Während der Reise tritt starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht und mit ihr der Wunsch, daß er nur diesmal nicht gehorchen möge. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe darüber und hält einen mit Freigeistern und Komödianten umgehenden Sohn doch noch für besser, als einen im Postwagen erfrornen. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen soll; tausendmal des Tages ruft sie angstvoll sich tröstend aus: „Er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft!" Aber er kommt und tritt halb erfroren in die Stube. Man freut sich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wieder zu sehen, und ist nur besorgt, daß ihm der ausgestandene Frost nachtheilig werden möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht bei sich behalten: „Warum bist Du auch in der Kälte gekommen?" — „Liebste Mutter, Sie wollten es ja", antwortete er ganz harmlos, und klapperte dabei an Händen und Füßen. „Es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber." So ward aus dem Verweise, der ihm zugedacht war, eine herzliche Unterredung, aus der der Vater die Ueberzeugung gewann, daß der Sohn unverdorben geblieben sei. Bis Ostern blieb er zu Hause, kehrte dann nach Leipzig zurück, begab sich aber bald darauf nach Berlin, um mit Mylius, der ihm vorangegangen war, eine Zeitschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", herauszugeben. Auch ließ er hier unter

dem Titel „Kleinigkeiten" seine bekannten vortrefflichen Gedichte erscheinen.

Seinen Eltern war die freigeistige Stadt Berlin ein Gräuel, und ihren Bitten nachgebend, ging Lessing im December 1751 nach Wittenberg, wo er mit seinem Bruder, Johann Gottlieb, nachmaligem Conrector in Chemnitz, eifrig studirte und sich die Magisterwürde erwarb. Im November 1752 kehrte er wieder nach Berlin zurück und übernahm an Mylius' Stelle die gelehrten Artikel in der Vossischen Zeitung zu schreiben. Das schien dem Vater nicht viel besser, als Komödie zu spielen. In dieser Zeit erschienen aber die vier Theile seiner kleinen Schriften, die zuerst seinen Namen ausbreiteten. Der Vater las das Lob, was dem Sohne darüber geschenkt wurde, und ließ ihn seitdem gewähren. Er ward nun mit dem gelehrten Buchhändler Nicolai und dem schon erwähnten aufgeklärten Juden Moses Mendelssohn bekannt und arbeitete Mancherlei mit ihnen gemeinschaftlich. Er faßte hier den Plan zu einem Trauerspiel, „Miß Sara Sampson" betitelt, verließ aber, um bei der Bearbeitung nicht zu oft gestört zu werden, das geräuschvolle Berlin (1755) und begab sich auf einige Zeit nach Potsdam. Das Stück fand außerordentlichen Beifall und kann als die erste bürgerliche oder vielmehr die erste Familien-Tragödie bezeichnet werden. Als Vorbild dafür ist sie von Bedeutung, leidet aber sonst an mancherlei Fehlern, ist daher auch bereits vergessen.

Im Jahre 1756 ging ein lange gehegter Wunsch Lessings, sich einmal in der Welt umzusehen, wenigstens theilweise in Erfüllung. Man machte ihm nämlich das Anerbieten, einen reichen jungen Leipziger Patrizier, Winkler, auf einer dreijährigen, europäischen Bildungsreise zu begleiten. Lessing ging unter vortheilhaften Bedingungen freudig auf diesen Vorschlag ein. Im Mai wurde die Reise angetreten. Die Reisenden begaben sich über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover nach Hamburg und von da über Bremen, Gröningen, Leuwarden nach Amsterdam, von wo aus sie sich nach England einschiffen wollten. Dieser Plan wurde aber durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges vereitelt. Die Preußen waren bereits im Besitz von Leipzig, und Winkler sah sich zur Wahrung seines Eigenthums genöthigt, so schnell als möglich zurück zu kehren. Lessing begab sich nach Leipzig und trat hier in die angenehmsten Verhältnisse mit dem Major von Kleist und dem jungen Dichter Brave.

Im Mai 1758 ging er wieder nach Berlin zurück und vereinigte sich mit seinen beiden dortigen Freunden zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, die im folgenden Jahre unter dem Titel „Literaturbriefe" erschien und den Zweck hatte, durch Beurtheilung des Zustandes der Poesie und Wissenschaft den Weg zu

bezeichnen, auf dem die Deutschen zu einer nationalen und ehrenhaften Literatur gelangen könnten.

In dieser Zeit schrieb er auch das Trauerspiel „Philotas“ und verfaßte die bekannten äsopischen Fabeln, die sich durch epigrammatische Kürze auszeichnen und eigentlich gegen die breite, moralisirende Fabeldichtung Hagedorns, Gellerts und Lichtwers' gerichtet waren.

Im November des Jahres 1760 riß sich Lessing plötzlich von seinen Freunden, mit denen er nicht mehr gemeinsam glaubte arbeiten zu können, los und wurde Secretär beim General Tauenzien in Breslau. Ungeachtet er sich hier manchen Vergnügungen und Zerstreuungen hingab, so benutzte er doch auch die dortige Bibliothek fleißig und machte viele Vorarbeiten zum „Laokoon.“ Dieser erschien 1766 in Berlin, und ein Jahr darnach (1767) folgte „Minna von Barnhelm.“ Beide verhalten sich wieder wie Kritik und Poesie zu einander. Im Laokoon wies Lessing nach, daß die Poesie die Aufgabe habe, die innere sittliche Welt des Menschen in aufeinander folgender Handlung darzustellen; in der Minna führte er diese Ansicht praktisch aus, und zwar mit so glänzendem Erfolge, daß sofort eine Menge Dichter die Bühne mit Soldatenstücken, aus denen später die Ritterschauspiele und historischen Dramen hervorgingen, beschenkten.

Nach Beendigung dieser Arbeiten erhielt Lessing 1767 von einer Gesellschaft von Theaterfreunden einen Ruf nach Hamburg, um den Schauspielern und Zuschauern durch kritische Beurtheilungen nützlich zu werden. Seine scharfen Kritiken behagten den selbstgefälligen Schauspielern nicht sehr, weshalb er bald davon abstand und dafür eine Kritik der Stücke selbst lieferte. Hieraus entstand seine berühmte „Dramaturgie“ (1767—1769), ein Werk, in dem er das Wesen echter Dramatik gründlich auseinander setzte, gegen die aus Unwissenheit bewunderten und nachgeahmten französischen Dichter ankämpfte und mit Nachdruck auf die Alten, namentlich auf Sophokles, so wie auf den berühmten englischen Dichter Shakespeare hinwies.

Der Aufenthalt in Hamburg wurde Lessing durch das Fehlschlagen von mancherlei Plänen, namentlich auch solchen, durch die er eine unabhängige Existenz zu erlangen suchte, verleidet, und er hatte deshalb den Entschluß gefaßt, sein Vaterland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Da erhielt er unerwartet 1769, auf Empfehlung von Professor Ebert, eine sehr ehrenvolle und vortheilhafte Anstellung an der Bibliothek in Wolfenbüttel. Seine Freude hierüber war groß und wurde noch dadurch erhöht, daß ihm der Erbprinz zu verstehen gab, es sei bei seiner Anstellung mehr darauf abgesehen, daß er die Bibliothek, als daß die Bibliothek ihn benutze. Im Mai 1770 trat er sein Amt an. Neben

andern Arbeiten vollendete er hier (1772) das schon früher (1758) begonnene Trauerspiel: „Emilia Galotti", ein Stück, in dem die in der Dramaturgie entwickelten Ansichten Anwendung gefunden hatten.

Von 1774 an gab Lessing in seinen „Bibliothekarischen Beiträgen" die „Fragmente des Wolfenbüttelschen Unbekannten" heraus, als deren Verfasser wir Reimarus in Hamburg kennen gelernt haben. Sie verwickelten ihn 1778 in heftige Streitigkeiten namentlich mit dem Hauptpastor Göze in Hamburg, riefen aber auch die gehaltvollen Schriften „Axiomata" und „Anti-Göze" hervor. Durch Göze's Denunciationen kam es endlich dahin, daß Lessing untersagt wurde, noch etwas in Bezug auf diesen theologischen Streit drucken zu lassen. Dies bewog ihn, zu einer früheren dramatischen Arbeit zurückzukehren, da sie ihm Gelegenheit bot, seine in den Streitschriften ausgesprochenen religiösen Ansichten in schöner poetischer Form, frei von aller Polemik, darzulegen. Dies bedeutungsvolle Werk erschien 1779 unter dem Titel „Nathan der Weise."

Hiermit beschloß Lessing seine Laufbahn. Wachsende Kränklichkeit erschwerte ihm das Leben sehr. Eine starke Engbrüstigkeit machte seinem thätigen Leben am 15. Februar 1781 ein Ende und führte ihn zu der Ruhe, nach der sein Herz sich längst sehnte.

II.

Lessing gehört zu den bedeutendsten Männern Deutschlands, steht „fast als ein Wunder seiner Nation da", wie ein englischer Schriftsteller sagt. „Lessing wollte, wie Göthe treffend bemerkt, den Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen gegen ihn." Was die deutsche Nation als Ganzes charakterisirt und andern Völkern gegenüber als würdig erscheinen läßt, das war in dem Individuum Lessing in schönster Harmonie zur Erscheinung gekommen. Er ist sonach, um mit Stahr zu sprechen, der „grundechte Typus, das glänzende Urbild des deutschen Nationalgeistes, der vollendete Vertreter aller herrlichen Eigenschaften des deutschen Volkes."

Wir haben bereits bei Besprechung seiner besten Geistesproducte Gelegenheit genommen, Lessings große Verdienste anzuerkennen und können uns daher hier mit einer gedrängten Zusammenfassung derselben begnügen.

Lessings Jugendprodukte tragen den Charakter seiner Zeit, geben Kunde von den Mitteln, durch die er gebildet worden war, stellen aber den zwanzigjährigen Jüngling doch sofort neben und über die gefeiertsten Größen seiner Zeit. Für ihn sind das aber nur Vorarbeiten; er läßt sich durch den günstigen Erfolg nicht

über ihre Schwächen verblenden. Er betritt das Gebiet der Kritik und steht bald als kritischer Führer an der Spitze der Theorie seiner Zeit. Seine Abneigung gegen einen Fachberuf zwingt ihm die Feder in die Hand: er wird Schriftsteller von Fach. Sein nationaler Sinn bewirkt, daß er in seinen Schriften das Volk im Auge behält, und so gelingt es ihm, dessen nationale Veredlung zu fördern. Durch die „Literaturbriefe" begründet Lessing nicht bloß eine neue, würdige Kritik, sondern er fegt auch unerbittlich das literarische Unkraut weg, was auf deutschem Boden wucherte, und bereitete den Boden zum Hervorbringen neuer schöner Frucht vor. Zurückkehrend zur Poesie, schafft er in seiner „Sara" und seinem „Philotas" Dramen, die auf eigenem Boden ruhen und statt der Fürsten und Herolde bürgerliche Personen und Verhältnisse zeigen. Von den hierdurch begründeten Familien-Tragödien schreitet er in weiterer Geistesentwickelung zu „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" vor und wird durch sie Schöpfer des wahrhaft nationalen Drama's. In derselben Zeit begründet er durch scharfsinnige Untersuchungen der gesammten Kunst in seinem „Laokoon" die neue Aesthetik und durch Analyse alter und neuer dramatischer Dichtungen in der „Hamburger Dramaturgie" die für alle Zeiten gültige Theorie des Drama's. In dem Streit über die „Fragmente" beschreitet er das religiöse Gebiet und wird Fortsetzer des großen Werkes, das Luther begonnen, Begründer der historischen Auffassung der Religion und Träger aller Aufklärung seines Jahrhunderts. Endlich übergiebt er in seinem „Nathan" und in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" der ganzen Menschheit das Evangelium der Humanität, deren Beispiel sein ganzes Leben gewesen war.

Was Lessing durch alle seine Schriften für die Sprache, namentlich für Begründung einer klassischen Prosa gethan hat, verdient ebenfalls die höchste Anerkennung.

„So steht er vor uns da, dieser einzige Mann, seiner ganzen Zeit voraus in der Vereinigung von produktiver Unmittelbarkeit und verständiger Vermittelung, conservativ und revolutionär zugleich diese Gegensätze in sich zu höherer Einheit zusammenfassend auf allen Gebieten des Geistes. Der Verfechter des Genius und seines Rechts, und zugleich der energischste Vertreter der Regel und des Gesetzes; der echteste Bekenner und Ausüber der Religion Christi, und zugleich der schärfste Untersucher des historischen Christenthums; der deutscheste Charakter und Schriftsteller, und zugleich der entschiedenste Gegner aller Beschränktheit des nationalen Patriotismus. An Wissen und Gelehrsamkeit den er-

sten seiner Zeitgenossen gleich, an Fähigkeit und Kunst sie zu verwerthen Allen ein unerreichbares Muster, den Schwung der Begeisterung mit klarster Besonnenheit, edelstes Selbstgefühl verbindend mit echtester Demuth und Bescheidenheit, durch Größe und Freiheit des Denkens und Handelns seiner Nation ein ewiges Vorbild, ein Held im Reiche des Wahren, Guten und Schönen, auf dessen Denkmal wir getrost das Wort des größten deutschen Dichters setzen dürfen:

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn."

Mit diesen treffenden Worten Stahrs (II. 358) schließen wir, wünschend, daß das Gesagte Jedem Anlaß werden möge, immer wieder zu den unsterblichen Werken dieses einzigen Menschen zurückzukehren.

Literatur.

A. Lessings Schriften.

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von Wendelin von Maltzahn. 12 Bände. gr. 8. Leipzig, 1853—57. 14 Thlr. 12 Sgr.
Ein würdiges Denkmal.

G. E. Lessings gesammelte Werke. Neue rechtmäßige Ausgabe. 10 Bände. gr. 16. Leipzig, 1853—1857. 4⅔ Thlr.
Nicht vollständig, aber für die meisten Freunde des Dichters ausreichend.

B. Schriften über Lessing und seine Werke.

Danzel und Guhrauer, Lessings Leben und Werke. 2 Bände. Leipzig, 1850—54. 6½ Thlr. 2. Aufl. 1856. 4 Thlr. 24 Sgr.
Die gründlichste und umfassendste Schrift über Lessing.

A. Stahr, G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. 2 Theile. Berlin, 1859. 4 Thlr. 2. Ausgabe 1861. 2 Thlr.
Eine treffliche Schrift.

Paldamus, Deutsche Dichter und Prosaisten. II. Abtheilung. 1. Band. Leipzig, 1858. 1⅓ Thlr.
Enthält auf Seite 476—638 eine gute Biographie Lessings.

C. Schwarz, G. E. Lessing als Theologe. Halle, 1854. 1⅓ Thlr.
Beachtenswerth.

Bohtz, Lessings Protestantismus und Nathan der Weise; erläutert. Göttingen, 1854. 25 Sgr.
Nodnagel, Lessings Dramen und dramatische Fragmente. Zum ersten Male vollständig erläutert. Darmstadt, 1842. 20 Sgr.
Hölscher, Lessing als Dramatiker. 2 Hefte. Siegen, 1842 und 1843.
Schiffmann, Lessings Nathan der Weise in seiner religiösen Bedeutung. Stettin, 1855. 6 Sgr.
E. Niemeyer, Lessings Nathan der Weise durch eine historisch-kritische Einleitung und einen fortlaufenden Commentar besonders zum Gebrauch auf höheren Schulanstalten erläutert. Leipzig, 1855. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Recht empfehlenswerth.
Rönnefahrt, Lessings dramatisches Gedicht Nathan der Weise. Aus seinem Inhalt erklärt. Stendal, 1863. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Kuno Fischer, Lessings Nathan der Weise. Die Idee und die Charaktere der Dichtung. Stuttgart, 1864. 22 Sgr.
D. F. Strauß, Lessings Nathan der Weise. Ein Vortrag. Berlin, 1864. $\frac{1}{2}$ Thlr.
A. Boden, Ueber die Echtheit und den Werth der zu „Lessings Andenken" durch Herrn Prof. Dr. W. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus. Ein kritischer Beitrag zur Kenntniß Lessings, seines Lebens und Wirkens. Leipzig, 1863. $\frac{1}{3}$ Thlr.
Hebler, Lessings-Studien. 1862.

XXXI. Wieland.

I. Epische Dichtungen.

Oberon.

(Wielands sämmtl. Werke. Leipzig, 1796. Band 22 u. 23.)

I. Erster Gesang. Stanze 9—73.

1. Erläuterungen.

9. Stanze. „Paladin", Palast-, Hofritter; tapferer Ritter zu Dienst und Schutz. Ursprünglich bezeichnet Paladin einen aus der Zahl der zum Schutz des Thrones dienenden vornehmsten Ritter, wie sie nach der Heldensage 12 bei Karl dem Großen sich fanden.

12. St. Bagdad, Stadt mit 100,000 Einwohnern, liegt in der zur asiatischen Türkei gehörigen Provinz Babylon am untern Laufe des Euphrat und Tigris. Im Gedichte werden beide Namen gebraucht.

„Die Sprache von Ok.“ „Die sogenannte romanische (romana rustica) Sprache, die nach der Zerstörung der römischen Herrschaft in Gallien vom Volke gesprochen wurde, theilte sich in zwei sehr ungleichartige Mundarten, in deren einer das damalige französische Bejahungswörtchen oui, oil, in der andern ok ausgesprochen wurde. Diese letztere, die in dem mittäglichen Frankreich herrschte, hieß daher la langue d'oc, und wurde späterhin die provenzalische genannt.“ Wieland, in den Anmerkungen zum Oberon.

16. St. Weibessohn = Mensch.

„Fühlt die Sehnen sich entstricken“ = erschlaffen, ihre Spannkraft nachlassen. Wie der Strick durch Auftroddeln, so wird die angespannte Sehne durch Erschlaffung entstrickt.

17. St. „Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen“, erhöht seinen etwas gesunkenen Muth und röthet dadurch die von Furcht erblaßten Wangen.

18. St. „Das angestrahlte Gestein“, das durch die Lichtstrahlen erleuchtete Gestein.

19. St. „Aus dem Bauch der Gruft“, aus dem Innern der Gruft.

20. St. Die Garonne ist ein südfranzösischer, auf den Central-Pyrenäen entspringender, in den biskayischen Meerbusen sich ergießender Fluß.

„Schon sechzehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne“, schon sechzehn Jahre sind verflossen. S. die 24. Stanze.

21. St. Der Libanon ist die westliche Hauptkette des syrischen Gebirgslandes.

„Drachennest“, unheimlicher Ort, für Drachen geeignet.

22. St. Alquif, ein weiser Meister und großer Zauberer im Amadis de Gaule. Wieland, in den Anmerkungen zum Oberon.

26. St. „In Schimpf und Ernst“, d. h. in Ritterspielen und in gefährlichen Abenteuern, wo Leib und Leben gewagt wurde. Schimpf wird hier in der veralteten Bedeutung von Spiel und Scherz gebraucht. Noch im funfzehnten Jahrhundert waren scherzen und schimpfen gleichbedeutend. So heißt es z. B. (nach Adelungs Zeugniß) in einer zu Straßburg 1466 gedruckten deutschen Bibel: „Abimelech sah in (ihn, den Isaak) schimpfen mit Rebekka, seiner Hausfrau.“ — „Es wird aus Schimpf noch Ernst werden“ ist eine Redensart, die noch jetzt in

Oberdeutschland zuweilen gehört wird. Wieland, in den Anmerk. z. Oberon.

„Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden." Fahren, für reisen, ausziehen, wallfahrten. In noch weiterer Bedeutung hieß fahren herum irren, im Lande herum ziehen; daher fahrender Ritter (Chevaliers errans), fahrender Schüler, Landfahrer u. dergl. Wieland, in der Anmerk. z. Oberon.

35. St. V. 5. „Dank" bezeichnet in der alten Turniersprache den Preis, welchen der Ritter gewann, der alle anderen aus dem Sattel gehoben hatte.

37. St. V. 4. „war dem feigen Trost nicht Noth", hielt er nicht für nöthig, fühlte sich nicht dazu gedrängt.

38. St. V. 5. „Führt beim Gehör das Wort", bei der Vorstellung.

43. St. V. 1. „springt entbrannt vom Leichnam auf", von Zorn entbrannt.

V. 3. „Das Eisen", das Schwert.

44. St. V. 2. „Das Aestrich", auch der Aestrich, gebräuchlicher Estrich, Fußboden eines Zimmers, der mit Gips überzogen ist.

V. 8. „Skapulier" bezeichnet in der katholischen Kirche 1) ein kurzes Oberkleid der Mönche, welches nur die Schultern bedeckt; 2) ein Schulterkleid aus zwei Streifen Tuch, deren Enden vorn und hinten herabhangen, und welches von den Mitgliedern verschiedener Orden getragen wird.

48. St. V. 2. „Pair" (Pär), einem Fürsten ebenbürtig.

66. St. V. 2. „Kalif" oder Khalif, Nachfolger, Stellvertreter, nämlich Muhameds; Titel des türkischen Kaisers oder Sultans.

V. 3. „Emir", ein arabischer Fürst.

2. Inhaltsangabe.

(Siehe das Folgende.)

II. Das ganze Gedicht.

1. Inhalt des ganzen Gedichts.

1. Gesang. Hüon befindet sich auf einem Zuge nach Bagdad. In einer Wildniß trifft er auf einen Einsiedler, der ihn freundlich aufnimmt. Hüons Gestalt und Sprache erregt dessen Aufmerksamkeit, und bald ergiebt sich, daß der Einsiedler früher Knappe Sigwins, Herzogs von Guienne, des Vaters unseres Helden, war. Hüon erzählt ihm, was ihn nach Bagdad

führe. Er hatte nämlich einen Sohn Kaiser Karls, den bösartigen Scharlot, erschlagen, als dieser ihn und seinen Bruder vermummt in einem Walde anfiel. Darüber erzürnt habe ihn Kaiser Karl zum Tode verdammen wollen, auf das Drängen der Paladine ihn aber endlich unter der Bedingung begnadigt, daß er nach Babylon ziehe, dort in den Festsaal des Khalifen eindringe, demjenigen, der ihm zur Rechten sitze, den Kopf abschlage, die Tochter des Khalifen für seine Verlobte erkläre und zur Besiegelung des Ehebündnisses öffentlich küsse, und endlich sich von dem Khalifen vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare zum Geschenk für den Kaiser erbitte. Als Scherasmin, der Einsiedler, dies vernommen, erbietet er sich freudig, Hüon zu begleiten und ihm treu in Noth und Gefahr zur Seite zu stehen. — 2. Gesang. Am folgenden Morgen brechen sie auf. Nachdem sie am vierten Tage ein Abenteuer mit Arabern glücklich bestanden und Rosse und Waffen erbeutet haben, kommen sie in einen langen Zauberwald, in welchem ihnen ein Knabe auf einem von Leoparden gezogenen Wagen erscheint; es ist Oberon, der Elfenkönig. Von Angst ergriffen, flieht Scherasmin, faßt das Roß seines Herrn und reißt es unaufhaltsam mit sich fort. Erst in einem Nonnenkloster wagt er anzuhalten, in dessen Hof mit den Nonnen die von einer Betefahrt zurückkehrenden Mönche eines benachbarten Klosters vor dem Gewitter Schutz gesucht hatten, welches durch den Elfenkönig erregt worden war. Plötzlich steht dieser in ihrer Mitte. Er setzt ein Horn von Elfenbein an den Mund, und wie sich die Töne hören lassen, werden Alle, mit Ausnahme Hüons, von einer wilden Tanzwuth ergriffen, selbst der alte Scherasmin „muß seiner Zunge Frevel büßen.“ Oberon beruhigt aber den jungen Helden, versichert ihn seiner Liebe und seines Schutzes und giebt ihm zum Zeichen derselben das Wunderhorn und einen goldenen Becher. Wenn er dem Horn, sagt er, einen sanften Ton entlocke, so würden Alle, die ihm feindlich gesinnt seien, tanzen müssen; wenn er es dagegen mit Macht erschallen lasse, so würde ihm Oberon erscheinen, wo er sich auch befinden möge. Der Becher aber habe die Zauberkraft, daß er sich mit dem edelsten Weine fülle, wenn ihn ein Biedermann an die Lippen bringe; doch wenn ihn ein Schalk ergreife, versiege er und werde glühend. Hierauf verschwand Oberon, und die Beiden setzten ihre Reise fort. — 3. Gesang. Am fünften Tage gelangen sie zum Eisenthurm des Riesen Angulaffer, der vor Kurzem die Braut des Prinzen von Libanon geraubt hatte. Hüon dringt in den Thurm, zieht dem schlafenden Riesen einen Zauberring vom Finger, durch den er, ohne es zu wissen, zum Herrn der Geister wird, worauf er ihn weckt, im Zweikampfe tödtet und außer der Braut des Prinzen noch funfzig Jungfrauen befreit.

In der Nacht sieht Hüon im Traume ein wunderbar schönes Weib, deren Bild ihm von nun an stets vor der Seele schwebt. — 4. Gesang. Scherasmin, dem Hüon seinen Traum erzählt, spricht die Vermuthung aus, daß der Traum von Oberon gesendet und daß die schöne Dame wohl in Bagdad zu finden sei. Als sie gegen Mittag in einen Wald kommen, erblicken sie einen Sarazenen im Kampfe mit einem Löwen; Hüon tödtet das mächtige Thier, bietet sodann dem Verwundeten seinen Becher an; aber dieser wird in dessen Hand glühend, und als nun der Sarazene zu lästern beginnt, will ihn Hüon mit dem Schwerte bekehren; dieser schwingt sich aber auf dessen Roß und entflieht Am Abend erreichen die Abenteurer die mächtige Stadt Babylon, wo ihnen, da sie in der Dämmerung kein Gasthaus finden können, ein altes Mütterchen ein Nachtlager anbietet. Beim Abendessen erzählt diese ihnen, daß Rezia, des Sultans Tochter, am folgenden Tage mit dem Drusenfürsten Babekan vermählt werden solle, ungeachtet sie ihn aus tiefster Seele verabscheue, besonders seit sie im Traume einen schönen Ritter mit blauem Auge und blondem Haar gesehen habe, der seitdem alle ihre Gedanken beschäftige. Seiner Ritterpflicht bewußt und seinen Zusammenhang mit seinem Traume ahnend, erklärt Hüon, daß er die schöne Rezia in seinen Schutz nehmen wolle. 5. Gesang. Nach schlaflos zugebrachter Nacht am Morgen entschlummernd, sieht Rezia den schönen Jüngling nochmals im Traume, und wie sie über diese wiederholte Erscheinung nachsinnt, stürzt ihre Amme Fatme mit dem freudigen Ausruf zu ihr: „Der Ritter ist gefunden!" Fatme war nämlich die Tochter jenes Mütterchens, welche den Ritter beherbergt hatte. Durch diese Nachricht ermuthigt, schmückt sie sich zum Feste. Hüon hatte am Morgen einen orientalischen Fürstenanzug vor seinem Lager gefunden, mit dem er sich schmückte; vor der Thür stand ein prächtiges Roß, dem zwei schöne Knaben die Zügel hielten und ihn in die Burg führten. Er tritt in den Saal. In dem Emir, der an der Rechten des Khalifen sitzt, erkennt er den Sarazenen, den er im Kampfe mit dem Löwen fand. Ohne sich lange zu bedenken, schlägt er ihm den Kopf ab; es war Babekan. Während des Aufruhrs, der dadurch entsteht, erblickt er Rezia und sie ihn; Beide erkennen die Bilder ihrer Träume, und Hüon eilt auf Rezia zu, küßt sie, steckt ihr den Zauberring an den Finger und erklärt sie für seine Braut. Nun aber erheben sich hundert Klingen gegen ihn, denen er trotz seiner Tapferkeit und Rezia's Bitten erlegen wäre, wenn er nicht im gefährlichsten Augenblicke seine Zuflucht zum Horn genommen hätte. Kaum hat er es an die Lippen gesetzt, als Alles zu tanzen beginnt. Noch blieb aber das Schwerste übrig. Sobald die Macht des Horns nachläßt, übergiebt Hüon die Geliebte dem Schutze des treuen Scherasmin,

welchem er auch das Horn anvertraut, nähert sich dem Khalifen und bittet ihn um das Geschenk für seinen Kaiser. Der Sultan geräth hierüber in unbeschreibliche Wuth; Alles dringt von Neuem auf den Ritter ein, und Scherasmin, der die Gefahr sieht, stößt mit solcher Macht in das Horn, daß die Burg erbebt und die Heiden sämmtlich in Schlaf fallen. Oberon erscheint; auf seine Frage, ob Rezia Vater und Thron aufgeben wolle, um dem Jüngling zu folgen, giebt sie schweigend ihren Willen zu erkennen. Oberon überläßt den Liebenden seinen Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. — 6. Gesang. Am folgenden Morgen hält der Wagen nicht weit vom Strande von Askalon an; Oberon erscheint, übergiebt dem Hüon ein Kästchen mit des Khalifen Zähnen und Barthaaren, die seine Geister jenem während seines Schlafes genommen hatten. Ein Schiff ist bereit, die Liebenden in die Heimath zu bringen; doch sollen sie zuerst nach Rom und sich so lange als Geschwister betrachten, bis der Papst ihren Bund gesegnet habe, widrigenfalls ihnen Oberon seinen Schutz entziehen müßte. Sie schiffen sich ein. Hüon unterrichtet die Geliebte im Christenthum, und ein Mönch tauft sie unter dem Namen Amanda. Aber die Leidenschaft der Liebenden wächst täglich, und Scherasmin hat alle Mühe, sie in den vorgeschriebenen Schranken zu halten. Er erinnert sie an Oberons Drohungen und erzählt ihnen Märchen, um sie zu zerstreuen, unter Andern die Geschichte von dem blinden Gangolf, der, von seiner Frau Rosette getäuscht, in demselben Augenblicke durch Oberon das Licht der Augen wieder erhielt, als sie ihm die Treue bricht. Da habe Titania, Oberons Gemahlin, den Buhlen in einen Nebel gehüllt, wodurch es Rosette gelungen sei, ihren Gatten zu überreden, daß sie unschuldig sei; Oberon aber habe, darüber empört, geschworen, sich von Titania zu trennen und sich erst dann wieder mit ihr zu versöhnen, wenn sich ein getreues Paar finde, das enschlossen sei, eher den Flammentod zu wählen, als selbst einem Throne zu Liebe ungetreu zu werden. — 7. Gesang. Endlich war das Schiff in Lepanto angelangt. Hüon, dem Scherasmins Warnungen lästig zu werden anfingen, sendet denselben mit dem Kästchen nach Paris, er selbst schifft sich mit Rezia nach Rom ein. Aber es geschieht nun, was Scherasmin befürchtet hatte. Während sich die Liebenden ihrer Leidenschaft überlassen, bricht ein furchtbarer Sturm los, und als sie wieder zu sich kommen, ist Horn und Becher verschwunden; sie erkennen zu spät, daß Oberon sich von ihnen abgewendet habe. Weil das Schiffsvolk des Glaubens ist, es habe irgend Einer auf dem Schiffe Gottes Zorn auf sich geladen, soll das Loos entscheiden, wer zur Sühne sterben solle. Hüon zieht das Todesloos, und da bei stets wachsendem Sturm das Schiffsvolk seinen Tod ver-

langt, stürzt sich Rezia mit ihm in das Meer, worauf das Gewitter sich legt und das Schiff mit günstigem Winde weiter segelt. Der Zauberring läßt die Liebenden nicht sinken. Sie werden an eine Insel getragen; aber diese ist öde und wild, weshalb sie dem größten Elende Preis gegeben sind, doch kommt keine Klage über Rezia's Lippen; sie würde ohne Hüon auch jetzt nicht zur frühern Herrlichkeit zurückkehren. — 8. Gesang. Hüon hatte ohne Rezia's Wissens ein wildes Gebirge, welches die Insel durchschnitt, überstiegen und war in eine paradiesische Gegend gelangt, in welcher ein weiser Einsiedler lebte; auf einem näheren Pfade holt Hüon die Geliebte herbei, und die Liebenden finden bei dem edlen Greis Hülfe und Trost. So geht ihnen der Winter heiter vorüber. Es nahte sich aber Rezia's Entbindung; in dieser schweren Stunde steht ihre Titania bei, die sich seit ihrer Trennung von Oberon in das wilde Eiland zurückgezogen und den Theil, in welchem der Einsiedler Alfonso wohnte, in einen lieblichen Garten umgeschaffen hatte. Sie nimmt sich Amanda's um so mehr an, als sie in den Liebenden das Paar zu finden hofft, dessen Treue den von Oberon ausgesprochenen Fluch vernichten soll. — 9. Gesang. Fatme war unterdessen durch einen Sturm nach Tunis verschlagen und an des Sultans Gärtner als Sklavin verkauft worden. Dort trifft sie nach zwei Jahren der getreue Scherasmin, der von Paris aus, wo er nach reiflicher Ueberlegung das Kästchen nicht abgegeben, seinen Herrn zuerst in Rom und dann durch viele Länder aufgesucht hatte. Hüon und Rezia, die einen schönen Knaben geboren hatte, leben still und heiter bei Alfonso bis zu dessen Tode. Nun aber beginnen neue, schwere Prüfungen. Nach dem Tode des Frommen war die Insel wie öde und wild geworden; Titania, welche das kommende Unglück voraussah, hatte den Knaben geraubt. Die trostlosen Eltern suchen ihn vergebens; Rezia fällt Seeräubern in die Hände; auf ihr Jammergeschrei eilt Hüon zu Hülfe, wird aber trotz seines Muthes übermannt, an einen Baum gebunden und hülflos zurückgelassen, worauf die Räuber mit Amanda nach Tunis segeln. Titania findet den Zauberring, der sich von Amanda's Finger abgestreift hatte, während sie mit den Räubern rang, auf dem Strande; sie erblickte darin die Vorbedeutung, daß ihre Versöhnung mit Oberon bevorstehe, denn es ist derselbe Ring, den sie ihm einst bei der Trauung gegeben. — 10. Gesang. Oberon erbarmt sich endlich des unglücklichen Hüon, eine Sylphe löst dessen Bande und trägt ihn durch die Lüfte nach Tunis, wo er Scherasmin und Fatme trifft und in die Dienste des Gärtners tritt. Um die nämliche Zeit war eine Barke in der Nähe von Tunis untergegangen; nur eine einzige Frau hatte sich durch Schwimmen gerettet und war von dem Sultan Almansor und seiner ge-

liebten Almansaris freundlich aufgenommen worden. Als Hüon und die Seinigen davon hörten, zweifelten sie nicht daran, daß es Rezia sei. — 11. Gesang. Hüon hofft, der Geliebten im Garten zu begegnen, in welchem er, ob es gleich bei Todesstrafe verboten war, mehrere Nächte verweilte. Einst begegnete er der schönen Almansaris, die bei dem Anblick des Ritters von glühender Liebe erfaßt wird; sie läßt ihn eines Nachts zu sich führen, aber Hüon, der seine Rezia zu finden gehofft hatte, bleibt trotz aller Versuchungen der Geliebten getreu. — 12. Gesang. Almansaris macht noch einen Versuch, den spröden Ritter zu besiegen; er erhält den Befehl, eine Grotte mit Blumen zu schmücken, und als er hinkommt, findet er jene auf einem Ruhebett; er will fliehen, sie hält ihn auf, und als er voll Verzweiflung Rezia und Oberon zu Hülfe ruft, erscheint Almansor. Almansaris klagt, schnell gefaßt, den Ritter an, als ob er ihr Schändliches zugemuthet; der Sultan verdammt ihn zum Feuertode und läßt ihn unterdessen in einen finstern Kerker werfen. In der Nacht kommt Almansaris und verspricht ihm Hand und Thron, aber Hüon will lieber des grausamen Todes sterben, als untreu werden. Rezia hat ihrerseits die Liebe des Sultans gewonnen; als sie nun von Fatme, welcher es gelungen war, zu ihr zu dringen, Hüons Schicksal erfährt, eilt sie zu Almansor und bittet um des Gärtners Leben, der ihr Gatte sei; Almansor will ihm Gnade gewähren, wenn Rezia sich entschließt, seine Gemahlin zu werden. Das verweigert sie entschieden und will lieber sterben. Im höchsten Zorn gebietet Almansor, Beide zum Feuertode zu führen. Schon stehen sie gebunden auf dem Scheiterhaufen, schon wird dieser angezündet, als unter Donner und Erdbeben die Stricke, welche die Liebenden gebunden hielten, plötzlich herabfallen und das Horn an Hüons Halse hängt. Er bläst, und ganz Tunis wird von Tanzwuth befallen; inzwischen kommt der Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. Bald gelangen sie zu einem wunderschönen Palast, aus welchem ihnen Oberon, jetzt ein schöner Jüngling, mit dem Geisterring an der Hand entgegen kommt; ihm zur Seite steht Titania, auf deren Wink ein Elfe ein wunderschönes Knäblein bringt, welches die Elfenkönigin der Rezia in die Arme legt. Nun treten sie in den Palast; die Herrlichkeiten, die sie dort gesehen, verloren sich in einen Traum, und als sie erwachten, fanden sie sich vor Paris. Es findet gerade ein Turnier Statt; der Sieger soll Hüons Erbe erhalten. Dieser wird auf seine Versicherung, daß er ein Franke sei, zum Kampfe zugelassen; er bleibt Sieger, geht darauf mit Rezia in das Schloß, überreicht dem Kaiser das Kästchen mit des Sultans Zähnen und Bart und zeigt in Rezia dessen Tochter und Erbin. Da stirbt der alte Groll in Karls Brust. Er schüt-

telt liebevoll des Helden Hand und spricht: „Nie fehl' es unserm Reiche An einem Fürstensohn, Der Dir an Tugend gleiche!"

2. Die Personen des Gedichts.

Die Personen im Oberon sind zwar mit lebendiger Frische in schönem Ebenmaße durchgeführt, treten jedoch nicht genug als bestimmte Individuen hervor.

Hüon ist ein hochherziger, tapferer Ritter, der es überall verschmäht, sich der Gefahr durch Flucht zu entziehen, auch nur dann von Oberons Hülfe Gebrauch macht, wenn durch eigene Kraft die Gefahr nicht zu beseitigen ist. Seine Liebe zu Rezia ist makellos, wie seine Standhaftigkeit im Entsagen nach dem ersten Fehltritt. In Beidem steht Rezia ihm würdig zur Seite. Andere Eigenschaften zu zeigen, fehlt es ihr an Gelegenheit.

Am individuellsten ist Scherasmin gehalten und gehört deshalb zu den gelungensten Persönlichkeiten. In angeerbter Treue ist er seinem Herrn in einem Grade ergeben, daß sein ganzes Denken und Thun geradezu darin aufgeht; selbst auf das sittliche Verhalten Hüons dehnt er seine Wachsamkeit aus, da er weiß, daß dessen Glück von seinem Festhalten an Oberons Geboten abhängt. Auch nachdem Hüon ihn unbesonnener Weise unter nichtigem Vorwande von sich entfernt hat, denkt und handelt er doch nur für dessen Wohl und läßt sich dabei keine Mühe verdrießen, schreckt vor keiner Gefahr zurück. Außerdem zeichnet sich Scherasmin durch gutmüthige Treuherzigkeit, breite Geschwätzigkeit und mancherlei abergläubische Vorstellungen aus, wie sie Personen von beschränkter Bildung eigen zu sein pflegen. Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten bilden den Kern seines Wissens und geben seiner Sprache neben markigen Volksausdrücken eine gewisse Kräftigkeit.

Fatme hat außer ihrer aufopfernden Ergebenheit nichts Eigenthümliches. Dagegen ist ihre Mutter wieder eine charakteristische Persönlichkeit. Obwohl selbst in beschränkten Verhältnissen lebend, nimmt sie doch zuvorkommend Hüon und seinen Diener auf und bietet in der kleinen Hütte alle Bequemlichkeiten und Erfrischungen dar, über die sie verfügen kann. Ihrer Redseligkeit verdankt Hüon die Kunde von Rezia, ihrer bevorstehenden Vermählung mit dem Drusenfürsten und ihrem Traume, und ihrer Neugierde diese die Nachricht von der Anwesenheit des im Traume gesehenen Jünglings.

3. Composition und Stoff des Gedichts.

Die Composition der Dichtung kann als sehr gelungen bezeichnet werden; Wieland selbst hatte große Freude darüber. In

der Vorrede zu dem Werke sagt er in dieser Beziehung: „Die Art, wie die Geschichte von Oberons Zwist mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir die eigenthümlichste Schönheit des Planes und der Composition dieses Gedichtes zu sein. In der That ist Oberon nicht aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt: nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia, und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeug seiner eignen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesses entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst der Neuheit hat." Aber ungeachtet der Verknüpfung dieser Begebenheiten ist doch der ganze Verlauf der Dichtung klar und übersichtlich, weil Alles kunstvoll angeordnet erscheint, Alles zu rechter Zeit und am rechten Orte geschieht. Oberons Eingreifen stört nirgends, da seine Zaubermacht nicht das vorzugsweise bewegende Prinzip ist, durch dessen Einwirkung die Begebenheit zu ihrem Ausgange geführt wird, vielmehr ist dieser ganz allein zuerst von der Selbstbeherrschung, dann von der Treue der beiden Liebenden bedingt. Oberons Gewalt wird ohnmächtig, sobald „Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt" (2. Ges. 51. Stanze), und erst nachdem er für diese Schwäche durch furchtbare Leiden gebüßt, ohne zu unterliegen, erst nachdem die beiden Liebenden bewiesen haben, daß ihre Treue weder durch die glänzendsten Versprechungen, noch durch die Erwartung des grausamsten Todes gebrochen werden könne, erst dann vermag Oberon wieder seine Zaubermacht anzuwenden.

Göthe übersandte dem Dichter nach Lesung des Oberon als Zeichen der Anerkennung einen Lorbeerkranz und schrieb später an Lavater: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleibt, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."

Der Oberon kann als der dichterische Gipfelpunkt Wielands angesehen werden. Der Fleiß, den der Dichter darauf verwandte, war aber auch ein außerordentlicher. An Merk, dem er von dem

allmählichen Fortrücken dieser Arbeit im Jahre 1779 von Zeit zu Zeit briefliche Mittheilungen machte, schrieb er: „Seit drei Monaten bin ich, außer zwölf Tagen, die ich beim Statthalter von Erfurt (v. Dalberg) und am Hofe zu Gotha im September zugebracht habe, fast gar nicht aus dem Hause gekommen. Tag und Nacht bin ich mit nichts als Oberon beschäftigt. — Die unendliche Arbeit, die er mir macht, und das bischen Vergnügen, das ich denn doch von Zeit zu Zeit habe, wenn ich mir einbilde, daß mir etwas gelungen sei, macht mich alles Andere rein vergessen. — Von der Müh' und Arbeit, die ich auf dies Opus wende, hat schwerlich jetzt ein Dichter noch Dichterling im h. röm. Reich einen Begriff. — Ich mache mir's so schwer als möglich. Die Schwierigkeiten, die nur bloß im Mechanismus meiner achtzeiligen Strophen liegen und in der Natur des Jamben und in der verhältnißmäßig geringen Anzahl unserer Reime, — die Schwierigkeit, aus einem so spröden Leim gerade das Bild, das ich haben will, herauszufingern und ihm die Rundung und das fini zu geben, ohne welches ich keine Freude daran haben kann, ist oft unsäglich. Ich kann Dir zuschwören, daß ich in dieser Woche drittehalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe, wo im Grund die ganze Sache auf einem einzigen Wort, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhte." Er schrieb das Gedicht, fortwährend daran bessernd, viermal eigenhändig ab, bevor er es dem Druck übergab.

Die Grundlage zum Oberon bildet ein Auszug aus dem zuerst im Jahre 1516 erschienenen Prosaroman von den Thaten Hüons von Bordeaux, den Graf von Tressan in der Bibliothèque universelle des Romanes gegeben hatte. Dieser Roman beruht aber wieder auf einem älteren, durch seinen Inhalt in den Sagenkreis von Karl dem Großen eingreifenden Gedicht. Der Charakter des Zwerges Oberon, wie er in dem altfranzösischen Werke erscheint, ist aber von Wieland ganz umgewandelt worden: sein Elfenkönig hat mit jenem Oberon kaum mehr als den Namen gemein; er ist mit der Titania hauptsächlich den beiden gleichnamigen Beherrschern des Elfenreichs in Shakespeare's Sommernachtstraum nachgebildet. Die Verflechtung der Geschichte von Oberons und Titania's Zwist in die Geschichte Hüons und Rezia's ist ganz Wielands Werk. Die Episode von dem Betruge, welchen dem alten Gangolf sein junges Weib spielt, ist einer alten märchenhaften mittelalterlichen Dichtung nacherzählt.

4. Grundgedanke des Gedichts.

Es scheint, als habe der Dichter die Idee veranschaulichen wollen, daß treuer Glaube und festes Vertrauen allein im Stande

sind, Uebersinnliches und Sinnliches, Jenseits und Diesseits, Schicksal und Freiheit im Leben des Menschen zu vereinigen und auszusöhnen. In mancher Beziehung erscheint das Ganze dem Wesen nach als eine Verherrlichung der Vorsehung.

„Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube:
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube."

Die Verse des Gedichts könnte man zum Motto desselben machen.

5. Form der Darstellung.

Der Oberon ist nach Wielands richtiger Bezeichnung ein „romantisches Heldengedicht" (Epos), da der Stoff in den Heldensagen oder der Rittergeschichte des Mittelalters, der sogenannten romantischen Zeit, wurzelt und das Wunderbare in Gestalt von Elfen und Feen darin ein wichtiges Element ist.

Die Strophen sind eine Nachahmung der italienischen Stanzen, mit denen sie jedoch nur in so weit übereinstimmen, als sie, wie diese, aus acht Verszeilen bestehen. Sonst hat der Dichter sich so viel Freiheit erlaubt, daß seine Strophenform als eine von ihm neugeschaffene anzusehen ist, daher auch den Namen der Wielandschen Stanzen erhalten hat. Neben den vorherrschenden jambischen Versfüßen treten auch anapästische auf, doch nie in der ersten Stelle. Die Reime sind männlich und weiblich, umschlingend und berührend. Im Allgemeinen sind die Stanzen etwas locker gebaut, trugen aber in dieser Form gewiß wesentlich mit dazu bei, daß die poetische Sprache sich von ihrer unbeholfenen Steifheit losmachte und zur fügsamen und leichteren Beweglichkeit zurückkehrte.

Die Sprache des Gedichts ist vortrefflich, namentlich durch leichten, lieblichen Fluß ausgezeichnet, der Ausdruck klar und treffend, die ganze Darstellung jugendlich lebhaft, frisch und rein gemüthlich, Letzteres hauptsächlich durch den herzlichen Antheil, den der Dichter nimmt.

II. Romane.

Aristipp und einige seiner Zeitgenossen.

(Wielands sämmtliche Werke. Leipzig, 1796. Band 33—36.)

I. Sechster Brief. An Kleonidas.

(Band 33, Seite 49—52. Lüben und Nacke, Lesebuch. VI.)

Sokrates.

1. Erläuterungen.

Seite 49. Antĭsthĕnes, ein Schüler des Sokrates, Gründer der kynischen (cynischen) Philosophenschule. Er hielt

den Sokratischen Grundsatz: „Nichts bedürfen ist göttlich!“ für die Grundlage aller Tugend und verachtete deshalb nicht nur die materiellen Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens, sondern verwarf selbst die Wissenschaft als unnöthiges Bedürfniß.

Silenenkopf. Silēn (Silenus) war der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Von ihm stammt das Geschlecht der Silenen. Unter Letzteren versteht man eigentlich alte Sātyre (Gestalten, die sich der thierischen Natur, besonders der Ziegengestalt, nähern und vielleicht die rohe, wilde, uncultivirte Menschennatur symbolisch darstellen), deren Charakter heitere, stille Ruhe und Gemüthlichkeit ist. Sie haben einen krausen Bart, eine platte Stirn und eine Glatze. Der Ausdruck „Silenenkopf“ soll demnach das unschöne Aeußere des Sokrates bezeichnen. Man vergleiche Abbildungen von Silenen mit einem guten, nach einer antiken Gemme verfertigten Sokrateskopfe.

S. 50. Die Griechen legten in den Schlachten bei Mārathon (490 v. Chr.) und Sālamis (480 v. Chr.) ruhmwürdige Tapferkeit an den Tag; auch Sokrates hat in verschiedenen Schlachten mit großem Muthe für das Vaterland gekämpft und sich dadurch als würdiger „Abkömmling“ jener Helden erwiesen.

Pythāgŏras, geboren 522 v. Chr., Gründer einer eigenthümlichen griechischen Philosophenschule, und Solon, einer der sieben Weisen Griechenlands, 594 v. Chr. Archon, waren die weisesten Männer ihrer Zeit. Sokrates glich ihnen an Weisheit, und Aristipp trug daher das in seiner Seele vorhandene Bild jener Männer unwillkürlich auf ihn über, dachte ihn sich in ihrer lieblichen Gestalt.

S. 51. „Wenige unter sich sieht“, die ärmer sind als Sokrates.

Alcibiades (Alkibiades) wurde in dem Feldzuge gegen die korinthische Pflanzstadt Potidäa verwundet und würde den Feinden in die Hände gefallen sein, wenn sein Zeltgenosse und Nebenmann Sokrates nicht schirmend hervorgetreten wäre und ihm Beistand geleistet hätte. Vergl. die bildliche Darstellung dieser Scene in Helds Weltgeschichte, I. Th. S. 234.

S. 52. „An Hohn grenzenden Spott.“ Der Spott will bloß Lachen erregen, der Hohn dagegen Verachtung ausdrücken. Sprüche Salom. 17, 5 heißt es: „Wer des Dürftigen spottet, der höhnet desselben Schöpfer.“

„Nüstern“, Nasenlöcher.

„Delphinen-Nase.“ Zum Andenken an die Rettung des Sängers Arion bauten die Griechen dem Poseidon (Neptun) auf der Südspitze des Peloponnes einen Tempel und bildeten einen Delphin aus Bronze. Der Kopf des Letztern ist dick, die Nase breit und aufgeworfen. Als Vorbild zu dieser mytho-

logischen Figur diente wohl weniger der Delphin im jetzigen naturwissenschaftlichen Sinne, als vielmehr der Dügong (Halicore indica), der zu der Sage von den Seejungfern Veranlassung gegeben hat und dessen Gestalt zuweilen von Baumeistern bei Springbrunnen benutzt wird. In Nösselts „Lehrbuch der Mythologie für höhere Töchterschulen" ist auf Taf. VIII. Fig. 25 Poseidon mit dem Delphin abgebildet.

„Ironie", ein griechisches Wort, hat Campe durch Schalksernst verdeutscht. Man bezeichnet damit ein verstelltes Lob, durch welches die Thorheiten der Menschen in ein lächerliches Licht gesetzt werden sollen. In welcher Weise Sokrates von der Ironie Gebrauch machte, zeigt Wieland im 8. Briefe seines Aristipp in folgender Stelle:

„Daß Sokrates, wenn er mit Andern philosophirte, sich nur zweier Methoden, der Induction und der Ironie, zu bedienen pflege, hat seine Richtigkeit; wenigstens habe ich nie gesehen, daß er in seinen Gesprächen, es sei nun, daß sie auf Belehrung, oder auf Widerlegung abzielen, einen andern, als einen dieser beiden Wege eingeschlagen hätte.

Diese sonderbare Art zu philosophiren scheint mir deine hohe Meinung von ihm nicht wenig herabgestimmt zu haben. „Die Induction*) kann mich, sagst du, nichts lehren, als was ich entweder bereits wußte, oder mir vermittelst eines kleinen Grades von Besinnung selbst sagen konnte; und wie ein so weiser Mann die Ironie für eine taugliche Methode, die Wahrheit ausfindig und einleuchtend zu machen, halten könne, ist mir vollends unbegreiflich." — Ueber beides, lieber Kleonidas, hoffe ich dich ins Klare zu setzen, wenn ich dir sage, bei welchen Personen und zu welcher Absicht Sokrates von der einen und der andern Gebrauch zu machen pflegt. Die Personen, mit welchen er sich am meisten abgiebt, sind (außer seinen nähern Freunden und Günstlingen) entweder solche, die von ihm belehrt zu werden wünschen, es sei nun, daß sie ihre Unwissenheit in der Sache, wovon die Rede ist, anerkennen, oder so schwach an ihrer bisherigen Meinung hangen, daß sie immer bereit sind, sie mit einer bessern zu vertauschen, oder es sind naseweise Klüglinge und eingebildete Allwisser, die er, da sie Belehrung weder suchen, noch anzunehmen aufgelegt sind, bloß beschämen und wenigstens zum stillen Bekenntniß ihrer Unwissenheit nöthigen will. Bei den erstern bedient er sich der Induction als einer Lehrart; gegen die letztern der Ironie als einer sowohl zur Vertheidigung als zum Angriff gleich bequemen Waffe.

---

*) Schluß vom Besondern auf's Allgemeine.

Die Athener verbinden mit dem Worte Ironie ungefähr denselben Begriff (der Verspottung) wie wir und alle andern Griechen; nur daß sich ihm durch den gemeinen Gebrauch ein Nebenbegriff bei ihnen angehängt hat, der aus einem besondern Zug ihres Nationalcharakters zu entspringen scheint. Der Athener pflegt nämlich seine Meinung nicht leicht so kurz und geradezu herauszusagen wie der Spartaner oder Böotier; nicht etwa aus vorsichtiger Zurückhaltung (wie ich dies an den Korinthern bemerkt zu haben glaube), sondern weil es ihm, wenn er spricht, selten oder nie so viel um Wahrheit oder um die Sache selbst zu thun ist, als um das eitle Vergnügen, mit der Feinheit und Gewandtheit seines Witzes und der Geläufigkeit seiner Zunge zu prunken, und den Andern entweder seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, oder, falls es ein höherer an Stand und Rang oder ein Mann von vorzüglichen Verdiensten ist, die beiden großen Geburtsrechte des Attischen Bürgers, Freiheit und Gleichheit, gegen ihn zu behaupten, indem er ihm zu verstehen giebt, er dünke sich nicht geringer und mache sich wenig aus Vorzügen, die er nicht selbst besitzt. Du kannst dir kaum vorstellen, auf wie vielerlei Art die Eitelkeit der Athener sich, in dieser Absicht, durch Mienen, Geberden, Ton und Beugung der Stimme, kleine Zwischenwörter u. dergl. zu äußern pflegt. Daher das Attikon blepos (wie es Aristophanes nennt), diese unnachahmliche edle Unverschämtheit im Blick und im Lächeln, die den Athener aus tausend Andern kenntlich macht, und der höhnische Ton, den sie, sobald sie merken, daß der Andere nicht ihrer Meinung ist, in die Frageformel „wär's etwa nicht so?“ oder „was könntest du wohl dagegen haben?“ zu legen wissen. Vermuthlich ist es diese Eitelkeit, was in Verbindung mit der lebhaften Ader von leichtem Witz, wovon der Athener immer sprudelt, diese Neigung zum Spotten, Necken und Auslachen erzeugt, die einer der gemeinsten Züge dieses Volkes ist. Ich erkläre mir daraus, daß sie so gern das Gegentheil von dem, was sie sagen wollen, sagen; zu loben scheinen, wenn sie tadeln, und schelten, wenn sie loben wollen; sich stellen, als ob sie den Andern unrecht verstanden hätten, um ihm widersprechen oder seiner Rede eine lächerliche Deutung geben zu können, und was dergleichen mehr ist. Diese Art von spottender oder auch bloß scherzhafter Verstellung ist es eigentlich, was die Athener Ironie nennen, und was sie, zumal bei fröhlichen Tischgelagen, und überall, wo ihre gute Meinung von sich selbst nicht zu sehr dabei in's Gedränge kommt, einander gern zu Gute halten. Auch Sokrates, der überhaupt einer der witzigsten und gutlaunigsten Sterblichen ist, macht im gemeinen Umgang ziemlich häufigen Gebrauch von dieser Art von Ironie, und weiß sie mit so viel Leichtigkeit und Feinheit zu handhaben, daß sie, sogar wenn er

einen wirklich schraubt, unmöglich beleidigen kann, sondern entweder für bloßen Scherz gilt, oder von einfältigen und sich selbst gefallenden Personen so aufgenommen wird, als ob er ihnen etwas Schmeichelhaftes gesagt hätte. Am gewöhnlichsten bedient er sich derselben, um den Verweisen, die er zuweilen seinen jüngeren Freunden zu geben Ursache findet, den Stachel zu benehmen; und ich muß gestehen, daß er in solchen Fällen, wenn die Operation an einem seiner Günstlinge zu verrichten ist, eine sehr sanfte Hand hat; wiewohl ich mich nicht rühmen kann, es an mir selbst erfahren zu haben.

Aber die Ironie, die ihm, als eine besondere Art zu disputiren, ausschließlich zugeschrieben wird, ist von jener gewöhnlichen, sowohl der Art als dem Zweck nach, sehr verschieden. Sie besteht darin, daß er, wenn er's mit Personen, die ihm in gewissen Stücken entweder wirklich oder in ihrer eigenen und anderer Leute Einbildung überlegen sind, z. B. mit schlechtdenkenden, aber vielvermögenden Männern in der Republik, oder mit angesehenen Sophisten zu thun hat, sich äußerst einfältig und unwissend stellt, und in diesem Charakter (zu dessen Simulirung ihm seine Gesichtsbildung ungemein zu Statten kommt) durch die scheinbare Naivetät seiner Fragen und die versteckt spitzfindige Art, wie er aus ihren Antworten immer neue Fragen hervorzulocken weiß, sie endlich in die Nothwendigkeit setzt, sich entweder in offenbare Ungereimtheiten zu verwickeln, oder ihre erste Behauptung wieder zurückzunehmen. Du erräthst ohne mein Zuthun, wie viel er durch diese Art von Ironie, eine Zeit lang wenigstens, über seine Gegner gewinnen mußte. Er verschaffte dadurch sich selbst desto leichter Gehör und vernichtete unvermerkt die Vortheile, welche Stand, Name, Ansehen und Glücksumstände jenen über ihn hätten geben können. Sie waren nun minder auf ihrer Hut; antworteten desto rascher und zuversichtlicher, je weniger sie vorhersehen konnten, wo er hinaus wolle; räumten ihm immer mehr ein, als geschehen wäre, wenn sie die Schlingen gemerkt hätten, die er ihnen durch seine einfältig scheinenden Fragen legte; und wenn sie sich endlich darin verfingen, schien er ganz unschuldig daran zu sein, und die Lacher waren auf seiner Seite. Diese Methode war also da, wo er sie am gewöhnlichsten anwandte, ich meine gegen die Sophisten, sehr fein ausgedacht und vollkommen zweckmäßig. Denn es war ihm nicht darum zu thun, sie zu belehren, sondern sie vor ihren Zuhörern und Verehrern in ihrer Blöße darzustellen. Aber du siehst auch, daß sie nur so lange mit Vortheil zu gebrauchen war, als der Gegner die Falle nicht gewahr wurde; und natürlicherweise konnte dies in einer Stadt, wo beinahe Alles öffentlich geschieht, nicht sehr lange anstehen. Sobald die Sophisten merkten, daß sie einen Schlaukopf vor sich hat-

ten, der mit den Spitzfindigkeiten und Kunstgriffen der Dialektik wenigstens eben so bekannt war, als sie selbst, so hätten sie noch zehnmal einfältiger sein müssen, als Sokrates sich stellte, wenn sie sich durch die schülerhafte Miene, womit er sich ihre Belehrung ausbat, und die vorgegebene Bewunderung ihrer hohen Weisheit länger hätte täuschen lassen. Auch zeigte sich's bald genug, daß er, außer dem erklärten Haß der Sophisten, wenig mehr mit dieser Art zu disputiren gewonnen hatte, als daß er noch jetzt bei dem großen Haufen im Ruf eines Spötters steht, der nie seine wahre Meinung sagt, und dessen Reden man auch dann nicht trauen darf, wenn er etwas ernstlich zu behaupten scheint, weil man nie gewiß ist, ob es nicht Verstellung sei und was für geheime Absichten er darunter habe; — ein Ruf, der ihm, wie ich besorge, bei einem so argwöhnischen Volke, wie das Athenische, über lang oder kurz noch gefährlich werden kann."

„Genial" ist abgeleitet von Genius (Schutzgeist, geistige Eigenthümlichkeit) und bedeutet so viel wie starkgeistig, schöpferisch. Geniale Leute haben oft sehr absonderliche Launen.

„Causticität", das Brennende, Beizende, Aetzende; das Wort wird hier natürlich auf den Geist bezogen, bedeutet also ein den Gegner scharf treffendes Urtheil.

2. Gedankenfolge.

Der Verfasser erzählt zunächst, daß die Vorstellung, welche seine Einbildungskraft ihm von Sokrates gemacht, in keinem Stücke auf den wirklichen Sokrates gepaßt und er bei seinem Anblick betroffen dagestanden, sich jedoch bald mit dem Unerwarteten der Gesichtsbildung ausgesöhnt und sie sehr passend zum Charakter gefunden habe. Hierauf schildert er Sokrates nach seiner Körperlichkeit und verweilt namentlich bei seiner merkwürdigen, Geist und Charakter ausdrückenden Gesichtsbildung und seiner Gesichtsbewegung als Ausdruck innerer Empfindung (Miene). Dann bezeichnet er das Eigenthümliche im Charakter des Sokrates und behauptet, daß diese sonderbare Mischung von entgegengesetzten Eigenschaften sich nur seiner unregelmäßigen Gesichtsbildung habe anpassen können.

II. Der ganze Aristipp.

Die eben besprochene Schilderung des Sokrates ist aus einem Werke Wielands entlehnt, welches den Titel „Aristipp" führt und vier Bände umfaßt. Wieland gab von 1796 ab das „Attische Museum" (von 1800 bis 1809 unter dem Titel: „Neues attisches Museum") heraus, mit dem er die treffliche Absicht hatte,

die Deutschen mit den Meisterwerken der attischen Schriftsteller bekannt zu machen. Hieraus nun ist der Aristipp (1800—1802), eine Art Geschichtsroman, hervorgegangen. Der Dichter will darin vor den Augen des Lesers die glänzenden Tage des Pĕrikles mit allen ihren Wundern der Grazie und Schönheit, der Genialität und Größe, mit allen ihren Verirrungen und Thorheiten entfalten. In der Mitte dieses reichen Lebens steht Aristipp, in welchem die leichten Sitten seiner Vaterstadt Kyrene mit der athenischen Grazie und der sokratischen Ironie verbunden erscheinen soll. Nach Göthe (B. 27, S. 433) ist dieser Aristipp der Repräsentant von Wielands eigner Gesinnung. Um also zu einem Urtheil über die Denkweise des Dichters zu kommen, würde man vor allen Dingen dies Werk lesen müssen. Wieland selbst stellt den Aristipp hoch; er sagt: „Er ist mein Liebling, ja er ist mir mehr als Agathon.“ Auch Göthe schätzt ihn sehr. In der angezogenen Stelle heißt es: „Hier (im Aristipp) sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.“ Unstreitig gehört der Aristipp auch zu Wielands besten Werken und würde in dieser Gattung als Muster gelten können, wenn das epische Element nicht zu oft durch didaktische Zugaben, philosophische Auseinandersetzungen u. s. w. verkümmert wäre. Den oben ausgesprochenen Zweck des Werkes hat der Dichter insofern nicht ganz erreicht, als er statt der antiken Personen und Zustände moderne vorführt, denen er seine eigenen subjectiven Ansichten untergeschoben hat.

Zum Lesen des ganzen Aristipp darf man die Schüler nicht veranlassen; doch dürfte es recht nützlich sein, ihnen die fünf Briefe (den 6. bis 10.), welche den Sokrates charakterisiren, vorzulesen. Der 9. Brief verbreitet sich über eine Komödie des Aristophanes, über die „Wolken“, in denen Sokrates als Repräsentant der von ihm bekämpften Sophisten dargestellt wird. Obgleich dies Werk 24 Jahr vor dem Proceß des Sokrates geschrieben wurde, hat es doch unmittelbar zu seiner Verurtheilung mitgewirkt, was Sokrates selbst in seiner Vertheidigungsrede andeutet. Zur Beförderung des nähern Verständnisses dürfte es nicht unzweckmäßig sein, den Schülern den Inhalt der Wolken wenigstens nach dem Auszuge mitzutheilen, den Munk davon in seiner „Geschichte der griechischen Poesie“ (Berlin, 1849) S. 295 u. f. giebt.

Schließlich noch die Bemerkung, daß Aristipp, dem Wieland

seine Briefe in den Mund legt, weil er seine Gesinnungen in ihm findet, um 380 v. Chr. mit Plato lebte und der Stifter einer besonderen Schule, der nach seiner Vaterstadt Kyrene (Cyrene) genannten kyrenäischen, geworden ist. Während aber Plato im Reiche der überschwänglichsten Phantasie lebte, suchte Aristipp die Philosophie in das Leben zu bringen, war also ein praktischer Denker. Sein Hauptstreben war, dem Volke eine Erziehung zu geben, durch die es frei von Thorheiten und Aberglauben würde und zu Selbstachtung und Vertrauen auf die eigene, inwohnende Kraft und Freiheit gelange. Er steht daher in einem gewissen Sinne in einem ähnlichen Verhältniß zu Plato, wie Göthe zu Schiller. „Wie Schiller in seinem stürmischen Ringen nach dem Idealen, nach Allem, was schön und gut, nach der Freiheit schon bei der ganzen Jugend den begeistertsten Anklang fand und stets finden wird, wie man ihn nicht erfassen und verstehen, aber doch ihm nachempfinden, ahnen und fühlen kann, auch ohne philosophische Bildung, wenn man nur Seele und Gemüth besitzt, während dagegen Göthe's Publikum ein kleineres ist, eben weil seine Meisterwerke, der Faust, die Lehr- und Wanderjahre, Tasso, Hermann und Dorothea, sich in ihren Schätzen erst dem erschließen, der die plastische und organische Ruhe in Gedanken sowohl als Form, der die ernste Weisheit des erfahrungsreichen Lebens, die langsam gereifte Frucht jahrelanger Studien zu genießen und zu würdigen vermag: so zog auch der phantastisch-romantische Nimbus, jenes eleusinisch-mysterienhafte Dunkel, in das sich Plato zu hüllen liebte, die leicht erregbare Jugend von Griechenland ungleich mehr an, als die Lehren des Aristipp, weil diese das Product langer Erfahrungen und mühsamen Nachdenkens waren, eben auch nur von demjenigen gebilligt und sogar vorgezogen werden konnten, der selbst bereits jene Stufe der intellektuellen Geistesbildung erreicht hatte.“ (Th. Lau, Das System von Aristipp von Cyrene. Im 20. Heft des „Deutschen Museums“ von Prutz. Leipzig, 1851.)

Leben und Charakteristik Wielands.

I.

Christoph Martin Wieland ist am 5. September 1733 zu Ober-Holzheim, einem zum Gebiete der ehemaligen kleinen Reichsstadt Biberach in Schwaben gehörigen Dorfe, geboren. Sein Vater war dort evangelischer Prediger, wurde jedoch bald darauf nach Biberach versetzt. Um das dereinstige Glück seiner Kinder nach Kräften zu begründen, wendete er die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung und ertrug mit seiner Gattin gern die

Entbehrungen, welche dies erforderte. Letztere war von der sanftesten Gemüthsart, häuslich, sparsam und sehr reinlich. Das Meiste ihres Naturells scheint auf den Sohn übergegangen zu sein; namentlich besaß er schon als kleines Kind große Neigung zur Reinlichkeit. Einst war ihm ein Dreier, wofür er beim Gange in die Schule sich sein Frühstück einzukaufen pflegte, aus der Hand in den Rinnstein gefallen; mit Betrübniß sah er ihn dort liegen, konnte sich aber nicht entschließen, ihn heraus zu langen, ließ ihn liegen und hungerte.

Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, und zwar bereits in seinem dritten Lebensjahre. Mit der schnellsten Fassungskraft verband sich bei ihm die größte Lernbegierde, weshalb der Unterricht von beiden Seiten eifriger fortgesetzt wurde, als die schwächliche Natur des Knaben es rathsam erscheinen ließ. Später genoß er neben dem Unterrichte seines Vaters noch den der Ortsschule und hatte im vierzehnten Jahre nicht nur einen guten Grund im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Geschichte gelegt, sondern auch im Zeichnen und in der Musik gute Fortschritte gemacht. Im achten Jahre las er bereits im Cornelius Nepos die Lebensbeschreibungen der Helden Griechenlands und Roms, und im dreizehnten den Horaz und Virgil. Bei all' diesem Lernen blieb sein Gefühl so rege, daß die frommen Grundsätze seines Vaters eine religiöse Schwärmerei in ihm entwickelten, die seine moralische Gewissenhaftigkeit nicht selten bis zum Aengstlichen steigerte.

Von seinem elften Jahre an zeigte er eine fast leidenschaftliche, immer wachsende Liebe zur Poesie. Im zwölften Jahre übte er sich bereits mit allem Fleiß in lateinischen Versen. Von deutschen Dichtern wurde B r o c k e s sein Lieblingsautor. Damit er aber die Wissenschaften nicht vernachlässige, durfte er am Tage keine Verse machen. Um nun seine Neigung dazu zu befriedigen, pflegte er seit diesem Verbot mit der ersten Morgenröthe aufzustehen, und um sich immer mehr selbst genug zu thun, unterzog er sich auch mit großem Eifer dem Studium dessen, was zur poetischen Kunst gehört. Am fleißigsten benutzte er H ü b n e r s Anleitung zur deutschen Poesie und G o t t s c h e d s kritische Dichtkunst. Sehr förderlich für ihn war es, daß er sich nicht überschätzte, vielmehr lebendig fühlte, daß seine Gedichte nichts taugten. „Ich habe, sagt er, als Knabe eine unendliche Menge Papier übersudelt, ohne jemals etwas zu machen, was mir selbst gefallen hätte, und verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mutter nicht rettete.“ Diese hatte jedoch, aus mütterlicher Vorliebe, noch einen ziemlichen Vorrath gerettet; als sie ihm aber denselben späterhin einst zeigte, warf er auch diesen ins Feuer.

In seinen Mußestunden gab er sich mit ganzer Seele den Genüssen hin, welche die anmuthige Gegend Biberachs darbot. „Ich liebte, schreibt er, die Einsamkeit sehr, und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern.“ Noch im späten Alter erinnerte er sich gern seiner Heimath und bekennt in einem Briefe von 1780, daß die nachfolgende Stanze aus dem Oberon, die er dem Scherasmin in den Mund legt, warm aus dem eignen Herzen gekommen sei.

„Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich noch aus dir verbannt:
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!“

In einem Briefe aus dem Jahre 1787 erkennt er es an, daß dies Naturleben von großem Einfluß auf seine Bildung gewesen sei.

Um gar nichts in der Bildung des Sohnes zu versäumen, beschloß sein Vater, ihn einer der berühmtesten Schulanstalten damaliger Zeit anzuvertrauen. Er wählte dazu Klosterbergen bei Magdeburg. Noch vor dem vollendeten vierzehnten Jahre ging Wieland dahin ab. Sein Leben war dort nur eine Fortsetzung von dem im elterlichen Hause. Er fand hier dieselbe stille Natur, dieselbe liebe Einsamkeit, dieselbe Einfachheit der Lebensart, selbst die Frömmigkeit des väterlichen Hauses wieder. Die Lehrer waren, wie sein Vater, sämmtlich dem damaligen Halleschen, von Spener und Franke ausgegangenen Pietismus ergeben, zum Theil jedoch leider Schwärmer oder Heuchler. Trotz seiner Neigung dazu blieb Wieland von der Schwärmerei frei, hauptsächlich durch das eifrige Studium des Livius, Terenz, Horaz, Virgil und Cicero, und vor der Heuchelei schützte ihn seine offene, gerade Seele. Angeregt durch die Lectüre französischer Schriftsteller, namentlich von Fontanelle, d'Argens und Voltaire, gerieth er in den Zustand, in den alle denkenden Köpfe einmal im Leben kommen, nämlich nichts ohne Prüfung zu glauben und endlich Alles zu bezweifeln, selbst das Dasein Gottes. Fleißiges Studium des Xenophon und namentlich der Denkwürdigkeiten des Sokrates, verbunden mit dem weisen, liebevollen Rathe eines seiner Lehrer, halfen ihm nach und nach glücklich über diesen traurigen Zustand innern Zwiespaltes hinweg. Der Dichtkunst widmete er in Klosterbergen wenig Zeit, las jedoch Breitingers „Kritische

Dichtkunst", Hallers Gedichte und die „Bremer Beiträge", in welchen die drei ersten Gesänge des Messias von Klopstock enthalten waren, über die er in Entzücken gerieth.

Nach zwei Jahren (1749) verließ er Klosterbergen, ausgerüstet mit vortrefflichen philologischen, mathematischen und philosophischen Kenntnissen, und begab sich nach Erfurt zu einem Anverwandten, dem Professor Baumer, hauptsächlich, um sich in der Philosophie zu vervollkommnen. Dieser las den Don Quixote mit ihm, was Wieland ihm Zeitlebens gedankt hat, hauptsächlich, weil er daraus Menschen- und Weltkenntniß erlangte.

Den Sommer des Jahres 1750 verlebte er in Biberach und bezog dann im Herbst die Universität Tübingen. Statt sich an andere gleichgesinnte Studenten anzuschließen und mit ihnen das Leben in Frohsinn zu genießen, zog er sich hier in die Einsamkeit zurück und widmete sich ausschließlich dem Studium und der Dichtkunst. Während des Sommers wohnte er in einem unweit der Stadt gelegenen Weinbergshäuschen, von dem er eine reizende Aussicht genoß. Noch heute führt es den Namen Wielandshäuschen. Unter den Dichtern seiner Zeit stand ihm Klopstock am höchsten. „Ich liebe", schreibt er, „Klopstocken so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann. Wenn er wüßte, wie oft ich schon in meinem funfzehnten Jahre bei seinem Messias geweint habe, und wie ungemein zärtlich mein Herz gegen ihn ist; vielleicht würde er bedauern, daß wir einander wohl nie sehen werden. Und ach! er weiß nicht einmal, daß ich bin. Wie bedauernswürdig bin ich, daß ich unter kleine Geister verdammt bin und diejenigen nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte."

Auch Bodmer achtete er hoch. Mit ihm in Verbindung zu kommen, sandte er ihm die fünf ersten Gesänge seines nachher wieder vernichteten Heldengedichtes Arminius zur Prüfung, ohne sich jedoch zu nennen. Bodmer theilte das Gedicht Hagedorn mit und beide riethen lange vergebens auf den Verfasser, bis ein Brief Wielands das Räthsel löste. Als Wieland seine Universitätsjahre beendet und keine Aussicht auf eine baldige Anstellung hatte, folgte er im Herbste 1752 einer Einladung Bodmers nach Zürich. Er fand die liebevollste Aufnahme und gewann in Bodmer einen väterlichen Freund, der ihm nicht nur mit seinen Kenntnissen beistand, seine Arbeiten leitete, ja oft selbst aufgab, sondern auch in den Kreis der Dichter und Gelehrten einführte, die sich, im Gegensatz zu Gottsched, an Bodmer anschlossen. In welcher Hochachtung der junge Freund bei Bodmer stand, beweisen dessen Briefe. Er nannte ihn öfters „den zweiten Klopstock" — „ein Orakel des Alters in der Fülle der Jugend."

Bodmers Einfluß auf Wieland war unverkennbar. In einigen Erzeugnissen jener Zeit ahmt er Bodmer geradezu nach; an-

dere sind bestimmt, die Gegner seines Meisters bloß zu stellen. Seine Frömmigkeit wird schwärmerisch, selbst fanatisch, wofür seine „Empfindungen eines Christen“ den besten Beweis liefern. In der Vorrede hierzu geht er so weit, Uz, den er früher hoch verehrte, wegen seiner lyrischen Poesie öffentlich zu denunciren.

Wie einst Klopstock, so wurde auch Wieland inne, daß er Bodmers Haus verlassen müsse, wenn er ein selbstständiger Dichter werden wolle. Auf den Rath einiger Freunde übernahm er 1759 eine Hauslehrerstelle in Bern, die er jedoch nach kurzer Zeit mit einer andern, ihm mehr zusagenden, vertauschte.

Im Jahre 1760 wählte ihn der Rath seiner Vaterstadt zum Canzleirath. Mancherlei Umstände trugen indeß dazu bei, daß er sich in dieser Stellung lange Zeit sehr unbehaglich und beengt fühlte. Um sich aus dieser Stimmung zu verhelfen, studirte er den Shakspeare und übersetzte 28 Dramen dieses großen Dichters. Dadurch hat er sich ein entschiedenes Verdienst erworben; denn vor ihm kannte man Shakspeare so gut wie gar nicht in Deutschland. Um in geselliger Beziehung nicht zu verkümmern, besuchte er fleißig einen in der Nähe wohnenden churfürstlich mainzischen Minister, den Grafen Stadion. In diesem vortrefflichen Hause fand er vielfache Anregung, lernte das Hofleben und die mannichfachen Staatsverhältnisse kennen und wurde zugleich dem Churfürsten Emmerich Joseph bekannt. Als unter diesem ehrwürdigen Fürsten die Universität zu Erfurt wieder neu belebt werden sollte, erhielt Wieland 1769 einen Ruf als Professor der Philosophie dorthin. Um ihn zur Annahme dieses Amtes geneigt zu machen, gab man ihm zu verstehen, daß man ihn seines Namens halber wünsche und zufrieden sein würde, wenn er nur da wäre, sonst aber mache, was ihm gefalle. Wieland folgte dem ehrenvollen Rufe, fand aber seine Erwartungen nicht befriedigt. Er wirkte mit dem redlichsten Eifer zum Besten des mangelhaften Instituts, stieß aber auf vielfache Hindernisse. Auch die geselligen Verhältnisse Erfurts behagten ihm nicht; er zog sich daher ganz in seine Familie zurück und geißelte seine Gegner durch einige ergötzliche Dichtungen, zu denen namentlich der „verklagte Amor“ und der „Nachlaß des Diogenes von Synope“ gehören.

In Erfurt konnte Wieland nicht lange wirken, ohne der regierenden Herzogin von Weimar, Anna Amalia, dieser großen Gönnerin der Künste und Wissenschaften, bekannt zu werden. Sie sah sich damals gerade für ihre zu Jünglingen herangereiften Söhne nach einem berathenden Erzieher um, der das Werk ihrer Mutterpflege vollende. Ihre Wahl fiel auf Wieland, der als Herausgeber des „goldenen Spiegels“ für seinen Beruf zum Fürstenerzieher so große Bürgschaft gegeben hatte. Im October 1772 folgte Wieland unter sehr günstigen Bedingungen (1000 Thlr.

Gehalt und 600 Thlr. jährlich Pension nach vollendetem Erziehungsgeschäfte) und mit dem Titel eines Weimarischen Hofraths seiner neuen Bestimmung nach Weimar. Die freundlichste, ehrenvollste Aufnahme und Behandlung am Hofe, die Achtung und Zuneigung seiner fürstlichen Zöglinge, die Freundschaft ausgezeichneter Geister, welche die geistreiche Fürstin schon damals um sich versammelt hatte, machte ihn so zufrieden mit seiner Lage, daß er bald jeden Gedanken an eine Veränderung derselben aufgab. — Seine Erstlingserzeugnisse in Weimar waren zwei Singspiele: die „Wahl des Herkules" und „Alceste." Sie gehören unter die besten, die wir besitzen. Ein weit wichtigeres Unternehmen aber war die Herausgabe des „deutschen Merkurs", einer Monatsschrift, welche er von 1775 bis 1783 allein, und von da an bis 1805 in Gemeinschaft des Hofraths Böttiger in Dresden fortsetzte. Ein bedeutenderes, reichhaltigeres Journal hat Deutschland nie gehabt. Für die Forscher unserer Literaturgeschichte behält es immer unschätzbaren Werth, ja Unentbehrlichkeit; denn nichts Neues entstand im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Geschichte und Politik, was nicht in demselben durch Wieland und seine Mitarbeiter, die größten Literatoren seiner Zeit, geistreich besprochen worden wäre. Wie eifrig Wieland selbst für diesen Zweck wirkte, wird man beurtheilen können, wenn man erwägt, daß er aus dem Merkur 16 Bände gezogen und in die Sammlung seiner sämmtlichen Schriften aufgenommen hat. Daß es bei diesem Treiben nicht an feindseligen Berührungen fehlte, ist natürlich. Wir übergehen seine Händel mit dem berühmten Göttinger Dichterverein, um seiner andern folgenreichen Streitigkeiten zu gedenken, in die er mit einer andern literarischen Partei gerieth, an deren Spitze Herder, Göthe, Lenz, Klinger, Schlosser und andere berühmte Männer standen, die, wie die Göttinger ihren Klopstock, Shakspeare als ihren Abgott verehrten. Wielands Alceste gab Göthe Veranlassung zu einer satyrischen Farce: „Götter, Helden und Wieland" (s. Göthe's Werke in 40 Bänden, Band 7), welche diesen auf das empfindlichste geißelte. Wieland war großdenkend genug, dieses Spottgedicht in seinem Merkur als ein Meisterstück der Persiflage zu empfehlen, und klug genug, sich durch einen geistreichen Scherz aus dem Handel zu ziehen. Aber der Streit hatte großes Aufsehen gemacht und beschäftigte das Publikum um so mehr, je höher es beide Dichter in Ansehen hielt. Auf den Aristophanes*) ihres Mentors aufmerksam, suchten die fürstlichen Zög-

*) Sokrates und andere Athener hatten viel von der Satire und dem Witze des Dichters Aristophanes zu leiden.

linge, bei Gelegenheit einer Reise durch Frankfurt, die Bekanntschaft Göthe's und gewannen ihn lieb. Kaum hatte Karl August die Regierung seines Landes (1775) angetreten, so zog er ihn in seine unmittelbare Umgebung. Zwischen Männern wie Wieland und Göthe war gar bald die alte Fehde vergessen, und nicht lange, so reihete ein Fürst die ewigen Hauptpfeiler unserer Literatur, Schiller, Göthe, Herder und Wieland, als Freunde um seinen Thron.

Von Weimar aus gingen mehrere von Wielands gediegensten Werken aus. Wir nennen hier nur die Abderiten, in denen er in höchst ergötzlicher Weise ein Bild von den Verirrungen, Räthseln, Abweichungen, Widersprüchen und Eigenheiten des menschlichen Herzens giebt, Bemerkungen über Rousseau, moralische Probleme, Jugendgeschichte Bonifaz Schleichers. In allen diesen Schriften erkennt man sein Streben, der Philosophie des gesunden Menschenverstandes Geltung zu verschaffen, sie allgemein zu machen.

Rein poetische Erzeugnisse Wielands aus dieser Periode sind seine Erzählungen und Märchen, 1776—83. Sie unterscheiden sich von den früheren vortheilhaft durch größern Ernst der Empfindung, durch mehr Tiefe des Gefühls und durch größere Rücksicht auf das Schickliche, auf Sittsamkeit. Die Krone seines Dichterruhms erwarb er sich indeß 1780 durch seinen Oberon, von dem bereits oben die Rede war.

Mit dem Oberon verließ der Dichter auf immer das Gebiet der romantischen Poesie, um seinen Griechen und Römern zu leben. Er übersetzte den Lucian und Horaz und führte dadurch beide Klassiker in das große deutsche Publikum ein. An Lucian verwendete er drei volle Jahre. Als Nachhall dieser Beschäftigungen können seine Dialoge im Elysium (1791), seine Göttergespräche und seine Gespräche unter vier Augen, endlich auch sein Peregrinus Proteus gelten.

Im Herbste seines Lebens faßte Wieland den Entschluß, seine sämmtlichen Werke noch einmal zu überarbeiten und die höchste ihm fähige äußere Vollendung zu geben. Mehrere schuf er ganz um, andern half er durch Zusätze oder Weglassungen. Mit dem für diese Ausgabe erhaltenen Ehrensold erfüllte er einen längst gehegten Wunsch: er kaufte sich in der Nähe von Weimar 1797 ein im malerischen Ilmthale gelegenes Landgütchen, Osmanstedt. Hier lebte er mit seiner Familie in stiller Zurückgezogenheit, nahm jedoch unausgesetzt den regsten Antheil an den damals sich entspinnenden Kämpfen in der Gelehrtenrepublik. In seiner Familie wurde er von harten Schicksalsschlägen getroffen: er verlor zwei Schwiegersöhne, eine liebe Enkelin und 1801 seine treue, 35 Jahre ihm zur Seite gestandene Lebensgefährtin durch den Tod. Dies

bewog ihn, sein liebes, nun aber für ihn reizloses Osmanstedt 1803 zu verkaufen und zur Freude seiner Freunde wieder nach Weimar zurückzukehren. Fast achtzig Jahre alt, vollendete er hier noch eine bereits 1806 begonnene, bedeutende Arbeit: eine Uebersetzung der Briefe des Cicero.

Wieland starb am 20. Januar 1813. Er ruht in Osmanstedt neben seiner Gattin und einer theuren Freundin, Sophie Brentano. Den gemeinsamen Hügel deckt jetzt ein schönes Monument mit folgender, vom Dichter lange zuvor gefertigten Inschrift:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.“

II.

In Wielands Schriftstellerleben lassen sich drei Perioden unterscheiden, von denen die erste als die pietistische bezeichnet werden kann. Das Elternhaus, die Schule zu Klosterbergen, der Eindruck von Klopstocks Dichtungen, sein inniges Zusammenleben mit Bodmer hatten einen Einfluß auf seinen Geist ausgeübt, daß er sich mit aller Macht in diese Richtung hineinlebte und geradezu über seine wahre Natur und sein wahres Talent täuschte. So sehr sich aber die Schriften dieser Periode auch durch fromme Redensarten auszeichneten, so erkannten doch scharfblickende Kritiker in denselben Wielands wahre Natur und sprachen dies offen und rückhaltslos aus. So wies Lessing in den Literaturbriefen an der „Empfindung eines Christen“ in schlagender Weise nach, daß Wieland keineswegs in christlichem Sinne schreibe, wenn auch das Christenthum stets sein drittes Wort sei; und Nicolai sagte mit prophetischem Blick: „Die Wielandische Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und der alten Wittwe zu Gefallen sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet; und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte.“ Diese Verwandlung ließ auch nicht lange auf sich warten. Schon im Jahre 1759 konnte Lessing (im 63. Literaturbriefe, als er des Dichters Tragödie „Johanna Gray“ beurtheilte), ausrufen: „Freuen Sie Sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ Veranlassung zu dieser Umwandlung gaben Lessings scharfe, aber unter Anerkennung des Talents geschriebene Kritiken

und der veränderte Umgang. Wieland verließ Bodmers Haus und trat mit Männern in Verbindung, die seiner Richtung abhold waren. In Bern verspottete eine Freundin Rousseau's, die geistreiche Julie Blondeli, seine „seraphische Poesie" als inhalt-, kraft- und formlos, und in Biberach arbeitete Graf Stadion und die Familie Laroche in ähnlichem Sinne. Auch die Lectüre französischer und englischer Schriftsteller wirkte mit.

Nachdem der Uebergang durch einige Dichtungen ernsten Inhalts ohne Ueberschwänglichkeit vermittelt worden war, überließ sich Wieland ganz dem Einflusse der Franzosen und Engländer und nahm sie zum Vorbilde. Er schrieb eine Reihe von „Komischen Erzählungen" (1762), in welchen die bloße Sinnlichkeit den Mittelpunkt der Darstellung bildet. Die Schriften dieser Periode verdienen das ihnen zu Theil gewordene Schicksal, zurückgewiesen und vergessen zu werden, vollkommen. Die Mitglieder des Hainbundes zerrissen sie bei einer Geburtstagsfeier Klopstocks und zündeten sich die Pfeifen damit an.

Wieland überwand aber auch diese einseitige Richtung bald und entwickelte schon im Jahre 1768 in dem didaktisch-epischen Gedicht „Musarion" die poetische Lebensanschauung, deren Darstellung er nun sein Leben widmete. Er läuterte sich nach jeder Beziehung, streifte alles Ueberschwängliche, Herbe, Steife und Eckige ab und ließ die Tugend wieder zu ihrem Rechte kommen. Dadurch gewann er einen großen Theil des Publikums für sich und die Poesie und wirkte auf Kunst und Sprache vortheilhaft ein.

Wie Klopstock, so wird auch Wieland gegenwärtig nur wenig gelesen, fast nur von Literaturhistorikern beachtet; man hat sich entschieden und mit vollem Rechte den eigentlichen Dichterfürsten zugewandt. Doch darf nicht übersehen werden, daß Wielands Dichtungen viele schätzenswerthe Eigenschaften haben, die sie uns immer werth machen werden.

Einen tiefen Einblick in das Leben, die Geisteseigenthümlichkeit und poetische Befähigung Wielands gewährt Göthe's Grabrede auf denselben; sie steht im 27. Bande von dessen Werken (Ausgabe von 1840).

Literatur.

A. Wielands Schriften.

Wielands sämmtliche Werke. Leipzig, 1794 f. 42 Bände. Ebendaselbst, 1839—1840. 36 Bände. 10 Thlr.

Ausgewählte Briefe. Zürich, 1815. 4 Bände. 7½ Thlr.

Auswahl denkwürdiger Briefe. Wien, 1815. 2 Bände. 3 Thlr.
Briefe an Sophie Laroche. Berlin, 1820. 1⅔ Thlr.

B. Schriften über Wieland.

Gruber, Christoph Martin Wieland. Leipzig, 1815 und 1816. 2 Bände. 4 Thlr.
Gruber, Chr. M. Wielands Leben. Neu bearbeitet. Mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands. Leipzig, 1827—28. 4 Bde. 4 Thlr.
(Bildet jetzt die vier letzten Bände der sämmtlichen Werke Wielands.)
Döring, Chr. M. Wieland. Ein biographisches Denkmal. Sangerhausen, 1840. ⅝ Thlr.
Düntzer, Wielands Oberon. Erläutert. Jena, 1855. 4 Sgr.

XXXII. Pfeffel.

1. Das Johanniswürmchen.

(Pfeffel, Poetische Versuche. II. 39. Tübingen, 1802. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl. Nr. 59.)

1. Erläuterungen.

1. Str. Das Johanniswürmchen (Lampyris) ist kein Wurm, sondern ein Käfer. Er gehört zur Familie der Weichkäfer (Telephori), ist graubraun und erreicht etwa die Länge eines halben Zolles. Die zwei vorletzten Bauchringe verbreiten im Finstern ein helles Licht, was der Dichter mit dem Worte „Demantschein" bezeichnet. Die leuchtende Materie ist eine Fettmasse, die wahrscheinlich fortwährend umgesetzt wird. In Deutschland kommen zwei Arten dieser Gattung vor. Bei beiden sind nur die Männchen geflügelt.

„Bardenhain", Dichterhain.

2. Str. Der Rücken der Kröten ist mit Warzen bedeckt, aus denen eine gelbliche, unangenehm riechende Feuchtigkeit schwitzt, zumal wenn man sie berührt. Auf der Haut erregt diese Feuchtigkeit Brennen, selbst Geschwüre, in den Augen sehr heftige Schmerzen. Einige Amphibien scheinen diesen Saft mit Gewalt ausschleudern zu können; bei den Kröten ist dies nicht, oder doch nicht in einem bemerkbaren Grade der Fall, wovon man sich

durch Beobachtung leicht überzeugen kann. Man darf es daher mit dem Ausdrucke: „schoß all ihr Gift nach ihm“, nicht zu genau nehmen. Dagegen kann die Kröte, wie der Frosch, ihren scharfen Urin in einem Strahle fortschießen und thut dies, wenn sie angegriffen wird.

2. Deutung der Fabel.

Das Johanniswürmchen ist der Dichter; denn es wird von ihm gesagt, daß es im „Bardenhain“ sitze. Neidisch auf den Ruhm, den der Dichter selbst nicht kennt, verunglimpft ihn der Kritikus (Kunstbeurtheiler), nicht, weil er etwas an dem Dichter auszusetzen hat, sondern eben, weil er ein guter Dichter ist, den er nicht erreichen kann.

2. Die Stufenleiter.

(Pfeffel, Poetische Versuche. V. 28. Tübingen, 1803. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Thl., Nr. 101.)

1. Erläuterungen.

1. Str. V. 5. „du bist mein“, du bist in meiner Gewalt, ich kann über dich gebieten.

2. Str. V. 1. Der Sperber, Falco Nisus Lin., ist ein bei uns häufig vorkommender, äußerst mordsüchtiger Raubvogel.

3. Str. V. 1. „Gauch“, einfältiges dummes Thier.

4. Str. V. 1. „Bühl“, alterthümliche Form für Hügel.

2. Inhaltsangabe.

Eine Fliege wird von einem Sperlinge gefangen und verzehrt, der Sperling von einem Sperber, der Sperber von einem Adler, und dieser endlich von einem Jäger mittels eines Pfeiles erschossen. Jedes der ergriffenen Thiere fleht um sein Leben, wird jedoch mit den Worten abgewiesen: „Du bist mein; denn ich bin groß, und du bist klein.“

3. Deutung der Fabel.

Die Fabel führt den Erfahrungssatz, daß in der Welt das Recht des Stärkeren gilt, sehr treffend aus. Die Ueberschrift deutet das stufenweise Fortschreiten der Macht und Gewaltthätigkeit an.

Ramler hat diese Fabel umarbeitet und ihr die Ueberschrift gegeben: Die Rechte der Großen. Der Ausdruck „Rechte" ist jedenfalls verfehlt.

Hagedorn hat diese Fabel nach Le Brun in folgender epigrammatischer Kürze wiedergegeben:

Der Marder, der Fuchs und der Wolf.

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.
Mein Leser, diese drei bewähren,
Wie oft die Großen sich vom Blut der Kleinen nähren.

3. Der Hund und die Kuh.

(Pfeffel, Poetische Versuche. VII. 28. Tübingen, 1804. — Lüben und Nacke, Lesebuch, III. Thl., Nr. 126.)

„Eine Kuh schlich hungrig sich hinzu", suchte unbemerkt an das Heu zu kommen, vielleicht um den Hund nicht zu stören, oder auch, um nicht von ihm bemerkt zu werden.

Worin zeigt sich der Neid des Hundes? Darin, daß er der Kuh das Heu, das er selbst nicht gebrauchen kann, nicht gönnt.

Leben und Charakteristik Pfeffels.

I.

Gottlieb Konrad Pfeffel ist am 28. Juni 1736 zu Kolmar im Elsaß geboren. Sein Vater, zuletzt Bürgermeister und Stadtrichter in Kolmar, war ein vermögender Mann, starb jedoch bereits, als unser Dichter noch ein Kind war. Seine Mutter, eine treffliche und hochgebildete Frau, leitete seine Erziehung bis ins 14. Jahr. Nach der Confirmation kam er in das Haus des Kirchenraths Sander und 1750 nach noch nicht ganz zurückgelegtem 15. Jahre wohlausgerüstet nach Halle und auf die Universität, um die Rechte zu studiren. Durch eifriges Studiren hatte er seine von Natur kränklichen Augen in dem Maße geschwächt, daß er bereits 1757, im 21. Jahre, ganz erblindete. Noch vor seiner völligen Erblindung hatte er sich mit der gebildeten Tochter eines Kaufmanns, Devoux, verlobt. Um Niemand an sein Unglück zu knüpfen, am wenigsten die, welche er innig liebte, gab er dem Vater und der Braut das erhaltene Jawort wieder zurück, konnte jedoch die Letztere durch Nichts bewegen, ihn in seinem traurigen Zustande zu verlassen. 1759 schloß er mit

ihr den Bund der Ehe, und dieser Bund war lauter und treu; Pfeffels Gattin machte den Inbegriff seines irdischen Glückes aus.

Um sich so nützlich als möglich zu machen, gründete Pfeffel im Jahre 1773 in Kolmar ein Erziehungsinstitut für die protestantische Jugend, welche sich dem Soldatenstande widmen wollte. Rousseau's Ideen über Erziehung fanden darin Anwendung. Der Unterricht, welchen Pfeffel selbst in einigen Fächern ertheilte, wurde von den Zöglingen mit großer Freude entgegengenommen. Die Revolution machte der Anstalt ein Ende und brachte Pfeffel zugleich um sein Vermögen.

Nach Beendung der Revolution übertrug Napoleon Pfeffel den Ehrenposten eines Präsidenten des Unterrichtsausschusses für das Departement des Oberrheins und stellte ihn 1803 an die Spitze des protestantischen Consistoriums. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er in den obersten Verwaltungsrath für das Kirchen- und Schulwesen nach Straßburg berufen. Voller Eifer, mit musterhafter Treue und mit stets gesegneter Wirksamkeit stand der blinde Greis diesen wichtigen Aemtern vor, Allen ein Vorbild und ein Gegenstand allgemeiner Verehrung, bis an den Tag, wo ihn Gott rief. Er entschlummerte am 1. Mai 1809.

II.

Pfeffel hat am meisten als Fabeldichter geleistet, wofür am besten der Umstand spricht, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil seiner Fabeln im Volke lebt und noch heut gern von der Jugend gelernt wird. Viele derselben sind französischen Mustern nachgebildet. Die Fabel gilt ihm durchgängig nur als Mittel zur Mittheilung moralischer Wahrheiten; er verweilt daher nicht mit Theilnahme bei seinen Gruppen und Wesen, wie z. B. Hagedorn, Gellert, Lichtwer, sondern eilt, fast wie Lessing, der Lehre zu und giebt der Fabel mit Beseitigung alles Neben- und Beiwerks eine epigrammatische Wendung. Bei dieser vorherrschenden Richtung auf die Moral führt er die Fabel auf ihre engsten Grenzen zurück und vermeidet die Weitschweifigkeit, verliert aber dabei die Naivetät und den gutmüthigen Humor der früheren Fabeldichter. Da er nur nach einer bequemen Einkleidung seiner Urtheile und Ansichten strebt, so ist ihm die individuelle Natur der Thiere gleichgültig; es ereignet sich daher nicht selten, daß er ihnen Handlungen beilegt, die ihrer Natur zuwider sind, die nur der Mensch in seiner Verkehrtheit und Abweichung von der Natur begehen kann. Die Moral ist in der Fabel, aber sie wird nicht durch die Fabel versinnlicht, weil eben die Handlungen der Thiere nicht menschlich gedeutet sind, wie es doch die Thierfabel verlangt. In den spätern Jahren nahm Pfeffel eine sehr einseitige poli-

tische Richtung an. Die Gräuel der französischen Revolution hatten ihn mit Abscheu erfüllt, und diesen Abscheu suchte er in Fabeln auszusprechen, ein Bestreben, das nur mißlingen konnte; denn wenn der Zorn überhaupt schlechte Verse macht, so macht er wohl noch schlechtere Fabeln; und wenn uns jene Verkehrtheiten und Abweichungen von der Natur schon bei Menschen widrig sind, so muß es noch viel ärgerlicher sein, die Thiere auf gräuelhaften Abwegen von der Natur zu sehen.

Pfeffels Sprache ist leicht und fließend, zuweilen jedoch weitschweifig und trotz der vielen Bilder oft sehr prosaisch. Auch stören die gelehrten Anspielungen nicht selten. Deß ungeachtet hat er einen nicht unbeträchtlichen Theil wirklich guter Fabeln geliefert, die sich namentlich für den Schulgebrauch empfehlen.

Auf dem Gebiete der poetischen Erzählung hat Pfeffel manches Gute geliefert. Allgemein bekannt und beliebt ist die Tabakspfeife: „Gott grüß euch, Alter! — schmeckt das Pfeifchen?“

Pfeffels dramatische Dichtungen sind bereits unbekannt geworden.

Literatur.

A. Pfeffels Schriften.

Poetische Versuche. Tübingen, 1802—1805. 8 Theile. Neue Ausgabe 1817—1821. 10 Theile. 5 Thlr.

B. Schriften über Pfeffel.

Rieder, Pfeffel; ein biographischer Entwurf. Stuttgart und Tübingen, 1820.

Rückblick auf den sechsten Zeitraum. 1725—1770.

---

1. Der politische Zustand Deutschlands in diesem Zeitraume war ungünstig, da die Schwäche und Zerrissenheit des Reiches immer mehr zunahm und Oesterreich endlich als eine fremde Macht betrachtet wurde, namentlich von der Zeit an, wo es sich Preußen im siebenjährigen Kriege feindlich gegenüberstellte. Auf der andern Seite riefen aber Friedrichs II. Siege das Nationalgefühl wieder wach. Zwischen den verschiedenen Ständen herrschte große Abgeschiedenheit. Die Fürsten und der Adel entwickelten eine übermäßige Prachtliebe und zeigten zugleich die gemeinste Rohheit. Die Gelehrten verachteten die Muttersprache, weil sie dieselbe nicht zu schreiben verstanden. Wirklich vaterländischer Sinn lebte nur im Bürgerstande; die Poesie konnte daher auch nur durch ihn wieder zur Blüthe gebracht werden.

2. Der Bürgerstand mußte aber erst für die deutsche Poesie erzogen werden. Dazu dienten, da man nichts Anderes hatte, Nachahmungen der Franzosen, Italiener und Engländer. Um den Geschmack zu läutern und das Urtheil zu schärfen, unterwarf man die fremden Produkte wie die Nachahmungen der Kritik. Es bildeten sich Vereine, und diese riefen kritische Journale ins Leben. Den ersten derartigen Verein gründeten 1721 Bodmer und Breitinger in Zürich; ein zweiter entstand 1744 in Leipzig und machte die „Bremer Beiträge" zu seinem literarischen Organ; ein dritter, durch Gleim, Uz und Götz gegründet, in Halle. Später wurde Gleim in Halberstadt Mittelpunkt poetischer Bestrebungen. So bildete sich auf

diese Weise eine Schweizerische, Sächsische und Preußische Dichterschule.

3. Durch die Kritik wurde nach und nach die Aufgabe der Poesie festgestellt. Gottsched stellte den Grundsatz auf, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur bestehe, der Dichter sich aber ausschließlich durch die Vernunft müsse leiten lassen, die Phantasie zurückzudrängen habe. Von diesem Gesichtspunkte aus empfahl er die Nachahmung der Franzosen, da ihre Dichtungen sich in den Schranken des Verständigen bewegten. Die Schweizer bekannten sich ebenfalls zu dem Grundsatze, daß die Poesie die Natur nachahmen müsse, identificirten sie aber mit der Malerei, von der sie sich nur durch den Stoff unterscheide. Zugleich verwarfen sie aber die Alleinherrschaft des Verstandes und räumten der Phantasie die ihr gebührende Stelle ein. Diese Meinungsverschiedenheit veranlaßte einen langjährigen Streit zwischen Leipzigern und Schweizern. Lessing widerlegte die Ansicht der Schweizer und stellte unwiderleglich und für alle Zeiten fest, daß die Poesie es mit der Darstellung von Handlungen zu thun habe (s. oben S. 561). In Lessing erreichte überhaupt die Kritik ihre Meisterschaft. Es gelang ihm zugleich, die Zeit der Nachahmung zum Abschluß zu bringen.

4. Die Sprache wurde in dieser Zeit völlig umgestaltet. Gottsched drang auf Reinheit und Würde des Ausdrucks. Die Schweizer forderten daneben auch sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung. Haller gab der Sprache zuerst Kraft und Kürze; Hagedorn fügte die Zierlichkeit hinzu; durch Klopstock und Wieland erhielten diese beiden Richtungen ihren höchsten Ausdruck, und Lessing verband alle diese verschiedenen Bestrebungen zu künstlerischer Einheit und Vollkommenheit.

I. Die Poesie.

Die poetische Produktion beruhte in dem größeren Theile dieses Zeitraumes auf Nachahmung, und der ganze Fortschritt bestand darin, daß man von den Franzosen zu den Engländern und von diesen zu den Alten überging. Die ganze Beschäftigung mit der Poesie macht den Eindruck der Uebung, der Vorbereitung zu Höherem. Durch Klopstock bekam die Poesie einen nationalen Charakter, im Ganzen aber ein zu ernstes Gepräge. Dieser Einseitigkeit trat Wieland entgegen; er behandelte heitere Stoffe mit leicher Anmuth und lieblicher Beweglichkeit und gewann dadurch die höheren Stände für die deutsche Kunst.

1. Die lyrische Poesie.

Die lyrische Poesie tritt gleich zu Anfange des Zeitraums in zwei verschiedenen Richtungen auf: in Haller ernst, im Sinne der Engländer, in Hagedorn heiter, nach Art der Franzosen. Beide wirken erfolgreich auf die nachfolgenden Dichter ein, besonders auf die Leipziger Dichterschule. Die Halle'schen Dichter lehnten sich mehr an Hagedorn an, leisteten jedoch nichts Bedeutendes. Die preußischen Dichter verherrlichten Friedrich II. durch ihre Lieder, Gellert und Klopstock wandten sich dem geistlichen Liede zu, Letzterer außerdem der Ode.

2. Die didaktische Poesie.

Die didaktische Poesie wurde vielfach bearbeitet, da sie der Ansicht entsprach, daß die Poesie neben dem Vergnügen auch Nutzen gewähren müsse. Dazu kam noch, daß auch mittelmäßige Dichter sich ihr widmen konnten und daß die Völker, deren Literatur man jetzt vorzüglich studirte und nachahmte, die Römer, Franzosen und Engländer, bedeutende Muster in dieser Gattung besitzen. Von allen hierher gehörigen Produkten erhebt sich kein einziges über die Mittelmäßigkeit; die meisten sind platt, ohne Geist und Schwung.

3. Die epische Poesie.

In der Ueberzeugung, daß die Poesie nützen müsse, wandte man sich zu Anfange des Zeitraumes vorzugsweise der Fabel und der damit verwandten poetischen Erzählung zu. Vorbilder für die Fabel waren die Franzosen, besonders Lafontaine, der sie mit behaglich epischer Ausführlichkeit behandelte. Das Volk fand an diesen Produktionen Wohlgefallen und wurde dadurch moralisch und geistig gefördert, gewann selbst an ästhetischer Bildung. Am meisten leistete in dieser Richtung die sächsische Schule. Lessing ging von einer andern Auffassung aus; er suchte die Fabel auf ihre einfachste Gestalt zurückzuführen und gab ihr dadurch einen epigrammatischen Charakter. Gegen Ende des Zeitraumes treten Fabel und Erzählung immer mehr zurück und kündigen dadurch den Eintritt einer neuen Periode an.

Die Romanzen und Idyllen dieses Zeitraumes sind nicht von Bedeutung.

Das Epos wurde nach verschiedenen Richtungen hin bearbeitet. Im allegorischen und didaktischen Epos leistete eigentlich nur Wieland Nennenswerthes; auch war es ihm vorbehalten, gegen Ende des Zeitraumes (im Oberon) das romantische Epos zu schaffen.

4. Die dramatische Poesie.

Um das Drama erwarb sich Gottsched dadurch ein Verdienst, daß er Stücke aus dem Französischen übersetzte, deren Werth in ihrer Regelmäßigkeit bestand; sonst waren sie höchst unbedeutend, in der Sprache steif und unbeholfen. Nicolai wies auf das italienische und englische Theater hin. Weiße führte dadurch eine weitere Entwickelung des Drama's herbei, daß er einen größeren Reichthum an Handlung und eine größere Mannigfaltigkeit der Charaktere in die regelmäßige Form zu bringen suchte. Lessing erkannte aber zuerst, daß es nothwendig sei, dem Drama eine nationale Grundlage zu geben, wenn es zu höherer Vollendung und Selbstständigkeit gelangen solle. Er schloß sich zunächst an die stammverwandten Engländer an, arbeitete aber dann ganz selbstständig. Insbesondere hat Lessing das bürgerliche Trauerspiel eingeführt und das nationale Lustspiel begründet. Das rührende Lustspiel führte Gellert ein, indem er französische Vorbilder nachahmte.

5. Der Roman.

Der Roman wurde im Ganzen wenig bearbeitet; die bessern Erzeugnisse treten erst gegen das Ende des Zeitraumes hervor. Auf die noch längere Zeit dauernden Robinsonaden folgten die durch den Engländer Richardson hervorgerufenen sentimentalen Familienromane, die namentlich Gellert einführte. Neben diesen fand sowohl der satirische, als der politische Roman ziemlich häufige Bearbeitung. Eine künstlerische Gestaltung des Romans wurde erst am Ende der Periode durch Wieland angebahnt.

II. Die Prosa.

Um die Prosa hat sich wiederum Gottsched verdient gemacht. Seine Bemühungen waren vorzüglich auf das Aeußerliche derselben, auf Reinheit, Einfachheit und Deutlichkeit gerich-

tet, was, wie in der Poesie, auch hier zur Breite führte. Als Schöpfer der neueren Prosa steht Lessing da, wie schon oben gezeigt wurde. Auch Wieland hat sich Verdienst um dieselbe erworben, da er ihr eine große Mannigfaltigkeit in den Satzformen und eine überraschende Geschmeidigkeit zu geben verstand. Außerdem haben noch Winckelmann, Justus Möser und Mendelssohn zur Vervollkommnung der Prosa beigetragen.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Lüben, August, / Nacke, Carl, / Huth, H.

Einführung in die deutsche Literatur vermittelt durch Erläuterungen von Musterstücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller ; für den Schul- und Selbstunterricht ... ; zugleich als Kommentar zu dem Lesebuche für Bürgerschülen von denselben Herausgebern und zu der Auswahl
Bd.: 1

Leipzig 1865